arus / Symbolik der enschlichen Gestalt

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
E26 .C32 1925 OLD
Symbolik der menschlichen Gestalt : ein
24503095392

LANE
MEDICAL

LIBRARY
Gift
Dr. Horace Gray

H Gray

March 1927.

·179· L B 07

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/symbolikdermensc0000carl

Symbolik der menschlichen Gestalt

Ein Handbuch zur Menschenkenntnis

von

Carl Gustav Carus

Dr. med. und phil.; Prof. der vergl. Anatomie und Morphologie;
weil. Präsident der Kaiserl. Leopold-Karolin. Akademie
und Leibarzt des sächs. Königshauses in Dresden

Neu bearbeitet und erweitert von

Theodor Lessing

Dr. med. und phil.; Prof. der Psychologie an der
Technischen Hochschule in Hannover

☆

LAC LIBRARY

Dritte vielfach vermehrte Auflage
mit 161 Holzschnitten

1925

Niels Kampmann Verlag, Celle

Printed in Germany.

Von den großen Köpfen 187
Von den kleinen Köpfen 194
Von der Physiognomik der Schädeloberfläche 202
Verdrückte und schiefe Schädel 205
Besondere Modellierung der Schädeloberfläche 206
Mystische Andeutungen des Innern im Äußern überhaupt 210
Modellierung des Vorderhauptes 214
Modellierung des Mittelhauptes 227
Modellierung des Hinterhauptes 232
b) Von der Physiognomie der Umhüllung des Schädels 240
Stirnhaut 242
Haupthaar 244
2. Von der besondern Symbolik des menschlichen Antlitzes 252
Die Nase 259
Das Auge 267
Die Augenbraue 274
Das innere Auge 276
Der Mund 282
Die Zähne 283
Lippen 285
Mundwinkel 289
Kinn 290
Bart 294
Das Ohr 297
Von Beurteilung der Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Teilen des Hauptes 302
Von der Symbolik der Lebensbewegungen des Hauptes 305
Von der Symbolik der Sprache 311
Ergänzungen 314
II. Symbolik des menschlichen Stammes 327
1. Der Stamm an und für sich 327
a) Hals und Nacken 328
b) Brust und Oberteil des Rückens 339
c) Leib und Unterteil des Rückens 347
2. Die Gliedmaßen des Stammes 354
a) Die Brustgliedmaßen 359
α) Oberarm 360
β) Unterarm 363
γ) Die Hand 366
I. Morphologische Geschichte der Hand 367
II. Bildungsverschiedenheiten der menschlichen Hand 375

III. Bedeutung einzelner Formen der Hand 383
1. Elementare Hand 384
2. Motorische Hand 386
3. Sensible Hand 387
4. Psychische Hand 388
IV. Von den einzelnen Teilen der Hand 390
b) Die untern Gliedmaßen 401
a) Oberschenkel 404
b) Unterschenkel 407
c) Der Fuß 411
Die morphologische Entwickelung des Fußes 412
Geschichte der individuellen Verschiedenheiten 417
Ergänzungen 435

Der Symbolik menschlicher Gestalt dritter Teil 461

Die Anwendung 461
1. Von den verschiedenen Zwecken der Charakterologie 462
a) Anwendung der Symbolik behufs der Pädagogik 463
b) Anwendung der Symbolik in ärztlicher Beziehung 468
c) Anwendung der Symbolik in gerichtlicher Beziehung 471
d) Anwendung der Symbolik in sozialer Beziehung 484
e) Anwendung der Symbolik in artistischer Beziehung 487
2. Von der Anwendung der Symbolik auf die verschiedene Individualität nach Alter, Geschlecht und Volksstamm 490
a) Anwendung der Symbolik auf die verschiedenen Altersstufen 490
b) Anwendung der Symbolik auf die verschiedenen Geschlechter 500
c) Anwendung der Symbolik auf die verschiedenen Volksstämme 503
Ergänzungen 509
Schlußbetrachtung 517
Namenverzeichnis 527

Einleitung

Karl Gustav Carus wurde am 3. Januar im kalten Winter 1789 zu Leipzig geboren und starb zu Dresden am 28. Juli 1869. Betrachtet man sein vollentfaltetes Leben von 80 Jahren, wie er selber es in vier Bänden „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" geschildert hat, in einem Stil von großartiger Naivität, so bescheiden als stolz, so weise als schlicht; ja! da gedenkt man wohl halb mit Genugtuung, halb in Wehmut eines schönen Ausspruches von Jean Paul: „Selten gewinnen gewöhnliche und noch seltener ungewöhnliche Menschen die volle mit allen Zweigen blühende Kraft des Leibes und Geistes; aber desto prangender trägt dann eine Wurzel einen ganzen Blumengarten."

Karg und selten wahrlich gelingt der Natur das Vollkommene! Von Millionen Eicheln, die der alte Eichbaum verstreut, werden die meisten bald vertilgt durch Reh und Wildschwein, Eichkätzchen und Waldgevögel; hunderttausende verweht der Wind auf felsigtes Gestein, wo sie nicht Wurzel schlagen können und faulen müssen, andere hunderttausend finden zwar Scholle und schlagen Wurzel, aber nur im Chaos des dichten Unterholzes, wo die rücksichtsloser wachsende Tanne oder der parasitische Efeu den vornehmen Stämmling nach wenigen Jahren wieder ersticken. Und nur einer, grade einer aus den Millionen hat das Karma, an einen geschützten sternengesegneten Ort getragen zu werden, wo er ruhig emporwipfeln kann gleich der alten Steineiche im Plauener Grund, deren Bild, von Carus gemalt, das Dresdener Museum bewahrt; darunter sann er über die Symbolik der Gestalt.

Aus tüchtigen sorglichen Eltern im gesunden norddeutschen Volkstum als einziges Kind geboren und von Jugend auf wacker gelenkt und behütet, konnte Gustav Carus eine große Fülle schöner Fähigkeiten zu eigener und fremder Freude entfalten. Im 23. Lebensjahr habilitierte er sich in Leipzig als Privatdozent für vergleichende Anatomie. Drei Jahre später, 1814, wurde er

Direktor der geburtshilflichen Klinik in Dresden; 1827 wurde er königlicher Leibarzt, 1862 wählte die Karolinisch-Leopoldinische Akademie ihn zu ihrem Präsidenten. Tritt man in die klare Luft seiner Werke, so spürt man einen Menschen, der, hastlos und rastlos, im gesicherten Boden zum Äther emporwächst, unbekümmert um den Neid der Masse; schön und gesund. Gleich seinem Freunde Alexander v. Humboldt, dem weit kühleren, lebte er in der Hof- und Adelsgesellschaft, ohne darum je seine Würde und Einfalt preiszugeben, nur die gute Lebensform und Selbstzucht gepflegter Menschen gewinnend und doch eine ganz kindliche ursprüngliche Natur. In seinem schönen Hause hat er seine hochbetagten Eltern bei sich. Eine große Kinderschar wächst gesund und froh heran. Er wird in Tätigkeit und Kraft ein Patriarch von achtzig Jahren. Er schafft wertvolle wissenschaftliche Arbeiten, begründet als einer der ersten die vergleichende Anatomie, macht schöne Entdeckungen über Maße und Proportionen des Schädels und Entwickelung der Knochen; findet Periodizitäts- und Rhythmengesetze, welche heute nochmals wieder entdeckt werden (worüber Gelehrte sogar komische Prioritätsstreite führen), entdeckt, der Harvey des beflügelten Reiches, den von Cuvier nur geahnten Blutkreislauf der Insekten; ferner: einen interessanten Parasiten, das Leucochloridium paradoxum, der in einer Schnecke (Succinea) lebt. Botanisierend in den Wäldern um Marienbad mit seiner kleinen Tochter Marianne, findet er einen unbekannten Pilz (Pyronema Marianum). Er liefert schöne Arbeiten über die Zirkulation des Embryo im Schneckenei, über das Gefühl des „Bläschens im Ohr" beim Bergsteigen, über die Verhältnisse der Iris und Markhaut im Auge und ihre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung, und so manches dergleichen, alles gewonnen aus freudiger Naturbeobachtung. Daneben schuf er seine großen Lehrbücher und unterhielt eine rege ärztliche Praxis.

Die deutsche Naturforschung zwischen 1750 und 1850 ist zum Teil von schwankenden Nebeln der Romantik umhüllt, Mystik aus der Schule Schellings und Baaders; zum andern Teil verwaltet sie bereits das mühselige Sammel-, Beschreibe- und Beobachtegeschäft des Empirismus, der zuletzt in

Darwin und Wallace seine Erfüllung fand. Carus stand beiden fern! Er war ein Naturforscher nach dem Sinne Goethes. Sein rastlos fragender nüchterner Verstand war an ein träumerisches Gemüts- und Phantasieleben gebunden. Sein sehr vorsichtiger, auch die formale Schulung nicht entbehrender Geist überwachte die allem Künstlerischen, Poetischen, Religiösen immer offenstehende Seele. Dabei war er ein so sinnenfälliger Augenmensch, daß er die zootomischen und osteologischen Tafeln seiner Werke allesamt selber radieren und stechen konnte. Auch hat er sein Leben lang nach der Natur gezeichnet und hätte als Landschaftsmaler, oder wie er selber gern sagte als Erdlebenbildner, wohl eine geachtete Stellung in der Kunst erringen können; werden doch heute noch seine Aquarelle und Landschaften im Kunsthandel gesucht und teuer bezahlt. Das Geheimnis dieser Vielseitigkeit, die doch keineswegs Encyklopädismus war, wie bei Leibniz oder Wundt, und die auch niemals zersplitterte in Vielkönnerei und Vieltuerei war einfach dies: Carus war eine vollmenschliche Natur von selbsteigenem Range, die keineswegs ihre Bedeutung hat in irgendwelchen „Leistungen", sondern frei und schön nach vielen Seiten hin sich selbst erfüllte. Man gerät daher in seiner Atmosphäre in eine Stimmung von Wärme und Wohlbehagen und fühlt in dieser schönen Eurythmie den unvernichtbaren Naturkern, den Quell ewiger Jugend, jene sichere Ruhe, die nur aus den von Ehrgeiz freien, stets mit der Natur in Einklang gestimmten wohlbewahrten Herzen steigt.

In der Malerei waren seine Freunde ihm förderlich: Christian Klaußen Dahl und Kaspar David Friedrich, zumal der letztere ein trefflicher Meister, vor dessen Landschaften der Bildhauer David d'Angers das bezeichnende Wort fand: „Voilà l'homme qui a découvert la tragédie du paysage." In der Musik förderten ihn seine Freunde Friedrich und Johann Schneider, der Oratorien- und der Orgel-Schneider, der ernste tiefe Karl Maria v. Weber und Wilhelmine Schröder-Devrient, eine etwas komödiantische aber hochgenialische Natur. Überhaupt empfing er viel durch edle und vornehme Frauen; am meisten wohl durch Emilie v. Lüttichau, die Gemahlin des Dresdener

Intendanten, eine Frau von wunderbarer Geistigkeit; manches auch durch Thereſe Devrient, die gute Sonne des ernſten würdigen Eduard und Schwägerin des bewegteren Emil Devrient. So iſt das Leben von Guſtav Carus mit der Geiſtesgeſchichte der Stadt Dresden und mit der Geſchichte des ſächſiſchen Königshauſes eng verknüpft. Auch Ludwig Tieck und ſein romantiſcher Kreis und ſpäterhin der jungdeutſche Kreis um Karl Gutzkow traten in ſein Leben. Aber in dieſen Verknüpfungen offenbarte ſich auch deutlich die Begrenztheit ſeiner überall auf Maß und Mitte geſtellten harmoniſchen Natur. Mit ſchöner Naivetät geſteht er gelegentlich: „Ich bin ſo bezaubert von Mozart, daß ich für Beethovens gewaltſamen Geiſt keine Sympathie empfinden kann.“ So fühlt er denn auch für Gutzkow nichts als Abneigung, und ſogar über Tieck urteilt er ſo: „Tiecks Perſönlichkeit verdiente, wenn irgend eine, vollkommen den Beinamen einer attiſchen und oftmals zürnte ich mit mir ſelbſt, daß ich ſo vielfach mich abhalten ließ, ſeinen Salon zu beſuchen. Etwas lag übrigens doch auch an der großen Verſchiedenheit unſerer Naturen. Ein gewiſſes Negatives, Ironiſches, auch wohl Krankhaftes, Anti-Goetheſches konnte mir, dem die durchaus poſitive klar gegenſtändliche und geſunde Richtung Goethes im Blute lag, nie ganz und gar homogen ſein, und ſo nahe wir uns auch ſpäterhin kamen und ſo ſehr er bis ans Ende ein lieber, verehrter Freund mir geblieben iſt, ſo blieben doch immer Gegenden übrig, in denen wir uns nicht ganz verſtanden.“ Carus nächſter Freund war bis zu ſeinem Tode der zu Unrecht vergeſſene große Eindeutſcher von Swift und Ralelais: Johann Gottlieb Regis. Wo lebt wohl heute ein ähnlich reicher Bildungskreis? Auch Friedrich Schlegel, Schelling und Hegel treten Carus näher; mit den großen Naturforſchern jener Tage, zumal mit Oken wechſelte er Briefe. Bedeutende Staatsmänner, Humboldt und Lindenau ehrten ihn. Ein nahes Verhältnis gewann er zu dem Philoſophen Krauſe, über deſſen Totenſchädel er eine ſchöne kranioſkopiſche Studie ſchrieb. Carus hat in unabhängiger Stellung die wichtigſten europäiſchen Länder bereiſt. Herodot und Sophokles waren ihm tiefe Erlebniſſe. Er liebte die Alpen und fühlte das Meer. Aber der eigentliche

Polstern dieses schönen Lebens war doch Goethe. Daß er zwanzig Jahre lang Goethe nahestehen durfte, empfand Carus als sein bestes Glück, und sein frohester Tag war wohl jener Neujahrsmorgen des Jahres 1826, an welchem Goethe ihn überraschte mit jenem berühmt gewordenen Bekenntnis, das Goethes Verhältnis zur Entwicklungswissenschaft in klaren Worten darlegt. Wie viel ein hoher Mensch in einem minderbegabten, der ihn ganz zu durchdringen und zu lieben vermag, zur Reife bringen kann, das lernt man aufs schönste, wenn man Carus Verhältnis zu Goethe studiert. Als der ebenso unglückliche als edelgesinnte Wolf v. Goethe dem alten Carus die Triepelsche Büste des Großvaters brachte, sagte er zu ihm: „Wenn der Vater sich hier sehen könnte, dann würde er sagen: hier weilte ich schon lange." Und in der Tat! auf jeder Seite der Carus'schen Schriften, der naturforschenden, charakterognomischen, kunstphilosophischen ist Goethe, auch wenn er nicht genannt wird, unbewußt zugegen.

*

Auch die „Symbolik der menschlichen Gestalt" ist ein Stück Goethesche Naturwissenschaft, (wie denn z. B. die Würdigung der charakterographischen Versuche Portas auf Goethes Farbenlehre zurückzuführen ist). Das Wesentliche dieser Naturanschauung ist Folgendes: die lebendige Gestaltenwandelwelt, das brâhma-vidya der Veden wird betrachtet genau so wie sie den Sinnen erscheint, ohne das Bedürfnis, sie aus einer dahinter befindlichen zweiten Welt, etwa aus einer Welt bewegter Atome oder Energien kausal zu „erklären"; daher denn diese Art Naturwissen weder Analyse noch Synthese kennt, weder funktionale Beziehungen noch mathematisch integrierbare mechanische Bewegung im Raum, sondern eben in *jeder* Funktion, Relation oder Bewegung immer die typologische Wesenheit (Carus würde sagen: „die Idee" erfaßt.*)

*) Es ist für Psychologie kennzeichnend, daß sie es immer mit dem *funktionalen* (wirtschaftlichem, erziehbarem, d. h. in irgend einem Sinn „Arbeit leistenden") Menschen zu tun hat. Die Charakterologie kümmert sich um den Menschen nur, so weit er *nicht* urteilt, wertet und Arbeit leistet.

Es ist vollkommen begreiflich, daß die exakte Naturwissenschaft, welche den mechanischen Apparat – (Mikroskop, Teleskop, Kamera) – zwischen die Gestaltenwelt und die Sinne einschob, mithin die Gestalt nicht „ahmend" erlebt, sondern als Objekt abzustellen d. h. zu konstatieren bemüht ist, die Goethesche Art naiven Schauens ablehnen muß. Goethe sieht das Licht; Newton führt hinter das Licht. Alle exakte Naturwissenschaft muß transphänomenal verfahren, weil sie hinter die sinnfälligen Gestalten kommen will, denn nur so gelingt es uns, die Natur nach bilden zu lernen und die Gestalt wieder zu erzeugen als Maschine. Einem technischen Zeitalter wurde Carus bald fremd. Es konnte nicht fehlen, daß minder leichtlebige, objektive, ganz auf fachmännische Leistung und Spezialarbeit gestellte Forscher eine solche Originalität feindlich empfinden mußten. Ein wunderliches Beispiel dieser Abneigung findet man in den Lebenserinnerungen des hannoverschen Arztes Louis Stromeyer, des Begründers der deutschen Kriegschirurgie, die Invektive: „Carus und Goethe oder der neue Empedokles." Sogar in der Allgem. deutschen Biographie, in der sonst jedes vergessene Grab sein Lichtchen hat, wurde Carus nur stiefmütterlich behandelt; der Anatom Hecker kennzeichnete kurz die gynäkologischen Schriften, und ein Sohn von Carus, ebenfalls Mediziner, gab einige Notizen über die zootomischen Werke bei, eigentlich nur sein Bedauern umschreibend, daß sein Vater nicht exakt genug gearbeitet habe. So galt es diesen Naturforscher neu zu entdecken. Ich habe in meiner „Philosophie als Tat" (Goettingen 1914) geschildert, wie im Sommer 1905 mir in der Bücherei des Dresdner Grünen Gewölbes die Schrift „Neue Briefe über Landschaftsmalerei" von Karl Gustav Carus zufällig in die Hand kam. „Seither ist es mir mit dem längst vergessenen Naturforscher, von dem ich bis dahin kaum den Namen kannte, eigen genug ergangen. In allen Bibliotheken, in die zufällig mein Fuß mich führte, forschte ich in den Katalogen zunächst nach seinen zum großen Teil nicht mehr aufzutreibenden Werken, und immer wenn ich solch ein Buch in der Hand hielt, trat die Individualität des Mannes als die selbe und immer doch von einer anderen Seite mir entgegen, so daß ich in ihm das Vor-

bild des voll ausgefüllten klaren und gesunden Lebens bewundern lernte .... Und so sehr seine Art Naturwissenschaft in ihrer engen Verbindung mit Poesie und bildenden Künsten, mit Philosophie und Religiosität gegenwärtig verkannt wird, als schöngeistig, subjektiv, allzu persönlich beiseite geschoben; ich weiß es gewiß! bald werden neue Geschlechter leben, die just diese Dichterphilosophen, diese Künstlernaturforscher als ihre ahnungsvollen Vorgänger zum Wesentlichen froh wieder grüßen werden." Heute nun, zwanzig Jahre später, hat sich diese Voraussage erfüllt, und es ist mir noch vergönnt, das Hauptwerk von Carus neu herausgeben zu dürfen. Aus ähnlichem Studiengange und ähnlicher Vermischung scheinbar entgegengesetzter Interessen – medizinisch-naturwissenschaftlicher, philosophischer und ästhetisch-dichterischer – hervorgegangen, habe ich die Übung reinen Schauens immer tiefer lieben gelernt, nachdem ich seit nunmehr dreißig Jahren über Gestaltenkunde nachgedacht habe und seit fünfzehn Jahren, mindestens in jedem zweiten Semester ein Kolleg über Charakterologie gelesen habe. Nie war man symbolischem Schauen so fern wie heute, wo man – mit *Worten* wie Anschauung und Intuition ungeheuerlich Mißbrauch treibend – just das Gegenteil Goetheschen Schauens: die Begriffsanalytik der Schulphilosophie als Phänomenologie, Eidetik und unmittelbare Anschauung bezeichnet, das Leben in Gestalt mit dem Schauen der Vernunft vermengt; ja sogar von einer anderen Seite her dialektische Konstruktionen ideologischer Kollektiva, wie Staat, Volk, Nation – (ernsthaft von einer Phänomenologie oder Morphologie der Kulturen redend) – für lebendiges *Sehen* hält und mit Goethes Naturwissenschaft in Verbindung bringt. In diesem Hexentreiben der Analogien und Abstraktionen ist es gut, wieder daran zu erinnern, daß alle Wissenschaft und Philosophie, daß alles, was bloß „Gedanke" ist nach dreißig Jahren wieder veraltet, daß aber auch nach siebenzig und siebenhundert Jahren fröhlich blüht, was eine lebendige Natur treu geschaut und echt gelebt hat; kann man doch bereits voraussehn, daß ein exakter Forscher wie Darwin schneller veralten muß als ein unexakter wie Carus, einfach darum, weil dieser keine von seinem natürlichen Leben *ablösbare* Wissenschaft getrieben hat.

Ich war bemüht, das klassische Werk der Gestaltenkunde so herauszugeben, wie ich wünschte, daß meine eigene Hinterlassenschaft einst erneuert werde; nichts fortlassend, nichts ändernd, sondern einzig um entbehrliche Einschiebsel kürzend und hie und da eine Härte im Stil meidend (wie z. B. Carus' Neigung, fast jeden Absatz mit logischen Flickworten wie „nun" und „aber" anzuknüpfen; zu oft ein übertreibendes „sehr" dem Adjektiv beizufügen; „derselbe, dasselbe" statt er und es zu gebrauchen und ähnliche Kleinigkeiten), ohne daß ich darum jemals an den ruhig dahingleitenden, an Goethes Sprache geschultem schönen Periodenstil zu modeln mich vermessen hätte. So empfängt die Nachwelt dies klassische Werk genau so reich, wie es in den früheren bei Brockhaus erschienenen Auflagen war; ja dank der Opferwilligkeit des Verlages sind auch alle von Carus verfertigten Holzschnitte wieder erneuert. Andererseits habe ich das Buch dem heutigen Stand der Wissenschaft angeglichen, indem jedem der drei Bücher eine orientierende Ergänzung beigefügt wurde, die gleich den vom Herausgeber beigefügten Anmerkungen mit Lg. unterzeichnet ist. Es ist möglich, daß man an der Terminologie einiges als veraltet empfindet, z. B. die medizinischen Bezeichnungen der Konstitutionen und Temperamente; aber immerhin wird man nicht umhin können, die dahinter stehenden Beobachtungen richtig zu finden, und wenn man z. B. einem neueren Philosophen gestattet, just 29 „Kulturtypen" zu unterscheiden, so mag man auch Carus gestatten, just 18 Konstitutionstypen zu unterscheiden; sind doch jene: ideale Fiktion, diese aber: leiblich sichtbar. – Die charakterologische Forschung – auf ihren drei großen Gebieten: Gestaltenkunde, Formenkunde und Ideenkunde – steckt immer noch in Kinderschuhen. Ihr Fortschritt leidet vor allem daran, daß man das Studium biotischer Gestalten mit dem Studium der Formen und Artefakte (etwa der Kunstformen, der musikalischen, tänzerischen, tektonischen Ausdrucksbewegungen, der Handschrift, den Formen des Werklichen, der Maschinen, Kleider, Geräte usw.) vermengt und diese Formenwissenschaft wiederum mit der Betrachtung ideologischer Gebilde (wie Landschaft, Sprachtypus, Kulturkreis, Volkheit usw.) – Die drei Gebiete müssen

aufs strengste getrennt werden! Es ist ein Hauptvorzug des vorliegenden Werks, daß es sich auf einen kleinen Ausschnitt des ersten Gebiets, auf die Symbolik der Menschengestalt beschränkt. Welche Quellen des Lebens, selbst auf einem so engen Gebiete, zu finden sind, davon hat Biologie und Psychologie noch kaum entfernte Ahnung; wird man es doch einst als ein Monstrum deutscher Wissenschaftsgeschichte buchen, daß ich ein ganzes Leben hindurch mich vergeblich darum bemüht habe, echte Phänomenologie, in ihren drei Reichen als Gestalten-, Formen- und Ideenkunde an einer deutschen Universität, auch nur als Privatdozent, also unentgeltlich, lehren zu dürfen. In Carus ehren wir den Ahnherrn! Keiner kann künftig um ernste Menschenkunde bemüht sein – (sei es als Morphologe, Psychologe, Anthropologe, Graphologe, Astrologe oder wie immer), – ohne das Werk zu studieren, welches als erstes den Glauben der Alten bestätigte: Soma-Saema; „Gestalt ist Symbol" und von welchem der einzige, Carus überragende Charakterologe Ludwig Klages, 1910 in den „Prinzipien der Charakterologie" Folgendes schrieb: „Einer Formenlehre des psychischen Lebens fehlt es durchaus nicht an Vorläufern und selbst nicht an einer gewissen Tradition, auch wenn wir absehen von den Weisen aller Zeiten und Völker, die niemals im Sinne des Intellektualismus Psychologie getrieben haben. Und zwar ist der primär psychologische Trieb vor allem lebendig in der „Romantik" genannten Epoche des deutschen Geisteslebens, aus der wir hinsichtlich psychologischer Forschung nur Karl Gustav Carus anführen, zwar nicht den größten Namen, jedoch einen Mann, in dessen Natur das schweifende Element jener Tage hinreichend kluge Besonnenheit vorfand, um, statt des Vorströmens in ahnende Imaginationen, der Verdichtung fähig zu werden zu einer des Ausbaues und der Erweiterung noch harrenden L e h r e. Ihn und gleichartige Ansätze zeitgenössischer Geister hat wie so manche fruchtbaren Keime der dreißiger und vierziger Jahre die kommende Entwicklung dann hinweggespült, so daß wir heute über eine Kluft der Zeit hinweg die Kette neu zu knüpfen haben." Theodor Lessing.

Vorhalle

Das Wort Symbol (Σύμβολον) vereinigte bei den Alten eine Menge verschiedener Bedeutungen. Es ist gebildet von dem Worte Symballo (Συμβάλλω), welches zunächst zusammenwerfen, zusammenbringen, zusammentragen ausdrückt, aber auch gebraucht wird, um das Verabreden über etwas, das Vergleichen verschiedener Dinge untereinander, das „Handels-Verkehr haben", das Zusammentreffen mit einem, ja selbst das „ein Treffen liefern" zu bezeichnen. – Auf diese Weise wurde nun also auch Symbol der Ausdruck, zunächst für ein Zeichen, aus welchem man auf etwas schließen, woran man etwas erkennen kann, und wurde daher entweder betrachtet als die besondere Eigenschaft irgend eines Dinges, und nicht als eine Sache für sich (so konnte z. B. eine gewisse Farbe des Gewandes, das einer trug, ein Zeichen sein, wonach andere sich zu richten hatten), oder aber, es war auch das Symbol selbst eine bestimmte Sache, eine Marke (so z. B. bekam der zu Athen einziehende Fremde ein Symbolon, Billet mit einem Siegel, womit er sich vor dem Rate auszuweisen hatte, und so erhielten dergleichen Marken die Ratspersonen selbst, um sicher in die Sitzungen gelangen zu können).

Wir in der Neuzeit nehmen dasselbe Wort, dessen Bedeutung im Altertume im Ganzen eine mehr materielle war, wesentlicher im ideellen Sinne, oder noch bestimmter, wir nehmen es teils religiös, teils poetisch, teils philosophisch: – Die größte Freiheit herrscht da in der Anwendung! ein und dieselbe Erscheinung, ein und dasselbe Kunstgebilde sogar, kann uns das Symbol werden, bald einer tiefen religiösen Beziehung, bald eines feinen poetischen Gedankens, bald einer besonderen abstrakten Vorstellung, eines scharfgesonderten philosophischen Begriffs, ja des Höchsten, dessen das geistige Schauen fähig ist – der Idee. Wie vermöchte man also die geordnete Darstellung aller besondern Zeichen oder Symbole, wodurch ein menschliches Innere – die Idee dieses

besondern Menschen – im Äußern seiner Bildung sich verkündigt, besser zu bezeichnen als mit dem Namen einer Symbolik?

Man darf es aussprechen: je tiefer die Natur und Sinnesweise eines Menschen ist, desto mehr wird ihm alles was er erkennt und erlebt zur Bedeutung eines Symbols. Schon die Alten, wenn sie auch weniger es gerade durch dieses Wort bezeichneten, waren groß und oft wunderbar tiefsinnig in dem Ahnen oder auch deutlichen Erkennen eines Übersinnlichen hinter einem Sinnlichen, eines Geistigen hinter dem Leiblichen; und, abgesehen von dem Reichtum der Symbolik wie er durch ihre ganze Mythologie und Poesie geht, darf man nur den Plato aufschlagen, oder Abhandlungen lesen wie jene merkwürdige und schöne des Plutarch „über das Ei am Tempel zu Delphi", um über den Reichtum ihrer symbolischen Anschauungen wahrhaft zu staunen. Im Mittelalter sodann verlor die Symbolik sich in das religiöse Gebiet, und das Christentum führte eine Menge von Sinnbildern ein, welche ebenso sehr zur Erläuterung höherer geistiger und gemütlicher Anschauungen und Erkenntnisse gebildet wurden, als sie im Altertume mehr aus der vergeistigten Anschauung der Natur unmittelbar hervorzugehen pflegten. – In gewisser Beziehung kehrt nun das, was wir die höhere Aufgabe der Symbolik der neuern Zeit nennen dürfen, wieder mehr zu dem Sinne des Altertums zurück, nur daß es noch weiter geht, und das Sinnbild verläßt, um den Sinn und die Bedeutung in der Natur an und für sich selbst zu erfassen. Im höchsten Sinne streben wir dahin, die Welt überhaupt als das Symbol des höchsten ewigen Mysteriums der Gottheit, und den Menschen als das Symbol der göttlichen Idee der Seele anschauen und verstehen zu lernen, und indem in diesem Sinne unermeßliche und unendliche Aufgaben sich herausstellen, zieht die Symbolik eigentlich das ganze Gebiet des Kosmos einerseits, wie andererseits das Gebiet der Morphologie und Physiologie in ihren Bereich. Man kann sagen, die Symbolik werde auf diese Weise übersinnlicher und sinnlicher zugleich, gegen die der vergangenen Zeiten; denn wenn dem alten Assyrer der geflügelte Löwe das Symbol des zeugenden weltenschaffenden Geistes und des

männlichen Prinzips selbst war, sowie der geflügelte Stier das des empfangenden, die Formen zur Wirklichkeit bringenden Äthers und des weiblichen Prinzips überhaupt, wenn bei dem alten Ägypter der heilige Sperber als Symbol der Seele erschien, und dem Ur-Christen das fleckenlose Lamm das höchste Mysterium der Versöhnung verkündigte, so erkennt das rechte Schauen der Wissenschaft unserer Zeit, in den mystischen Spiralbewegungen der Gestirne das Symbol der Unendlichkeit der Welt, es erkennt in dem Verhältnis von Sonne und Planet ein unmittelbares Symbol der wunderbaren Wechselwirkung eben jener höchsten männlich befruchtenden und begeistigenden, sowie der weiblich empfangenden und gestaltenden Naturkräfte, ihm ist die Pflanze mit ihrer geheimnisvollen Entwickelung das Symbol der unbewußt sich darlebenden Seele, und der Mensch hinwiederum, in der vollen Unergründlichkeit, Weisheit und Unermeßlichkeit seiner Organisation, wird ihm als Mikrokosmus zum Ebenbilde der Welt und der Weltseele überhaupt.

Man darf übrigens wohl schon ohnehin die Überzeugung, daß in Wahrheit in der äußern Bildung des Menschen ein sehr bedeutsames Symbol gegeben sei, als eine sehr verbreitete betrachten, urteilt doch schon halb unbewußt das Kind und der Wilde, ja fühlt sogar das nur irgend dem Menschen näher getretene Tier verschieden nach diesem Symbol über dessen inneres Sein, und so mag wohl auch im Allgemeinen behauptet werden, daß gerade in dem dem Naturzustande näher stehenden Menschen sich das Talent einer natürlichen Physiognomik leichter und schärfer entwickele. So sagte Marschall Marmont in seinen Memoiren mit Bezug auf Napoleon und dessen Scharfblick für menschliche Individualitäten gewiß sehr richtig: „Das Bedürfnis der Selbsterhaltung, das sich von Jugend auf geltend macht, entwickelt in dieser Beziehung in dem Menschen ein besonderes Genie; ein Franzose, ein Deutscher und ein Engländer werden, bei sonst gleicher Begabung, in dieser Hinsicht jederzeit einem Korsen, einem Albanesen oder Griechen nachstehen, und man darf außerdem die Phantasie, den lebhaften Geist und die angeborene Verschlagenheit hierfür in Anschlag bringen, welche dem Südländer eigen ist."

Bei alledem wird es immer noch etwas sehr viel anderes bleiben: eine solche Überzeugung haben, ein solch dunkles Gefühl von der Bedeutenheit unserer und fremder Gesamtbildung besitzen, oder aber es vermögen, das Mysterium dieser Gestalt auch wirklich im einzelnen zu deuten, dieses Symbol auch wahrhaft im Bewußtsein zu entziffern. Hier ist nur zweierlei zum Ziele führend: entweder dem leisen aber aufmerksamen Gange der Wissenschaft zu folgen, und aus ihren Händen Teil für Teil die Bedeutung der Gestaltung in ihrer ungeheuern möglichen Mannigfaltigkeit sich erklären und reichen zu lassen, oder selbst, durch ein besonderes Geschick, begabt zu sein mit jenem Seherblicke, welcher, ohne daß er der einzelnen Gründe bedarf, das Rätsel durch den Genius löst. Ein solches Vermögen, bald im geringern, bald im höhern Grade, aus der Hülle den Kern, aus dem Symbole der Gestalt die Art der seelischen Idee zu erschauen, ist von jeher vereinzelt vorgekommen*), und traf man sie an Königen und Heerführern, welche nur durch viele untergeordnete Individualitäten großer Wirkungen im Leben fähig sind, so gereichte sie ihnen immer zu besonderem Vorteil, denn indem sie schnell aus der Menge diejenigen herauszugreifen imstande waren, welche entschiedenen Plänen in großer Weise dienen konnten, erreichten sie selbst weltliche Größe und einen festen Platz in der Geschichte. Auch Lavater war ein Geist dieser Art, und eben dieses Vermögen, gleichsam in den Menschen zu schauen, ist es, was bei ihm auf seine Umgebung oft eine gewisse Befangenheit verbreiten mochte:

*) In der ausführlichen englischen Anzeige der ersten Ausgabe dieses Buches (s. Quarterly Review, 1856, Sept., Nr. 198) hat man sich die Mühe gegeben, noch eine Anzahl Zeugnisse für das Obige aufzuführen, und ich will davon hier noch ein Wort von Addison und eins von Thomas Browne mitteilen, die beide, jedes auf eigene Weise, zeigen, wie lebhaft von Vielen erkannt worden ist, was ich im Obigen ausspreche. – So Addison: „Einer sagte: „Sprich, damit ich dich sehe!" – allein ich finde, ich sehe den Menschen noch besser, ohne daß er spricht" (d. h. blos indem ich die Symbolik seiner Gestalt studiere), und Browne: „There are mystically in our faces certain characters, which carry in them the motto of our souls, wherein he that cannot read A B C may read our natures." (Mystischerweise sind in unseren Gesichtern gewisse Zeichen, welche das Losungswort unserer Seele enthalten, und worin Der unser Wesen lesen kann, der kein A B C zu lesen versteht.)

— Das Zeugnis Goethes spricht hierüber sich sehr bestimmt aus in den Worten: „Lavaters Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entschiedenen Einwirkung nicht erwehren, und so mußte ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und ebenso ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher tat dies notgedrungen, um sich von dem was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben"; und weiterhin: — „Hiernach will ich denn nicht leugnen, daß es in Lavaters Nähe gewissermaßen bänglich war, denn indem er sich auf physiognomischem Wege unserer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unserer Gedanken, die er im Wechsel des Gesprächs mit einigem Scharfsinn gar leicht erraten konnte." — Anders ist das Wirken der Wissenschaft! sie darf diesen Seherblick, der sie selbst gewissermaßen überflüssig machen würde, nicht voraussetzen, sie muß ausgehen von dem, was Entwickelungsgeschichte, Morphologie und Physiologie über Bedeutung jeglicher einzelner Bildung des Menschen darzulegen wirklich imstande sind, sie muß vergleichen und messen, welche Seite der Organisation mehr, welche weniger hervorgehoben ist, und wird Schlüsse daraus ziehen, welche, indem sie sich einem jeden klar darlegen lassen, zwar weniger das Vergnügen des Erratens, dafür aber die Befriedigung der Überzeugung gewähren. — Dabei hat man jedoch wohl zu bemerken, daß auch eine solche wissenschaftliche Symbolik (und sie allein ist es natürlich, die wir hier ins Auge fassen können) in ihrer Anwendung nie eines richtig vermittelnden Gefühls, eines feinern Takts, welcher selbst angeboren sein muß, ermangeln kann, kurz daß sie, wie viele Wissenschaften, in ihrer Anwendung zugleich gewissermaßen zur Kunst werden müsse. Der organische Bau des Menschen enthält neben der großen Macht des Rationalen so viel ganz unerläßliches Irrationales, daß nie das Wägen, Messen und Zählen allein ausreichen. Nur eine gewisse übersichtliche und allgemeine Erwägung, nur eine feinere Fühlung des Übereinstimmenden und Nichtübereinstimmenden, des Mehr und Weniger wird es sein, wodurch die wirkliche Anwendung der Grundsätze wissenschaft-

licher Symbolik zu einer wahren Geltung gelangen kann, wodurch sie aber dann auch wahrhaft imstande sein wird der Grundpfeiler dessen zu werden, was dem Menschen zu seinem Weltleben das Unentbehrlichste bleibt – der Menschenkenntnis.

Wir dürfen also wohl kurz sagen: die Symbolik der menschlichen Gestalt ist eine Wissenschaft, insofern sie die Grundsätze kennen lehrt, nach welchen die unzähligen Individualitäten der Bildung, denen wir im Leben begegnen, je nach ihrer seelischen Bedeutung beurteilt werden sollen, und sie ist eine Kunst, inwiefern sie diese Grundsätze im einzelnen konkreten Falle wirklich anwendet, und aus dem vorliegenden Leiblichen auf das darin verborgene Geistige schließt. Finden wir doch ähnliche Unterschiede bei manchem Andern, z. B. bei der Heilkunde, denn auch da ist die eine Seite das Wissen und die andere das Können, ja man darf sogar die Ähnlichkeit beider noch weiter verfolgen, denn hier wie dort hat es von jeher nicht an Empirikern gefehlt, welche die Kunst vollkommen zu besitzen glaubten, ohne eines Seherblicks oder einer wahren Wissenschaft mächtig zu sein; freilich ohne aber auch irgend ernstere Prüfung ertragen zu können. – Und gewiß! wenn man im Leben etwas sich umsieht, so ist die Leichtfertigkeit, mit welcher so viele sich vollkommen befähigt glauben, ohne innern Beruf und ohne Wissen, über die Bedeutung eines besondern menschlichen Äußern sofort ein Urteil abzugeben, nur zu vergleichen mit der, womit sie überhaupt über geistige Individualitäten so leicht abzusprechen und sie zu erheben oder herabzuwürdigen stets bereit sind.

Wäre indes auch vielleicht in dem bisherigen es gelungen, den Begriff dessen, was wir die Symbolik der menschlichen Gestalt nennen, festzusetzen und im allgemeinen zu bestimmen, so sind doch noch mancherlei Fragen zu lösen und Betrachtungen anzustellen, bevor wir zu dem einzelnen dieser Gegenstände selbst uns wenden dürfen. Zunächst jedenfalls würde die Frage aufzuwerfen sein: was ist denn das eigentlich Äußere eines Menschen, aus welchem wir, als aus einem Symbole auf sein wahrhaftes Innere, sein geistiges Leben schließen sollen?

Schon Lavater beschäftigt sich mit dieser Frage, allein er dehnt den Gegenstand weiter aus, er beantwortet sie, indem er sagt: „Wahrlich nicht bloß seine nackte Gestalt, unbedachte Gebärden, die seine innern Kräfte und deren Spiel bezeichnen! – Stand, Gewohnheit, Besitztümer, Kleider, alles modifiziert, alles verhüllt ihn. Durch alle diese Hüllen bis auf sein Inneres zu dringen, selbst in diesen fremden Bestimmungen feste Punkte zu finden, von denen sich auf sein Wesen sicher schließen läßt, scheint äußerst schwer, ja unmöglich zu sein. Nur getrost! Was den Menschen umgibt, wirkt nicht allein auf ihn; er wirkt auch wieder zurück auf selbiges; und indem er sich modifizieren läßt, modifiziert er wieder rings um sich her. So lassen Kleider und Hausrat eines Mannes sicher auf dessen Charakter schließen usw." – Eine solche Ausdehnung nun, so wenig die wichtige Bedeutung dieses Äußerlichen irgend geleugnet werden darf, gedenken wir zwar hier nicht diesen Betrachtungen zu geben, allein es muß doch hervorgehoben werden, daß es gar nicht so leicht sei, auch wenn man nur den Menschen an und für sich selbst, und also keine seiner Umgebungen, als Gegenstand der Symbolik betrachtet, auszusagen, wann und wie man sein eigenstes Äußere aufzufassen habe. Das nämlich, was wir den wahren Menschen nennen, das (man darf es nie vergessen) ist ja nicht ein Einiges, sondern ein Vieles. Plutarch*) schon sagt sehr schön, es sei der besonders schlagende Unterschied des sterblichen Menschen gegen den Gott, daß dieser ein wahres Sein habe, ein Ewiges, Unerschaffenes sei, während jener nie zum wahren Sein gelangen könne, weil, fährt er fort: „schon beim Samen die Veränderung anfängt, indem sie einen Embryo bildet, dann ein Kind, dann einen Knaben, einen Jüngling, einen Mann, einen Alten und einen Greisen, indem sie die ersten Entstehungen und Alter stets vernichtet durch die darauf folgenden. Daher ist es lächerlich, wenn wir uns vor dem einen Tode fürchten, da wir doch schon auf so vielfache Weise gestorben sind und sterben. Denn nicht bloß, wie Heraklit sagt, ist der Tod des Feuers das Entstehen der Luft,

*) Über das Ei zu Delphi. 18.

und der Tod der Luft das Entstehen des Wassers, sondern man kann dies noch deutlicher an dem Menschen selbst wahrnehmen; der kräftige Mann stirbt, indem er ein Greis wird, der Jüngling, indem er ein Mann wird, der Knabe, indem er ein Jüngling, das Kind, indem es ein Knabe wird; das Gestrige ist verstorben in dem Heutigen, das Heutige stirbt in dem Morgenden; keiner bleibt oder ist ein Einziger*), sondern wir werden Viele, indem die Materie sich um ein Bild, um eine gemeinschaftliche Form herumtreibt und abgleitet."

Eigentlich schiene es nun freilich hieraus hervorzugehen, daß, um das wahrhafte Innere eines Menschen in seinem Äußeren zu erkennen, man dies Äußere aus allen Lebensstufen zusammenfassen müsse, was denn allerdings – wie man leicht einsieht – eine vollkommene Unmöglichkeit bleibt, aber nichts destoweniger wird es doch gut sein, die Erkenntnis von der Wichtigkeit dieser Einsicht immerdar gegenwärtig zu behalten; denn einmal wird sie uns darauf hinweisen, daß, um so durchgebildeter und um so mehr entwickelt ein Individium ist, auch um so bedeutungsvoller das Symbol seiner Gestalt für das Innere sich herausstellen werde, und ein andermal wird man jedenfalls dadurch den Sinn für eine gewisse Beweglichkeit dieser Gestalt in der Zeit sich offen erhalten.

Daß nun übrigens aus dem Vorhergegangenen sich ergebe, es müsse überall die gesamte äußere Gestalt Gegenstand der Symbolik sein und nicht etwa bloß der oder jener einzelne Teil, darüber kann jetzt hoffentlich kein Zweifel weiter bestehen. – Zwar wird es sich im Verlauf dieser Betrachtungen deutlich herausstellen, daß gewisse Gegenden dieses Gliedbaues mehr, andere weniger scharf bezeichnend für die Idee des Innern genannt werden dürfen; und daß die erstern daher auch durchgängig einer besonders umfassenden Behandlung wert sind, allein notwendig würde doch ein jeder, der mit solchen Entzifferungsversuchen sich befassen und nur an einzelnes, und wären es die edelsten Gebilde, den Schädel, das Antlitz, die Hand etwa, sich halten wollte, stets auch nur einen

*) Darum leitet er den Namen des Gottes Apollo ab von α (a) und πολύς (polys, viel) als Der, der die Vielheit verneint, der in Wahrheit Einer ist.

mangelhaften Begriff über das innere Mysterium empfangen*), während dagegen *der*, der von der Überzeugung ausgeht: es müssen im lebendigen Organismus *alle* Teile auf das Ganze und *jeder Teil* auf den andern sich beziehen, der folglich zunächst die Proportionen allgemeiner Gestaltung und die allgemeinen Volumen- und Substanzverhältnisse, und dann erst die besonders charakteristischen einzelnen Gegenden erwägt, jedesmal zu weit vollständigern und mehr begründeten Ergebnissen gelangen wird.

Anforderungen an die Symbolik menschlicher Bildung.

Die wesentlichste Aufgabe – man darf es geradezu aussprechen – wird aber immer als eine *divinatorische* zu betrachten sein; ja man kann dies Wort hier im eigentlichen Sinne (divinatio – Weissagung, von divine – göttlich) anwenden, denn sie soll uns weissagen oder wahrsagen von einem Göttlichen, d. i. von der innersten Idee des Menschen, also von demjenigen Unsaglichen und Gedankenhaften, in welchem alles Denken und alles Sagen, wie alles Empfinden und Wollen, ja alles Bilden und alles menschliche Leben, als in einem höchsten Urquell bedingt ist. – Die Anforderung an die Symbolik stellt sich daher ganz einfach *so* heraus, daß verlangt wird, sie solle eben *das*, worin die Besonderheit eines solchen Besondern gegeben ist, zum deutlichern Bewußtsein bringen, mit einem Worte, sie soll das mannigfaltige Äußere gleichsam *durchsichtig* machen und soll lehren, die Art des überall eigentümlichen Innern aus diesem Äußern möglichst vollkommen zu erkennen.

Damit man nun hier deutlicher sehe, ist vor allen Dingen notwendig es darzulegen, worin die Verschiedenheit verschiedener Grundideen überhaupt sich zeigen und bestehen könne. Was zuerst *das Bestehen* betrifft, d. h. die

*) Hiermit ist allerdings sogleich ausgesprochen, warum so viele vereinzelte Bestrebungen immer so unvollkommene Resultate gegeben haben. Craniosкopie z. B., die gewiß manches Wichtige über die Eigentümlichkeit eines Menschen auszusagen vermag, welche unvollkommene Resultate wird sie gewähren ohne Berücksichtigung aller übrigen Verhältnisse des Organismus! – Ebenso Physiognomik des Antlitzes, – Chirognomonie oder Deutung des Handbaues, u. s. w.

Eigentümlichkeit des besondern An-sich-seins der Grundidee jedes einzelnen Menschen, so ist es damit ebenso wie mit allem durchaus Abstrakten: — im Geiste läßt es sich schauen; mit einem Worte nicht ausdrücken. Was an sich unsaglich ist, davon kann auch nicht unmittelbar ausgesagt werden, wie es ein von anderm Unsaglichen verschiedenes sei, obwohl es so ist; — die Darstellung muß sich daher darauf beschränken, auszusprechen, worin seine Besonderheit sich zeige. — Das, worin sich in jedem auf eine besondere Weise die Idee als Unbewußtes äußert, nennen wir die Konstitution, das, worin sie als ein Bewußtes seine Existenz begründet, nennen wir die geistigen Anlagen, und das endlich, worin Bewußtes und Unbewußtes sich überall durchdringen und verbunden offenbaren, nennen wir das Temperament. — Also die Besonderheit der Konstitution, des Temperaments und der geistigen Anlagen, wie sie in irgend einem Individuum verbunden erscheinen, aus der körperlichen Bildung mit möglichster Bestimmtheit zu erörtern und darzulegen, das ist es, was wir als die wesentliche Anforderung an die Symbolik menschlicher Bildung festsetzen dürfen.

In diesen drei Momenten, an welchen und durch welche das Leben des Einzelnen sich gestaltet, ist denn auch gleichsam das Mittel oder das Werkzeug dargestellt, mit welchem nun Lebensereignisse und der gegebene Grad geistiger Freiheit zu gebaren vermögen, um dadurch sodann diese oder jene Früchte eines irdischen Daseins zu erzielen; hier Wildheit und schwarze Taten des Räubers, dort Feinheit und Betrüglichkeit des Rabulisten, in diesem Falle Gefühlstiefe und Produktivität des Dichters, in jenem Vergleichungsvermögen und Einsicht des wissenschaftlichen Forschers, hier wieder Stumpfsinnigkeit und Gedankenleerheit des Idioten, und dort wieder gewaltige Tatkraft und Übersichtlichkeit des großen Feldherrn. — Wenn wir so, je nach ihren unendlich verschieden gegebenen Lebenselementen die Menschen überblicken, und wenn wir hierin als Parallelen zu den ebenso unendlich verschiedenen Symbolen ihrer Leiblichkeit, gleichsam den Aufzug des Gewebes ihrer Lebensgeschichte

gegeben sehen, zu denen dann die täglichen Begebenheiten ihrer Lebensjahre, und deren willkürliche Lenkung, *den Einschlag* darstellen müssen, so kann es nicht fehlen, daß hiermit die Gesamtheit unserer Menschenkenntnis eine Vollständigkeit und Deutlichkeit zu erlangen vermag, welche nicht verfehlen wird, jedem, der sie in dieser Weise sich aneignet, zum höchsten Vorteil seiner eigenen Lebensführung zu gereichen.

Als eine der ersten Regeln in dem, was von dieser Symbolik zu fordern sei, wäre es also festzuhalten: daß *nicht sowohl das, was der Mensch geworden ist, sondern das, wozu er die Möglichkeit des Werdens in sich hatte*, entziffert werden solle: – Mit Sicherheit können wir z. B. nach ihr bestimmen, daß in jedem Falle, wo nach irgend einer Richtung hin die Anlage ganz fehlt, eine dorthin deutende besondere und höhere Entwickelung der geistigen Individualität gewiß nicht hervortreten werde; keineswegs aber dürfen wir umgekehrt *da*, wo wirklich diese oder jene Anlage im hohen Grade vorhanden ist, auch allemal behaupten, daß dieselbe nun auch wirklich bedeutend entfaltet gefunden werden müsse, da sie, durch Umstände veranlaßt, gar wohl großenteils unausgebildet geblieben sein kann.

Schon durch die Beachtung und gehörige Anwendung dieses einzigen Satzes können jedenfalls viele Mißverständnisse beseitigt werden, welche bisher oftmals den einzelnen bekannten Zweigen der Symbolik die mannigfaltigsten Schwierigkeiten bereitet haben. Es begab sich z. B. wohl, daß man bei einem recht günstig angelegten Kopfbau und einer hinlänglich kräftigen allgemeinen Konstitution, doch Naturen begegnete, die weder durch irgend besondere Geistesschärfe über Mittelmäßigkeit sich erhoben, noch zu Taten gelangten, welche das Niveau des ganz gewöhnlichen irgendwie überstiegen. Hier fehlte es denn nicht, daß, anstatt dadurch veranlaßt zu werden, in der Geschichte dieses Menschen die Ursachen aufzusuchen, weshalb so schöne Keime zu so wenig Früchten gelangt waren, man im Gegenteil die Bedeutung des Hirn- und Schädelbaues angriff und eine völlige Unzuverlässigkeit ihrer Zeichen zu behaupten den Anlaß nahm.

Eine andere Anforderung geht dahin: daß die Symbolik Zufälliges und Momentanes vom Wesentlichen und Bleibenden gehörig unterscheide. In allen Regionen der Organisation kommen Veränderungen und oft wirkliche Umbildungen vor, welche durch Schädigungen oder Krankheiten veranlaßt sind, und also keineswegs für Symbole eines besondern innern Seins gelten können. Natürlich kann nun hier die scharfe Unterscheidung nur bei demjenigen vorausgesetzt werden, welcher mit den Wirkungen der Krankheit oder sonstigen gewaltsamen Störung der Organisation hinreichend vertraut ist, und wenn ich daher oben schon bemerkte, daß die Symbolik Wissenschaft und Kunst zugleich sei und also nicht ohne feinere Fühlung, Verständnis und Geschicklichkeit angewendet werden könne, so kommt hier nun für diese Anwendung notwendigerweise auch noch die Beschränkung hinzu, daß sie, solle sie überall die möglichst sichern Resultate gewähren, nur von den überhaupt in der Wissenschaft vom Organismus im gesunden und kranken Zustande Erfahrnen, nicht von bloßen Dilettanten, angewendet werden dürfe.

Fassen wir also hierüber noch einmal das Allgemeine zusammen, so darf man sagen: es sei jedenfalls und überhaupt die wichtigste Anforderung an die Symbolik die, den einzelnen Menschen als einen ursprünglich besondern darzustellen, und zwar zunächst ganz abgesehen von dem, was er mit seiner Besonderheit übrigens versucht und vollbringt. Damit ich hier recht verstanden werde, so mag es nicht überflüssig sein, einen Rückblick zu werfen auf die Stellung der unendlich verschiedenen menschlichen Individualitäten gegen die ebenso unendliche Verschiedenheit der sämtlichen Tiergeschlechter; eine Verschiedenheit, durch welche eben jene erstere Unendlichkeit recht erklärt wird. Sagt doch nicht mit Unrecht Oken: „Der Mensch bildet für sich allein eine eigene Zunft, eigenes Geschlecht und eine einzige Gattung, und ist wesentlich durch die gleichmäßige Ausbildung aller Organe, vorzüglich aber der Sinnesorgane charakterisiert. Dieses Gleichgewicht aller Werkzeuge und Tätigkeiten, oder die Vereinigung und mögliche Ausübung aller Verrichtungen des gesamten Tierreichs, gibt ihm seine Bedeutung. Er ist die Gesamtheit

aller Tiere, sowohl seiner Gestalt als seinen geistigen Kräften nach." – Gewiß! wenn wir in diesem Sinne beachten wollen, wie der Mensch als höhere Einheit der unermeßlichen Mannigfaltigkeit aller Tiergeschlechter gegenübersteht, so müssen wir die Notwendigkeit unmittelbar fühlen, warum auch die Menschengattung wieder in sich in eine so unermeßliche Mannigfaltigkeit von Charakteren und Individualitäten zerfallen mußte, eine Mannigfaltigkeit, deren tausendfältige Analogien mit der des Tierreichs Poesie und Prosa von jeher vielfältig ausgebeutet haben. Ist es doch nicht ohne Bedeutung, wenn wir von dem einen Menschen sagen, sein Geist fliegt den Flug des Adlers zur Sonne, wenn wir den Heldencharakter dem Löwen gegenüberstellen, wenn der unverschämt Zudringliche uns das Bild der nicht abzuwehrenden Fliege hervorruft, wenn das Widerwärtige der Spinnen oder Kröten in gewissen Naturen sich zu verkörpern scheint, oder das heimlich Lauernde der Katzen im Wesen anderer deutlich sich ausdrückt. – Es gewährt jedenfalls sehr merkwürdige Resultate, und ist daher allen Freunden der Symbolik besonders zu empfehlen, daß sie die Geschichte des Tierreichs in diesem Sinne studieren, denn indem sie dann erkennen werden, wie die allerverschiedensten seelischen Eigenschaften in unzähligen Formen hier verstreut sind, werden sie bestimmter darauf aufmerksam werden, wie im höchsten Grade symbolisch, gerade in dieser Beziehung die Gestaltung all dieser Geschlechter sei, und überall werden sie sich dadurch zu lehrreichen Parallelen für die Symbolik der menschlichen Gestalt aufgefordert finden. – Sehr vorteilhaft wird es dabei sein, wenn das Studium der Zoologie mit dem der vergleichenden Anatomie Hand in Hand geht, denn im höchsten Grade wird dies dazu beitragen, deutlicher einsehen zu lernen, wie außerordentlich bezeichnend der Bau der einzelnen Tiergeschlechter sei, teils für die Stellung, welche sie einnehmen sollten im großen Wesenkreise der Erde, und teils für den Grad eigenen seelischen Lebens, welches in einem solchen Innern sich zu erschließen bestimmt war. – Denke man doch nur die Organisation des Vogels durch, und wer dürfte verkennen, daß dieser von Luft bis in die Höhlen seines Knochensystems durch-

drungene Körper, diese mit den wunderbaren und ebenfalls lufterfüllten Federn bedeckte Haut, diese Verwandlung der Arme zu Flügeln, diese Eigentümlichkeit in Sinnes- und Stimmorganen, nur für das Element der Luft und für den Flug bestimmt sein konnten! — Ebenso ist es, wenn wir die äußere Gestalt und den innern Bau des Fisches studieren, wie er nach Zusammendrängung der Gesamtbildung, durch Entwickelung von Flossen und Kiemen, sowie durch die höchstmerkwürdige Metamorphose der Lunge zur Schwimmblase, so sehr auf das Leben im Wasser und auf Schwimmen gewiesen wird, daß der Forscher, und hätte er nie einen Fisch im Wasser gesehen, auf das entschiedenste dessen Bestimmung durch Divination darzulegen imstande sein müßte. Und wirklich hat in dieser Beziehung die Forschung vielfältig als im höchsten Grade divinatorisch sich bewiesen. Man gedenke nur der zuerst durch G. Cuvier eben mittels Benutzung der vergleichenden Anatomie ausgeführten Bestimmung der Reste vieler urweltlichen Geschöpfe; der Art und Weise, wie dort oftmals ein paar einzelne Knochen, ein Zahn, eine Klaue, das Symbol wurden, aus welchem man nicht nur in sehr sicherer Weise den Bau des ganzen Knochengerüsts und die Größenverhältnisse des gesamten Geschöpfs darzulegen vermochte, sondern welche zuletzt auch über Lebensweise und Aufenthalt des Tiers im Trocknen oder Feuchten, im heißen oder kalten Klima, manchen Aufschluß zu gewähren imstande waren.

Hat man in dieser Weise erkannt, mit welcher Gewißheit eine richtig angewendete Symbolik mitten durch die ungeheure Mannigfaltigkeit des Tierreichs, zum bestimmten Anschauen der einzelnen Gattungen leiten kann, so wird man aus diesem Gleichnis leicht entnehmen, wie sehr die genaue Auffassung des Besondern in der äußern menschlichen Gestalt, förderlich sein müsse, um die seelische Eigentümlichkeit irgend einer Persönlichkeit, sowohl in ihrem Unbewußten als Bewußten begreifen zu lernen. Verfahren wir doch gleichermaßen am einfachsten so bei der Beurteilung sogar irgend eines leblosen Werkzeuges, eines Messers etwa, einer Presse, einer Säge oder irgend eines ähnlichen Gerätes. Wozu es im allgemeinen gebraucht, bei was für Materialien es an-

wendbar sein könne, das ist es, was wir aus seiner Konstruktion, bei irgend kluger Betrachtung, gar wohl zu entziffern vermögen, – ob es dagegen zu unserm Schaden oder zu unserm Nutzen, ob es dereinst für uns oder wider uns gebraucht werden möchte, darüber ist dem Werkzeuge an und für sich durchaus nichts abzumerken, und soll daher eine solche Divination hier auch gar nicht versucht werden. Wie wir jedoch an einem solchen Werkzeuge *Das* gar wohl durch sorgfältige Betrachtung entziffern können, ob es überhaupt viel in Gebrauch genommen worden sei, ob es ferner auch in einen vernünftigen Gebrauch genommen wurde, d. h. ob es nicht durch unzweckmäßiges Anwenden gegen ungeeignete Materialien halb zerbrochen, abgestumpft oder sonst geschädigt worden sei, oder ob es im Gegenteil wohl durch Mangel jedes Gebrauchs verrostet und verdorben erscheine, *so* wird allerdings auch die Symbolik, wenn sie zuvor Alles untersucht hatte, was als ein ursprünglich Gegebenes die eigentümliche Gott-verliehene Lebensidee bezeichnen konnte, den Beruf haben, *zweitens* auch die Spuren aufzusuchen, welche nun *das Leben selbst* in diese Organisation gegraben hat, und wodurch es sich notwendig in gewissem Maße an der organischen Gestalt verraten muß, *welchen Gebrauch das das Leben lenkende Prinzip des selbstbewußten Geistes während seines bisherigen Lebens von dieser seiner leiblichen Bildung gemacht hatte.*

Man sieht leicht ein, daß mit dieser weitern hier gemachten Anforderung, in der Symbolik eigentlich ein zweites neues Feld eröffnet wird, ein Feld, welches gewiß nicht unwichtiger als das erste ist, und über dessen Begrenzung und Benennung wir uns zuvörderst etwas näher zu verständigen haben werden. – Allerdings war es übrigens bis jetzt schon üblich, die Lehre von Dem, was *äußerlich* an der Organisation des Menschen durch die mancherlei Gemütsbewegungen, Leiden und Leidenschaften des Lebens momentan verändert, oder auch wohl bleibend umgestimmt wurde, mit dem Namen *der Pathognomik* (von πάθος – Pathos, Leidenschaft; γνώμη – Gnome, Kenntnis, aber auch

Kennzeichen)*) zu belegen. Wenn also z. B. unternommen wurde, zu verfolgen wie die verschiedenen Gemütsbewegungen sich in den Gesichtszügen ausdrückten, und was sie bei öfterer Wiederholung dieser Bewegungen an Eindrücken (Falten) dort zurückließen, so wurde dies mit Recht in die Pathognomik verwiesen. Behalten wir also gegenwärtig diesen Namen – Pathognomik – für die Lehre von den sämtlichen durch das Leben, seine Leiden und Leidenschaften, herbeigeführten Umänderungen des Äußern der Organisation, so würden wir nun ferner auch darauf denken müssen, für die Lehre von denjenigen Zeichen im Äußern unseres Gliedbaues einen besondern Namen festzusetzen, welche als die ursprünglichen Eigentümlichkeiten desselben angesehen werden dürfen. – Hier kommt uns denn als vollkommen angemessen das schon mehr eingebürgerte Wort Physiognomik (von Φύσις – Physis – Entstehung – Natur, und Γνώμη – Gnome – Zeichen) entgegen, und wir verfehlen denn nicht, es künftig auch überall in dieser Bedeutung hier festzuhalten. – Zu wünschen würde es jedoch sein, immer noch außer diesen beiden ein besonderes Wort zu besitzen, welches denjenigen Teil der Physiognomik ausschließend umfaßte, dem wir die festern und irgendwie wirklich meßbaren Zeichen zuweisen könnten; und allerdings wird es wichtig werden, dergleichen Zeichen besonders aufzusuchen und hervorzuheben, weil sie allemal einer schärfern Bewahrung und Vergleichung Raum gewähren werden als diejenigen, welche in bloßen Modificationen, oder, wenn man so sagen darf, Modulationen der Form stattfinden und immer nur entweder durch sehr genaue Abbildungen, oder durch besonders ausgeführte Beschreibungen sich festhalten und überliefern lassen. Ich wähle denn für eine solche Symbolik das

*) Anstatt der Worte Pathognomik und Physiognomik schreibt man wohl auch Pathognomonik und Physiognomonik, und folgt dann dem Adjectivum γνωμονικός – Gnomonikos – welches Das bezeichnet, was zum Gnomon, dem Kenner, gehört, das Kennerhafte; da es sich indes hier um die Lehre von Zeichen handelt und gnome auch Kennzeichen ausdrückt, so folgt man besser dem Adjektivum γνωμικός – gnomikos; – Pathognomonik wird deshalb allemal richtiger die Lehre von den Leidenschaften selbst ausdrücken, während die Pathognomik nur ihre Zeichen beschreibt.

auch schon angewendete Wort Organoskopie (von Ὄργανον – Organon – das Werkzeug, die Gliedmaße, und Σκοπιά – Skopia – das Spähen, Ausspähen).

So würden wir also hinfort von der Symbolik verlangen dürfen: 1) daß sie als Organoskopie die von Natur gegebenen Verhältnisse äußerer Bildung, insofern sie irgend wäg- oder meßbar sind, so genau als tunlich bestimme; 2) daß sie als Physiognomik die äußere Gestaltung und Modellirung der gesamten Körperoberfläche ihrem Charakter nach möglichst getreu schildere; und endlich 3) daß sie als Pathognomik die durch eigentümliche Lebensführung dem Äußerlichen unserer Bildung überhaupt, besonders aber den für seelische Vorgänge vorzüglich wichtigen Regionen eingegrabenen Zeichen sorgfältig nachgehe und ihre Bedeutung darstelle.

Was man nicht von der Symbolik zu fordern und zu erwarten haben wird.

Daß man aber zuvörderst bei allen solchen Enthüllungsbestrebungen des Geheimnisses der menschlichen Gestalt, der Unzulänglichkeit jeder endlichen und individuellen Einsicht sich erinnern müsse, ist klar. Schon bei dem Werke vom Menschengeist gedacht und von Menschenhand gebildet, erkennen wir, daß um so schwieriger sein vollständiges Verständnis sei, je größer und tiefsinniger der schaffende Geist ist, wie viel mehr wird dies bei dem Geheimnis organischer Bildung der Fall sein! – Freilich bezeichnend ist Alles und Jedes an dieser Bildung, und der vollkommene Geist würde diese Lettern überall auch vollkommen zu lesen imstande sein; da ist nichts so klein, daß es in einem Organismus so hoher Bedeutung blos zufällig und sinnlos genannt werden dürfte, aus jedem besondern Verhältnis der Formen, aus jedem so oder so geschwungenen Lineament, müßte irgend eine seelische Eigentümlichkeit mit herausgelesen werden können; aber wer wird hier immer imstande sein, die ganz angemessene Deutung zu geben?! – Also: man fordere nicht überall und unbedingt sichere Anzeigen seelischen Seins aus körperlicher Bildung! wir werden uns be-

mühen bei den einzelnen Betrachtungen anzumerken, wo wir die Ergebnisse mit entschiedener Gewißheit aussprechen dürfen und wo nicht! – aber man bedenke, daß auch da, wo im einzelnen Falle der Symboliker vielleicht unrichtig deutet, oder wo er überhaupt gestehen muß, nicht deuten zu können, nicht die Wissenschaft irrt und nicht ausreicht, sondern der Mensch. Wir hören nicht selten im gemeinen Leben dann, wenn das Barometer einen hohen Stand anzeigt und trotzdem der Himmel sich mit Wolken bedeckt und Regen herabsendet, das Instrument anklagen und ausrufen: „das Barometer gehe unrichtig", während doch allerdings ganz genau dadurch die atmosphärische Spannung angegeben wird, und nur nicht begriffen ist, in welcher Beziehung eben diesmal höheres Steigen der Quecksilbersäule zum Fallen des Regens stehen mußte. Ebenso etwa ist der angehende Schüler oder der Dilettant der Kraniosкopie zuweilen, indem er bei großen Dimensionen des Kopfes geringe geistige Eigenschaften gewahr wird, nicht abgeneigt, seiner Wissenschaft den Vorwurf der Unrichtigkeit zu machen, während seine mangelhafte Kenntnis allein es war, die ihn nicht begreifen ließ, daß hier angehende oder schon vorgeschrittene Wasserbildung die Ursache war, daß der ideelle Umfang des Geistes dem realen des Kopfes so wenig entsprechen konnte.

Ein anderer wichtiger Punkt dieser Angelegenheit ist die Frage nach dem Böse oder Gut-sein des Menschen an sich, worüber man so oft fälschlich unmittelbaren Aufschluß von der Symbolik verlangt hat; eine Frage, die hier zu den bedenklichsten Streitigkeiten führen mußte; denn freilich, wenn der Einzelne einmal von Natur schon mit dem Siegel des Bösen und Verderblichen in seiner Organisation bezeichnet worden wäre, wer hätte dann das Recht, ihm einen Vorwurf über seine Handlungen zu machen! – Es sind besonders einige der Irrtümer Gall's, nächst den noch so weit verbreiteten falschen Ansichten vom Verhältnis zwischen Seele und Leib überhaupt, welche hier in vielfache Widersprüche und Mißverhältnisse verwickelt haben, und jedenfalls wird schon deshalb gegenwärtig etwas ausführlicher auf diese Fragen einzugehen sein. – Wir sehen die Naturkräfte in ihrem unbewußten und eben darum doch göttlichen

Walten die fürchterlichsten Zerstörungen veranlassen, wir sehen das Tier mit seiner doch vielfältig bereits zum Weltbewußtsein gesteigerten Seele auflauernden Mord, Diebstahl und Verwüstung mannigfaltigster Art üben, und Niemand wagt es deshalb für Alles dies das Princip des Bösen auszusprechen, vielmehr lassen wir dasselbe nur da gelten, wo wir eines höhern Selbstbewußtseins gewiß sind.

Fragen wir aber weiter: wie der Geist eigentlich dazu gelange, seine innerste Wahrheit zeitweilig zu verleugnen? so erkennen wir bald, daß Ebendasselbe, wodurch er wesentlich bedingt ist und an dessen Entwicklung er reift, worin auch an und für sich durchaus kein Böses existiert, – d. h. das Unbewußte selbst – gerade durch seinen Konflikt mit dem Bewußten – die wichtigste Veranlassung zu diesem Widerstreit und der daraus hervorgehenden Lüge abgibt. – Das Unbewußte in uns ist es nämlich, wodurch alle und jede Gefühlsstimmung des Menschen bedingt wird; auf ihm ruht auch namentlich das Gefühl des Glücks, d. i. des vollen Befriedigtseins, als Gipfelpunkt und daher als stetes Sehnsuchtsziel seines irdischen Daseins, und wie daher schon das Tier in seinem unbewußten Sein gedrängt wird, alles was es von Weltbewußtsein hat, zur Erreichung jenes höchsten Befriedigtseins zu gebrauchen, so findet sich nun auch der bewußte Mensch veranlaßt, zunächst alle Mittel anzuwenden, um das Gefühl jener Befriedigung, mit einem Worte, das Glück zu erreichen und wo möglich immer festzuhalten. Die Welt jedoch, als ein durchaus Ruheloses, rastlos Bewegtes, mit ihren unendlichen Wechselfällen, indem der Mensch in ihre Schlangengewinde eingeht, gibt sie ihm keine Gewährung eines irgend beständigen Glücks; alle Augenblicke sieht er in ihr seine Lebensgüter bedroht, das, was er sein Glück nennt, gefährdet, und es gilt ihm daher, so lange er noch nicht zum Schauen des höhern Ewigen in allem diesen Zeitlichen innerlich gereift ist, nach außen einen fortwährenden Kampf, um auch gegen die Wechselfälle des Lebens selbst dieses sein Glück sich zu sichern oder zu erstreiten. Alles, was wir nun Sünde, Laster, mit einem Worte das Böse nennen, fällt in den Bereich dieses Strebens, dieses Kampfes und des daran sich knüpfenden Hassens oder

Verlangens, und findet zugleich in der dadurch gesetzten Unruhe, wie in dem schmerzlichen Gefühl einer Verleugnung bessern Wissens und Gewissens, seine Qual und Strafe.

Wollen wir die Genesis des Bösen und Das, was wir die Anlage zum Bösen im Menschen nennen, vollkommen erkennen, so müssen wir beachten: 1. daß jene Irrung des bewußten Geistes vom Unbewußten aus, welche wir als Verneinung – Lüge – und Böses betrachten, notwendig um so leichter Platz greift, je unreifer noch das Bewußtsein war, und je weniger er noch zur höhern Erkenntnis und zur Richtung auf das wahre und eigentliche Glück gelangt ist, und 2. daß dagegen, je reiner und mächtiger das Geistesbewußtsein geworden war, um so weniger der Mensch vom Unbewußten und allem scheinbaren Glück sich irren lassen, und um so seltener also dem Bösen Raum gewähren werde. – Natürlich steht übrigens Das, was wir die Verantwortlichkeit für das Böse nennen, hiermit im durchaus umgekehrten Verhältnisse, indem notwendig Verantwortung und Strafe wachsen in gleichem Grade als die Erkenntnis hell und somit die Verneinung, d. h. die Lüge größer war, so daß hiernach vollkommen verstanden werden kann, wie auch durch das Böse nirgends jene Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Welt aufgehoben werde, welche wir überall als eine um so höhere zu verehren haben, je mehr wir in ihrer Erkenntnis vorrücken.

Ich glaube es ist in diesen Worten für den hiervorliegenden Zweck deutlich genug auseinandergesetzt, auf welche Weise Das, was wir das Böse in der menschlichen Natur nennen, sich entwickelt, und also auch Das, was es mit den Anlagen zum Bösen für ein Bewandtnis haben kann*). Nehme man daher welche Art des Bösen oder Sündhaften man will, verfolge man den Gang irgend einer Seele zum wirklichen Verbrechen (denn allerdings steht die Welt so sonderbar, daß es auch Handlungen gibt, die nur von einer Seite für Verbrechen erklärt werden, während sie von der andern gerade die höchsten

*) Über die tiefere Genesis des Bösen vgl. mein „Organon der Erkenntnis der Natur und des Geistes", S. 268.

Seiten der menschlichen Natur betätigen), und immer wird durchaus nur zweierlei das Zustandekommen des Verbrechens erklären; einmal das falsche Urteil über das vermeintliche, durch eine Handlung zu erreichende Glück, und zum andern die heftige Begehrung dieses Glücks. Alles demnach, was wir die Anlage der menschlichen Natur zum Bösen an und für sich nennen können, ist nie eine irgendwie angeborene Liebe zum Bösen selbst, nie ein eigenes Naturverlangen nach der Sünde, vielmehr habe ich ja gezeigt, daß eben jener unaustilgbare Zug des Gewissens jeglichen Bösen irgend einen Beischmack der Qual und des Unglücks notwendig verleiht, — sondern diese Anlage ist nur teils die in der Endlichkeit und Beschränktheit des menschlichen Wesens gegebene Möglichkeit des Irrtums, und teils das eingeborene mit dem Selbsterhaltungstriebe engverbundene Streben nach Wohlbefinden und Glück.

Wer nun dieses Alles klar überdenken will, dem wird jedenfalls jetzt die deutliche Überzeugung davon kommen, daß schlechterdings nicht gefordert werden dürfe von der Symbolik im Allgemeinen, daß sie Zeichen davon aufstelle und nachweise, ob ein Mensch in seinem Innern geradezu gut oder böse sei, und ob dies oder jenes Sündhafte ihm angeboren sei oder nicht, — sondern daß durchaus nur davon bei Betrachtung der aus der Organisation zu entnehmenden Zeichen die Rede sein könne, ob in ihm die durch den Grad des Erkenntnis- und Begehrungsvermögens gegebenen Anlagen vorhanden seien, welche unter gewissen Bedingungen des Lebens ihn leichter der Versuchung zu irgend einem Bösen erliegen, oder ihn dieselbe siegreich bekämpfen lassen werden. —

Sieht man freilich auf die Art und Weise, wie im gewöhnlichen Leben eine Art von Probabilitäts- und Gefühls-Symbolik vielfältig geübt zu werden pflegt, und auf den ihr da zunächst vorliegenden praktischen Zweck, ein Zweck, welcher denn natürlich kein anderer sein wird, als mitten im Verkehr mit Menschen, d. h. eigentlich in einem rastlosen Kampfe des Weltlebens, die eigene Existenz

und deren Bestrebungen nach Möglichkeit zu sichern, so findet man es wohl sehr verzeihlich, daß alsdann alle Bemühungen zunächst darauf gerichtet worden sind, in irgend einer Weise herauszubringen, wessen man sich etwa zu Persönlichkeiten, die uns zum ersten Male auf unserm Lebenswege entgegentreten, zu versehen habe; ob man ihnen als Gutgesinnten einiges Vertrauen beweisen, oder ob man sich sogleich, als gegen Böswillige, in Verteidigungszustand zu setzen habe. Daher ist es auch jedenfalls gekommen, daß das in Quadrate und Kreise auf dem menschlichen Haupte abgeteilte Sünden- und Tugend-Register Gall's eine solche Popularität bei der Menge alsbald erhalten konnte, denn es war den Menschen, denen die Wissenschaft gewöhnlich das Fernste, der Nutzen aber das Nächste ist, nicht zu verdenken, wenn sie es sehr bequem fanden, als man ihnen sagte, man brauche z. B. nur gewisse Schädel-Erhöhungen hinter den Ohren zu untersuchen, um sogleich die Gewißheit zu erlangen, ob von der fraglichen Persönlichkeit weder Diebssinn noch Mordsinn angenommen werden dürfe, und ob also weder für unsere Börse noch für unser Leben von ihnen einige Gefahr drohen möchte. — So bequem nun wird es allerdings der wissenschaftlichen Symbolik nicht gemacht werden können.

Über Gewißheit und Trüglichkeit aller Symbolik.

Es wird kaum möglich sein in Betrachtungen über praktische Menschenkenntnis sich einzulassen, ohne immer zuvörderst wieder an Lavater erinnert zu werden, der, wie über so Vieles hierher gehörige, einmal auch über das in so vieler Hinsicht Untrügliche in der Bedeutung dieses Zweiges menschlichen Wissens, und zwar in folgenden Worten, recht bezeichnend sich ausläßt: — „Es bleibt also dabei, nicht deswegen weil ich es sage, sondern weil es auffallend wahr ist, weil es wahr ist, wenn es nicht gesagt würde, es bleibt also dabei, daß die Physiognomie alle Menschen täglich leitet, daß wie Sulzer sagt, jeder Mensch, er mag es wissen oder nicht, etwas von der Physiognomik versteht, daß nicht ein lebendiges Wesen ist, welches nicht aus dem Äußerlichen auf das Innere wenigstens nach seiner Art Schlüsse macht, nicht von Dem, was in die Sinne fällt, Das be-

urteilt, was nicht in die Sinne fallen kann. – Diese Allgemeinheit des wenigstens stillschweigenden Eingeständnisses, daß das Äußere, das Sichtbare, die Oberfläche der Sache, das Innere die Eigenschaft derselben anzeige; daß alles Äußere Ausdruck von der Beschaffenheit des Inwendigen sei, ist, deucht mich, in Absicht auf die menschliche Physiognomie von der äußersten Wichtigkeit und von einer entscheidenden Klarheit. – Wenn jede Birne, muß ich wieder sagen, wenn jeder Apfel eine eigentümliche Physiognomie hat, sollte der Herr der Erde keine haben? Das Allereinfachste und Lebloseste hat sein charakteristisches Äußerliche, wodurch es sich von allem seines Gleichen unterscheidet, und das Schönste, Edelste, Zusammengesetzteste, Belebteste soll keine haben?" –

Es ist nämlich bei dieser Betrachtung davon auszugehen, daß zunächst das Verhältnis der Idee zur Erscheinung als das einer Ursache zur Wirkung deutlich erfaßt werde. Wie wir da begreifen, daß aus dem vollen Bilde der Erscheinung auf die ursachliche Idee allemal ein ausreichender Rückschluß gemacht werden dürfe, so leidet es dann auch gar keinen Zweifel, daß jede vollständige Erfassung der Eigentümlichkeit irgend einer Organisation auf die sehr richtige Erfassung ihres besondern innern Grundes unmittelbar leiten könne, jede vollständige Erkenntnis der Persönlichkeit eines menschlichen Leibes also auch auf die ebenso vollständige Erkenntnis der Persönlichkeit dieser Seele; und insofern wird daher der Leib allerdings und in Wahrheit das untrügliche Symbol der Seele, und die Symbolik des Leibs wirkliche eine unbedingt gewisse genannt werden dürfen. Es fragt sich nun aber: ist denn in Dem, was hier von uns als Symbolik behandelt wird, wirklich von der Auffassung der gesamten Eigentümlichkeit des Leibes die Rede? – oder ist es nicht blos die Oberfläche des Organismus, welche vor dieses Forum gezogen werden kann? – Die Frage beantwortet sich von selbst, und es wird sofort auch klar, daß, eben weil im Innern des organischen Baues stets vielfache Eigentümlichkeiten vorkommen, welche in seinem Äußern nur mangelhaft oder auch gar nicht sich abbilden, Eigentümlichkeiten aber, wodurch vielleicht gerade die Bedeutung des Äußern in mancher Beziehung modificirt worden wäre, hätte man

sie in Rechnung bringen können, hierdurch allerdings dieser Symbolik der äußern Gestalt stets Einiges von ihrer Zuverlässigkeit und Gewißheit entzogen bleiben müsse. So ist es z. B. allerdings möglich, daß ein sehr feiner und schön durchgeführter Bau im Innern des Gehirns einer Persönlichkeit, welcher wir, ihrer bloßen äußern Schädelform nach, keine sehr bedeutenden Geistesanlagen hätten zuschreiben können, diese Anlagen nichtsdestoweniger gewährt; ebenso hängen von besonderer Beschaffenheit der größern Eingeweide, z. B. der Leber, der Milz, des Herzens usw. ganz unleugbar manche Eigentümlichkeiten in Sinnes- und Gefühlsweise ab, deren Vorhandensein aus der bloßen Oberfläche des Körpers wir nicht vermuten können, und die dem Symboliker demnach wohl entgehen, und so anderes mehr! – Indeß wird auch, insofern unsere Symbolik nur das Äußere in ihren Bereich ziehen kann, ihr allerdings und unfehlbar etwas an Gewißheit entzogen, so kommt doch selbst in dieser Hinsicht *das Gesetz des innern harmonischen Zusammenhanges aller Organismen in sich*, dieses Gesetz, in dessen Folge doch auch immer wieder die äußern Gebilde in gewisser Weise die Eigentümlichkeit des Innern verraten werden, unserer Wissenschaft unverkennbar zu Hilfe (der feinere Gehirnbau z. B. wird sich durch feinere Modellirung der Schädelfläche, größere Zartheit des Haars anzeigen, usw.), und so wird es dem wahrhaft Kundigen und recht Schauenden doch immerfort möglich bleiben, seinen Deutungen einen hohen Grad von Gewißheit zu geben.

Will man übrigens von Gewißheit und Trüglichkeit der Symbolik die ganz angemessenen Vorstellungen erlangen, so ist jedenfalls noch sehr wichtig: einesteils: daß die drei Aufgaben der Symbolik, die Bestimmungen der *Konstitution*, des *Temperaments* und der *geistigen Anlagen* gehörig auseinandergehalten werden, und andernteils: daß stets wohl unterschieden werde, was über jedes dieser drei Momente entweder durch organoskopische, oder physiognomische, oder durch pathognomische Zeichen zu bestimmen möglich sei. – Daß die ganz oder großenteils durch das unbewußte Walten der innern seelischen Lebensidee gegebenen Eigentümlichkeiten der Konstitution und des Temperaments

durch eine mit hinreichender Umsicht angewendete organoskopische oder physiognomische Symbolik mit großer Sicherheit sich ermitteln lassen, und daß in dieser Hinsicht nur sehr bedingter Weise von irgend einer Trüglichkeit der Zeichen die Rede sein möchte, darüber kann wohl kaum ein Zweifel aufkommen. Verhältnismäßig weit weniger unmittelbar wird sich dagegen in der äußerlichen Bildung das ausdrücken, was wir geistige Anlagen der Seele nennen dürfen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Organ alles Geisteslebens, das Gehirn, ein so unendlich zart gebildetes, so sehr in seiner eigentümlichen Tätigkeit geheimnisvolles, und so sehr in die Tiefe des Organismus zurückgezogenes ist, daß immer nur unmittelbar, d. h. durch gewisse sekundäre Formen, wie die des Schädels oder Antlitzes, einigermaßen im Leben von seinen Verhältnissen eine bestimmtere Vorstellung erlangt werden kann. Wenn daher zwar auch in diesen Regionen sehr gewichtige Momente existieren, welche Macht und Art der einzelnen Geistesanlagen im Äußern bezeichnen, und wenn sonach auch hier die Natur immer dem recht Forschenden vieles von der Eigentümlichkeit des Geistes verraten wird, so wollen wir doch in dieser Beziehung am ersten für ein endliches und beschränktes menschliches Urteil das nicht vollständig Ausreichende der Symbolik zugegeben haben. –

Konstitutionen. Temperamente. Geistige Anlagen. (Überblick.)

I. Die Konstitutionen betrachten wir als Besonderheiten der menschlichen Individualität, je nach den verschiedenen Verhältnissen ihres innern organischen Lebens, und natürlich werden hier die einzelnen größeren Gruppen an Organen unserer Physis, welche man wissenschaftlich mit dem Namen der organischen Systeme bezeichnet, die Einteilungsgründe darbieten müssen*):

*) Man hat hier und da die Einteilungsgründe für die Reihe der hier übersichtlich zusammengestellten Konstitutionen und Temperamente getadelt, ich muß sie jedoch im wesentlichen durchaus unverändert beibehalten, da es nimmermehr möglich sein wird, durch-

Benennung	Wesentliches im Seelischen	Wesentliches im Leiblichen	Art ihres Erkennens
1. Die durch Vorwalten der höhern (animalen) Lebensformen gebildeten Konstitutionen.			
a) Cerebrale oder psychische K.	Das bewußte Seelenleben im allgemeinen stark hervorgehoben, in seiner Stimmung jedoch sehr geleitet durch Beziehung auf das Unbewußte. Freiheit des Geistes und Tiefe des Gemüts.	Zarter Bau im ganzen, das Nervenleben in allen Richtungen stark hervorgehoben.	Sehr kenntlich in ihren Zeichen.
b) Sensuelle oder sensible K.	Das bewußte Seelenleben überhaupt sehr entwickelt, mehr gegen die Außenwelt gerichtet und wesentlich durch Sinneseindrücke bestimmbar.	Verhältnisse der Bildung denen der vorigen ähnlich, aber in den Sinnesorganen stärker entwickelt.	Minder stark charakterisiert.
c) Athletische K.	Die Willenskraft des Geistes stark, oft jedoch auf Unkosten der Einsicht hervorgehoben.	Sehr stark entwickelter Knochen- und Muskelbau, stärkere Körperentwickelung überhaupt.	Stets deutlich erkennbar.
2. Die durch Zurücktreten höherer Lebensformen gebildeten Konstitutionen.			
a) Phlegmatische K.	Überall mehr unbewußtes als bewußtes Seelenleben, die Geistesfunktionen träge.	Das Lymphatische vorherrschend, sowie alles Verdauungsleben.	Ebenso deutlich.
b) Apathische K.	Größere Stumpfheit des Seelenlebens bei einem überhaupt dem der vorigen verwandten Geiste.	Geringere Entwickelung der Sinnesorgane, das Leibliche überhaupt dem der vorigen Anlage ähnlich.	Weniger leicht zu erkennen.

greifende Unterschiede der so sehr mannigfaltigen Konstitutionen anders als nach dem Vorwiegen oder Zurücktreten der wichtigsten einzelnen organischen Systeme festzustellen, und wieder das, was wir Temperament nennen, nicht anders als eben nur durch das Zusammentreffen gewisser Eigentümlichkeiten der Konstitution mit dieser oder jener besondern Anlage und Richtung des Seelenlebens bestimmt werden kann.

Benennung	Wesentliches im Seelischen	Wesentliches im Leiblichen	Art ihres Erkennens
c) Asthenische (schwäbische) K.	Willensschwäche im Geistesleben, leichte Bestimmbarkeit der Seele von außen, aber ohne Nachhaltigkeit.	Dürftige Skelett- und Muskelbildung; meistens der Körper klein.	Sehr bestimmt erkennbar.
3. Die durch Vorwalten der bildenden (vegetativen) Lebensformen bestimmten Konstitutionen.			
a) Bötische K.	Dürftiges Geistesleben in jeder höhern Beziehung, dabei aber leicht sich durch Sinneseindrücke zufriedenstellend und dadurch einer gewissen Heiterkeit fähig.	Die Region der Verdauungsorgane entschieden hervortretend.	Nicht schwer zu erkennen.
b) Plethorisch K. (Plethora-Blutfülle.)			
α Arterielle K.	Das Geistige durch starke Gemütsbewegungen überall bestimmt, Leidenschaft sich leicht entzündend.	Das Blutleben im allgemeinen, und insbesondere als arterielles, sehr hervorgehoben, das Herz groß und die Körperbildung dadurch meistens kräftig.	Beide sehr wohl kenntlich.
β Venöse K.	Im Geistigen die Seite des Gemüts vorherrschend, mit Neigung zu Schwermut und Apathie.	Im Blutleben die Seite des Venenlebens entschieden vorherrschend. Die Körperbildung gedunsen und schwammig.	
c) Pneumatische K. (Pneuma-Luft, Atem.)	Leicht beweglicher Geist und häufig die Richtung auf Äußerung in Rede oder Gesang.	Vorwaltendes Entwickeltsein der Atemorgane und der Brustgegend überhaupt; bei leichtem allgemeinen Körperbau.	Minder scharf bezeichnet.
d) Cholerische K. (Chole-Galle.)	Mehr in sich brütender, doch nach außen leicht gereizter zum Zorn geneigter Geist.	Starke Absonderungstätigkeit im allgemeinen, deshalb größere Leber, dunklere Haut, schwarzes Haar usw.	Deutlicher erkennbar.

Benennung	Wesentliches im Seelischen	Wesentliches im Leiblichen	Art ihres Erkennens
4. Die durch Zurückgesetztsein der vegetativen Lebensformen bestimmten Konstitutionen.			
a) Atrophische (schlecht genährte) K.	Seelenleben entweder sehr dürftig oder überschwänglich; im erstern Falle habsüchtige Gesinnung vorwaltend.	Magerkeit im ganzen mit verkümmertem Verdauungs- u. Blutleben.	Spricht sich gewöhnlich deutlich aus.
b) Chlorotische (bleichsüchtige) K.	Die Seele neigt zum traumhaften und unbewußten mehr als zu tätigem Geistesleben.	Eine gewisse Blutarmut vorwaltend; auch hier der Körper überhaupt, das Herz insbesondere, schlecht genährt.	Ebenso.
c) Phthisische (schwindsüchtige) K.	Geistige Entfaltung nie sehr bedeutend, eine gewisse Lebhaftigkeit, aber mehr im kleinlichen vorwaltend.	Dürftige angeborene Entwickelung der Lungen, enge Brust, gestreckte Formen des Körpers überhaupt.	Dem Arzte mehr erkennbar als dem Laien.
d) Lymphatische K.	Im Seelischen sehr verwandt der vorigen, nur mit geringer Lebhaftigkeit.	Die Absonderungen aus der Blutmasse geringer und die Blutbildung selbst deshalb unvollkommen; der Körper mehr schwammig als kräftig.	Ebenso.
5. Die durch Vorwalten oder Verkümmertsein des Geschlechts bestimmten Konstitutionen.			
a) Lascive K.	Geistiges Leben durch Vermischung des Charakters der plethorischen, cholerischen und sensuellen Konstitution bezeichnet.	Der dem Geschlechte eigentümliche Bau im allgemeinen u. besondern stark hervorgehoben.	Sich leicht verratend.
b) Sterile K.	Im Geiste verbindet sich mehr der Charakter der atrophischen und lymphatischen Konstitution.	Der Geschlechtscharakter im allgemeinen und besondern wenig entwickelt.	Schwerer erkennbar.

Ich darf übrigens schon hier im Allgemeinen es aussprechen und das Folgende wird es näher bestätigen, daß die verschiedenen Konstitutionen wesentlich durch Zeichen am Stamme und an dessen Gliedmaßen sich kenntlich machen, während wir finden werden, daß die Symbolik der Temperamente stets mehr den Zügen des Antlitzes, und die der geistigen Anlagen hauptsächlich dem Baue des Schädels zu entnehmen sein wird.

I*. Was die Temperamente betrifft, so faßt eigentlich der Begriff dieses Wortes, ebenfalls wie bei dem der Konstitution, in sich, das besondere Verhältnis der einzelnen niedern organischen Lebensformen zu dem der höhern des Seelenlebens, er unterscheidet sich jedoch dadurch, daß, wenn bei dem Begriff der Konstitution der Akzent der Bestimmung und Unterscheidung auf das organische Element fällt, er bei dem des Temperaments auf das psychische gelegt wird. Von hieraus wird es erklärt, teils warum unter den Begriff des einzelnen Temperaments sich gewöhnlich mehrere Konstitutionen unterordnen lassen, teils warum seine Zeichen, wie oben bemerkt, insbesondere in die Mitte zwischen den das Geistesorgan einschließenden Schädel, und den die Konstitution bestimmenden Körperstamm fallen, d. h. im Antlitz und dessen besondern Zügen sich namentlich offenbaren; endlich aber ergibt sich auch somit, warum das, war wir Temperament nennen, eben überall, sei dasselbe nun durch Willens- oder Erkenntnisvermögen bestimmt, eine eigene Färbung von Gefühlsbestimmung annehmen, und dadurch von der bloßen Geistesanlage sich unterscheiden muß.

Was sonach die Einteilung der Temperamente betrifft, so ruht die bekannte ältere nur auf der Sonderung in vier Arten: choleriſches, phlegmatiſches, melancholiſches und sanguiniſches Temperament. — Allein wenn wir nicht leugnen können, daß alles Seelenleben in drei verschiedenen Richtungen — als erkennendes, fühlendes und wollendes sich offenbart, und daß von jeder dieser Richtungen die Möglichkeit eines Hervorhebens und eines Zurückweichens anzuerkennen ist, so muß dadurch die Zahl dieser Temperamente bis auf sechs sich erhöhen, welche

folgendergestalt zu verteilen und durch ihre Beziehungen auf die Konstitutionen und Antlitzgegenden am besten zu charakterisieren sein würden.

Benennung	Seelischer Charakter	Beziehung auf die Konstitutionen	Bezeichnung
1. Temperamente des Wollens (Motorische Temperamente).			
a) Cholerisches oder energisches T.	Starke Willenskraft und entschiedenes Begehren.	Inbegriff der athletischen, plethorisch-arteriellen und cholerischen K.	Ihre Zeichen liegen wesentlich in der Region der untern Antlitzhälfte, d. h. der der Kopfgliedmaße.
b) Phlegmatisches od. asthenisches T.	Schwäche des Wollens und des Begehrens.	Inbegriff der asthenischen, chlorotischen und lymphatischen K.	
2. Temperamente des Gefühls (Sensible Temperamente).			
a) Sanguinisches oder heiteres T.	Gefühlsstimmungen sehr veränderlich, im allgemeinen mehr heiterer lebendiger Art.	Inbegriff der sensuellen und pneumatischen oder phthisischen, zuweilen auch lasciven K.	Ihre Zeichen liegen wesentlich in der Gegend der Augen und Wangen.
b) Melancholisches oder trübes T.	Gefühlsstimmungen stagnierend, im ganzen die trüben vorherrschend.	Inbegriff der cholerischen, venösen und lymphatischen, zuweilen auch sterilen K.	
3. Temperamente des Erkennens (Spirituelle Temperamente).			
a) Psychisches Temperament (vom Vorwalten der höchsten psychischen Tätigkeit, d. i. der des Erkennens also zu nennen).	Lebhaftes, fruchtbares Auffassen und Frischheit des Geistes.	Inbegriff der psychischen und sensuellen K., zuweilen mit der cholerischen verbunden.	Ihre Zeichen liegen wesentlich in der Gegend der Stirn und der Nase. Diese sämtlichen Zeichen lassen sich im hohen Grade als zuverlässig darstellen.)
b) Elementares Temperament (weil es nur der Elemente des Erkennens fähig ist).	Träges erfolgloses Auffassen und Dumpfheit des Geistes.	Inbegriff der böotischen und apathischen K., oft auch mit der phlegmatischen verbunden.	

III. Das Element endlich, wodurch die Individualität in ihrer Eigentümlichkeit bestimmt wird, ist gegeben in dem, was wir die geistigen Anlagen nennen. Zuerst hat man sich vollständig deutlich zu machen, welche besondere Vermögen unter dem Namen der geistigen Anlagen verstanden werden sollen. – Um hier zu einem bessern Resultate zu gelangen, muß man damit beginnen sich gegenwärtig zu halten, daß alles, was wir geistige Entwicklung nennen, nur das Produkt sein kann zweier Faktoren, nämlich einmal der innersten, durch die Bildung des Organismus, und namentlich des Gehirns sich darlebenden „Idee", und ein ander Mal der steten Beziehung derselben auf die Außenwelt und auf die Menschheit insbesondere, und zwar durch das Medium der Sinne. Einer dieser Faktoren, oder eines dieser Momente allein, würde durchaus nie eine geistige Entwicklung herbeiführen, der Mensch mit einem noch so schön durchgebildeten Gehirn allein, ohne Beziehung auf Außenwelt, wird nicht innerlich Geist, und ebenso wenig kann er es werden mit noch so viel Beziehung auf Außenwelt und Menschheit, ohne die durch ein regelmäßig entwickeltes Gehirn sich darlebende innere „Idee". – Das Sich-Darleben dieser Idee durch die Bildung des Gehirns nennen wir seelisches Leben, die Beziehung desselben auf das äußere durch die Sinne nennen wir sinnliches Leben. Seelisches und sinnliches Leben sind also die Wurzeln des Geistes, und alles, was wir geistige Anlagen nennen, kann daher nur in diesen beiden Regionen seine Begründung finden.

Jedenfalls begreift man also, daß, auch von dieser Seite aufgefaßt, das Phänomen des Geistes ein dreifaches sein müsse: einmal nämlich wird die Richtung des seelischen Lebens als eine aufnehmende, erkennende und zuhöchst urteilende erscheinen, ein andermal wird diese Richtung als eine das Sinnliche bestimmende, auf dasselbe wirkende, d. h. als wollende hervortreten, drittens aber wird dieses Seelische in sich selbst, durch jenes erkennende und wollende Verhältnis, eine Umstimmung erfahren, und in seiner Tiefe dieselbe empfinden, d. h. fühlen. Wer nun diese Verhältnisse recht be-

denken will, muß sogleich dadurch zu der Überzeugung gelangen, alles, was man geistige Anlagen nennen darf, könne nur in einem Mehr oder Weniger, in einem so oder so Verschiedenen dieser drei Richtungen bedingt sein, und man habe sofort diese Anlagen wesentlich in drei Abteilungen zu sondern, in die für erkennendes, wollendes und fühlendes Geistesleben. Schon der Blick, der hierdurch auf die Verschiedenheit der Menschen im allgemeinen sich eröffnet, ist sehr aufklärend und lohnend! — Wer könnte es verkennen, daß, wenn auch die menschlichen Anlagen noch so vielgestaltig sich darstellen, doch eine Sonderung dieser unabsehbaren Menge im Großen, hinsichtlich ihrer geistigen Individualität, sehr bestimmt die Unterscheidung gestattet: in Menschen des Erkennens und Wissens, in Menschen des Begehrens und Handelns, und in Menschen des Gefühls! — Es sind dies jedoch natürlich immer nur noch die ersten, gleichsam die Ur-Teilungen der Geistesanlage; die weitern oder sekundären Teilungen werden am besten durch gewisse Beziehungen auf die besondern Sinne, gleichsam als auf die großen Pforten zwischen innerm und äußerm Dasein dargeboten werden. Am einfachsten ist es namentlich, vier dieser Pforten hier zu berücksichtigen (da in solcher Beziehung zwei Sinne, Geschmack und Geruch, sich zusammenfassen lassen, ebenso wie andererseits Tast- und Wärmesinn der Haut); diese vier würden dann sein: 1. räumliches Gefühl der Existenz im allgemeinen Hautsinn, 2. Gefühl für die Beziehung der Körper aufeinander durch das Licht im — Gesichtssinn, 3. Gefühl für die Beziehung der Körper aufeinander durch den Schall — Gehör, 4. Gefühl für die Beziehung der Körper auf eigenes Bildungsleben im Geruch und Geschmack. Man darf also ganz kurz sagen: die Geistesanlagen sowohl im Erkennen, als Empfinden und Begehren, seien wesentlich verschieden in Bezug auf das Sichtbare, Hörbare, Greifbare und Genießbare. Das Erkennende des Geistes wird sich insbesondere auf das Sichtbare und Hörbare richten, denn auf diesen beiden höchsten Sinnen ruht namentlich die ganze Welt unserer Erkenntnis, das Begehrende da-

gegen zunächst auf das Greifbare und Genießbare; das Empfinden endlich umfaßt dieses alles.

Versuchen wir nun die große Mannigfaltigkeit der Geistesanlagen, wie wir sie unter der Menge der Menschen in buntester Verschiedenheit treffen, gleichsam in einen Rahmen zu bringen und ihren Hauptzügen nach zu charakterisieren, so muß notwendig damit begonnen werden, zuerst das verschiedene Maß der Energie der in dieser oder jener Seele sich darlebenden Idee überhaupt zu berücksichtigen, und dann erst wird es Zeit sein, die einzelnen Strahlen dieser Energie näher ins Auge zu fassen. — In ersterer Beziehung darf man zunächst von einer mittlern gleichmäßig-harmonischen Anlage und Ausbildung aller Geistesvermögen vier Zustände unterscheiden, welche am besten gleich schematisch übersichtlich so sich darstellen lassen.

Ein solcher Geist wird nämlich sein, entweder:

Mächtig und groß im ganzen und einzelnen; dies gibt den Begriff des **Genius,**	oder	Mächtig und groß nur im einzelnen, in anderm gewöhnlich; dies gibt den Begriff des **Talents,**
oder		
Dürftig und schwach im ganzen und einzelnen; **Idiet.**	oder	Dürftig und schwach im einzelnen, im andern gewöhnlich; **elementarische Menschheit.**

(Auch diese vier Zustände sind durch die Symbolik ziemlich bestimmt zu entziffern.)

Eine zweite Aufgabe wird alsdann sein, die besondern Geistesanlagen, unter bestimmte Rubriken geordnet, zur Aufzählung zu bringen. Es wird sich dabei weniger um Darstellung aller philosophischen und psychologischen Gründe handeln, nach welchen sie etwa zu unterscheiden wären, als um einfaches Namhaftmachen überhaupt, auf daß nämlich hierdurch ein vollständiges Verzeichnis aller der Momente erhalten werde, für welche sodann die Symbolik es zu unternehmen hätte, die einzelnen organoskopischen, physiognomischen und pathognomischen Zeichen festzustellen.

Ich denke übrigens, es ist nun schon aus dem vorigen klar, daß, wenn überhaupt irgend eine wahrhaft begründete Unterscheidung der einzelnen Anlagen unternommen werden soll, dies nur dann zweckmäßig geschehen könne, wenn man die drei Hauptstrahlungen alles Geisteslebens: Erkenntnis, Gefühl und Willen, als Einteilungsgrund annimmt. – Verfolgt man daher gerade diese Richtung weiter, so findet sich auch allerdings eine Reihe solcher individueller Verhältnisse vor, welche sich am besten dann in nachstehender Weise aufführen lassen: 1. Wahrnehmungsformen (Sinne, das Wort in geistiger Bedeutung genommen), 2. innere Empfindungsformen (Gefühle) und 3. Begehrungsformen (Triebe); eine Einteilung, welche auch schon bei den frühern Versuchen zu Begründung irgend einer bestimmtern Physiognomik, Phrenologie und Kranioskopie vielfach benutzt worden ist, um danach gewisse Typen aufzustellen und von deren Vorhanden- oder Nichtvorhandensein die meisten Verschiedenheiten der Persönlichkeit abzuleiten. – Sei es denn also im folgenden versucht, eine konsequente Aufzeichnung aller dieser besondern Anlagen zu geben, und wolle man einstweilen sich diese gleichsam als einzelne Lettern ins Gedächtnis einprägen, aus welchen sodann, je nachdem sie sowohl unter sich, als mit den verschiedenen Konstitutionen, Temperamenten und Energiestufen, in tausendfältig verschiedener Weise sich vereinigen, jene unzählbar verschiedenen Individualitäten hervorgehen, wie sie das Leben immer dargeboten hat, fortwährend darbietet und ins unermeßliche darbieten wird.

1. Besondere Geistesanlagen unter das Erkenntnisvermögen gehörig (geistige Sinne).

Sie sind verschieden je nach ihrer besondern Richtung auf das

Sichtbare:	Hörbare:	Greifbare:	Genießbare:
Ortsinn,	Zeitsinn,	Gegenstands-	Sinnlichkeit.
Formensinn,	Tonsinn,	sinn,	
Farbensinn,	Sprachsinn,	Gewichtssinn,	
Zahlensinn,	Vorsichtssinn.		
Ordnungssinn.			

2. Besondere Geistesanlagen unter das Empfindungsvermögen gehörig (geistige Gefühle).

Sie sind entweder positiv (Neigung und Liebe) oder negativ (Abneigung und Haß umfassend; wir zählen hier nur die positiven auf, da der Mangel einer positiven eben das Negative an sich ausdrückt, wie Mangel der Wärme die Kälte), und sie werden hervorgehen als Empfindungen der besondern Beziehung des Individuum zu:

Natur,	zum eigenen Selbst,	zu andern Individuen,	und zuhöchst zu Gott.
Anhänglichkeit am Boden, Vaterlandsliebe, Liebe zum Besitztum.	Lebensliebe, Selbstachtung, Egoismus.	Geschlechtsliebe, Kinderliebe, Anhänglichkeit, Ehrfurcht.	Anbetung.

3. Besondere Geistesanlagen unter das Begehrungsvermögen gehörig (Triebe).

Sie werden sich wieder verschieden herausstellen je nach ihren besondern Richtungen auf das

Sichtbare:	Hörbare:	Greifbare:	Genießbare:
Nachahmungstrieb in Formen, Nachahmungstrieb in Farben, Bautrieb.	Nachahmungstrieb in Tönen, Verheimlichungstrieb.	Erwerbtrieb, Kampftrieb.	Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb.

(Die Symbolik aller dieser Anlagen wird stets die meiste Schwierigkeit darbieten.)

Es ist interessant zu verfolgen, wie diese einzelnen Geistesanlagen verschieden sich gestalten, je nachdem sie aus einer höhern oder geringern Energie der Seele im allgemeinen hervorgehen. — Ein solcher höherer Grad nämlich wird nicht nur die einzelnen Anlagen erheben und erleuchten, sondern er wird sie auch inniger untereinander verweben, ja neue Formen dadurch gestalten, während von dem niedern Grade gerade das Umgekehrte zu erwarten ist. Wir

finden auf diese Weise, daß z. B. alles, was wir Gedächtnis, Vergleichungs-, Denk- und Urteilsvermögen, Scharfsinn, Witz und Tiefsinn nennen, einzig und allein aus solcher Steigerung und Verbindung der verschiedenen Anlagen der Erkenntnis hervorgeht, ebenso wie nur bei einer höhern Energie der Seele diese Vermögen dann auch eigentümlich produktiv werden und als Erfindungsgabe, Phantasie und Tatkraft mächtig fortarbeiten am Wachstume höherer Menschheit. Man gehe nur dem Sein und dem Wirken derjenigen Geister nach, welche wir mit dem Namen des Genius belegen dürfen, man sehe, wie dadurch, daß in ihnen die Grundidee ihres Daseins mit so hoher Macht ausgerüstet hervortritt, nun auch alle einzelnen Vermögen gesund und stark sich geltend machen, wie sogleich aus der Verbindung aller Zweige des Erkenntnisvermögens ein großartiger Überblick der Welt sich entwickelt, wie klarer Verstand, tiefschauende Vernunft nun aus eben jenen Vermögen hervorgehen, welche bei Mangel eingeborener geistiger Energie kaum hinreichen in den gewöhnlichsten Regionen des Lebens den Menschen zu orientieren. — Nicht anders verhält es sich in Bezug auf die einzelnen Zweige der Gefühle und der Triebe, als aus welchen, unter Bedingung der höhern Energie des Grundgedankens der Seele, alle Kraft höherer Liebe und alle Produktivität des großen Dichters wie des Helden eben da hervorgehen wird, wo unter der Bedingung allgemeiner Geistesarmut die elendesten Verirrungen des Gefühls und die größten Rohigkeiten der Triebe zustande kommen.

Man stelle dem Genius gegenüber, sich zu vollständigster Überzeugung, das Bild des Idioten, und man wird nur zu sehr erkennen, wie dieselben geistigen Sinne, die im vorigen Bilde zu so hoher Vernunft sich vereinigten, hier in trauriger Vereinzelung kaum über die des Tieres sich erheben, und wie entfernt Gefühle und Triebe hier von der Entwickelung bleiben, welche im Genius einesteils Phantasie und Liebe, und andernteils Freiheit des Willens und Stärke des Vollbringens erzeugen. — Wieder eine andere Färbung erhalten diese einzelnen Anlagen in denjenigen Individualitäten, welche zwischen

dem Höchsten und Niedrigsten der Begabung im allgemeinen in der Mitte liegen, d. h. teils in denen, welchen wir das Talent zusprechen, teils da, wohin wir die große Menge elementarer Menschheit zählen. — Was das Talent betrifft, so tritt da irgend eine Anlage mit einer Gewalt hervor, welche den größten Teil aller übrigen mit sich reißt und der geistigen Wirkung im ganzen einen gewissen Glanz verleiht, der nicht selten in der Gegenwart die Wirkung des eigentlichen Genius weit überstrahlt, obwohl das nicht hindert, daß die letztere immer von so viel mächtigerm Einfluß auf die Gesamtheit der Menschen bleibt und der Seele selbst eine höhere Würde verleiht. — Man vergegenwärtige sich nur in Gedanken das Bild solcher eminenter Talente, eines Mezzofanti, eines Liszt, eines Garrik und vieler ähnlicher, und ohne daß eigentlich ganz unerwartete und neue Seiten geistigen Lebens sich bei ihnen hervorheben, erblickt man da diejenige Anlage, deren ungewöhnliche Stärke, im Gegensatz zu den übrigen im Niveau des Gewöhnlichen sich haltenden, eben den Charakter des Talents bestimmt, dergestalt leuchtend und groß, daß sie nun ungefähr dieselbe Wirkung hervorbringt, wie eine einzige reine glänzende Farbe auf einem Bilde, auf welchem sie durch eine Menge anderer im richtigen Gegensatze sich befindender abgedämpfter Farbentöne zu einer besondern Geltung gebracht ist. Diese Naturen sind es auch, an welchen der Symboliker dann die Bedeutung der dieser besonders akzentuierten Anlage bestimmten Kennzeichen namentlich zu studieren hat.

Weniger lehrreich wird in dieser Beziehung allerdings das Studium der gewöhnlichen Menge elementarischer Menschheit sich darstellen, da bei ihnen nur einzelne Anlagen auf das Niveau des Gewöhnlichen sich zu erheben pflegen, während andere geradezu dürftig und schwach erscheinen. Dagegen sind diese Massen wieder geeignet, um gewisse größere durch die Beziehung zu den Himmelsstrichen des Planeten gegebene Charaktere der Volksstämme herauszufinden, als von welchen dann jedesmal die Formen des Genius sowohl, als die des Idioten und die des Talents sich bedeutend emanzipieren. — Da nun aber auch diese größern Abteilungen der Menschheit wieder ihre gewisse psychi-

sche Bedeutung haben, so bleiben auch die Zeichen dieser Massen-Abteilungen, welche natürlich immer wieder auf einem relativen Hervorheben einzelner Anlagen beruhen, gleichfalls wichtig genug.

Indes nicht genug, daß alle diese besondern geistigen Anlagen eine eigene Färbung annehmen und eigene neue Vermögen erzeugen, je nachdem sie von höchster oder geringster, oder endlich von mittelmäßiger Energie innersten Seelenlebens gehoben und getragen werden, so muß ich auch noch darauf aufmerksam machen, daß sie immer wieder neuer, ja zuletzt unendlicher Komplikationen und Variationen fähig sind, indem sich nun wieder jede mit den verschiedenen Konstitutionen und Temperamenten in verschiedener Weise vereinigt vorfinden kann. Wird es doch z. B. ein anderes Charakterbild geben, wenn der Genius mit der cholerischen, und wenn er mit der psychischen oder sensibeln Konstitution, oder mit dem melancholischen Temperamente sich verbindet, ebenso wird das Talent sehr verschiedene Resultate des Charakters geben, nicht nur je nachdem seine hervorragende Anlage entweder auf den Sprachsinn, Farbensinn, Nachahmungstrieb usw. fällt, sondern auch je nachdem es mit der sensibeln, lasciven, oder böotischen, pneumatischen Konstitution usw. sich verbindet. — Kurz, ich hoffe, daß diese Betrachtungen hinreichen werden, zu zeigen, welche unzählige Arten von Charakteren innerhalb der Menschheit möglich sein müssen, Individualitäten, welche, je mehr sie kompliziert sind, zwar um so größere Schwierigkeit den Entzifferungsversuchen der Symbolik entgegensetzen können, jedoch zum Teil wenigstens, dadurch sich kenntlich machen werden, daß man bei genauerer Untersuchung die Zeichen mehrerer Eigentümlichkeiten und Anlagen in ihnen vereinigt herauszufinden bestrebt ist.

Ich glaube am Schlusse dieser Einleitung nichts besseres tun zu können, als noch einmal, und zwar bloß registermäßig und ganz kurz, alle einzelnen Möglichkeiten der Konstitutionen und Temperamente, sowie der Geistesenergien und Geistesanlagen, zusammengedrängt aufzuführen und in einen Rahmen zusammenzustellen; denn jedenfalls ist es notwendig, wenn wir nun weiterhin in das eigentliche Feld der Symbolik selbst eintreten, dieses Fachwerk sich voll-

kommen gegenständlich zu halten, damit, wie nun irgend eine besondere Beschaffenheit menschlicher Bildung in Betrachtung genommen und ihre symbolische Bedeutung namhaft gemacht wird, man sogleich der Beziehungen gedenken möge, in welchen alle die verzeichneten einzelnen Anlagen bald zum Bewußten, bald zum Unbewußten der Seele sich verhalten.

Namensverzeichnis der besonderen Anlagen des Menschen.

Konstitutionen.

1. Cerebrale oder psychische,
2. Sensuelle oder sensible,
3. Athletische,
4. Phlegmatische,
5. Apathische,
6. Asthenische,
7. Böotische,
8. Plethorische,
   a) arterielle,
   b) venöse,
9. Pneumatische,
10. Cholerische,
11. Chlorotische,
12. Atrophische,
13. Phthisische,
14. Lymphatische,
15. Lascive,
16. Sterile.

(Die symbolischen Zeichen sind wesentlich am Stamme und dessen Gliedmaßen gegeben.)

Temperamente.

1. Cholerisches oder energisches,
2. Phlegmatisches,
3. Sanguinisches,
4. Melancholisches,
5. Psychisches,
6. Elementares.

(Die symbolischen Zeichen sind wesentlich der mittlern Region zwischen Stamm und Schädel, d. h. dem Antlitze, zu entnehmen.)

Geistige Anlagen.

A. Verschiedenheiten nach dem Grade der Energie der Seele überhaupt — d. h. Geistesstufen:

1. Genius,
2. Talent,
3. elementare Menschheit,
4. Idiot.

B. Verschiedenheiten nach den einzelnen Anlagen:

a) Erkenntnis überhaupt,
b) besondere geistige Sinne,
   1. Ortsinn,
   2. Formensinn,
c) Gefühle überhaupt,
d) besondere vergeistigte Gefühle,
   1. Anhänglichkeit am Boden,
e) Wille überhaupt,
f) besondere Triebe,
   1. Nachahmungstrieb in Formen,

3. Farbensinn,
4. Zahlensinn,
5. Ordnungssinn,
6. Zeitsinn,
7. Tonsinn,
8. Sprachsinn,
9. Vorsichtssinn,
10. Gegenstandssinn,
11. Gewichtssinn,
12. Sinn für Vergleichung und Beurteilung der verschiedenen Sinnesvorstellungen.

2. Vaterlandsliebe,
3. Liebe zum Besitztum,
4. Lebensliebe,
5. Selbstachtung,
6. Egoismus,
7. Geschlechtsliebe,
8. Kinderliebe,
9. Anhänglichkeit,
10. Ehrfurcht,
11. Anbetung.

2. Nachahmungstrieb in Farben,
3. Bautrieb,
4. Nachahmungstrieb in Tönen,
5. Verheimlichungstrieb,
6. Erwerbtrieb,
7. Kampftrieb,
8. Nahrungstrieb,
9. Geschlechtstrieb.

(Die symbolischen Zeichen sind wesentlich der Region des Antlitzes und Schädels eigen.)

Zwei Fragen bleiben noch für eine Einleitung in die Symbolik zu beantworten: die eine ist die nach der Geschichte dieser Wissenschaft, und die andere die nach deren Anwendung im Leben, ihrem Gebrauch, oder, ganz prosaisch ausgedrückt, ihrem Nutzen. — Was das Letztere betrifft, die vielfältige Anwendung nämlich, die sie gewährt für zwei große und höchstwichtige Zwecke alles Staatslebens, nämlich: für die Erziehung jeder künftigen Generation und für die gerichtliche Beurteilung vieler gesetzwidriger Taten der Menschen, so verweisen wir besser an den Schluß dieses Werkes; denn man muß den Reichtum aller seiner Felder, die große Bedeutung aller hier einschlagenden Betrachtungen erst lebendig begriffen haben, um sich vollständig zu überzeugen, welcher praktische Erfolg aus allem diesem in Wahrheit gezogen werden könne. Dagegen mag allerdings der Versuch, die erstere Frage zu beantworten, passend schon hier Platz finden.

Geschichte der Symbolik.

Das Altertum schon ist symbolischen Bestrebungen nicht fremd und zwar nicht etwa bloß, indem es in vielfältigen irdischen Dingen die Symbole eines Göttlichen überhaupt erkannte, sondern auch indem das, was in den einzelnen Lebendigen symbolisch war für ihre innere Lebensidee, von der Wissenschaft hier

und da aufmerksam verfolgt wurde*). Aristoteles hatte bereits ein eigenes Buch „Physiognomonica" überschrieben, welches in sechs Kapiteln, ohne eigentliche höhere philosophische oder physiologische Intention, vieles zusammenstellt, was teils bei Tieren, namentlich aber bei Menschen, im Äußern bezeichnend für ihr inneres Sein genannt werden darf. — Einer seiner Schüler, Theophrast, faßte den Gegenstand dann in seinen „Charakteren" schärfer ins Auge. Er beginnt mit den Worten: „Öfters bin ich erstaunt und niemals habe ich es, ungeachtet aller darüber angestellten Betrachtungen, begreifen können, warum die Griechen sich einander in ihren Sitten und ihrem Sein so wenig gleichen, da sie doch auf einerlei Art erzogen werden und einerlei Lebensart führen, Griechenland selbst auch unter einem Himmelsstriche liegt." — Mit diesem Ausspruche war schon bestimmter auf das ursprünglich Eigentümliche jeder Seele hingewiesen, und dadurch auch davon die Erkenntnis vorbereitet, daß es nun auch Zeichen geben müsse, ein solches Innere aus den Äußerlichkeiten der Erscheinung zu erkennen. Forschen wir daher weiter nach, so finden wir, daß es sogar zu jener Zeit bereits nicht an wirklichen Physiognomen gefehlt habe. Es ist bekannt, daß Alkibiades einst den Ausspruch eines solchen, des Zopyros, mit Gelächter begrüßte, als dieser aus der Form von Haupt und Angesicht des Sokrates die verderblichsten Eigenschaften unverdrossen herauslas. Freilich rechtfertigte ihn der Weise einigermaßen, indem er selbst von den Neigungen zu diesen Eigenschaften keineswegs sich freisprechen wollte, nur hinzufügend, daß durch höhere Erkenntnis er sie größtenteils überwunden habe.

Bei alledem suchen wir einen bestimmtern Begriff der Symbolik, sowohl bei

*) Sowohl älter als auch wesentlicher denn die „Physiognomia" des Aristoteles und die „Charaktere" des Theophrast ist das Puggala Paññatti (das Buch der Charaktere), aus der ungeheuer umfangreichen sogen. „dritten Sammlung (Abhidhamma-Pitakam), der in der Palisprache niedergeschriebenen buddhistischen Schriften. Dies Werk, das etwa um 300 v. Chr. in Indien entstanden sein mag, dürfte das älteste Werk menschlicher Wesenskunde sein. Es wurde aus dem buddh. Pali-Kanon ins Deutsche übersetzt von Bhikkhu Nyanatiloka (Breslau 1910). Es enthält Charakterologie sub specie aeterni; Klassifizierung von Menschentypen in Hinsicht auf ihre Gott- (brâhma) Nähe und Ferne. Lg.

Theophrast, als bei allen andern Schriftstellern des Altertums noch vergebens, und wenn die Künstler der Griechen in ihren Götter- und Menschenbildnissen oft schon einen sehr feinen Takt für Charakteristik der darzustellenden Individualität durch die Formen der Organisation verraten, so fehlt doch noch viel, daß deshalb etwas dieser Art in das deutliche Bewußtsein des erkennenden und aussprechenden Geistes damals schon gelangt sein sollte. Waren doch auch die Kenntnisse des Altertums in feinerer Anatomie und Physiologie noch in der Kindheit. Der Riese der Wissenschaft selbst, Aristoteles, versuchte nur so aufs Geratewohl es glaublich zu machen, daß in einer feinen Aura, welche die beiden Höhlen des Gehirns erfülle, die einzelnen Seelenkräfte sich äußerten, und hiernach verteilte er dann weiter an die Seitenhöhlen des großen Gehirns, als von wo die Sinnesnerven ihren Ursprung nehmen, den Gemeinsinn und Verstand; an die mittlere Höhle, die Einbildungskraft, das Urteil und die Überzeugung; und an den letzten Ventrikel, gleich als an ein alle verschiedenartigste Eindrücke zusammenfassendes Magazin, das Gedächtnis. — So unvollkommen nun auch diese Ansicht und Einsicht war, so machte sie doch ihren Weg durch Jahrhunderte durch, weder die Anatomen Erasistratus und Galen hatten etwas Bedeutendes solcher Anschauung zuzufügen, noch tritt irgendwo ein Bestreben hervor, bestimmte Grundsätze aufzustellen über die Bedeutung gewisser Formen des Körpers für gewisse Anlagen der Seele.

Fehlt demnach in dieser Hinsicht im Altertume Griechenlands so viel daran, daß eine irgend wissenschaftliche Symbolik aufgetaucht wäre, ja darf man im allgemeinen sagen, daß selbst in der sonst so außerordentlichen und bedeutungsvollen Skulptur Griechenlands darin sogar eine gewisse Mißachtung des höchsten Gebildes am Körper, d. i. des Hauptes, hervorgetreten sei, daß man im Durchschnitt dort den Umfang dieses schönen Gebildes, selbst in Götterbildern, etwas kleiner darstellte, als die Natur es gewöhnlich nachweist, so haben dagegen ganz neue Untersuchungen über die Proportion der menschlichen Gestalt bei den alten Ägyptern, in diesem mysteriosen Volke ein eigentümlich merkwürdiges Berücksichtigen der hohen Bedeutung der Kopf- und namentlich

der Schädelbildung nachgewiesen, ein Verfahren, welches hier wohl noch eine kurze Besprechung verdient. – Ganz entgegengesetzt nämlich den Kunstwerken anderer, auch noch im ganzen auf niedrigen Kulturstufen sich befindender Völker, in deren Kunstgebilden gewöhnlich an menschlichen Figuren das Gesicht unförmlich groß hervortritt, und der Schädel nur so als ein unbedeutender zufälliger Anhang desselben behandelt zu werden pflegt (man sehe z. B. die Abbildungen von Köpfen auf altmexikanischen Kunstwerken*), welche fast nur ein Antlitz ohne Hinterhaupt darstellen, s. Fig. 2), so ist in den, zuerst durch Denon, und neuerlich vollständiger durch Lepsius entdeckten Proportionsfiguren des alten Ägyptens gerade die obere Wölbung des Schädels außerhalb aller festgesetzten typischen Verhältnismaße gelassen, gleichsam als sollte in diesem Teile allein die Eigentümlichkeit irgend einer Persönlichkeit ausgedrückt werden können. – Wenn nämlich z. B. in dem ältesten Proportionsmaße aus der Pyramidenzeit die Figur im ganzen in 6 Fußlängen eingeteilt wurde, oder wenn sie in den Proportionsfiguren späterer Zeit in 3×6 oder 18, und noch später in 21 Maßteile zerfiel, so geht der Strich des obersten Maßteiles immer nur bis in die Stirngegend, und läßt also die oberste Wölbung des Hauptes gleichsam der Willkür des Künstlers anheim gegeben, um sie bei einem Individuum größer, bei dem andern kleiner zu zeichnen; jedenfalls doch nur, damit doch irgend etwas (denn alles andere war typisch und nach festen Regeln bestimmt) übrig sei, woran man die eine Person von der andern auch in ihrem Körperbaue unterscheiden könne. Gewiß ist es nun merkwürdig, daß gerade die Schädelwölbung, also die Knochendecke, welche die größere oder kleinere Ausbildung und Masse des Gehirns darstellt, hier das Mittel werden mußte, die Persönlichkeit zu bezeichnen, und wenn wir sonst bei diesem geheimnisreichen Volke durchaus nichts haben, was auf eine besonders geregelte Symbolik der menschlichen Gestalt deutet, so ist doch diese somit der Bildung des Hauptes bewiesene Achtung ein merkwürdiges Moment, welches eine tiefere Ahnung hier verborgen liegender Wahrheit ausspricht, als dies von den Griechen inso-

*) Morton, Crania americana, S. 145.

fern gerühmt werden darf, welche letztere eher im allgemeinen bei ihren Kunstwerken der Größe des Kopfs etwas zu entziehen gewohnt waren, um die Gestalt im ganzen größer hervortreten zu lassen. Freilich bildeten die Griechen dafür wieder weit individueller ihre Statuen hinsichtlich der Verhältnisse ein-

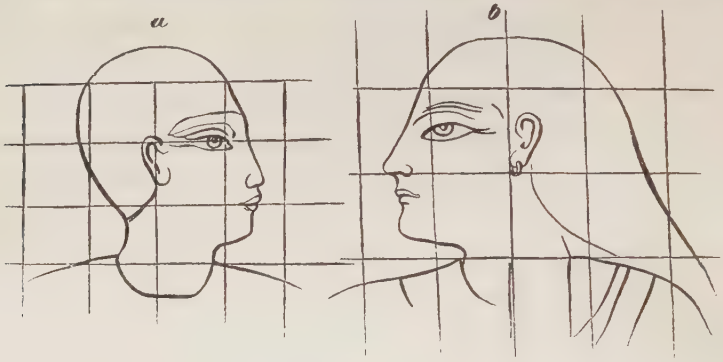


Fig. 1

Fig. 2

zelner Kopf- und Gesichtsteile, und stehen insofern wieder höher, allein nichtsdestoweniger ist doch bei den Ägyptern gerade in jener einfachen mystischen Satzung der Proportion eine gewisse tiefsinnige Ahnung von etwas gegeben, worauf wir bei den Griechen nirgends geführt werden. — Damit dies ganz deutlich sei, gebe ich hier Fig. 1 die Abbildung zweier ägyptischen Proportionsköpfe a. b. gegenüber zweien altmexikanischen Fig. 2 c. d.

Merkwürdig ist nun jedenfalls, daß das Mittelalter, diese Zeit, wo nach der ideell mysteriösen Richtung, welche das Christentum über die europäische Menschheit verbreitete, so viel Neues und Ahnungsvolles in Kunst und Wissenschaft wie in Religion auftauchte, auch die Zeit war, in welcher man zuerst bestimmter sich bemühte, gewisse, freilich oft noch sehr willkürliche, auch wohl abergläubische Beziehungen zwischen der körperlichen Gestaltung des Menschen und seinem innern psychischen Sein aufzusuchen. Dabei wirkte allerdings die gesunde Ansicht der Griechen, und namentlich des Aristoteles immer noch in etwas auf die wesentlich von dorther gelehrten Theologen und Kirchenväter fort, und erleichterte die Auffindung mancher tiefern Beziehung. — Die schöne Stelle des Aristoteles: „die Seele ist die erste Wirklichkeit eines natürlichen gegliederten Körpers", und ähnliche waren es wohl besonders, welche damals gegen jene widernatürliche Trennung zwischen Seele und Leib schützte, wodurch späterhin so viel Verwirrung in Philosophie und Psychologie gebracht worden ist. Von hieraus wurde es sogar begreiflich, daß selbst große Theologen, wie Thomas v. Aquino, die ernährende und Wachstum bedingende Tätigkeit unsers Körpers ebenso der Seele zuwiesen, als die bewegende, auffassende und erkennende, und so kam es denn, daß endlich auch der Gedanke: es müsse sich die besondere Richtung des Seelenlebens wohl entschieden durch irgend eine besondere Gestaltung des Körpers überhaupt und des Hauptes insbesondere ausdrücken, damals zum ersten Male mit Konsequenz verfolgt werden durfte. —

Bei alledem würde es ein wenig lohnendes Geschäft sein, in diesen im ganzen immer finstern Zeiten die sämtlichen Arbeiten aufsuchen und charakterisieren zu wollen, welche einigermaßen als Versuche in einzelnen Teilen der Symbolik betrachtet werden dürfen*). Manches der Art enthalten die Schriften eines schottischen Arztes Gordon, welcher im 14. Jahrhunderte Professor in Montpellier war, anderes findet sich bei Autoren, welche zugleich mit Astrologie und Wahrsagekunst sich beschäftigen; so bei Peucer, dessen Schrift De divinatione

*) Andererseits bietet das Mittelalter ein reiches Anschauungsmaterial zur Symbolik; beispielsweise: vgl. W. Fraenger: Die Masken von Rheims. Leipzig 1914. Lg.

zu Antwerpen 1583 in eleganter französischer Ausgabe erschien, und wiederum anders enthielten namentlich die mannigfachen Bücher, welche die Physiognomik der Hand, aber freilich in abstruser abergläubischer Weise, unter dem Namen der Chiromantie, behandelten, und deren im 15. und 16. Jahrhunderte mehrere gedruckt wurden; so die Chiromancia von dem Medicus und Mathematicus Joh. Rothmann, welche zu Erfurt 1596 herauskam, oder la Science curieuse, welche in Paris 1565 erschien; so der Thesaurus Chiromantiae, von Prätorius in Jena 1561 gedruckt, und viele ähnliche. All dies Treiben war jedoch unphysiologisch und fast durch und durch fabelhaft; nur ein Mann tritt mit merkwürdiger Ahnung einer wirklich philosophischen Richtung entschieden hervor, und dies ist Joh. Baptista Porta, der Neapolitaner, von dessen Buch, De humana physiognomia, mehrere verschiedene Ausgaben des 16. Jahrhunderts, auch eine französische Übersetzung von 1789 existieren*). Diesem Geiste war nämlich nicht nur die weiter oben von mir besonders hervorgehobene Anschauung, von einem sehr wohl nachzuweisenden Parallelismus zwischen den unendlichen Verschiedenheiten der menschlichen Individualität, und der ebenso unermeßlichen Mannigfaltigkeit in den Geschlechtern des Tierreichs sehr bestimmt aufgegangen, dergestalt sogar, daß er seinem Buche eine Menge Abbildungen beifügte, auf denen in gar nicht ungeschickter Weise Menschen- und Tierköpfe zusammengestellt und manche interessante Betrachtungen daran geknüpft sind, sondern er verbreitete seine physiognomischen Untersuchungen auch zuerst über den gesamten Bau des Menschen und alle seine äußern Organe. – Erwägt man daher diese seine, wenn auch in der dunkeln Zeit mit vielem Wunderlichen und Irrigen vermischten Betrachtungen recht, erkennt man, wie er von der Gesamtbildung ausgeht und die Bedeutung deren verschiedener Verhältnisse bespricht, sieht man dann, wie nichts seiner Betrachtung entgeht, wie er bemüht ist, in allem eine gewisse seelische Bedeutung nachzuweisen, wie er vom Kopfe und Kopfhaar anfängt, dann alle Teile des Antlitzes,

*) I. B. Porta, Le physionomiste ou l' observateur de l' homme consideré sous les rapports de ses moeurs et de son caractère. Lg.

des Stammes, der Glieder, bis zu den Nägeln der Finger und Zehen durchgeht, und nirgends den erklärenden und zugleich beweisenden Rückblick auf die Tierwelt beiseite setzt, so bekommt man eine wahre Achtung vor einem Geiste, welcher in einer im allgemeinen so wenig wissenschaftlichen Zeit einen großen Gedanken erfassen, verfolgen und in dieser Weise aussprechen konnte. – Jedenfalls verdient er als der erste und, ich darf es wohl hinzufügen, bis auf die neueste Zeit einzige betrachtet zu werden, welcher des Gesamtbegriffs dessen, was ich nun mit einem umfassenden Namen, die Symbolik der menschlichen Gestalt genannt habe, wirklich fähig war, und es ist nur eine ganz gerechte Anerkennung, wenn Broussais in seinen „Leçons de phrénologie" von Portas Buch sagt: „Ce livre contient des vues beaucoup plus philosophiques qu'on ne pourrait en supposer dans ce temps éloigné." Übrigens hatte auch Porta deshalb mannigfaltige Nachahmer, wie denn z. B. C. A. Peuschel in seiner „Abhandlung der Physiognomie, Metoposkopie und Chiromantie" (Leipzig 1769) selbst ähnliche Vergleichungen zwischen Menschen und Tieren wie jener gegeben hat, freilich mit den astrologischen Zeichen der Chiromantie und dergleichen vermischt.*)

Von Porta an ist dann eigentlich bis zu den mehrfach schon erwähnten Bestrebungen des enthusiastischen Predigers Joh. Kaspar Lavater, von nennenswerten Fortschritten in der Symbolik nichts besonderes aufzuführen, und daß selbst aus diesen Bestrebungen wirklich Großes und Bleibendes nicht hervorgehen konnte, das war in der Individualität dieses Mannes an sich hinreichend begründet. – Lavater nämlich, im Jahre 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater ein geachteter Arzt war, möchte gar wohl, wenn eine verständige Leitung

*) Die Klassifizierung der Menschen an hand außermenschlicher Typen ist sowohl die älteste wie die sicherste Methode der Physiognomik. Die ganze Sprache ist davon erfüllt. (Löwenmutig, wölfisch, bockig, schafig, lammfromm, schweinisch, emsig (von Ameise), fuchsschlau, luxäugig – ferner: blumenhaft, rosig, knorrig, immergrün, wolkig, ledern, versponnen, windig u. s. w., goldig, bleiern, versteint, ehern u. s. w.) – In der Wartburg bei Eisenach sieht man auf Wandgemälden die Lebensstufen beider Geschlechter durch Tierphysiognomien dargestellt. Lg.

ihn zeitig entschiedener zu den Naturwissenschaften geführt hätte, Gründlicheres im physiognomischen Fache, zu welchem ihn seine still grübelnde, mystisch schauende Natur immerfort hindrängte, geleistet haben, so aber, wo nicht einmal das klassische Altertum ihm seine Tiefen aufschloß, und ein auch nicht sehr streng verfolgtes theologisches Studium ihn allmählich auf ganz andere Wege führte, mußte freilich eine große Lückenhaftigkeit seine Werke bezeichnen. Bei alledem wird er immer in der Geschichte der Symbolik einen Platz einnehmen; jenes Seherhafte, dessen ich schon weiter oben gedachte, und über welches ich Goethes Zeugnis anführte, hat ihm vielfältig doch Anschauungen gegeben, welche wir nicht verfehlen werden im nachfolgenden oftmals zu benutzen, und was er selbst somit ohne eigentliche Wissenschaftlichkeit gefunden hat, soll doch künftighin der Wissenschaft unverloren bleiben. Sein großes Werk (Physiognomische Fragmente, 4 Bde. in 4. 1775 – 78), von welchem auch mehrere Auszüge existieren (so die Physiognomik J. C. Lavater's im Auszuge von J. C. Orelli, Zürich 1846 in 2 Teilen) ist ebenfalls Anregung für viele andere geworden, von denen ich hier nur als eins der reichhaltigsten das von Herbé (Traité physiognomonique de la tête, Paris 1840) namhaft machen will. Wesentliches Neues ist indeß auch ihm nicht zugesetzt worden*).

So gehe ich nun zu einem Manne über, welcher nur 17 Jahre jünger als Lavater, und gewiß in vieler Beziehung durch diesen angeregt, doch deshalb zu einer größern Bedeutung für einen Teil der echten Symbolik erwachsen mußte, weil ihn ernste anatomische und physiologische Studien zeitig genährt hatten, und weil er dadurch selbst doch schon mehr in die Vorhallen einer herannahenden wissenschaftlichen Zeit hineinwuchs, wenn er auch noch nicht im ganzen Umfange die innersten Hallen betreten konnte. Dieser Mann war Joh. Joseph

*) Nach dem Tode Lavaters (1806) wurde auch sein nur für Freunde hergestelltes Manuskript „Physiognomische Regeln" veröffentlicht; aus den großen physiogn. Sammlungen Lavaters sind seit 1900 zwei Mappen „Lavater und die Seinen" und „Goethe und sein Kreis" (mit Einleitg. v. Ed. Castle) veröffentlicht worden; ein Teil der Sammlung aus dem Nachlasse des Arztes Joh. Gg. Zimmermann befindet sich in Hannover. Lg.

Gall, geboren zu Tiefenbrunn im Württembergischen 1758. – Wie bei Lavater richtete sich, eben vermöge einer angeborenen Anlage, zeitig seine Aufmerksamkeit auf die Köpfe seiner Mitschüler, er sah bald, daß z. B. Diejenigen, welche leicht auswendig lernten, andere Kopfformen zu haben pflegten, als andere, denen es schwer wurde, und als er Arzt geworden war, studierte er die Anatomie des Gehirns, fand eine naturgemäße Art es zu untersuchen, und erkannte die Beziehungen, welche zwischen seiner Ausbildung und der des Schädels notwendig stattfinden mußten. Späterhin versäumte er dann nicht, Tierschädel in Vergleichung zu ziehen, bemerkte, daß ein gewisses Entsprechen zwischen dem Naturell des Tieres und seinem Kopfbau nicht fehlte, und so lange seine Untersuchungen in dieser Richtung blieben, konnten sie nur zum Besten der Wissenschaft fruchten. Es ist indeß ein sonderbares Bestreben oft genug im menschlichen Geiste bemerkbar, ein Bestreben, dem schon die zweite Inschrift des Tempels von Delphi galt, das: „nicht zu viel" – dieser oft schwer zu hemmende Drang führt nämlich dahin, eine an sich löbliche und fruchtbringende Richtung bis zum Extreme zu verfolgen, und Das, was erst schön und gut war, zuletzt wahrhaft ins Absurde zu verkehren. Diese alte Leidensgeschichte der Menschheit, welche in der Kunst so oft zum Verfall geführt hat, welche in der Politik immerfort mit Verderben droht, welche in der Wissenschaft so vielerlei Auswüchse bedingte, sie bewährte sich auch in Gall, und noch mehr an seinen vielfältigen Nachtretern; denn indem er aus den ursprünglich sehr bedeutungsvollen Wahrnehmungen am Kopfbau, wie er bald nach dieser, bald nach jener Gegend stärker entwickelt sein könne, und wie dies mit den verschiedenen Anlagen im Gehirnleben allerdings einen wichtigen Zusammenhang habe, nun die sogenannte Organenlehre zu schaffen begann, und wie nun mehr und mehr das ursprünglich Physiologische und späterhin Symbolische in diesen Bildungen umgeschaffen werden sollte zu einem materiellen Fachwerk des Gehirns, wo in einer Abteilung die Kindesliebe, in einer andern der Diebssinn, in einer die Hoffnung und in der andern das Gewissen eingezwängt sich befände, so verloren notwendig diese Angaben die Teilnahme aller Männer

der Wissenschaft, und selbst das Vortreffliche, was geleistet worden war, ging unter über dem Absurden, was nun geboten wurde. – Ein Unglück war es insbesondere, daß eine Menge von Dilettanten sich nach und nach dieser Angelegenheit bemächtigten, daß die großen Studien des Meisters, über die Absurditäten der Schüler in Vergessenheit kamen, und so zuletzt nur Das übrig blieb, was immerfort einer spätern Zeit zum Nutzen gereichen muß, nämlich die Anlegung von Sammlungen für den Zweck der Schädelvergleichung, und die Anregung der Aufmerksamkeit auf das Symbolische des Organismus überhaupt.

Man darf übrigens nicht sagen, daß man Gall und seine Verdienste für die Symbolik des Hauptes irgend kenne, wenn man nicht sich mit der großen von ihm, in Verbindung mit seinem Freunde Spurzheim, durchgeführten Arbeit eine genaue Bekanntschaft erworben hat. Leider mußte dies Werk, da Deutschland stets für große wissenschaftliche Unternehmungen so viel weniger getan hat als Frankreich, in französischer Sprache erscheinen. Die vier großen Foliobände nebst dem prächtigen Atlas dieser Anatomie et Physiologie du système nerveux en général, et du cerveau en particulier, avec des observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leurs têtes (Paris 1810 – 19) können nicht anders als für alle Zeit das ernste Streben eines Mannes betätigen, welcher späterhin oft genug zugleich mit dem Heer unreifer Nachfolger einem und demselben Urteil unterworfen worden ist*).

Was diese letztern betrifft, so ist unter denselben für England und Deutschland am bekanntesten geworden der Edinburger Phrenolog Georg Combe**), welcher

*) Die zweite Auflage in 6 Bänden nebst Atlas mit 180 Kupfertafeln erschien 1822 – 25 und wurde auch ins Deutsche übertragen. Er veröffentlichte ferner mit Spurzheim „Recherches sur le système nerveux" (1809) und „Des dispositions innées de l'âme et de l'esprit" (1812) und „Sur les fonctions du cerveau et sur celles de chacune de ses parties" (2 Bd. 1822). – Eine Auswahl aus Galls Schriften soll neu aufgelegt werden. Lg.

**) Vgl. dessen „System der Phrenologie, aus dem Englischen übersetzt von Hirschfeld" (Braunschweig 1833).

selbst nur erst durch die Vorlesungen Spurzheim's in der schottischen Hauptstadt, für diese Studien gewonnen worden war, und seitdem viel beigetragen hat, wenigstens die Aufmerksamkeit auf Kopfformen und deren Vergleichung, sowie auf Sammeln von Abgüssen merkwürdiger Köpfe zu richten*). Über die physiologischen Beziehungen und die Entwicklungsgeschichte von Hirn und Schädel fehlte ihm freilich alles nötige Material und so bleibt er ein unbedingter Nachfolger von Gall, ohne indeß in dem Maße übertrieben und einseitig, oder absprechend und gehässig gegen Männer vom Fach zu werden, wie dies hinsichtlich vieler Spätern, wie Noel, G. Struve, B. Cotta und Anderer, bemerkt werden muß, deren Büchertitel man in dem langen von Lud. Choulant (Vorlesung über die Kraniosкopie, nebst einem Anhange Gesamtliteratur der Kraniosкopie, Dresden 1844) gegebenen Verzeichnis nachsehen kann.

In Wahrheit hat nun aber seit Gall die Lehre vom Nervensystem, Hirn und Schädelbau sehr wichtige Fortschritte gemacht, welche großenteils namentlich auch für die psychische Symbolik dieser Organe in hohem Grade maßgebend geworden sind.

Die merkwürdige Geschichte der ursprünglichen Gliederung des menschlichen sowohl, als des tierischen Gehirns, in d r e i Hauptabteilungen, und das genaue ursprüngliche Entsprechen der drei Schädelwirbel mit diesen drei Hirnmassen, hat zu ganz neuen Ansichten über Kraniosкopie geführt, welche ich selbst mehrfach bemüht gewesen bin, teils in meinem System der Physiologie, teils in den „Grundzügen einer neuen und wissenschaftlichen Kraniosкopie", und endlich in meinem „Atlas der Kraniosкopie", der Mitwelt und Nachwelt vorzulegen, und wodurch ich wohl hoffen darf, die Symbolik des Schädelbaues etwas weiter gefördert zu haben. Daß dagegen von Andern gerade in dieser Beziehung weniger zum Aufbau einer solchen Wissenschaft beigetragen worden ist, daran hat

*) Es haben sich seitdem in England und Frankreich sogar Magazine gebildet, wo man Abformungen merkwürdiger Köpfe kaufen kann. Leider sind nur diese Formen meistens sehr schlecht und stumpf gefertigt. Das Verzeichnis eines der bessern Arbeiten führt den Titel: Vasseur, naturaliste, Catalogue, Paris rue de l'école de medicine No. 2.

jedenfalls mit Schuld, daß die neuere Richtung der Morphologie überhaupt sich großenteils zu sehr von der Bedeutung der Organe abgewendet hat und so sehr, ja fast ausschließend mikroskopisch geworden ist. Eine rühmliche Ausnahme in dieser Hinsicht machte das große Werk von E. Huschke: „Schädel, Hirn und Seele" (Jena 1854), in welchem überall der Begriff des Schädels als Wirbelsäule zum Gehirn festgehalten, und danach die Symbolik der drei auf die drei Gehirnmassen bezüglichen Schädelwirbel in einer Weise gegeben wurde, daß der Verfasser dabei mit meinen Ansichten großenteils zusammentrifft*). Ein Beispiel der rein geometrischen und anatomischen Auffassungen des Schädelbaues gewährte dagegen teils J. Engel („Untersuchungen über Schädelformen", Prag 1851), teils früher schon Retzius (Müller's „Archiv für Physiologie", 1845), welcher alle Schädel in Langköpfe (Dolichocephali) und Kurzköpfe (Brachycephali) sonderte und von jeder dieser Formen wieder die Geradkieferigen (Orthognathi) und Vorkiefrigen (Prognathi) unterschied; Begriffe, welche nur für Schädelvergleichungen in Masse Anwendung versprechen.

Ein anderes neueres und besonders dankenwertes Werk ist das von J. Ch. G. Lucae: „Zur Architektur des Menschenschädels" (Frankfurt a. M. 1857), welches sich namentlich dadurch auszeichnet, daß es auch Schädel bekannter Personen nebst einer kurzen erläuternden Biographie, ausgezeichnet gut darstellt, und zwar nicht blos Verbrecher (zu deren Schädeln man leichter gelangt), sondern auch einige bessere Naturen. – Zugleich enthält sein Werk noch eine konsequentere Charakteristik der verschiedenen Schädelformen als Retzius, Engel und Virchow gegeben hatten, jedoch so, daß die Vorzüge der einzelnen frühern Arbeiten dabei gehörig beachtet werden. Ich komme später hierauf zurück und bemerke nur vorläufig, daß er folgende sechs Hauptklassen von Schä-

*) Schon 1811 hatte Huschke in einer Gelegenheitsschrift die Grundzüge dieser Ansicht gegeben, nur im Begriff der mittlern Hirnmasse etwas anders sich fassend als ich bereits 1814 („Versuch über Nervensystem und Hirn") und 1818 in der 1. Ausgabe der „Zootomie", wo namentlich die Beziehung der drei Hirnmassen auf die drei Schädelwirbel durch alle die vier höhern Tierklassen verfolgt ist.

deln aufzählt: 1) Megalocephali, 2) Mikrocephali, 3) Brachycephali, 4) Stenocephali, 5) Bathycephali, 6) Plagiocephali.

Was die übrigen Gebilde des Körpers betraf, so war die Lehre von deren seelischer Bedeutung in der Neuzeit weniger aufmerksam verfolgt worden. Es war als hätte die große Anregung, welche die Physiognomik des Antlitzes, die Phrenologie und Kraniosкopie veranlaßten, nachteilig auf alle andern Richtungen der Symbolik gewirkt, und eine willkommene Erscheinung mußte es daher genannt werden, als im Jahre 1843 ein gewisser D'Arpentigny ein Buch über die Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand herausgab, welches er Chirognomonie nannte, und welches in Wahrheit, ohne alle den alten abergläubischen Wust der Chiromantie des 16. Jahrhunderts zu wiederholen, recht dankenswerte Beiträge über die Lehren der Symbolik dieses schönen Gebildes enthält. Diese Arbeit verfehlte denn nicht, auch bei mir ein besonderes Interesse zu erwecken, und, indem ich hier bald nachtrug, was eine neuere Physiologie und vergleichende Anatomie zur Vervollständigung und Berichtigung bieten konnten, entstand mein kleines Werk: „Über Grund und Bedeutung der Hand, Stuttgart 1846", welches namentlich den Vorzug vor D'Arpentigny hatte, durch die vortrefflichen Zeichnungen der vier Grundformen der Hand, von Professor Hübner, bereichert zu sein*). – In ähnlicher, auf anatomische und physiologische Tatsachen sich begründenden, Weise behandelte endlich in den Jahren 1848 und 49 Burmeister auch die Lehre von der Symbolik des menschlichen Fußes, und trug somit abermals bei, das an sich schon weite Feld dieser Betrachtungen immer noch weiter auszudehnen.

Jetzt aber, wo das Material der naturhistorischen und physiologischen Beobachtung des Menschen so ins Ungemessene sich gehäuft hatte, war nun wohl ein Zeitpunkt gekommen, wo es als eine empfindliche Lücke erscheinen mußte, daß es immer noch an einem wirklichen Gesamtwerke über die Symbolik der menschlichen Gestalt fehlte; an einem Werke, welches von den

*) Als ältestes und berühmtestes Hauptwerk über die Hand gilt das in London erschienene „Cheiro, language of the hand". Lg.

allgemeinen Proportionen der verschiedenen menschlichen Individualitäten ausginge, welches selbst die Substanz des Organismus in Anschlag brächte, und welches endlich alle besondere Gegenden des menschlichen Wunderbaues hinreichend in Betrachtung nähme, um auszusprechen und darzulegen, was irgendwie über die psychische Bedeutung aller seiner Abweichungen und Besonderheiten genügende Auskunft zu bieten imstande wäre; und wenn man diesen Gedanken und diese Forderung sich deutlich vergegenwärtigen will, so wird man nun zugleich wissen und erkennen, was das Werk, das ich hiermit vorlege, für eine Aufgabe sich stellt, und inwiefern mit dessen Erscheinen eine Wissenschaft begründet werden soll, deren Berechtigung, in der Reihe so viel anderer mitgezählt zu werden, wohl keinenfalls zweifelhaft sein kann.

Symbolik seit Carus.

Überblick von 1869 bis 1924.

Nicht lange nach dem Erscheinen von Carus „Symbolik der menschlichen Gestalt" traten drei Forscher auf, welche gleichfalls eine Symbolik der Gestalt zu begründen unternahmen, ein Franzose ein Deutscher und ein Engländer.

1) 1865 erschienen bei Hetzel in Paris die hinterlassenen Aufzeichnungen von Louis Pierre Gratiolet. (1815 bis 1865) „De la physionomie et des mouvements d' expression." (4 Aufl. 1882). Gratiolet hatte sich als Nachfolger von Etienne Geoffroy de Saint Hilaire besonders mit der vergleichenden Anatomie des Gehirns beschäftigt und hatte mannigfach geklärt die Beziehung zwischen Struktur und Entwicklung des Gehirns auf der einen Seite und den Fähigkeiten und Funktionen der Tierwelt auf der anderen Seite.

2) Obwohl die hinterlassene Schrift des jungverstorbenen Anatomen etwas früher erschien, so war doch sein Grundgedanke tatsächlich schon überholt durch das 1867 in erster Auflage in der Klingenbergschen Buchhandlung in Detmold erschienene „Wissenschaftliche System der Mimik und Physiognomik" von dem zunächst in Valparaiso zuletzt in Detmold ansässigen Schriftsteller Theodor Piderit (geb. 1826), auf welchen Karl Julius Weber in seinem an treffenden physiognomischen Bemerkungen reichem „Demokritos" aufmerksam machte. — Piderit unterschied zum ersten Male die Wissenschaft von den Ausdrucksbewegungen (die Mimik), von der Wissenschaft der Gestalten. Damit ging er über Carus hinaus. (Carus pflegt das was Piderit Mimik nennt als „Pathognomik" zu bezeichnen.) Es kam hinzu, daß Piderit auch die Carus'sche Gehirnhypothese verwarf, jene Hypothese, wonach das Vorderhirn (Hemisphären) den Verstandeskräften, das Mittelhirn (die Vierhügel) dem Gemütsleben und das Hinterhirn (kleine Gehirn) dem Willen dienen soll. Im übrigen war Piderit zu strengem Denken und wissenschaftlicher Methodik nicht geneigt. Er

hat das Verdienst, Physiognomik und Mimik der Gesichtsmuskulatur, des Auges und des Mundes überaus klar beobachtet zu haben. Dadurch wurde er fruchtbar für die damals noch junge Ästhetik der Schauspielkunst.–

3) Weit unbedeutender als die Schriften von Gratiolet und Piderit waren die 1872 herausgegebenen Beobachtungen von Charles Darwin: „Expression of the emotions in men and animals". Der Irrtum des für die gesamte Naturwissenschaft des 19ten Jahrhunderts entscheidendsten und wichtigsten Naturforschers trat auch in diesem kleinen Werk klar zu Tage. Darwin betrachtet nicht Gestalt und Ausdruck als Sichtbarkeit des Lebens selbst. Er fragt vielmehr nach der Entstehung. Er faßt daher die sichtbare Gestaltenwelt auf als kausal bedingt. Sie ist ihm die Sichtbarkeit durch „Auslese" entstandener Funktionen. Und doch hatte schon zu Anfang des Jahrhunderts die kleine Schrift „Der Wille in der Natur" von Arthur Schopenhauer (des neben Georg Christoph Lichtenberg an physiognomischen Aufschlüssen reichsten deutschen Schriftstellers) den Darwinschen und Lamarckschen Irrtum klar durchschaut. . . .

Für die erste Epoche der Symbolwissenschaft (1850 bis 1900) war es bedeutungsvoll, daß sie durchweg von Liebhabern und Erforschern der „äußeren Erfahrung", von Anatomen, Physiologen, Ärzten und Biologen gefördert wurde. Carus, Gratiolet, Piderit und Darwin waren Ärzte. Ihre Überlieferung wirkte fort und erfüllte sich zunächst in der (durch Karl Ernst v. Baer begründeten) vergleichenden Morphologie. Das Gewordensein der Gestalt, die Gestalt als Niederschlag physiologischer Notwendigkeiten – das war der Gesichtspunkt, von dem die erste Epoche der Symbolwissenschaft ausging. Das war auch der Gesichtspunkt für viele, die Morphologie von der teleologischen Seite her behandelnde Spezialarbeiten, aus deren Überfülle ich nur anführen möchte die älteste Zusammenstellung des Freiburger Anatomen Robert Wiedersheim über den „Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit" (Freiburg 1892), sowie das jüngste schöne Werk „Plastische Anatomie". Die konstruktive Form des menschlichen Körpers von Siegfried Mollier. (München 1924) . . .

Um 1900 beginnt die zweite Epoche der Symbolwissenschaft. Für die zweite Epoche ist bezeichnend, daß sie nicht mehr ausging von der Wissenschaft der äußeren Erfahrung. Sie trat vielmehr in enge Verbindung mit der Philosophie des Zeitalters, der damals alles beherrschenden Psychologie.

Die ersten Vertreter der neuen Charakterwissenschaft waren Schüler des Münchener Psychologen Theodor Lipps. (1851–1913).

Eine kleine Gruppe von Freunden, durchweg aus Hannover stammend, Hans H. Busse, Ludwig Klages, Georg Meyer, Hugo Eick, Friedrich Huch, Theodor Lessing begründete um 1900 in München die „Deutsche Graphologische Gesellschaft". Aus der Befassung mit den Problemen der Graphologie erwuchs die Wiedergeburt der Wesenswissenschaft. Von der zu Carus Zeit herrschenden Menschenkunde unterscheidet sich die zweite Epoche durch ihren „introspektiven" Charakter. Den Zusammenhang mit logischen und psychologischen Fragen verleugnete sie auch dort nicht, wo sie einerseits gegen die empirische Psychologie, andrerseits gegen logische und rationale Begriffsanalytik sich ablehnend verhielt.

Die von Th. Lipps, Fechner, Wundt usw. angebahnte Psychologie um 1900 war erklärend. Sie mußte somit, um „Bewußtseinsphänonomene" erklären zu können zurückgreifen auf nicht bewußte, vorbewußte Tatsachen und Akte. Damit geriet sie in die Nachbarschaft der „Metaphysik" und in Gegensatz zu aller „strengen Wissenschaft". Es kam ein Zeitalter (1900—1930), welches überhaupt nicht mehr die Welterklärung gelten lassen wollte; sondern die Parole ausgab: „Alle echte Erkenntnis ist beschreibend." — Zwei für Deutschland führende Geister, ein Physiker und ein Psychologe, mögen dafür als Zeugen angesprochen sein. Für die Wissenschaften der „äußeren Erfahrung" verkündete seit 1900 Ernst Mach das Folgende: „Alle die Natur erklärende Wissenschaft ist nichts als Metaphysik. Echte Physik kann lediglich das Unmittelbar-Gegebene sehen und beschreiben. Sie verzichtet auf Geschichte und Kausalität." — Für die Wissenschaften der „inneren Erfahrung" verkündete seit 1900 Franz Brentano dasselbe: „Alle die Seele erklärende Wissenschaft ist nichts als Metaphysik. Echte Psychologie kann lediglich das Unmittelbar-Gegebene sehen und beschreiben. Sie verzichtet auf Geschichte und Kausalität." — Damit war denn der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts, welche „evolutionistisch" war, d. h. nach „Gewordensein" und „Zustandekommen" fragte, der Krieg erklärt. Man fand für die neue Art Einstellung die Worte: „Phänomenalismus und Phänomenologie". Sie wurden Lieblingsphrasen der Zeit. Die Darwin-Spencersche Entwicklungswissenschaft verblaßte. Nicht minder die auf „Gesetze" vorbewußter Abläufe zurückgreifende Psychologie von Wundt oder Lipps. Dieser letztgenannte Denker verwickelte sich im letzten Stück seines Lebens unrettbar in Das, was man damals „Phänomenologie" nannte und überall pries als „reines unmittelbares intuitives adäquates Schauen". — Diese „reine Wesensschau" (mag sie nun wirkliches oder vermeintliches Schauen sein), diese Neigung nicht hinauszugehen über „die Gegebenheit" war nun gewiß richtig und wichtig für die Theorie. Aber es zeigte sich auch bald, daß die eigentlich aufs Praktische gerichteten Köpfe (und diese sind stets in der Überzahl), wie z. B. Psychiater, Pädagogen, Sozialreformer, Kulturverbesserer usw. mit den reinen Wissenschaften „nichts anfangen" konnten. Unter hundert Männern, die „Wissenschaft" treiben, ist kaum Einer, dem es wirklich um Erkenntnis zu tun ist. Unter hundert, die sich um das Studium der Menschengestalt oder überhaupt um Wesenskunde bemühen, dürfte noch nicht Einer sein, dem es wirklich darum zu tun wäre, das Wesen der Gestalt zu sehen. Alle andern wollen, (ob sie das nun zugeben oder nicht), Einfluß nehmen, bessern, beherrschen, verändern. Hinter dem wissenschaftlichen brennt also das willenschaftliche Interesse. Dazu aber bedarf es durchaus der psychogenetischen (kausalgenetischen) Unterstellungen. So war es denn ganz begreiflich, daß die Teilnahme der „Praktiker" an der reinen Wesenswissenschaft sehr kühl blieb. Das zeigte sich am deutlichsten in Medizin und Psychiatrie. Zunächst freilich verzichtete auch die Psychiatrie darauf, Krankheiten zu erklären und begann Krankheiten zu beschreiben. Zwei französische Psychologen Charles Binet und Theodor Ribot machten Schule damit, daß sie „charakterologische Typen" zu beschreiben und zu klassifizieren unternahmen. Sie setzten an die Stelle der „Geschichten erzählenden Psychiatrie" die sogen. Typologik. In Deutschland versuchte vor allem Emil Kraepelin „typische Krankheitsabläufe; immer wiederkehrende klinische Bilder, sozusagen

die Norm im Abnormalen" aufzuzeigen. Es gelang ihm vortrefflich in einem Falle, den er als das „zirkuläre oder manisch-depressive Irresein" bezeichnet. Die erklärende Psychologie kam dabei ins Hintertreffen zum Leidwesen der vielen, die mit Wissenschaft gern „etwas machen" wollen. – Eine Wiedergeburt der Psychogenetik kam nun aber von einer Seite, von der niemand sie erwartete. Ein Wiener Neurologe, Sigmund Freud, ein geistvoll-konstruktiver, vorwiegend witziger Kopf, begann (zunächst gelegentlich des Studiums sogenannter Hysterie) eine Psychoanalytik anzuwenden, welche keineswegs „fraglos schaut und beschreibt", sondern das Nächstgegebene aus Unbewußtem erläutert; wobei ihm denn in der Tat diese vorbewußten Abläufe vielfach sichtbar zu machen und aufzuweisen gelang. Hierzu mußten denn freilich Freud und seine zahllosen Schüler auch ein System von Formeln ausbilden. Es geschah in sehr deftiger grober Weise. Die unendlich viel zarteren Formeln, die beispielsweise Lipps zur Aufhellung vorbewußter Vorstellungs- und Gefühlsabläufe erarbeitete; insbesondere die Grundbegriffe von „psychischer Stauung und Absorbtion" hätten niemals „populär" werden können. Jetzt aber nützte den Praktikern ein sehr einfacher Trick: Solche Lebenstatsachen, die eben nirgendwo fehlen können, wie z. B. Geschlechtstrieb („libido") oder Selbsterhaltungs(Regulierungs-Ausheile-) Wille oder allenfalls auch „Wille zur Macht" oder „Eitelkeit" (in weitestem Sinne) wurden zum Zentrum gemacht für alles und jedes; so daß beispielsweise Essen, Trinken, Religion, Moral, der Mythos, die Kunst usw. erläutert werden können, als verdrängte, verdeckte, sublimierte, mittelbare oder sonstwie modifizierte „libido" oder „Erotik"; oder auch (wenn man das lusum ingenii von dieser Seite vorzieht) als verdrängter, verdeckter, kompensatorischer, überkompensierter, mittelbar oder sonstwie modifizierter Selbsterhaltungs (Regulierungs- und Ausheile-)Wille. Indem man mit solcher jedem „Bildungsmenschen" billig einleuchtenden Formel an das Höchste wie Tiefste herantrat, das Geheimnis des Mythos, die Schöpfermacht des Genius, das gestaltenbildende Phantasieleben im Kosmos gleichmäßig vermenschlichend – (Wollust, Fraß, Ehrgeiz usw.) – begann der unerhörteste Triumph der urteilenden, d. h. berechnenden Intelligenz über alles noch Dumpfe und Ungeweckte und zuletzt die Zersetzung des lebenspendenden Eros selbst (worin sich schließlich wohl kundtat die biologische Selbstauflösung einer durch „Geist" dummgewordenen und gerade vermöge Wissen und Urteilskraft nicht mehr lebensfähigen Rasse). Das unfruchtbarste ausgeödetste Zeitalter der Menschheit machte aus dieser allgemeinen Selbstzersetzung sich seine Lebenslüge und den Lebenstrost heillos Vernüchterter. – Hier will ich nun nicht weiter untersuchen die gar nicht anzuzweifelnde praktische Verwendbarkeit und Nützlichkeit der „psychoanalytischen Methode„ noch auch die Frage stellen nach dem Wahrheitskern ihrer Ergebnisse; für diejenigen aber, welche die „Symbolik der Gestalt" studieren, ist es von Nutzen, daß ich hier eine kurze Erläuterung einfüge über den Gegensatz gestaltsymbolischer und seelenanalytischer Untersuchungen. Bei physiognomischen Forschungen müssen wir es vermeiden, an die zu Untersuchenden Fragen zu stellen; vielmehr nicht anders vor sie hintreten, als wie vor ein Tier oder vor eine Blume. Abgesehen von der Gefahr, daß Fragen suggestiv einwirken, zerstört der Physiognomiker mit Fragen sein ruhiges unmittelbares Schauen; wie denn die erklärenwollende Psychoanalyse weit mehr errät oder konstruiert als an-

schaut. Frage ich beispielsweise als Arzt oder als Psychologe eine Person nach ihrem Beruf und erfahre, daß sie Rennreiter oder Landwirt ist, so werde ich geneigt sein, ihr sofort solche Eigenschaften zuzulegen, die unerläßlich sind, um eben Rennreiter oder Landwirt werden zu können. In dieser Weise verfahren die Wanderpsychologen und öffentlichen Physiognomiker, welche im Weiterraten und Formulieren oft eine große Virtuosität erlangen. Um aber ganz ehrlich Physiognomik zu betreiben, ist es wichtig, wirklich nur „intuitiv„ vorzugehen. Deswegen muß man in Antlitz und Gestalt, ähnlich wie ein Liebender tut, ganz versinken, wobei man Umrisse innerlich mitahmt und bildnerisch formt. Will man sodann das durch Ahmung Erlebte für bewußtes Wissen formulieren, so halte man sich vertrauend an frei steigende und schwebende Bilder, Gleichnisse und Analogien und spreche aus das Gesehene: unbedenklich; ich möchte sagen „ohne Nachdenken". Denn so lange man nur sein unmittelbar Erfühltes ausdrückt, trifft man stets etwas Richtiges, und sogar wenn das Gesagte nicht „wirklich" ist, so kann es darum dennoch wahr sein; sobald aber Reflexion und Nachdenken sich einmischen, beginnen sofort die vielen Fehlerquellen des Eigenwillens zu sprudeln. — Durch Binet und Kraepelin einerseits, durch Freud und seine ausgebreitete Schule andrerseits hat im übrigen die Charakterologie viele wertvolle Anregungen empfangen. Aber weit wichtiger wurde es, daß nun auch umgekehrt die Naturwissenschaften, zumal die praktische Psychiatrie, Neurologie und Psychologie allmählich ihre Anschauungsweise von unsrer Gestalt- und Wesenswissenschaft her umzumodeln anfingen. Zumal die „Irrenheilkunde", (die endlich einsah, daß sie Seelen wissenschaft sein müsse und daher nicht mehr allein mit Anatomie und Physiologie auskomme und die endlich auch lernte seelische Pathologik aufs schärfste zu unterscheiden von sogen. „Geisteskrankheiten"), zumal die Irrenheilkunde konnte sich fürder nicht genügen lassen weder mit der Typologie einzelner Zustände und Abläufe (nach Kraepelin) noch auch mit der dialektischen Kunst, Seelen gleich Uhrwerken zu zerlegen (nach Freud). — Eine Anzahl jüngerer Forscher näherte sich daher der gestaltschauenden Methode, die auf das Ganze des Organismus blickt. Das war vor allem ein Verdienst des Tübinger Professors Robert Gaupp, aus dessen Schule erwähnt sein möge das Werk von Dr. Ernst Kretschmer: „Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten". (3. Aufl. Berlin 1922.) An dem Buche Kretschmers sind am dankenswertesten die Konstitutionsschemata, welche Unterschiedsmerkmale von Mensch und Mensch verzeichnen für die folgenden Gebiete: 1. Gesicht und Schädel, 2. Körperbau, 3. Körperoberfläche, 4. Drüsen und Eingeweide, 5. Maße, 6. Zeitpunkte (Ablaufstypen). Aus allen diesen (freilich ganz unmethodischen) Merkmalen versucht dieser Charakterologe den „Persönlichkeitstypus" zu bestimmen, wobei leider eine Terminologie verwendet wird, die an Ernst Haeckels gräßlichstes „Barbiergesellengriechisch" gemahnt. Ein Paradestück dieser Terminologie ist die Zweiteilung aller Konstitutionen in zyklothyme, (kreismütige) und schizothyme (spaltmütige) Typen, wobei man sich ja schließlich ebenso viel denken kann wie bei der antiken Zweiteilung der Menschen in eukolische (wohlverdauende) und dyskolische (schlechtverdauende). Trotz aller dieser Unklarheiten und Torheiten sind aber die Arbeiten der „Konstitutionsforscher" auf rechtem Wege, insofern sie wieder Geoffroys „Bauplan" und Goethes „Urphänomen" zu suchen

begonnen haben. Die Grenzen der modernen Psychiatrie sind eben Grenzen der heutigen Naturwissenschaft überhaupt. Sie kann noch nicht loskommen von den durch Cuvier und Linné siegreich gewordenen Klassifikationen, welche den morphologischen Gesichtspunkt mit dem physiologischen und mithin Gestalt und Funktion vermengten. — Ein besonders tragisches Beispiel für die ungeklärte Untermischung des Morphologischen und Physiologischen blieb die von Gustav Carus begründete Lehre von den Temperamenten. Die Einteilung der Temperamente fußt auch heute noch nur zur knappen Hälfte auf wirklichen Anschauungen, zur größeren Hälfte fließt sie aus einer Theorie der physiologischen Funktionen, nämlich aus der Vierheit der Hippokratischen „Humorallehre" (Cholerik, Sanguinik, Melancholie, Phlegma), die, weil sie in die Volkssprache überging, ein so zähes Leben hat. — So froh mich die Genugtuung macht, daß die jüngere Psychologie und Psychiatrie unsere Art Menschenschau zu würdigen beginnt, so bitter muß ich nunmehr tadeln die hanebüchene Vernachlässigung aller erkenntniskritischen und selbstkritischen Denkarbeit. — Forscher wie die angeführten (Binet, Kraepelin, Freud, Gaupp, Kretschmer) vermengen nicht nur aufs gröbste intuitive Beobachtungen mit physiologischer Theorie, sondern vermischen auch ganz ahnungslos die intuitive und die kausal genetische Forschung. Neben einigen echten physiognomischen Erfahrungen herrscht nur eine „Krankengeschichten" aufstapelnde Pathographik, die nicht einmal so geistreich ist wie die in den älteren Schriften von Möbius, Flournoi oder Weygandt. — Ein tragisches Beispiel halb charakterognomischer, halb charakterogenetischer Betrachtung bietet auch das Werk Willy Hellpachs: Die geopsychischen Erscheinungen. Wetter und Klima, Boden und Landschaft in ihrem Einfluß auf das Seelenleben (3te Aufl. 1923 Leipzig W. Engelmann). Hellpach handelt von den Beziehungen zwischen Menschenleben und Klima (Luftdurchstrahlung, Winde, Ebene, Gebirge, Mondeinflüsse, Sterneneinflüsse, Periodizitäten usw.). Darüber hinaus stellt er Betrachtungen an über das Naturgefühl, über die Formelemente der Landschaft sowie über den Einfluß der Landschaft auf die Kultur. Er bietet auch wertvolle Literaturhinweise. Aber: Es ist eine ganz andere Aufgabe die Menschennaturen aus der Landschaft zu erklären oder sie als Landschaft und Naturgestalt zu sehen. Genetische, kausale, evolutionistische Wissenschaft steckt der heutigen Denkergeneration noch so tief in den Knochen, daß sie zu reiner Theorie (d. h. zu reiner Überschau) viel zu bewegt und zu ehrgeizig ist. Auch sonst begegneten uns in letzten Jahren Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichten, welche versuchen, die menschliche Geisteswelt aus Landschaft zu entwickeln oder nach Landschaften einzuteilen. Der Gipfel dieser Bestrebungen ist wohl jene sogenannte „Geopolitik", welche sogar Wirtschaftsformen, Staaten, kurz alle „Politik" als sinnfällige Naturgestaltenschau betrachten möchte. Es würde den Rahmen dieses Buches überschreiten, wenn ich den großen Irrtum dieser Gestalten- und Naturbeschau darlegen wollte. Niemals werden Wertwissenschaften, Geisteswissenschaften, niemals Staat, Wirtschaft, Recht, Politik auf sinnfällige Natur, auf Geographie oder Morphologie aufzubauen sein. Sie gehören dem Bereiche wertsetzenden Geistes an, der das Leben der Gestalt vollkommen durchquert, die Erde vernutzt, verwirtschaftet und zuletzt vielleicht ertötet. Die Menschenwirtschaft hat freilich mit Natur und Landschaft zu rechnen. Aber grade darum ist sie weder ein Stück Natur noch ist sie landschaftlich begrenzbar ....

Ich habe dargelegt, daß die Gestaltenkunde (Symbolwissenschaft, Charakterologie) seit dem Erscheinen von Carus „Symbolik der Gestalt" zwei verschiedene Perioden durchlaufen hat, eine biologisch voreingenommene und eine psychologisch voreingenommene. Die erste Periode war vom Evolutionismus oder Vitalismus abhängig; (von Forschern wie Darwin oder Spencer.) Die zweite Periode (die um 1900 einsetzte) zeigte sich mehr vorgeneigt für Psychologie oder Philosophie. Durch diese Verschwisterung mit der reinen oder angewandten Psychologie und mit philosophischen Erkenntnissen ist die Charakterologie tiefer und reicher geworden. Sie entbehrte aber in ihrer zweiten Periode der beglückenden naiven Hingabe an das sinnenfällige Naturleben, welches die Gestaltenkunde der blumensuchenden, felsenbeklopfenden, tierbetrachtenden Goethe-Carus-Zeit so liebenswürdig und erfreulich macht. . . .

Gegenwärtig nun bahnt sich langsam eine dritte Periode an, welche der ursprünglichen naiven Gestaltenschau wieder näher kommt, jener Methode, welche Buffon in die Formel bannte: „voir presque sans dessin" (den Gegensatz von Comtes: „voir pour prévoir"). Sowohl die psychologische wie die biologische Theorie, sowohl die Wissenschaft von der inneren wie die von der äußeren Erfahrung ist gegenwärtig in Verwirrung und Auflösung geraten. Wir zeigen ihr den rettenden Pfad. Die Voraussetzung unsrer Weltschau, daß die ganze Bewußtseinswirklichkeit des Menschengeschlechtes mitsamt Zeit und Geschichte eine lebenvergegenständlichende und mithin lebenabtötende Mechanik sei, ja daß die Natur des Lebenselements durchaus nicht zeitlich ist und nicht einmal „Bewegung" zu sein brauche, wird, wenn auch sehr langsam Allgemeingut werden. Ich habe sie für ein besseres Zeitalter und verständnisvollere Geschlechter niedergelegt in meinen Büchern: „Der Untergang der Erde am Geist" und „Geschichte als Sinngebung der Sinnlosen". Man beginnt heute den Zusammenhang der Biologie und Psychologie unseres Zeitalters mit der mechanistischen Denkart des Abendlandes wenigstens schon zu ahnen. Emanuel Rádl bemerkt in seiner „Geschichte der biologischen Theorien der Neuzeit" gelegentlich des mit Vico und Leibniz anhebenden großen europäischen Entwicklungs- und Kontinuitätsschwindels: „Wem wird nicht einfallen, daß das der selbe Ideenkreis ist, aus dem sich die Integral- und Differentialrechnung entwickelt hat?" — In der Tat ist dieses der Kern: Die Vorstellungen der kaukasischen Erwerbs-, Betriebs- und Bildungsmenschheit über die Natur oder über die Seele sind die Ausgeburt eines mechanistisch-kinetischen Weltkalküls, welcher auch Gestalten so betrachtet, als ob sie mit der Zeit gemacht seien und welcher eben dadurch uns die Fähigkeit anerzogen hat, die Gestaltenwelt (in Form einer Gegenstands- und Artefaktewelt) wirklich biotechnisch verwerklichen (verwirklichen) zu können. Selbst Rádl, der feinspürige Historiker der biologischen Theorien, erweist sich unfähig, das Biologische, (das doch wohl ein Logisches ist), klar zu unterscheiden vom Biotischen. Gleich allen Naturforschern unsrer Zeit verwechselt auch er das Erleben von Gestaltenwelt mit der Auffassung ihrer als Bewußtseinsgegenstand. Er merkt nicht das „Leben" eben das ist, was aufgefaßt als lineares Bewegungskontinuum in der Zeit erscheint . . . .

Es war der alte Wahn der Biologen, daß man Gestalt aus Organen oder aus Funktionen zusammensetzen oder daß man sie in Organe und Funktionen zerlegen könne. Es war der

alte Wahn der Psychologen, daß man die Seele aus seelischen Phänomenen oder aus seelischen Akten zusammensetzen oder daß man sie in Phänomene oder Akte zerlegen könne. Beide aber bewegten sich, ohne daß sie es merkten, im Schlepptau der Physik, denn mathematische Mechanik ist nicht nur Zielpunkt sondern auch Mutterhaus aller unsrer Wissenschaften.

Nur ein Einziger, ganz einsame Wege gehend, hat in dem Chaos der biologischen und psychologischen Wissenschaften das Wesen der Symbolik klar erkannt: Ludwig Klages, aus dessen vielumspannendem Lebenswerk die folgenden Schriften für die Charakterologie am bedeutsamsten sind: „Die Probleme der Graphologie. Entwurf einer Psychodiagnostik. Leipzig 1910." „Prinzipien der Charakterologie" Leipzig 1910. „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft" Leipzig 1913. „Handschrift und Charakter" Leipzig 1919. Vorbereitet waren diese die Graphologie zu echter Wissenschaft erhebenden Werke bereits durch eine Reihe älterer graphologischer Arbeiten, von denen die Schriften Crépieux-Jamins und des Abbé Michon sowie die neueren von Hans H. Busse und Georg Meyer die wichtigsten sind. Im übrigen aber ist durch Ludwig Klages die graphologische Forschung durchaus schon zur universalen Gestaltenkunde geworden. Darum dürfte sein Werk in dem Zeitalter von 1868 bis heute das Entscheidende sein. Ich wüßte keine gleich durchdachte Geistesleistung zu nennen, wohl aber A. eine übergroße Fülle von Schriften und Schriftstellern, welche als Fundgrube für die künftige symbolische Forschung dienen können. Dazu kommen B. viele Einzelwerke die ein Sondergebiet der Charakterologie behandeln.

A. Quellenwerke.

Aus der Fülle von Schriften, die als Bergwerk dienlich sind, sei hingewiesen auf die „Physiognomischen Studien von Sophus Schack" (Jena 1881), denn dieser vergessene dänische Maler machte als erster den Versuch, die im Menschenleibe eingekörperten heimlichen Tiergesichter physiognomisch zu verdeutlichen. Es dürfte der älteste und fruchtbarste Gedanke der Physiognomik sein, daß man jeden menschlichen Typus auf Pflanzen- oder Tierwesenheiten hin charakterisieren kann. Dies lehrte Aristoteles. (Physiognomie und Naturgeschichte der Tiere). Es ist ebenso die oft wiederholte Überzeugung des Paracelsus. (Huserſche Ausgabe. Straßburg 1616–18 Vol I p. 327 und 581. Vol II p. 326.) Ganz ebenso ist es die eigentliche Grunderkenntnis des Johann Baptist Porta. (de humana physiognomia. Hanoviae 1593). Die Naturanschauung der Romantik, insbesondere die Naturphilosophie der Schellingschen Schule baute vornehmlich auf ganz demselben Prinzip, welches Lorenz Oken folgendermaßen formulierte: „Der Mensch ist die Vereinigung aller Tiercharaktere. Die Tiere sind einzelne Ausbildungen einzelner dieser Charaktere. Folglich sind sie totale Darstellungen einzelner Organe des Menschen." (Über die Entwicklung der wissenschaftlichen Systematik der Tiere. In Oken und Kieser: Beiträge zur vergleichenden Zoologie usw. Heft 1. 1806.)

Diese alte Anschauung dürfte für alle Charakterologie wichtig sein. Sie verstattet eine differentielle Charakterkunde aufzubauen auf dem Vorwiegen oder Ermangeln dieses oder jenes tierischen oder pflanzlichen Habitus. Dabei ist vorausgesetzt, daß die ganze Fülle der

Korporaturen (der Möglichkeit nach) auch im Menschen angelegt ist. Diese Erkenntnis scheint mir durchaus auf Grund sinnenfälliger Naturanschauung gewonnen zu sein. Daß aus dieser klaren Anschauung von der Verwandtschaft des Menschen mit sämtlichen Pflanzen und Tiercharakteren (ja auch mit Gesteins- und Kristallcharakteren) in der Folgezeit ein schiefer Gedanke hervorging, nämlich der keineswegs aus Anschauung entsprungene Gedanke von der gradlinigen Entwicklung des Pflanzenreichs auf das Tier hin und des Tierreichs auf den Menschen hin, also der Gedanke der Darwinschen Aszendenztheorie, das ist durchaus keine Widerlegung jener unmittelbar bündigen Anschauung. Es ist merkwürdig genug, daß jene bündige Anschauung und dieser schiefe Gedanke sehr wohl nebeneinander im selben Geiste Platz finden. Der Schulfall dafür ist Leibniz, welcher niemals von innen heraus einheitlich schaut, wohl aber alle und jede Kenntnisse zusammenbaut. Vollkommen richtig war seine Einsicht, daß jede Volksphysiognomie dem Anblick ihrer Fauna und Flora entspreche, daß z. B. Lappe und Rentier, Malaie und Tiger, Araber und Kamel, Hindu und Elefant, Peruaner und Lama verwandt seien und zusammengehören; vollkommen unerlaubt aber war es, diese Unermeßlichkeit der Naturgestalt als Stetigkeit in der Zeit (lex continui) und als kausale Reihe aufzufassen.

Als ein Gegenstück zu den Schackschen Studien, welche die Tiernaturen des Menschen unmittelbar sichtbar machen (eine Anschauung, die unter anderen auch den wundervollen Tiercharakterologien aus dem Nachlaß Otto Weiningers zu Grunde liegt) wurde mir ein neueres Werk genannt: „Das Geheimnis der Menschenform" von R. Burger-Villingen. 2 Bde. Leipzig bei Eckardt. Das Werk ist mir jedoch leider nicht zugänglich gewesen. Ein anderes neueres Werk von Rudolf Kaßner „Zahl und Gesicht" (Leipzig Inselverlag 1922) führte sich gleichfalls ein als „Universale Physiognomik", enthält aber nur eine unergiebige, die Klarheit verachtende Aphoristik.

Eine Fülle echt charakterographischen Materials wurde seit 1900 in vielen volkstümlichen Schriften aufgespeichert. Besonders in den Schriften von Carl Huter, Leo Erichsen und Reinhold Gerling. Dieser letztere veröffentlichte Darstellungen der praktischen Menschenkunde und gibt auch eine durch Elisabeth Thumm-Küntzel begründete Zeitschrift „Der Menschenkenner" heraus; gegenwärtig (1924) im zehnten Jahrgang im Oranien-Verlag, Oranienburg. Der gleiche Verlag veröffentlichte eine Anzahl mir unbekannter Lehrbücher (Lehrbuch der Phrenologie von Prf. Dr. Schmidt; der Physignomik von K. Noghe, der Charakterognosie von Hans Freimark u. a. m.). Eine große Reihe orientierender Lehrbücher veröffentlichte Dr. Max v. Kreusch: „Charakter und Schicksal"; „Systematische Menschenkenntnis"; „System der Graphologie"; „System der Chirologie"; „Praktische Phrenologie"; „Systematische Charakterbildung." – Neuerdings hat auch der Anthropos-Verlag in Prien in Oberbayern einen Sammelpunkt für charakterographisches Schrifttum zu schaffen begonnen...

Es bedarf nicht des ausdrücklichen Hinweises, daß unsre Saematologie keineswegs auf Mensch und menschliche Gestalt beschränkt ist, ja daß eigentlich erst im außer menschlichen Bereich, (welches nicht durch Arbeits- und Ziel-Vorstellungen künstlich gewandelt werden

kann), die eigentliche Gestaltwissenschaft beginnt. Als eines der schönsten Werke außermenschlicher Gestaltsymbolik (Tiere-Pflanzen-Gestein-Wolken-Feuer-Symbolik usw.) verehre ich des schwedischen Dichters August Strindberg naturwissenschaftliche Betrachtungen, zumal die unter dem Titel „Sylva sylvarum" erschienenen. Aus dem Briefwechsel Strindbergs mit Emil Schering ersah ich zu meiner großen Freude, daß Strindberg sowohl Carus „Symbolik der Gestalt" wie die im folgenden näher zu würdigenden charakterologischen Forschungen von Johannes Kleinpaul gekannt hat. (Brief v. 24. Dez. 1902.) . . .

Als eine der meinen artverwandte Naturanschauung empfinde ich die Weltbilder der mit Strindberg befreundeten Naturforscher Karl Ludwig Schleich und Raoul Francé, (wobei ich freilich absehe: bei Schleich von der Untermengung lebendiger Naturbetrachtung mit mechanistisch-physikalischer Phantasie und bei Francé von der Verbindung Goethescher Weltschau mit naturalistischem Verkennen des Logischen.) Eine Ausdruckskunde, die der von mir ausgebauten Ahmungslehre sich stark annähert, findet sich neuerdings skizziert in der 2. Auflage von Max Schelers „Wesen der Sympathie" (1923) während die 1. Auflage desselben Werkes noch die sogenannte Einfühlungslehre paraphrasiert. Daß die betreffenden Abänderungen im Sinne einer echten Ahmungskunde nach der Bekanntschaft mit zwei Schriften von mir erfolgt sind, hat der Verfasser zu erwähnen vergessen. —

B. Sonderliteratur.

Ich komme nunmehr zu der Sonderliteratur, welche irgend ein Einzelgebiet behandelt, das für die künftige Charakterologie fruchtbar werden wird. Ich beschränke mich dabei auf drei Gebiete, auf welchen ein naiver Leser und selbst der Fachmann wohl nur sehr selten symbolische Einsicht zu gewinnen trachtet: a) Körperkunst, b) Okkultismus, c) Sprachphilosophie. . .:

a) Viele neuere Werke über Körperkunst, Sport, Rhythmus und Harmonie des Leibes bieten bedeutende Beiträge zu Ausdruckskunde und Symbolik. Ich nenne als Beispiel: Rudolf v. Laban: Die Welt des Tänzers. Stuttgart 1921; Rudolf Bode: Der Rhythmus. Jena 1912. Hans Hackmann: Die Entwicklung der Seelenkräfte als Grundlage der Körperkultur Jena 1922. Als Beispiele vom großen Felde der Musik seien namhaft gemacht: die musikästhetischen Schriften Hugo Riemanns, die Schriften von Jacques Dalcroze und von Adolphe Appia, die der Mensendieckschule und die Atemlehre von Clara Schlaffhorst; besonders aber die Arbeiten von Dr. Ottomar Rutz: „Musik, Wort und Körper als Gemütsausdruck" (Breitkopf und Härtel. Leipzig 1911) „Sprache, Gesang und Körperhaltung" (C. H. Beck. München 1911) sowie „Menschheitstypen und Kunst" (Diederichs, Jena 1921).

b) Es sei zweitens ausdrücklich hingewiesen auf die unter dem Begriff „Okkultismus" heute so gern zur Seite geschobenen und vernachlässigten Wissenschaften. Die einseitige Entwicklung, welche seit 500 Jahren alles Wissen um Leben und Natur genommen hat in Richtung auf die mathematische Funktionentheorie und auf die mechanistische Bändigung, Übermächtigung und Nachbildung der Gestaltenwelt, hatte zur Folge, daß alle noch lebendigen

Reste symbolischen Schauens entweder Dichtern und Träumern überlassen blieben oder aber aus der exakten Wissenschaft verbannt und den „okkulten" Wissensgebieten zugeschoben wurden. Es kann somit häufig vorkommen, daß man unter einem Wust abergläubischen und sektirerischen Geredes doch auf echte und erlebte charachterognomische Einsicht stößt. Es kommt aber auch das Umgekehrte vor: Durch Wissenschaft und Exaktheit schlechthin sinnenblind gewordene Köpfe stürzen sich auf Gestaltenkunde und Physiognomik und vermögen nichts als lehrhaftes Gerede darzubieten. Für beide Arten sei ein Beispiel angeführt. Ein alchymistischer Wirrkopf nach Art des Parazelsus, Dr. Oswald Croll schrieb eine „Abhandlung über die Signatur der großen und kleinen Welt" (Anhalt 1650), welche unter großem Unsinn doch tiefe symbolische Zusammenhänge sieht, z. B. den von Atem und Wind, von Puls und Himmelsbewegung, von Wolken und Gedankenbildern, von Krämpfen und Gewittern und anderes mehr. Als Beispiel der zweiten trüglichen Art führe ich an die „Physiognosie und Eautognosie auf dem Erfahrungswege" von Franz v. Paula Gruithuisen (München bei Lentner 1812). — Es dürfte zu erwarten stehn, daß zumal in der dem Okkultismus preisgegebenen astrologischen Literatur ein großer Reichtum an erlebten symbolischen Einblicken verborgen liegt. Leider ist die Beschäftigung mit den Lehrbüchern der „Astrologie" (E. Aqua Libra Astrologie. Amersfort. 1922. Astrologische Kollektion von Karl Brandler-Pracht. Berlin-Pankow 1923) ebenso mühevoll als undankbar. Man findet die hie und da wesenhaften Einsichten überschüttet von einem Wissenswust, der für den gewissenhaften Forscher gar nicht nachprüfbar ist oder dessen Klärung jahrelange Studien erfordern und dann vielleicht nicht einmal lohnen würde.

c) Nunmehr möchte ich an dritter Stelle aufmerksam machen auf die merkwürdigen Ansätze symbolischen Wissens auf dem Gebiete der Sprachforschung und Wortanalyse. Es gehört zu meinen besten Erinnerungen einem mit lebendigsten Sinnen und naivem Anschauungsvermögen begabten Sprachphilosophen verbunden gewesen zu sein, der am Ausbau einer allumfassenden Systematik nur dadurch verhindert wurde, daß auch für ihn die deutsche Schulwissenschaft und Universität keine Aufmerksamkeit und keine Verwendung hatte, so daß er gezwungen war, als Literat in täglicher Erwerbsarbeit seine großen Gaben bunt zu verzetteln. Ich meine: Johannes Kleinpaul. Als ich ihn kennen lernte, da war der Siebenzigjährige nicht mehr jung genug, um das ganze Riesengebiet der Charakterologie, in seinen drei Teilen Gestaltenkunde, Formenkunde, Ideen-(Gebilde-)kunde noch voll begreifend überblicken zu können. Aber er hatte bereits den ersten Band seines dreibändigen Werkes „Das Leben der Sprache" (Leipzig 1893) der „Sprache ohne Worte" gewidmet. Er zeigte lebhaftes Verständnis für die von mir seit etwa 1903 immer klarer ausgebaute Theorie der Ahmung, die ich der Einfühlungspsychologie der Lippsschen Schule entgegensetzte. Meine in der Ahmungspsychologie verfestigte Überzeugung, daß jedes Wort, auch das abstrakteste auf sinnfälliges Anschauen zurückgeführt werden müsse, gewann Kleinpauls Interesse; das kurz vor seinem Tode herausgegebene kleine Werk „Volkspsychologie. Das Seelenleben im Spiegel der Sprache" (Göschen 1914) zeigt die Fruchtbarkeit dieser symbolischen Einstellung ...

Zum Beschluß des historischen Überblicks über die Fortentwickelung der Gestaltsymbolik seit Carus Tode möge ein *Ausblick auf die weitere Zukunft der universalen Physiognomik und Pathognomik* gewagt sein. Ihre glückliche Fortentwickelung scheint mir abhängig zu sein von den folgenden Bedingungen.

Erstens: Man wird künftig die Symbolik der Gestalt klar zu trennen haben von der symbolischen Wissenschaft von den Formen. Gegenwärtig wird Gestaltenkunde und Formenkunde noch untermengt. Ich will dafür zunächst ein paar konkrete Beispiele geben.

Ein moderner Forscher veröffentlichte ein Werk: „Hand und Handschrift". Er ist sich nicht darüber klar geworden, daß diese beiden Gebiete (die Charakteristik aus Linien der Hand und die Charakteristik aus Linien der Handschrift) in ganz verschiedenen Ebenen liegen. Eine Handschrift setzt voraus, wie jegliches Artefakt: eine menschliche Ziel- und Vorstellungswelt, eine „Vorlage", d. h. eine normative Sphäre für Wertungs- und Strebungstendenzen. Die Hand dagegen ist so wie alle Gestalt zunächst nur Lebensgebilde und unmittelbarer Ausdruck eines für uns vorbewußten Lebens. Man kann also Graphologie keineswegs als eine reine Ausdruckswissenschaft behandeln. Man kann es nur gerade so weit, als sich überall aus der *zweiten* Natur (z. B. auch aus einem Kunstwerk oder einer Zeichnung) auch die erste Natur noch erschließen läßt. Die Gestaltung der Hand ist zwar auch von unserm Willen, insbesondere von unserer Arbeit abhängig; aber sie ist doch in einem ganz anderen Sinne unmittelbares Naturgebilde als es die von meinem Bewußtsein geformte Schrift ist. Noch klarer wird dem Leser der große Unterschied von Gestalten- und Formenkunde an dem folgenden Beispiel werden. Der holländische Anatom Peter Camper, ein ungemein vielseitiger Morphologe, auf dessen Forschungen wir auf den folgenden Seiten dieses Buches noch mehrfach zurückkommen, hat nebeneinander zwei morphologische Abhandlungen veröffentlicht. Die eine beschäftigt sich mit den Analogien in den Gestalten der Pflanzen und der Tiere. Er weist z. B. hin auf die Analogien im Bau der Gefäße, Nerven, Drüsen, Sexualorgane. Dies ist richtige Gestaltenschau! Daneben liefert er aber auch, halb zum Scherz, eine Abhandlung „Von den Formen der Schuhe". Ihr liegt der Gedanke zugrunde, daß jeder Schuh (Ballschuh, Jagdstiefel, Bauernschuh, Pantoffel) seinen Nutzzweck wiederspiegele. Camper beachtet aber nicht, daß Nutzzwecke immer ein vorstellendes Bewußtsein voraussetzen. Es gibt zweifellos auch Naturgebilde, z. B. ein Vogelnest, eine Bienenwabe, einen Biberbau, die ein *zwecksetzendes Bewußtsein* voraussetzen. Aber wir müssen uns sehr hüten, die Naturgebilde uns nach der Analogie unserer Maschinen und Geräte zu denken.

Die uns umgebende Gegenstands- und Formenwelt, wie z. B. Tisch, Stuhl, Nähmaschine, Turngerät, Hammer, Topf, Tasse usw. ist eine durch das Bewußtsein *hindurchgegangene*, an Bewußtsein gleichsam *gebrochene* (reflektierte) Lebenswelt. Der Mensch ist nun sehr geneigt, von dieser seiner Umgebungs- und Nutzwelt als von etwas ursprünglich Gegebenem auszugehen.

Da es dem Menschen immer ankommt auf das *Machen* (denn „wir wissen von einer Sache nur grade so weit als wir sie machen können; wir erkennen sie aber nur gerade so weit, als wir sie sind") und da der Mensch sich gewöhnt hat, vor aller Natur zu stehn mit

der Frage: „Woher kommt das?", so gewöhnte er sich auch daran, seine bewußtseinswirkliche Welt als das Erste zu nehmen und auch Gestalt so zu betrachten als ob ein Trachten, ein Zielwille oder eine Zweckabsicht dahinterstünde. Dieses teleologische Suchen nach der „Entelechie" ist die Erbsünde vieler Jahrtausende. Gestalten aber werden zu Gegenständen, sobald wir aus der Ahmung, aus dem subjekt-objekt-freiem Leben, heraustreten. Gestalten sind nichts als was sie sind: Ausdruck ihrer jeweiligen Lebendigkeit. Erst vom bildenden und bauenden Menschenbewußtsein her wiederholt sich das in der Gestaltenwelt unmittelbar zum Ausdruck kommende Bild und Anbild (εἶδος, Idee) als eine Gegenstandswelt der Absichten, Willensziele und Bewußtseinszwecke. Form und Gestalt müssen unterschieden werden wie Maschine und Organismus.

Zweitens: Gestaltenkunde (Symbolik), auf mitahmender, d. h. subjekt-objekt-freier Anschauung beruhend, kann nur als eine „Typographie", nie als eine über „Seelenleben" orientierende oder erklärende (kausalgenetische) Wissenschaft betrieben werden. Die Vermischung echter intuitiver Einsicht in Gestalt und in Rhythmus der Gestalten mit einer auf Orientierung abzielenden Psychologik, ja ich möchte fast sagen mit einer analytischen und synthetischen Seelenchemie, das ist auch zum Verhängnis geworden für die charakterologische Arbeit von Ludwig Klages. Die Brauchbarkeit und Nützlichkeit ihrer orientierenden Systematik soll damit in keiner Weise angetastet werden. (Dr. O. Hermann „Klages Entwurf einer Charakterkunde". Leipzig 1920, benutzt sogar diese Strukturpsychochemie mit Erfolg für heilpädagogische Zwecke). Aber: dies ist Werk erfinderischen Geistes; nicht: Lebensschau.

Drittens: Weit verhängnisvoller als die Untermengung der Gestaltenkunde mit Wissenschaft von den Formen (Artefakten), wurde in der Gegenwart die Verwechselung symbolischer Gestalterfassung mit Vernunftanschauung oder Ideenschau.

Diesem Truge verfielen die verschiedenen Richtungen des Zeitgeistes. Der Trug und Betrug gedieh so weit, daß man die beiden Begriffe „Phänomen" und „Idee" im Munde führt, gleichzeitig in dem Sinn, den Goethe damit verband, und in der Bedeutung, die sie durch Plato gewonnen haben. Man merkt nicht mehr den Unterschied. Man will ihn nicht merken.

Bei dem ungeheuren Mißbrauch, der gegenwärtig, zumal an deutschen Universitäten getrieben wird mit Worten wie: Anschauung, Intuition, intuitiv, unmittelbar, Eidetik, eidetisch, Phänomen, Phänomenologie usw. habe ich es vermeiden müssen, die ursprünglichen Bezeichnungen: Symbolik, Gestaltwissenschaft, Phänomenologie, Urphänomen beizubehalten. Ich habe die drei Wissensgebiete: Gestaltenkunde, Formenkunde, Ideenkunde zusammengefaßt unter dem Sammelnamen: Charakterologie (eine Bezeichnung, welche Julius Bahnsen durch seine 1867 erschienenen „Beiträge zur Charakterologie" zuerst in den Sprachgebrauch einführte).

Ich bezeuge damit ausdrücklich die Abgrenzung gegen zwei zur Zeit sehr einflußreiche Richtungen der deutschen Philosophie.

Erstens gegen die sogen. Phänomenologien, Gegenstandstheorien, Ordnungslehren (von Bolzano, Meinong, Husserl, Driesch). Zweitens gegen jene Geschichts- und Kulturphilosophen, welche gleichfalls als Morphologen, Symboliker, Phänomenologen zu gelten beanspruchen. (Spengler, Keyserling, Frobenius).

a) Im ersten Fall (Phänomenolige im Sinn Husserls) wird die Analyse der, einer reinen Vernunftanschauung (unter Ausschluß jeder sinnlichen Lebenserfahrung) zugängigen Begriffe mit dem gleichen Worte bezeichnet wie die (durchaus nicht analytischen) Erlebnisse der Gestalt.

Es ist eine Frage ganz für sich, ob beide Sphären, Lebensgestalten und Ideenwelt, Beziehung zu einander haben und welche Beziehung sie zu einander haben. Terminologisch und methodologisch ist es jedenfalls nicht angängig, die beiden äußersten Pole, Lebensschau und Geistesschau, das Lebendige und die Normsphäre des als Objekt gedachten Lebendigen mit einander zu vermengen und so die noch kaum geborene Gestaltenkunde unter Bergen überkluger Dialektik zu verschütten.

b) Im zweiten Fall (Phänomenologie im Sinne Spenglers) werden Allgemeinvorstellungen (Universalia) wie Volk, Staat, Kultur, Nation so behandelt (ich zitiere die Definition Spenglers) „wie der Botaniker verschiedene Formen der Blätter oder der Zoologe die Genera und Spezies der Tiere sieht und beschreibt." Ein großer Trug! Man stellt sich damit lediglich unter den Fluch der Analogie. Ideen sind eben keine sichtbare Gestalt. Verkennt man das, so verschüttet man nur Leben durch unverantwortliches, ungeklärtes und ungefähres Denken. Und zu allen Zeiten (zumal zur Zeit Hegels und Schellings) war es der Trick der Philosophen, zu behaupten, sie schauten an, wenn sie – Einfälle hatten.

Die Erfassung des Lebendigen (Phänomenologie im Sinn Goethes) ist also nach zwei Richtungen abzugrenzen. Einmal gegen alle ideologische oder logomathische Vernunftschau. Zweitens gegen Analyse der Formenwelt.

Man muß sich erinnern, daß Worte wie „Gestalt" und „Symbolik der Gestalt" ursprünglich lediglich anwendbar waren auf erlebende Einahmung in organisch lebendige Natur. Man benutzt heute diese Worte falschmünzerisch, indem man sie anwendet auf alles Geformte und Gestaltete, wie denn besonders der (durch Chr. v. Ehrenfels eingeführte) Begriff: Gestaltqualität durcheinander gebraucht wird bald für bloß summarische Einheit, bald für jede Art idiomorpher Vereinheitlichung.

Die feste und klare Grundlage der Charakterologie (Phänomenologie) als Gestalten-, Formen- und Ideen-Wissenschaft wird sichtbar werden, wenn es mir gelang, die in langen Jahrzehnten ausgebaute Ahmungslehre (in ihren beiden Formen des Psychischen: Mit- und Gegenahmung, wie in ihren beiden Formen des Ariologischen: Auf- und Niederahmung) zusammenhängend darzustellen. Wenn heute viel dunkele Nacht herrscht, so ist es nur darum, weil noch zu grelles Licht herrscht. Der wissende Mensch ist dumm durch Wissenschaft. Sein Wirklichkeits- oder Wahrheitswissen hängt wie ein Schleier vor seinem Leben. (Wissen heißt ja doch ursprünglich: Sehen). So hält die Sonne am Tage alle Sternenwelten überdeckt. –

Wir müssen alle Psychologie überwinden, um zum Psychischen zu gelangen. Dies aber ist Gestalt und Leib. Wir müssen Körperwelt wie Seelenwelt und den Gegensatz beider vollständig beiseite schieben, mithin die ganze das Leben vermenschelnde Orientierung zweier christlicher Jahrtausende verlernen. Aber nicht nur unser Wirklichkeitswissen, auch unser Wahrheitswissen, das „logomathische Schauen der Vernunft" muß abgestoßen werden. Die Verwirrung von Lebenswissen, Wirklichkeitswissen und Begriffswissen ist heute kaum noch zu klären. Alle drei Bereiche vermengt man mit dem Wort: „Phänomen". Man nennt den lebendigen Baum ein Phänomen; man nennt den Bewußtseinsgegenstand Baum ein Phänomen und man nennt den Akt seines Wahrnehmens auch ein Phänomen, ja behauptet der sei das „Urphänomen", indem man die spaltewütige Kunst der Begriffsanalytik für einen Weg zu den Müttern hält. – Am tollsten wohl ist, daß man das Wesen des Lebens selbst, das „Sympathetische" für ein Nebenbei hält, welches bald einmal vorhanden sein, bald auch einmal fehlen kann; ein Merkmal dafür, daß es dem im denkenden Bewußtsein festgemauerten Menschen in der Tat schon langsam abhanden kommt. So hat (um ein Beispiel aus vielen zu nennen) ein philosophischer Schriftsteller (J. Schulz) behauptet, daß es einen charakterologischen Typus, den „mimetischen Typus" gäbe; er fühlt nicht, daß das „Mimetische" gar nicht etwas Menschliches ist, sondern die Urtatsache auch alles außermenschlichen Lebens. Man verbaute sich trostlos die so einfache Erkenntnis, daß wir die Welt doppelt haben oder besser gesagt, daß wir eine doppelte „Welt" haben: die Gestaltenwandelschau (brâhma-vidya) und die Hie Subjekt- – Hie Objekt-Welt. Die Welt, die wir leben und sind, und die Welt, die wir haben und wissen, wofern wir heraustretend aus dem Leben: dort Element, dort normative Vernunft erfassen, und Vernunft am Element zu Wirklichkeit umbauend, dem Leben mörderisch gegenüberstehn. –

Wenn es zum Schlusse dieses historischen Leitfadens erlaubt ist, ein großes Beispiel aus der Wissensgeschichte auf meine bescheidene Bemühung um die Wiedergeburt der Carusschen Symbolik anzuwenden, so möchte ich sagen: So wie im Chaos der Kantschen Schulen, der Schulen von Hegel, Fichte und Schelling, welche allesamt wähnten, Vollender und Fortsetzer Kants zu sein, Arthur Schopenhauer auftrat und „Zurück auf Kant" predigte, so scheint es mir notwendig, in dem Chaos der herrschenden Schulen der Morphologen, Phänomenologen, Intuitivisten und Symboliker wieder auszugehn von der unvermischten schlichten naiven Gestaltenschau des an Goethe herangebildeten alten Carus. In diesem Buche nämlich werden wir es wirklich nur zu tun haben mit dem Sehen auf Oberfläche der Gestalt, ja in noch weiserer Beschränkung einzig mit der sinnenfälligen Gestalt des Menschen. Die Universale Symbolik, von der dieses Werk einen bescheidenen Ausschnitt bietet, ist genau das Gegenstück zu der Universalen Symbolik (lingua mathematica universalis), die vor zweihundert Jahren Leibniz zu begründen unternahm. Beide Arten Wissen sind gleich notwendig, gleich wesentlich. Sie dürfen nicht verwechselt werden. Aber auch dies in vielleicht symbolisch, daß sie in Hannover an derselben Stätte geboren sind.

Lg.

Symbolik der Gestalt

Erster oder allgemeiner Teil

Damit zuerst und überhaupt recht klar werde, daß die gesamte Menschengestalt eines schönen Gottgedankens vollendete Darstellung oder dargestellte Vollendung (Symbolon) sei, denke man sie in ihrer reinsten Erscheinung, in der Erscheinung, in welcher sie allerdings nur unter den glücklichsten Konstellationen wirklich wird, aber in welcher sie zuerst festgehalten wurde durch den schöpferischen Geist gottbegabter Künstler Griechenlands in den Gestalten eines olympischen Jupiters und eines pythischen Apoll, in einer Venus von Milo und in jenen bewundernswerten Frauen vom Parthenon! – Wer dann diesen Gedanken einmal recht lebendig in sich aufgenommen hat, wem das Glück geworden ist, der Verkörperung ähnlicher Gestalten als lebendigen Menschen zu begegnen, wer alle den wunderbaren Verwandlungen, mindestens in ihren Hauptzügen zu folgen vermag, mittels welcher nach und nach, in der Zeit von zwei bis drei Dezennien, eine so hoch ausgebildete Gestalt aus dem Anfange der nur mikroskopisch wahrnehmbaren krystallhellen Kugel des Eies hervor, unter der Bedingung günstiger äußerer Einflüsse sich entwickelt, dem ist nunmehr eigentlich für alles Studium der Symbolik jene reine Mitte gegeben, von welcher aus das Verständnis aller der unzähligen Verkümmerungen, Abweichungen und Abirrungen, wie die große Menge der Menschheit gewöhnlich sie darbietet, unendlich erleichtert erscheinen muß.

Dies denn der Grund, warum das Allgemeine der menschlichen Symbolik anheben muß mit der Betrachtung dieser reinen Mitte, und wenn man in *physiognomischer* Beziehung nur auf die lebendige Anschauung solcher vollkommener Formenharmonie verweisen kann, so ist das *organoskopische* Moment derselben dagegen recht eigentlich der wissenschaftlichen Betrachtung

überwiesen, und ist namentlich in Dem enthalten, was man seit Leonardi da Vinci und Albrecht Dürer mit dem Namen der Proportion der menschlichen Gestalt zu bezeichnen pflegt.

Ganz so nämlich wie irgend ein großer Kunstbau sein Grundmaß enthält, wonach seine Teile geregelt werden, wie jede Säule ihren Modul hat, nach welcher Stärke und Höhe, Kapitäl und Fuß bestimmt werden, so fühlte man wohl seit lange, daß auch die menschliche Gestalt ein solches Grundmaß enthalten, nach solchem organischen Modul von innen und außen konstruiert und entwickelt sein müsse, und es handelte sich nur um dessen glückliches Auffinden. So lange man nun hier auf gut Glück suchte, ohne von der Fackel der physiologischen Entwicklungsgeschichte erleuchtet zu sein, konnte man sich wohl keines großen Resultates versehen; sobald man aber diese wirklich zum Führer verwandte, ließ sich die Erreichung des gehofften Zieles wohl erwarten, und diese Erwartung hat in solchen Forschungen mich denn auch in keiner Weise betrogen. Infolge vielfältiger Vergleichungen und Untersuchungen, bei welchen man stets von dem Grundgedanken ausging, daß das Urgebilde der gesamten Gliederung des Leibes, welches kein anderes ist und sein kann als die Wirbelsäule, auch das Urmaß dieser Gliederung enthalten müsse, hat sich nämlich ergeben, daß, wenn man die aus 24 beweglichen Wirbeln gebildete freie Wirbelsäule, das sogenannte Rückgrat, seiner geraden Länge nach in drei gleiche Teile teilt, in einem solchen Dritteile ein wirkliches und natürliches Urmaß, d. h. der organische Modul, wahrhaft gegeben und dargestellt sei. — Die Wichtigkeit dieses Fundes ist die Veranlassung eines eigenen Werkes*) für mich geworden, auf welches ich denn auch gegenwärtig besonders verweisen muß; indeß wird es doch nicht umgangen werden dürfen, hier in der Kürze das Wesentliche dieser Theorie zu geben. — Sei denn also zuvörderst erwähnt, daß, indem sich jene krystallhelle mikroskopische Sphäre des Eies der höhern Tiere und des Menschen allmählich zu einem wirklichen gegliederten Körper anfängt umzuschaffen,

*) Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt zum erstenmal morphologisch und physiologisch begründet von C. G. Carus, mit 10 lithographierten Foliotafeln (Leipzig 1854).

das allererste Gebilde. welches als ein besonderes deutlich hervortritt, nichts anderes ist, als die Wirbelsäule, und so zwar, daß da, wo späterhin eben die 24 freibeweglichen Rückenwirbel übrig bleiben, also im sogenannten Rückgrat, die ersten gleichmäßig abgeteilten Wirbel sich schützend um das zarte Rückenmark herumlegen. — Stelle sonach schematisch und sehr vergrößert a Fig. 3 am gesamten Ei die noch einfache Keimstelle oder Keimscheibe des künftigen Geschöpfs vor, so kann Fig. 4 versinnlichen, wie diese länglich gewor-

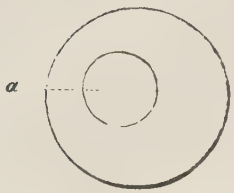


Fig. 3

Fig. 4

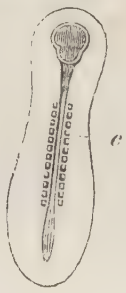


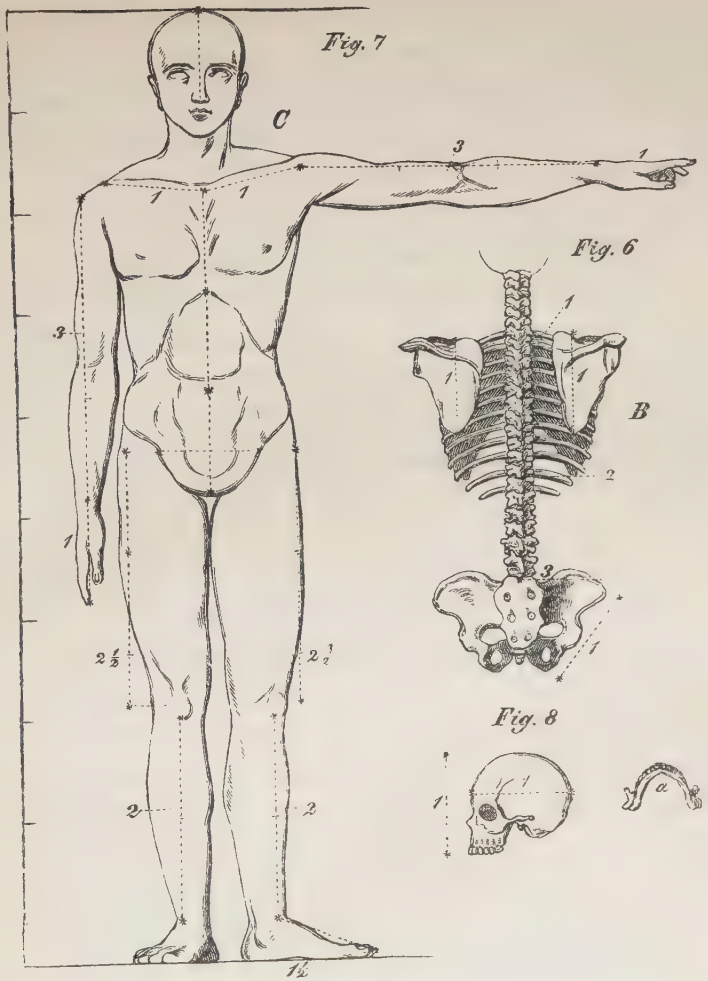
Fig. 5

dene Keimscheibe zuerst als gerade Furche b von der Anlage zum Rückenmark und Hirn und der Wirbelsäule durchzogen wird, und Fig. 5 endlich zeigen, wie dann die erste Umbildung dieser Furchung, durch Entwicklung im Innern und Äußern, namentlich aber durch Hervortreten der Rückgratswirbel c erfolgt.

Zu der Zeit also, wo weder Gliedmaßen noch Kopfbildung irgend besonders hervorgetreten ist, wo nur im Innern geheimnißvoll die Blutströme kreisen und die Organe des Bildungs- und Nervenlebens allmählich wachsen, krystallisiert zuerst eine Reihe festerer Gebilde als Wirbel, welche, indem sie das höchste Gebilde des Lebens umgeben, zugleich das Urmaß der künftigen Gestalt darzustellen bestimmt sind. In wunderbar schwankenden und doch immer gesetzmäßig fortschreitenden Verhältnissen gehen nun die weitern Entwicklungen vorwärts, das höchstmerkwürdige Gerüste der Knochen bildet sich aus, als Skeleton, welches durch und durch eigentlich nur aus immer veränderten Wiederholungen der Wirbelform besteht, und einzig und allein ja das Wesen sämtlicher äußerer Ge-

stalt bestimmt, welche ohne diesen Halt zu der unförmlichen Masse einer schalenlosen Molluske zusammensinken müßte. Natürlich kann sich nun schon *deshalb* alle Lehre von den räumlichen Verhältnissen, von den Maßen unsers Körpers, d. h. eben die Proportionslehre, nur auf das Skelet beziehen, und notwendig ist es daher, daß, sobald von dem Urverhältnis der Größen zwischen Stamm und Gliedern und Haupt wir das eigentliche Gesetz aufdecken wollen, man zuerst wieder nur dahin blicken dürfe, wo alle feste Gliederung eben beginnt, und wo sie immerfort ihren mächtigsten Stützpunkt findet, nämlich auf die Wirbelsäule. – Wirklich ergeben sich denn nun auch, sobald man das Maß der Wirbelsäule, und namentlich das der 24 freien beweglichen Wirbel des Rückgrats sorgfältig beachtet, sogleich sehr wichtige Verhältnisse. – Zuerst zeigt es sich, daß das freie Rückgrat des regelmäßig am Ende des zehnten Mondes-Monats der Schwangerschaft geborenen normalen Kindes ziemlich genau die Länge habe, welche der fünfmonatliche Embryo (also an dem erreichten Ende der Hälfte seiner Entwicklungszeit) im Ganzen mißt; dann aber zeigt es sich auch (und dies ist nun von besonderer Wichtigkeit) daß in der Länge des ganzen, aus 24 Wirbeln bestehenden Rückgrats des normalgebildeten Erwachsenen (s. Fig. 6) diese Länge des Rückgrats des Neugeborenen genau *dreimal* enthalten sei, und daß nun dieses ⅓ (ein Bruchteil, welcher dadurch gerechtfertigt wird, daß dieses freie Rückgrat eben über drei Körpergegenden, d. h. über Hals, Brust und Unterleib sich erstreckt) ein wesentliches Urmaß der meisten Skeletbildungen sei, ein *Urmaß*, welches wir deshalb mit dem Namen des *organischen Moduls* am besten bezeichnen.

Jedem Betrachtenden nun, der Sinn hat für die Tiefe innerer Beziehungen und das Harmonische einer rein der Natur abgelauschten Gedankenfolge, wird es gewiß schon eine eigene Freudigkeit erzeugen, gewahr zu werden, nach welcher tiefen und schönen Beziehung dieses Urmaß sich ergibt; aber noch höher wird diese Freudigkeit sich steigern, wenn er alsbald findet, welche reiche Anwendung sodann dieses Urmaß für die wichtigsten Gebilde des Körpers gestattet. – Ich werde hier, wo es sich nicht um ausführliche Behandlung der Proportionslehre



überhaupt, sondern nur um deren Anwendung auf die Symbolik handelt, nur kurz aufführen und durch eine schematische Figur (Fig. 7) erläutern, doch wird dies schon hinreichen, einesteils das Schlagende dieser Messung vollkommmen darzutun, andernteils aber diejenige reine Mitte des Verhältnisses menschlicher Bildung zu bezeichnen, welche an und für sich, nach ihren beiden ersten und we-

sentlichsten Gegensätzen als männliche und weibliche Form, in den edelsten und schönsten Gestalten der Antike sich verkörpert, und von welcher wir späterhin ausgehen müssen, um die symbolische Bedeutung von allen den tausendfältig verschiedenen im Leben vorkommenden Abweichungen aufzufinden und vollständig nachzuweisen.

Bestimmungen des gesamten Körperbaues, seinem Skelet nach, durch den Modul = ⅛ des freien Rückgrats.

Kopf (Fig. 8) Längendurchmesser 1 M., Höhe (ohne Unterkiefer) 1 M., größter Umfang 3 M., Bogen der Unterkieferäste (Fig. 8a) 1 M.; Stamm (Fig. 6 und 7) freies Rückgrat 3 M., jede halbe Schulterbreite längs des Schlüsselbeins 1 M., Länge des Brustbeins 1 M., vom Brustbeinende bis Nabel 1 M., vom Nabel bis unter dem Schambogen 1 M., Schulterblattlänge 1 M., Beckenhöhe vom Sitzknorren bis zur Crista des Darmbeins 1 M., Länge jedes Seitenwandbeins von der Schamfuge bis zur Crista des Darmbeins 1 M., Beckenbreite von einem vordern untern Darmbeinstachel zum andern 1 M., Länge des Arms 3 M. (des Oberarms $1^4/_6$ M., des Unterarms $1^2/_6$ M.), Länge der Hand 1 M., Länge des Oberschenkelbeins 2½ M., Länge der Tibia 2 M., Länge des freien vorstehenden Fußrückens 1 M., Länge des Plattfußes 1½ M., Länge der ganzen Gestalt 9½.

In Wahrheit sind nun die hier angegebenen Verhältnisse so sehr die einer reinen Mitte der menschlichen Gestalt, daß sie, wenn man genau danach eine Statue ausführen läßt, wie denn unter Leitung des Professor Rietschel eine solche im Kleinen wirklich ausgeführt und vervielfältigt worden ist, man eine durchaus richtige und schöne Form erhält, die aber dergestalt abstrakt ist, daß sie sogar die Geschlechtscharaktere ausschließt. Gerade diese reine Mitte der menschlichen Form aufzufinden und darzustellen war aber nicht blos die Aufgabe der Lehre von den Proportionen für den Künstler, als welcher bald fühlen wird, daß er, um nun ein wirkliches Individuum zu bilden, allemal jene abstrakten Verhältnisse irgendwie modifizieren muß, sondern sie ist auch ganz besonders wichtig für alle Symbolik der menschlichen Gestalt; denn nun erst hat man ihren wahren Ausgangspunkt gefunden, welcher das Reinmenschliche als ein wahrhaftes Ideal zeigt, und dadurch Gelegenheit geben wird, sofort auch alle besondern Konstitutions-, Temperaments- und Geistesverschiedenheiten, wie sie sich in un-

endlichen Nüancen durch Abwandlung dieser Gestalt anzeigen, vollkommener zu begreifen.

Eine jede solche reine Mitte jedoch wird, wie sich von selbst versteht, ihrem Wesen nach stets ein Abstraktes, ein als solches sich nie in der Natur Vorfindendes bleiben — mit einem Worte, es wird der Natur als das Rationale dem Irrationalen gegenüberstehen. In einem neuern Versuche einer Proportionslehre*) ist daher jedenfalls schon darin die Idee des Ganzen vergriffen, daß man ein Irrationales, d. h. ein selbst in Zahlen nicht mehr scharf auszudrückendes Verhältnis, in Form des aus der Geometrie bekannten sogenannten goldenen Schnittes, als oberstes Proportionsgesetz darstellte. Wir brauchen nämlich in jeder Architektur und so auch in der organischen des menschlichen Körpers als Maßstab durchaus nur eine einfache, in sich ungleiche Teile zu zerfällende Größe. Was sollte ein Baumeister mit einem Maßstabe anfangen, der aus zwei ungleichen, nur annähernd in Bruchteilen zu vergleichenden Ellen oder Zollen zusammengesetzt wäre? — Eben deshalb ist also schon an und für sich ein Maß — ein Modul, der wirklich auf der organischen Bedeutung der Gebilde ruht, eine unschätzbare Hülfe, um die Architektur des ganzen Körpers teils zu verstehen, teils zu wiederholen im Kunstwerke. Wenn man indeß noch weiter einsehen lernen will, warum dieser Modul z. B. im Menschen gerade drei mal genommen die Länge der freien Wirbelsäule bestimmt, warum er beim Erwachsenen einmal genommen die Länge des Schädels beträgt, während er im Neugeborenen zwei mal in der Schädellänge und im frühesten Embryo sogar drei mal in derselben enthalten ist u. s. w., so muß man in die Tiefen der Morphologie hinabtauchen, denn nur da sind Antworten auf solche Frage zu finden. — Ich habe in meiner oben angeführten großen Proportionslehre zunächst als Resultate solcher Forschungen einen bequemen und wirklich praktischen Maßstab dem Künstler an die Hand geben wollen, und konnte deshalb nicht auf die philosophische und organische Begründung der dort nur ohne Weiteres hingestellten Gesetze eingehen, welche ein zehn mal umfänglicheres und

*) A. Zeising, Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers (Leipzig 1854).

doch nur Männern vom Fach zugängliches Werk gegeben haben würde. Andeuten will ich indeß doch noch auch für den gegenwärtigen Zweck (nach welchem wir jene Proportionen nur als die reine Mitte darstellen, um die Symbolik der Abweichungen von dieser Mitte richtig zu würdigen), in welcher Weise zugleich deren tiefere Begründung gefunden werden kann, worin dann sofort auch die Antwort mit liegen wird auf die Frage nach dem Grunde der Schönheit dieser Proportion. Schön in Naturformen bleibt nämlich immer nur Das, wodurch der Wille des gesetzmäßig waltenden Göttlichen der Natur selbst klar ausgesprochen wird; so daß, sobald man eine Form als notwendigen Gipfelpunkt einer Bildungsreihe begriffen hat, man allemal zugleich den Grund ihrer Schönheit als vollkommen erklärt betrachten darf.

Also, um z. B. einzusehen, worin der Grund jener Dreiheit liege, welche sich in der Dreiheit des Moduls für die freie Wirbelsäule und ähnliches mehr darstellt, muß zurückgegangen werden zunächst auf die Wichtigkeit der Dreizahl überhaupt und dann namentlich auf die Gliederung des Hauptes in die drei Hirnmassen – drei Hauptsinne (in höherer Weise die Wiederholungen der drei Dimensionen des Raumes) und drei Schädelwirbel. Dies Gesetz nun, welches schon den Leib des Käfers mit seinen drei Kopfwirbeln, drei Brustwirbeln und zweimal drei Bauchwirbeln bestimmt, mußte im Menschen durch die zweimal drei Wirbel des Kopfs (drei Antlitz- und drei Schädelwirbel) zur Sechszahl (den Numerus perfectus) sich erheben, und ein Blick auf die weiter unten folgende Figur 11 kann zeigen, wie nun die ganze Wirbelsäule (Kopf und Rückgrat inbegriffen) sich hier in 6×6, oder $2 \times 3 \times 6$ Wirbel teilt, von welchem die Kopfwirbelsäule aus den drei großen vollen Schädelwirbeln nebst den drei verkümmerten kleinen Antlitzwirbeln besteht, während ihr gegenüber am untern Endpunkte der Wirbelsäule sechs Wirbel zur Beckenwirbelsäule größtenteils verwachsen und so endlich 4×6 oder 24 freie Wirbel übrig bleiben, in denen sich als letzte Wiederholung der primitiven Dreiteilung wieder die Sonderung in abermals drei Regionen (Hals, Brust, Bauch) geltend macht, wo-

durch somit der bestimmte organische Grund davon gegeben ist, daß notwendig die Länge der Kopfwirbelsäule, als des edelsten und vollendetsten Teiles des Ganzen, dreimal in der Länge dieser freien Wirbelsäule enthalten sein muß. — Ebenso ruht es auf der wieder zur Kugel (organischen Urform) strebenden Bildung des menschlichen Hauptes, daß es, jedoch nur ohne seine Gliedmaße (Unterkiefer), eben so hoch ist wie lang (da in der Kugel alle Durchmesser gleich sein müssen). — Ebenso hängt es davon ab, daß das oben erwähnte zum Unterkiefer verwachsene Paar der Kopfgliedmaßen an seinem Unterrande genau wieder diese Kopflänge oder den Modul darstellt, sowie daß die höchste Sinnesgliedmaße des Körpers, die Hand, genau = 1 Modul ist, und in dieser Art fehlt es keinem dieser Größenverhältnisse an hinreichenden Gründen.

Bei alle dem kann es nicht oft genug wiederholt werden, daß alle diese scharf oder rational bestimmten Maße stets durchaus ideal bleiben, und in der Wirklichkeit durch das Irrationale der Natur (welches ihre Gebilde nie verlassen darf, sonst wären sie eben nicht mehr natürlich, sondern ideal) in steten kleinen Abweichungen sich darstellen, Abweichungen, die freilich, so wie sie zu groß werden, endlich wieder die Schönheit in Häßlichkeit verwandeln. — Für jene feinern Abweichungen nun, bei denen es stets nur gilt, das Gleiche ungleich zu machen, finden sodann alle Arten von irrationalen Verhältnissen volle Anwendung, so daß also auch Teilungen wie die von major und minor im goldenen Schnitt hier vollständig eintreten dürfen und wirklich eintreten. Diese Abweichungen haben daher allerdings ein sehr weites Feld, sie begleiten unmerklich alle wirklich werdenden Formen des Menschen, sie sind es, welche auch das scharfe Gesetz der Symmetrie aufheben, welche machen, daß nie zwei Hände oder zwei Seiten eines Gesichts vollständig gleich bleiben, und sie sind es überhaupt, auf denen nun das weite Feld der Symbolik sich aufbaut; denn ein Körper als trockenes Ideal, als bloßer Polyklets-Kanon — wäre charakterlos und bedeutungsleer; nur die tausendfältigen, aber allemal unter sich wieder verhältnismäßigen und systematischen Abweichungen prägen der Gestalt einen bestimmten Charakter auf. —

Es werden alle diese vorhergehenden Betrachtungen am besten dazu dienen können, für den weitern Gang symbolischer Lehren eine folgerichtige Ordnung zu gewähren, und als erste Aufgabe wird es dabei jedenfalls erscheinen, daß wir die durch die obigen Proportionsgesetze gefundene rein mittlere, so zu sagen abstrakt menschliche Bildung insoweit erwägen, als sie überhaupt in ihrer Gliederung das Symbol der Idee rein menschlichen Daseins ausdrückt; sodann zweitens werden wir das Material, mittels dessen dieser Wunderbau ausgeführt ist, in seinen quantitativen und qualitativen Eigentümlichkeiten gleichermaßen erwägen müssen, und erst wenn wir auf diese Weise eine solche reine Mitte vollkommen zur Anschauung gebracht haben, werden wir endlich drittens übergehen auf die wesentlichsten Bildungsabweichungen von dieser Mitte, d. h. auf die individuell menschliche Gestaltung und deren symbolische Bedeutung für jegliche Art von Konstitution, Temperament und geistiger Anlage*).

*) Die von Carus im Organischen aufgefundene Zahlenharmonie war von je ein Gegenstand menschlichen Nachdenkens: Bei den Pythagoräern, in der Akademie Platos, bei Plotin. – Ich möchte dazu zwei erkenntniskritische Bemerkungen dem Nachdenken des Lesers anheimgeben. Erstens: Eine andere als eine dicho- oder tricho-tome Unter-Scheidung ist für das Denken völlig unmöglich. Und zwar ist die Zweiheit oder Polarität auf ewig das eigentlich Natürliche, Fundamentale. Erst dann wenn man den statischen Punkt, von welchem aus alles Unter-Scheiden und Ur-Teilen allein möglich ist, wenn man das Bewußtsein mit hinzunimmt, so wird die polare Gliederung zur Dreiheit. Das Altertum bezeichnete die VI als numerus perfectus, weil sie Zweiheit und Dreiheit zugleich umfaßt. Die von mir der Charakterologie zugrundegelegte Dreiteilung: Gestalt – Form – Idee, entsprechend der Dreiheit von Element – Bewußtseinswirklichkeit – Geistige Sphäre (vitalité — réalité — vérité) halte ich für die wichtigste und fundamentalste aller Gliederungsmöglichkeiten. Zweitens: Man kann alle geometrischen Gebilde (Kegelschnitte) und somit auch den Körper, wenn man ihn gleich Camper und Carus geometrisch sieht, auffassen als Modulationen von Linie und Kreis. Diese beiden aber gleichsam als das männliche und weibliche Urprinzip (so daß die Vorliebe und das Vorwiegen des Linearen oder des Cyklischen in Figur, Schrift, Form usw. auch einen Anhalt bietet für die Kraft des Männlichen oder des Weiblichen in der Natur. Lg.

1. Tektonik des Menschenleibes.

Ruft man mit möglichster Deutlichkeit sich den Gedanken hervor, daß unter allen Lebendigen auf Erden eine Gattung die zum Schauen der Welt bestimmte Idee gleichsam verkörpert darlebe, so muß allerdings auch das erkannt werden, daß alsdann in der Bildung dieser Gattung Vieles sich in hoher Vollkommenheit vereinigen müsse, was in allen andern nur teilweise gegeben sein kann. – Gleichwohl ist es keineswegs leicht, an den Besonderheiten der Bildung dieser Gattung begreiflich zu machen, worin nun eben diese Vollendung bestehe, es ist namentlich keineswegs hinreichend, etwa zu sagen: die Menschengestalt sei nun einmal die schönste, und darum müsse sie auch die vornehmste sein, oder der Mensch habe in Verhältnis seines Nervensystems und dessen Zartheit das größte Gehirn, er sei zum aufrechten Gange bestimmt, und das einzige Geschöpf, von dessen vier Stammgliedmaßen zwei als Füße zur Ortsbewegung und zwei als Hände zu Sinnes- und Ergreifungsorganen entwickelt seien; – in alle diesem liegt nur irgend ein besonderer Teil seines Vorzugs. Will man dagegen wirklich es unternehmen, das Wesentlichste und Bedeutungsvollste in einem Satze zusammenfassen, so ist zu sagen: es sei kein anderes lebendes Wesen der Erde in dem Maße zum Vorherrschen des höhern Sinnen-, Nerven- und Hirnlebens über alles nur das organische Material gewährende Bildungsleben organisiert, als eben der Mensch. – Fassen wir diesen Gedanken recht deutlich, so führt er uns nach und nach weiter zu den merkwürdigsten Aufschlüssen über die einzelnen Eigentümlichkeiten der menschlichen Bildung, und da für diesen ganzen Wunderbau doch zuletzt allemal nur die innern starren Gebilde des Skelets den eigentlichen Halt abgegeben, so läßt sich auch ferner erwarten, daß eben am Skelet insbesondere jene Architektonik sich aussprechen werde. Freilich eröffnet sich sogleich eine wahrhafte Unendlichkeit von Formen und von Betrachtungen, welche allein das Studium eines Lebens ausmachen könnten, und mich selbst früher einmal ganzer zehn Jahre festgehalten haben, um nur die wesentlichsten Gesetze ihrer Ver-

hältnisse zu enthüllen*). — Es liegt tief im menschlichen Geiste begründet, daß erst dann ein Gefühl ihn vollkommen befriedigen kann, wenn die Erkenntnis des Grundes, warum es gerade diese Befriedigung veranlassen muß, möglichst erreicht ward, und so wird daher z. B. Der, dessen Gemüt schon die Schönheit empfindet, die im Klange eines Accords liegt, noch ganz andere Befriedigung dann erfahren, wenn er endlich auch lernt, welches geheimnisvolle Verhältnis in den Zahlen dieser Schallwellen vorhanden sein mußte, damit aus den in so verschiedenen Zahlen klingenden Tönen die Schönheit dieses Accordes wirklich hervorgehen konnte. Will man daher irgend einen deutlicheren Begriff erhalten von dem wissenschaftlich nachweisbaren Grunde der Schönheit des menschlichen Skeletbaues, auf welchen sich eben alles Das stützt, was man die Architektonik der reinen mittlern Bildung der menschlichen Gestalt nennt, so muß man notwendig und vor allem in die Lehre von der Konstruktion des Knochengebäudes überhaupt, und die der Wirbelsäule, als seines Grundgebildes insbesondere, etwas tiefer eingehen. —

Im Allgemeinen steht es fest, daß ein Gebilde, sobald es nach gewissen reinen Zahlenverhältnissen sich ordnet, dergestalt, daß diese Verhältnisse nun auch in den einzelnen Gattungen stätig bleiben und willkürlichen Schwankungen entzogen werden, ferner dann, wenn seine größere Entwickelung Hand in Hand geht mit dem entschiedenern Hervortreten geistiger Bedeutung, und endlich dann, wenn elementarische Linienverhältnisse einfachster geometrischer Ordnung in ihm überall durch höhere und mehr komplizierte ersetzt werden, daß, sage ich, alsdann seine Gliederung notwendig eine höhere genannt werden müsse als die eines andern, wo die Zahlenverhältnisse unbestimmter sind, die Entwickelung das geistige Element am wenigsten beachtet, und die Begrenzungslinien durchaus die einfachern elementaren bleiben.

Wird man nun an einem hier gewählten Beispiele erkennen, wie diese Steigerung, hinsichtlich der Wirbelsäule oder des sogenannten Rückgrates der ver-

*) Vgl. mein großes Werk: Von den Ur-Teilen des Knochen- und Schalengerüsts (Leipzig 1828).

schiedenen Klassen, so vollkommen stattfindet und im einzelnen durchaus sich nachweisen läßt, so kann man allerdings daran auch den Begriff sich nach und nach bilden, worauf, philosophisch betrachtet, die Schönheit der gesamten Gliederung des menschlichen Skelets recht eigentlich beruhe.

Die Wirbelsäule also, oder das Rückgrat, es bietet in seiner Fortschreitung durch die Tierklassen bis zum Menschen folgende Hauptformen dar, die ich hier zum Teil schematisch zur Anschauung bringen werde, und woran man nun auf die obgedachten Momente der Steigerung im Bildungstypus mit Genauigkeit achten möge, damit an diesem einzigen Beispiele des wichtigsten, die Centralteile des Nervensystems, Rückenmark und Hirn, umschließenden Skeletteils sogleich am vollständigsten der Begriff der ganzen gesetzlichen Stufenfolge sich ergebe.

Fische.

Es ist in den niedrigsten Fischen, z. B. den Lampreten, das Rückgrat noch eine ganz horizontale geradlinigte Erstreckung von Knorpel, kaum mit Andeutung

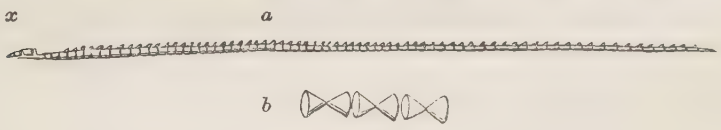


Fig. 9

von Wirbelabteilung, diese selbst auch noch von sehr variierender Zahl, und dergestalt einfach, daß selbst die drei Wirbel für Aufnahme des Gehirns kaum über die andern unvollkommenen Wirbelbildungen sich erheben, etwa so (Fig. 9 a, x die drei Kopfwirbel).

In höheren Fischen entwickeln sich sodann die Wirbel deutlicher, jeder Wirbelkörper in ganz geometrischer Gestalt, als Doppelkegel (Fig. 9 b); das Rückgrat, dessen Wirbelzahlen immer noch sehr variieren, obwohl in den regelmäßigen Fischen (Cyprinus-Arten) die Sechszahl schon sehr bestimmt vorwaltet, bleibt mit dem Schädel durchaus in einer wagerechten Linie, und der letztere erhebt sich in seiner Entwickelung wenig über die ersteren.

Amphibien.

Auch hier herrschen noch die ungebundensten Verhältnisse der Wirbelzahlen, und wagerecht bleibt die einförmige Erstreckung von Schädel und Rückgrat. Wenn bei den Schlangen noch mehrere Hunderte von Wirbeln vorkommen, zieht sich das Rückgrat der Batrachier (Frösche) bis auf 10 – 12 Wirbel zusammen, und feinere Abteilungen des Rückgrats im Halswirbel, Brustwirbel, Lendenwirbel usw. treten kaum in den höchsten Amphibien, den Eidechsen, hervor. Nur die Kopfwirbel, namentlich die drei Schädelwirbel, bilden in den höheren Gattungen sich schon mehr aus, und das rein Geometrische der Gestalt in den Wirbeln verliert sich mehr und mehr.

Vögel.

Die Bildung des Knochengerüsts der Vögel, und die ihrer Wirbelsäule insbesondere, ist die genaue Fortsetzung dessen, was schon in den höheren Amphibien erreicht war, doch richtet sich nun das Rückgrat aufwärts, dem Lichte entgegen (wie die höhere Pflanze sich mit ihrer Blüte vom Boden erhebt), und wenn auch noch der mittlere Teil desselben wagerecht bleibt (Fig. 10 a), so wird doch

Fig. 10

in allen Gattungen das edlere Gebilde des Kopfes entschieden gehoben und in seinen Schädelwirbeln (b) bedeutender entwickelt. Das nun bereits ganz anders als in den Fischen sich darstellende Schema dieser Wirbelsäule, deren Wirbelzahlen auch schon weit festere Bestimmungen erhalten, würde folgendes sein.

Säugetiere.

In dieser Tierklasse wiederholen sich alle Formen der drei vorigen in höchst mannigfaltiger Weise, eine Wiederholung, welche auch in der Entwickelung ihrer

Wirbelsäule sich ausdrückt, und macht, daß z. B. das Rückgrat der Waaltiere in seinem ganz horizontalen Bau sich wieder dem der Fische sehr ähnlich verhält. Nichtsdestoweniger befestigen sich doch die Verhältnisse der Zahlen der Wirbel

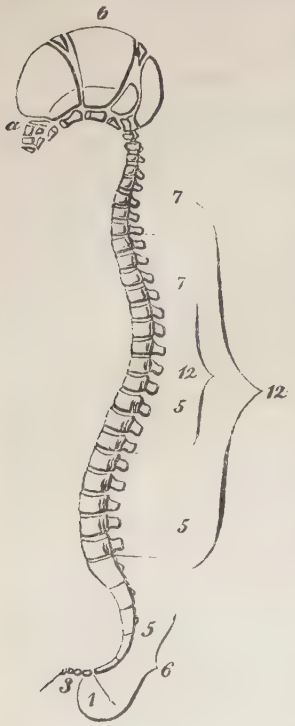


Fig. 11

(z. B. mit wenig Ausnahmen haben schon alle Säugetiere nur sieben Halswirbel, wie der Mensch) auch die Zahl der Brust- und Lendenwirbel wird geringer, und nur die Zahl der Schwanzwirbel ist noch außerordentlich variierend und zuweilen sehr groß. In den höheren Gattungen erhebt sich die Halswrbelsäule wie im Vogel dem Lichte entgegen, und die Schädelwirbel sind gegen die des Rückgrats so viel mehr entwickelt.

Mensch.

Zuerst im Menschen wird, was die Zahlen betrifft, die Sechszahl (der Numerus perfectus, wie er wegen seiner merkwürdigen Eigenschaften von den alten Mathematikern genannt wurde) durchaus in der Wirbelsäule herrschend, denn die Rudimente von drei Antlitzwirbeln mit den drei hier zuerst zu dem schönen Gewölbe des Hauptes entwickelten Schädelwirbeln, bilden hier zuerst, nebst 5×6 Rückgrats- u. Kreuzwirbeln, die nun aus 6×6 Wirbeln bestehende Wirbelsäule. Allein die Einteilung dieser 36 Wirbel bleibt nicht in dieser ganz einförmig gleichen Sonderung, vielmehr sondern sich, wie schon oben vorläufig erwähnt wurde, von den unter sich mehr oder weniger verwachsenden Schädel- und Beckenwirbeln die mittleren 24 als beweglich bleibende Rückgratswirbel ab, und, außer der auch bereits oben gedachten Sonderung nach den drei Gegenden von Hals, Brust und Bauch, treten nun noch neue Teilungen ein, indem sie

wieder zwei mal, gleich den 12 Tönen des Accords, in 7 ganze und halbe zerfallen (s. Fig. 11). d. h. sich in 5 + 7 und 7 + 5, nämlich 7 Halswirbel und 5 Lendenwirbel, 7 Brust- und 5 Oberbauchwirbel teilen. Die Kreuzwirbel endlich teilen sich in 5 Kreuzwirbel und einen großen Schwanzwirbel, an welchen noch Rudimente von drei andern sich reihen, welche letztere dann blos als unvollkommene Wirbelkörper vorkommen, während die Rudimente der drei Antlitzwirbel des Hauptes (a) nur als Bogenteile erscheinen; demnach ebenso einen vollkommenen Gegensatz zwischen unterem und oberem Ende der Wirbelsäule darstellend (oben Verschwinden der Körper und Übrigbleiben der Bögen, unten Verschwinden der Bögen und Übrigbleiben der Körper), wie ein ähnlicher Gegensatz zwischen unterem und oberem Ende der Nervenmarkgebilde (oben Aufgehen in den großen Ganglien des Hirns, unten Endigung in den Endfaden des Rückenmarks) stattfindet. Dabei wird das höchste Gebilde (das der Schädelwirbel b) allein dem Lichte entgegengehoben und alle Bildung jeglicher Wirbel durch feine Zeichnung von Doppelkrümmungen umschrieben. Im Ganzen also überall ein ungeheuerer Fortschritt schöner Symmetrie, reiner Gegensetzung, sinnreichster Teilung und edelster Durchbildung, wie schlechterdings in keiner der vorigen Klassen.

Gewiß! wer nun, auch ohne irgend Anatom zu sein, die merkwürdige Gradation dieser einen Bildung, in ihren fünf Stufen überblickt, dem muß jetzt eine Ahnung davon aufgehen, daß das Wohlgefallen, welches wir an der hier in ihrem Kern charakterisierten menschlichen Gestalt, gegenüber jeder tierischen haben, keineswegs blos auf irgend einer Willkür ruhe, sondern wirklich sehr tief, durch die wunderbar verwickelten Zahlenverhältnisse, und die merkwürdigsten Konstruktionen der Form, vollkommen wissenschaftlich bedingt werde. Diese Erkenntnis aber deutlich zu machen war es, was ich durch diese ganze Abschweifung allein zu erreichen bestrebt war! — Fortan werde ich daher als eine begründete Wahrheit voraussetzen dürfen, daß die reine Mitte echt menschlicher Bildung und Gestalt, eben darum ein zeitliches Ebenbild ewigen göttlichen Wesens, und eben

darum auch die schönste aller ähnlichen irdischen Bildungen genannt werden dürfe, weil sie, nach der Art ihrer Gliederung, unter allen uns denkbaren, die mit vollendetstem Tiefsinn innerlich und äußerlich konstruierte und ausgeführt ist*).

2. Quantität und Qualität des Stoffes.

Sowie nach dem Vorigen die Verhältnisse der Gliederung unendlich zu denken geben, so auch die Verhältnisse der Substanz oder des Materials, an welchem diese Gliederung zur Erscheinung gelangt. – Die erste Frage, welche wir hier zu beantworten haben, ist jedenfalls die: welches ist das Quantum Substanz, abgesehen von aller besonderen organischen Form, und bloß in Gewicht oder Kubikmaß ausgedrückt, welches dazu gehört, eine Gestalt wie die, welche wir als reine Mitte menschlicher Bildung betrachten, darzustellen?

Daß es nämlich jedenfalls bezeichnend für die Art irgend einer Idee sein müsse, wenn wir wahrnehmen, welches Stoffquantum sie im Allgemeinen bedürfe, um zur Erscheinung zu gelangen, kann keine Frage sein. Blicke man nur auf die ungeheure Verschiedenheit des Lebendigen der Erde, und bei jedem können wir uns überzeugen, daß nur mittels einer gewissen Stoffmenge es sich darzulegen vermöge, der Leviathan nur mittels einer ungeheuren, der Wurm nur mittels der geringsten Menge. Schon in dieser Hinsicht wird es uns dann auffallen, daß

*) Die Bevorzugung der menschlichen Gestalt als der vermeinlichen Krone der Schöpfung hat ein nachdenklicher Geist, Kurd Laßwitz, trefflich beleuchtet durch eine Geschichte von den Ameisen. Die Ameisen haben gehört, daß der Mensch so stolz ist auf seinen aufrechten Gang, daß er daher sogar den Namen Anthropos (der Aufrechtgehende) hatte. Die Ameisenphilosophen überlegen, ob der Mensch wohl auch ein vernunftbegabtes Wesen ist. Sie kommen zu dem Ergebnis: „Der Mensch kann nicht wie wir vernünftig sein, weil er seinen Kopf immer in die leere Luft steckt, wo nichts los ist, während alle inhaltreichen Wesen ihn am Boden haben, wo man all das wahrnimmt, wovon der Mensch nicht weiß." Lg.

der Mensch, als Inbegriff der reinsten Mitte alles Lebendigen, auch in Hinsicht des Volumens Materie, welches seine Erscheinung bedingt, ein durchaus mittleres Verhältnis zwischen diesen Extremen wahrnehmen lasse, und wird somit schon dadurch auch dieses sein Volumen zu einem wichtigen Symbol seines eigentlichen Wesens überhaupt, so kann auch ferner daraus abgenommen werden, wie sehr symbolisch zugleich für das Individuum genannt werden müsse dasjenige Quantum an Stoff, welches eben ihm, d. h. der Eigentümlichkeit gerade dieser Idee, das zum Darleben unerläßliche war oder geworden ist. Schon aus diesem Grunde also muß es wichtig sein, jetzt zuvörderst das mittlere Verhältnis für den vollendeten Menschen, gleichsam für das menschliche Ideal, festzusetzen, damit man dann imstande sei, die Abweichung auch für jeden einzelnen Menschen, nach dem Mehr oder Weniger, in ihrer besonderen Bedeutung richtig zu würdigen. — Ganz scharfe Bestimmungen hierüber zu finden, ist indes freilich eine schwere Aufgabe, denn begreiflicherweise kann nicht einmal Das zu einem vollkommenen Resultate führen, wenn man aus sehr vielen Messungen und Wägungen verschiedener gewöhnlicher Menschen, nach dem bekannten arithmetischen Verfahren, die Mittelzahl herauszieht, da es sich eigentlich um Auffindung des idealen Verhältnisses handelt, welches genau nur aus Gewichts- und Maßbestimmung vieler sehr vollendeter Organisationen hervorgehen würde. Eine gewisse Approximation zu diesem Ideal wird indes aus dem ersteren Verfahren, sobald sehr viele und die allerabweichendsten Individuen zur Vergleichung gezogen wurden, doch erlangt werden können; und da es nun in Wahrheit auch hier nicht um die vollkommenste mathematische Schärfe sich handelt (man darf wohl sagen, so wenig als ihrem Wesen nach in der Symbolik überhaupt), so werde ich die Mittelzahlen den bekannten Berechnungen von Quetelet*) entnehmen, welcher bei ihrer Festsetzung immer mit möglichster Umsicht zu verfahren gewohnt war.

*) Die von Carus angeführten Maße sind entnommen dem Werke des bedeutenden belgischen Naturforschers L. A. J. Quételet (1796–1874) „Sur l'homme et le développement de ses facultés"; (Deutsch: Stuttgart 1838). Man bediente sich bei natur-

Was übrigens zunächst die Raumerfüllung der Masse eines normalen menschlichen Körpers an und für sich, abgesehen von aller besonderen organischen Gliederung, betrifft, so ist sie zum ersten Male, und zwar auf besonderes Ansuchen meinerseits, durch Quetelet folgendermaßen bestimmt worden: Angenommen ein Mann von 1,73 Meter Länge wiege 76 Kilogramme*), und vorausgesetzt, daß dieser Körper genau das spezifische Gewicht des Wassers habe, so würden jene 76 Kilogramme Gewicht ihrer Raumerfüllung nach gleich sein 76 Kubik-Dezimeter oder 2½ rheinischen Kubikfuß. Da indes die spezifische Schwere der Körpermasse um etwas die des reinen Wassers übertrifft, so würde die Raumerfüllung der ersteren etwa bis auf 2⅓ rheinische Kubikfuß sich vermindern, und nimmt man nun hierzu, daß wieder die Körpergröße von 1,73 Meter vielleicht um 8 Dezimeter die eigentliche reine Mitte menschlicher Bildung übersteigt, und daher, wie gleich erwähnt werden wird, auch das Gewicht von 76 Kilogrammen etwas zu groß sein muß für jene erwähnte reine Mitte, so darf man jedenfalls nur 2 rheinische Kubikfuß, oder höchstens 2¼ als absolute Raumerfüllung des idealen Menschen rechnen. Diese Berechnung kann man nun nicht ausführlich bedenken, ohne noch auf zweierlei aufmerksam zu werden, Momente, welche, wenn sie sich auch nicht unmittelbar auf die Symbolik beziehen, doch zur rechten Würdigung der Stoffmassen, an welchen alles unser Leben sich entwickelt, jedenfalls einen merkwürdigen Beitrag gewähren können. — Das Erste ist, daß, wenn im Ganzen auf diese Weise das Volumen Masse eines normalen erwach-

wissenschaftlichen Längenbestimmungen damals allgemein des älteren Pariser Maßes, bei welchem der Fuß in 12 Zoll, der Zoll in 12 Linien geteilt wird. Zur bequemen Umwandlung des Pariser Fußmaßes in Metermaß und des Metermaßes in Fußmaße stellen wir folgendes zusammen:

1 Meter	=	3,078	Fuß
1 Decim.	=	3,694	Zoll
1 Centim.	=	4,433	Linien
1 Fuß	=	32,48	Centim.
1 Zoll	=	27,07	Millim.
1 Linie	=	2,256	Millim.

Lg.

*) Ein Kilogramm gleicht ziemlich 2 Pfund 4¼ Lot.

jenen Körpers allerdings nur sehr gering erscheint (denn 2 Kubikfuß scheinen freilich unbedeutend für ein so bedeutendes Dasein), doch hierbei sehr erwogen werden muß, daß diese Masse hauptsächlich deshalb keine größere Raumerfüllung einnimmt, weil sie in einer sehr verdichteten Daseinsform, als Wasser, Eiweißstoff, Faserstoff u. s. w. erscheint, Substanzen, aus welchen, mit Ausnahme weniger Erden, Salze, Metalle und brennlicher Stoffe, alle unsere Gestalt auferbaut ist. Würde man daher die eigentlichen chemischen Elemente derselben, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, in der Urform ihrer Existenz, d. h. als Gase, nach ihrer Ausdehnung messen können, so würde freilich eine über tausend mal größere Raumerfüllung sogleich sich finden*), und der Raum, den der lebende Mensch wirklich einnimmt, würde dann fast in demselben Verhältnis stehen zu dem Raume, den seine Elemente in ihrer ursprünglichen Luftgestalt einnehmen, in welchem etwa der herabfallende, einige Fuß im Durchmesser haltende Meteorstein sich befindet zu dem leuchtenden Meteor aus Ätherdunst, aus welchem er hervorging, und welches vielleicht ebenso viel Meilen Durchmesser gezählt hatte, als jener Zolle oder Linien.

Ein zweites Moment sodann, durch welches die Vorstellung der Stoffmasse für unsere Organisation sich bedeutend vergrößert, ist gegeben in der Betrachtung, daß das einmal vorhandene Quantum nie ein bleibendes ist, sondern immer durch neuen Stoff ersetzt wird, so daß also, wenn man irgendwie die gesamte Menge von Material ins Augen fassen könnte, welche während eines ganzen Lebens von dem Organismus immerfort herangezogen und immer wieder ausgeschieden wird, dieselbe sich zu einem zwar schwerlich jemals genau zu berechnenden, jedenfalls aber ungeheuern Maße vermehren müßte. — Nimmt man daher diese beiden Momente zusammen, so wächst allerdings Das,

*) In welchen großartigen Verhältnissen diese Zahlen sich steigern, ergibt sich daraus, daß 1 Kubikfuß Wasser dann, wenn es als Wasserdampf erscheint, 960 Qubratfuß einnimmt, dieses aber wieder in Gase zerlegt, dann eine Raumerfüllung gibt von 480 Qubratfuß Sauerstoffgas und 960 Qubratfuß Wasserstoffgas, also zusammen 1440 Quadratfuß Gas.

was wir von dem Quantum Stoff zu denken haben, an welche die reine menschliche Bildung sich darlebt, zu einer wahrhaft ungeheuern Ausdehnung.

Soviel von der Raumerfüllung. Was sich über das normale Gewicht sagen läßt, hängt nun genau mit dem Vorgehenden zusammen, nur daß es sich leichter mit einem gewissen Grade von Sicherheit bestimmen läßt. Nach der a. a. O. von Quetelet gegebenen Tabelle nämlich, in welcher das mittlere Gewicht des Neugeborenen zu 3 Kilogrammen bestimmt ist (d. h. das des männlichen Neugeborenen zu 3,20, und das des weiblichen zu 2,91 Klgr.), stellt sich das mittlere Gewicht des vollkräftigen vierzigjährigen Mannes zu 63,67, das der ausgebildeten dreißigjährigen Frau zu 54,33 Klgr. heraus, und man würde also etwa 60 Kilogramme als das normale Gewicht einer idealen Mittemenschlichen Baues betrachten dürfen, womit dann die etwa 65 Kubikmeter, oder 2 rheinische Kubikfuß seiner Raumerfüllung, vollkommen korrespondierten. Mit Absicht weise ich hierbei auf das Ideale eines solchen mittleren Gewichts hin, denn bei dem Vorherrschen materiellen Lebens in der großen Menge der Menschen möchte es leicht sein, daß, wenn man bloß nach der Mittelzahl aus einigen tausend Wägungen, zumal unter wohlbeleibten Völkern, diese Bestimmung geben wollte, die Zahl etwas höher gestellt werden müßte.

Übrigens ergeben sich nun sowohl in Bezug auf Raumerfüllung als Gewicht einer idealen Körpermasse, während der fortschreitenden Entwickelung des Lebens, sehr bedeutende Schwankungen, und die merkwürdigen allmähligen Steigerungen, von der Kindheit zum Alter, mit allem ihren periodischen Fortrücken, würden an sich wieder zu unendlichen Untersuchungen führen können, müßten wir nicht hier eine engere Grenze stecken, um das an sich immer etwas unbestimmte Feld der Symbolik nicht ganz ins Ungemessene sich verlieren zu lassen. — Nur einige wenige Bemerkungen und Zahlenverhältnisse werden daher hier mitzuteilen sein, damit wenigstens die Hauptepochen des Lebens hinreichend charakterisiert werden. Es beträgt aber die Mittelzahl des Gewichts nach den siebenjährigen Perioden

	im männlichen Geschlecht:	im weiblichen Geschlecht:
im 7. Jahre	19,10 Kilogramme	17,54
„ 14. „	38,76 „	36,70
„ 21. „	60,93 „	52,90*)

dann folgt das oben angegebene rein mittlere Verhalten, welches im weiblichen Geschlecht in den fünfziger Jahren gewöhnlich eine Erhöhung bis auf 56 Kilogramme erfährt, in den höchsten Lebensjahren aber in beiden Geschlechtern eine Minderung zu erwarten hat, welche in den achtziger Jahren beim Manne bis gegen 57, im Weibe bis gegen 49 Kilogramme sinkt, Momente, auf welche natürlich Rücksicht genommen werden muß, wenn die symbolische Bedeutung des Gewichts bei jüngeren oder sehr alten Individuen erwogen werden soll.

So wäre denn jetzt noch übrig, auf die qualitativen Verhältnisse der Körpermasse, und zwar ebenfalls ihrer idealen Mitte nach, einen Blick zu werfen, wobei jedoch wieder nur die allerweitesten Umrisse gezogen werden dürfen.

Was das Verhältnis des Festen und Flüssigen in den Organismen im Allgemeinen betrifft, so ergeben sich darüber, mag man nun die Entwickelung eines einzelnen Lebendigen, oder die Reihenfolge der Lebendigen überhaupt verfolgen, manche sehr merkwürdige Resultate, von denen man notwendig Einiges kennen muß, um die symbolische Bedeutung aller dieser Verhältnisse richtiger zu würdigen. So ist es zunächst wohl zu beachten, daß das Flüssige immer und überall als das eigentliche Element der Bildung, als Träger, Vermittler und Anreger alles Lebens angesehen werden muß, während das ganz Feste, Starre, allemal das Aufhören der Lebenserscheinung, den Tod, bezeichnet und bedingt**). Es folgt hieraus, daß, je jünger und unentwickelter ein

*) 1 kg = 2 Pfd.

**) In der Tat dürfte das Verhältnis Fest und Flüssig für die Symbolik ganz andere Bedeutung haben als die von Carus sonst hier angeführten Kategorien, wie Erdig oder Ölig; Schwer oder Leicht. Die für Symbolik wichtigsten drei Kategorien scheinen mir die folgenden zu sein: 1. Flüssig oder Starr? Immer ist der Fluß das Elementarische oder Lebendige selbst. (Daher stammt im Deutschen der Begriff Seele vom Wasser; See'ele;

lebendiger Körper ist, desto mehr muß das Flüssige in ihm vorwalten (das Tierreich fängt deshalb mit den ganz weichen Monaden, Quallen und Mollusken an, und die erste Daseinsform des Menschen ist ein mit eistoffigem Wasser gefülltes Bläschen), und je näher am natürlichen Ziele seines Lebens, desto mehr wird er erhärtet und erstarrt sein. Auch in dieser Hinsicht steht der Mensch denn überhaupt, und der rein ideale Mensch insbesondere, in einer feinen und bedeutungsvollen Mitte; das Weiche als rein mittleres Verhalten zwischen flüssig und starr, herrscht in seiner Gesamtheit durchaus vor, und nirgends finden sich mehr an seinem Äußern die harten Horn- oder Kalkplatten, welche so viele niedere Geschöpfe noch entstellen, ebenso wenig als er das übermäßig weiche und halbflüssige der embryonischen Zustände mehr zeigt. Forscht man übrigens diesem Verhältnis bestimmter nach, so ergibt sich, daß die Flüssigkeitsmenge des Körpers im Ganzen ziemlich auf $^9/_{10}$ der gesamten Substanz angeschlagen werden darf, da es Tatsache ist, daß, wenn ein toter menschlicher Körper einem langen und energischen Prozesse der Vertrocknung ausgesetzt bleibt, in Wahrheit alles und jedes Flüssige selbst aus den innersten Gebilden der Knochen entweichen, und das Rückbleibende dann bis auf etwa 12 Pfund Gewicht herabsinken wird. Ein gewisses bestimmtes Maß dieser mittlern und schönen Weichheit des Körpers kann somit in ziemlicher Sicherheit festgestellt werden.

Schwieriger ist es, mit genügender Bestimmtheit die rein mittleren Verhältnisse erd- und fettartiger Bestandteile des Körpers deutlich zu

saivan, die bewegte Flut). Dagegen ist das Geistige das Prinzip der Verfestigung, Bindung, Verstarrung. 2. Groß oder Klein? Diese Kategorie fällt zusammen mit der Kategorie: Warm oder Kalt? Jede Erweiterung ist symbolisch für Wärme (Leben- und Lustzuwachs); jede Verengerung ist symbolisch für Kälte. (Starrheit und Schmerz-Zuwachs). Man wird beispielsweise bemerken, daß ein warmer (elementarer) Affekt, z. B. Liebe, Enthusiasmus, Zorn die Pupille erweitert; dagegen ein kühler oder kalter (d. h. geistiger) Affekt, z. B. Geiz, Stolz, Mißtrauen das Auge verengt. 3. Hervortretend oder Zurückgezogen? Jedes Organ tritt hervor auf die Außenwelt gerichtet; tritt zurück, indem es an sich selber baut. Beispiel: Unruhe, Angst, Neugier (nach außen gerichtete Emotionen) lassen die Augen vorquellen; Träumerei, Versunkenheit, lassen den Blick zurücktreten. (Man denken an Cajetans Ausspruch über Luther: habet profundos occulos.) Lg.

machen, und nur eine Hinweisung auf das bekannte Bild schöner menschlicher Gestaltung, wie es in der Natur und in Kunstwerken von jeher bewundert worden ist, und in merkwürdiger Weise ein gewisses mittleres Verhalten vortretender Ecken und Kanten des Skeleton, gegen das, unter der Decke der Haut den Körper überall mäßig abrundende Fettlager, wahrnehmen läßt, wird hier im Allgemeinen genügen müssen, da das ganz Besondere dieser innern Verhältnisse allerdings ohne schärfere anatomische Untersuchung schlechterdings sich nicht darstellen ließe.

Entschiedeneres dagegen läßt sich hinsichtlich der reinen mittleren Färbung der menschlichen Haut mitteilen. Abermals nämlich ergibt sich, wenn wir die Stufenleiter der Lebendigen in Hinsicht ihrer Färbung überblicken, daß zwischen den beiden Endpunkten dieser Reihe, d. h. einerseits der glasartig-wässerigen Durchsichtigkeit und völligen Farblosigkeit, wie sie den niedrigsten Infusorien und Medusen des Wassers, sowie dem ersten menschlichen Ei eigen ist, und andererseits der vollkommensten Undurchsichtigkeit und stärksten Färbung, wie sie in den höchsten Lufttieren, den Säugetieren und Vögeln, vorkommt, wieder die schöne und hohe Indifferenz der Färbung der Haut eine merkwürdige Mitte darbildet, an welcher wir nun abermals einen sehr bestimmten Maßstab erhalten, um diese reine Mitte selbst, nebst all ihren unzähligen Abweichungen, vollkommen richtig zu würdigen. In Wahrheit liegt etwas durchaus Geheimnisvolles in der Art, wie im idealen Menschen die Haut einen wunderbar zwischen jeder entschiedenen Farbe mitten inne liegenden Ton erhält, welcher nur in einzelnen Stellen und bei vermehrten innern Gefäßleben gegen Das, was man die Farbe an sich nennen darf, gegen das Roth, als die Farbe erster innerer Bildungsflüssigkeit, hindeutet. Dieser eigentümliche Farbenton, welcher in seiner Schönheit gewöhnlich die Verzweiflung der Maler erregt und nur von den Heroen der Kunst annähernd im Bilde erreicht worden ist, dieser Ton, welcher durchsichtig und undurchsichtig zugleich, in seinen verschiedenen Brechungen die Haut selbst zum Spiegel innerer Seelenzustände werden läßt, er besteht auch im Individuum vollkommen so eigentlich nur auf der mitt-

leren Höhe des Lebens, und verliert gegen dessen Ende ebenso seine eigentümliche Vollkommenheit, als diese an seinem Anfange ihm noch fehlte. Haben wir sonach reiche Gelegenheit, auch hinsichtlich der Farbe in der idealen Gestalt ein rein mittleres Verhalten zu bewundern, welches jede entschiedene auf Kohlenstoffablagerung ruhende Färbung ausschließt, so ist es doch auch wieder zur Vervollständigung der Bedeutung der Haut unerläßlich, daß nicht alle Ablagerung des Kohlenstoffs überhaupt dort hinwegfalle, nur daß sie somit nicht auf das Hautorgan selbst, sondern, wie wir das künftig im Einzelnen betrachten werden, auf dessen besondere Produktionen, d. i. auf das Haar, sich beschränkt, damit in seiner dunkleren Farbe nun sofort ein anmutiger Gegensatz zur indifferenten Färbung der Hautfläche gegeben sei, welcher dann als solcher in seinen verschiedenen Nüancen abermals sogleich wieder symbolisch für die besondere Natur des einzelnen Menschen erscheinen muß. Ein sehr bestimmter Gegensatz zwischen den verschiedenen Altern und Geschlechtern tritt daher im höchsten Grade symbolisch in der Färbung des Haares unverkennbar auf, und wir dürfen zuvörderst als normale Mitte das Braun (die mittlere Schattierung zwischen dem Schwarz der reinen Kohle und dem Weiß des vollkommenen Mangels an Kohlenstoff) aufstellen, welches im männlichen, stärker respirierenden Körper dunkler, im weiblichen heller erscheint, und finden dann zarteste Kindheit durch ein fast wässeriges Blond, wie höchstes Alter durch schneeiges Weiß sehr merkwürdig charakterisiert, in beiden also den Kohlenstoff wieder größtenteils fehlend. Die Symbolik der übrigen Abweichungen wird bei der Betrachtung der einzelnen Verschiedenheiten menschlicher Bildung vorkommen.

3. Die „menschliche Mitte" und ihre Abweichungen.

Erst nachdem man deutlich erkannt hat, inwiefern die rein mittlere Bildung des Menschen das höchste physiognomische Zeichen der Menschheit an sich ist, und inwiefern sie also auch den Typus des vollendeten Menschen allein bezeichnet, kann nun auch begriffen werden, welche Symbolik, oder welche

physiognomische Zeichen in den mannigfaltigen Abweichungen von dieser mittleren Bildung eigentlich dargeboten sind. Fragt man hierbei zuerst nach dem Schlüssel, welcher alle Bedeutung dieser Abweichungen allein aufzuschließen vermag, so kann er nur gegeben sein in der verschiedenen Signatur der einzelnen Glieder menschlicher Proportion und der Quantität und Qualität ihrer Masse. Hat nämlich z. B. in Wahrheit das Haupt eine andere Signatur für das innere Seelenleben als die Brust oder der Bauch, haben die oberen Extremitäten des Stammes eine andere Signatur als die unteren, hat das Wasser im Organismus eine andere Bedeutung für seine innere Lebensidee als die Erde, oder die feuergebenden Substanzen, als woran doch jedenfalls nicht zu zweifeln ist, und worüber die Physiologie sattsam die deutlichsten Nachweise zu gewähren vermag, so muß natürlich es einen andern Sinn geben und eine andere und besondere Richtung des Seelenlebens andeuten, wenn das Haupt größer oder kleiner, die Brust oder der Unterleib mehr oder weniger vorherrschend, und die Glieder sowohl als die Stoffzusammensetzung und Menge im ganzen, in dieser oder jener Richtung, abweichend von ihren gewöhnlichen Verhältnissen gefunden werden. Jemehr also jemand unterrichtet ist von all diesen verschiedenen Bedeutungen der Gliederung und der Stoffe des Körpers für das Seelenleben, eine Kenntnis, welche allerdings nur aus einer vollständigen und tiefgehenden Physiologie und Psychologie geschöpft werden kann, desto richtiger wird er jedesmal das Symbolische im Baue eines solchen Organismus auslegen, und desto genügender die Kenntnis seines Innern aus der Anschauung seines Äußern entziffern, und der größte Mangel aller frühern physiognomischen Versuche von Aristoteles bis auf Porta und Gall war es daher, daß von dieser doch eigentlich allein gültigen und begründeten physiologischen Symbolik so gut wie keine Ahnung bestand. Versuchen wir aber gegenwärtig nun wirklich etwas tiefer in die Geheimnisse einer solchen Symbolik einzudringen, so werden wir freilich gewissen Schwierigkeiten der Darstellung insofern begegnen, einmal, als wir die physiologischen Grundsätze, nach welchen die Entzifferung bestimmt werden soll, größ-

tenteils als bewiesen und gekannt voraussetzen müssen, und ein andermal darin, daß bei der ganz ins Ungemessene gehenden Möglichkeit unzähliger Abweichungen von der reinen Mitte der Bildung, wir keineswegs auf alle wirklich vorhandenen, sondern nur auf die wichtigsten und eigentümlichsten Individualitäten Rücksicht zu nehmen imstande sein können.

Sei es erlaubt, hier mit der Symbolik der Massen- und Substanzverschiedenheiten zu beginnen, und dann erst zu der verschiedenen allgemeinen Proportion überzugehen.

a) Bedeutung der Maße und Gewichte für Konstitution, Temperament und geistige Anlagen.

Quantitativ-Verschiedenheiten. Wenn 60 Kilogramme, oder ein Gewicht von etwa 128 bis 130 Pfd. die Schwere, und 2 bis 2¼ rhein. Kubikfuß die Raumerfüllung des idealen menschlichen Körpers bestimmen, so fragt sich zunächst, welche Bedeutung können beträchtliche Abweichungen von diesem Gewicht und dieser Raumerfüllung für das seelische Leben des Individuums haben?

Bei der Beantwortung dieser, sowie vieler der folgenden Fragen, wird es zunächst aber immer sehr wichtig sein, abermals auf den Unterschied der Geschlechter und Alter zu blicken, von deren seelischer und geistiger Individualität ein allgemeines Bild ja in jedem zu irgend einer Erkenntnis Gekommenen bereits hinlänglich feststeht. — So mögen wir uns jetzt zuerst erinnern, daß, ebenso normalmäßig als dem Kinde, je zarter es ist und je unentwickelter sein Geist sich darstellt, stets um so weniger an Raumerfüllung und Gewicht seiner Substanz gegönnt ist, so auch dem weiblichen Geschlecht, welches im allgemeinen mehr durch sensible, asthenische und venöse Konstitution, durch sanguinisches Temperament und durch Vorwalten der Gefühlsregion charakterisiert wird, eine verhältnismäßig geringere Masse seines Organismus eigentümlich zukommt, während dem männlichen, welches durch cerebrale, athletische und arterielle Konstitution, wie durch cholerisches Temperament und Vorwalten der

Erkenntnis und Willenskraft wesentlich sich auszeichnet, überall eine verhältnismäßig bedeutendere Masse zugeteilt ist. – Entschieden liegen schon in diesen Wahrnehmungen wichtige Winke für Beurteilung des Massenverhältnisses verschiedener Menschen überhaupt. – *Innerhalb gewisser Grenzen* nämlich werden (wie man es nun physiologisch vollkommen begründet erkennen wird) in gleichem Maße *Steigerungen* der Masse und des Gewichts, bei übrigens normal bleibender Qualität der Substanz und Proportion, entschieden einen *mehr männlichen Charakter*, d. h. also eine kräftiger ausgeprägte, eine mehr athletische, cerebrale oder arterielle Konstitution, ein cholerisches Temperament und stärkere Geistesenergie überhaupt, bedingen, während *Verminderung* der Masse und des Gewichts schon an und für sich, unter denselben Bedingungen, mehr den *weiblichen Charakter* hervorheben, und das Individuum entschieden zum Vorherrschen der sensibeln und venösen Konstitution, des sanguinischen Temperaments und der fühlenden Seele disponieren wird. – Schon im gewöhnlichen Leben wird man den gar zu zart gebauten Mann nicht recht als Mann gelten lassen, – ein Mann *von geringem Gewicht* ist ebenso zu fester Redensart geworden, als im alten Universitätsstil der Vir gravissimus den vollwichtigen durchaus sich geltend machenden Mann verkündet. – Ebenso geht deshalb die riesenhaft gebaute Frau, wäre sie noch so gut proportioniert, aus dem Begriff des Geschlechts heraus, während hinwiederum die zu kleine, die an Masse zu geringe, stets einen entschiedenen Übergang zum Kindescharakter zeigen wird, ja selbst, daß (wieder schon im Munde des Volks) *das zu Leichte*, wenn es von der Frau gesagt wird, eine Hindeutung darauf enthält, daß eine zu geringe Masse des Gliedbaues nicht wohl einen kräftigen innern Halt des Seelenlebens zu denken gestatte, gehört hierher und bezeichnet, daß wie überall, so auch hier, das Quantum der Masse symbolisch sei für das Eigentümliche der Idee.

Mit Vorbedacht sagte ich übrigens, daß die eben bezeichnete Bedeutung der Quantität nur innerhalb gewisser Grenzen statthaft sei, indem ein *unmäßiges Übergewicht* der Raumerfüllung sowohl, als eine *zu große Ver-*

kümmerung, notwendig und unbedingt allemal eine entschiedene Herabsetzung des bewußten Geistes, welche bis zum Idiotismus gehen kann, anzeigen wird. In der ganzen Geschichte der Menschheit haben wir nicht ein einziges Beispiel eines wirklich ganz riesenhaften, oder eines im höchsten Grade zwergenhaft verkümmerten Menschen, der irgend durch eine bedeutende geistige Eigenschaft sich bemerkbar gemacht hätte, und wir werden daher die Symbolik dieser extremen Bildungen mit wenig Zügen vollenden dürfen. – Was die übermäßige Größe betrifft, deren höchste Grenzen schon Haller*) zwischen 7 und 9 Fuß festgesetzt hatte, so muß hier, sowie bei äußerster Kleinheit, bemerkt werden, daß sehr selten dabei ganz regelmäßige Proportion der Gliederung gefunden wird, und dadurch folglich das Ganze meistens zugleich einen krankhaften Ausdruck bekommt. So findet sich z. B. auf dem königlichen anatomischen Museum zu Berlin das Skelet eines Mannes von 7 Fuß 3 Zoll Länge, in welchem statt 5 Lendenwirbel 6 vorkommen, die untern Extremitäten eine unproportionierte Länge zeigen, und das gesamte Knochengerüst (es war das einen gemeinen Soldaten) den Ausdruck der phthisischen Konstitution und dürftiger Kopfentwickelung zeigt. – In allen solchen Fällen wird es als physiognomische Regel festzuhalten sein, daß irgend ein, dem seelischen Leben ungünstiges Moment, welches schon an sich in der abweichenden Proportion, etwa zwischen Kopf, Stamm und Gliedern gegeben ist, durch die ungewöhnliche Größe des Ganzen, allemal noch entschieden in seiner übeln Bedeutung gesteigert wird. Derselbe Bau z. B. wie ich ihn an dem gedachten Skelett beschrieben habe, würde daher gewiß eine etwas günstigere Prognose für geistige Entwickelung zulassen bei gewöhnlichem Größenverhältnis, als bei diesem übertriebenen, und ebenso würde in einem andern Falle, wenn an einem riesenhaften Körper etwa der Schädelbau gegen das Antlitz verhältnismäßig zu klein wäre, die Prognose für den Geist entschieden schlechter ausfallen, als bei einem Menschen gewöhnlicher Größe. – Ein anderes Skelett in der oben erwähnten Sammlung mißt 7 Fuß, hat aber

*) Elem. physiol., T. VIII, P. II, p. 40.

regelmäßigere Verhältnisse, und namentlich also auch eine längere Wirbelsäule. Hier wird daher der riesenhafte Charakter zwar auch, aber doch schon mehr in einer normalen Weise erscheinen, und wenn nun auch in solchen Fällen ebenso wenig im Ganzen die Physiognomie eines geistig höher Begabten hervorzutreten pflegt (es müßten denn ausnehmend günstige Verhältnisse der Kopfbildung hinzukommen), so darf doch gewöhnlich schon des stärkeren männlichen Charakters wegen ein kräftigeres Wollen vorausgesetzt werden, dergestalt, daß dann dem Riesenhaften im Körperlichen, einzig und allein durch ein freilich größtenteils roh Energisches im Wollen und Begehren des Seelischen entsprochen werden wird. — Verfolgt man die Geschichte der meisten dieser riesenhaften Menschen, so wird man gewöhnlich das eben Gesagte mannigfaltig bestätigt finden, mitunter aber auch wahrnehmen, daß bei schwachen Geistesgaben selbst die Willenskraft sich nicht wahrhaft entwickelt und in eine phlegmatische Gutmütigkeit übergeht. So führt Lavater das Beispiel eines riesenhaften Schweizers von 7 Fuß 6 Zoll Länge an, in dessen Kopfbau, nach der Abbildung, das Mittelhaupt sehr sich hervorhebt; es war ein stiller guter Mann und als Hoftürke in Ludwigsburg angestellt. Von irgend einem höhern Geistesleben keine Spur. Ähnliches galt von dem sogenannten Norfolk-Riesen Rob. Hales, auf einem Dorfe in Norfolk 1820 geboren, von 7 Fuß 6 Zoll Länge und 462 Pfund Schwere. Hier waren schon die Eltern von beträchtlicher Größe. Der Mann reiste, um sich sehen zu lassen, und wird als ein ruhiger freundlicher Mann geschildert. Läßt doch schon Homer den Ulysses zum Euryalus sagen: „Wenn dir die Parzen große Glieder gegeben haben, so entbehrst du doch des Verstandes." — Wenn daher zuweilen wirklich auch Menschen von besonders groß und stark ausgebautem Körper mit auffallend kräftigem Geiste vorkommen (so z. B. Karl der Große, Michel Angelo, Händel, David Hume, Johnson), so wird dies allemal nur durch ein in gleichem Verhältnis stärker organisiertes Gehirn und besonders mächtigen Kopfbau verständlich und erklärt*).

*) Man mag an das Volkswort denken: „Häuser von sieben Stockwerken sind im obersten schlecht bewohnt." Lg.

Anderes lehrt uns die Symbolik über die Menschen von übermäßiger Kleinheit, Zwerge (Nani) genannt, als in welchen, bei dem widernatürlich Kindhaften der ganzen Erscheinung, namentlich die geringe Entwickelung der Willensenergie, das charakteristische Element der geistigen Anlage zu bilden pflegt. Auch hier muß bemerkt werden, daß die Proportion bei dieser Kleinheit nie ganz normal gefunden wird, und daß bedeutende Abweichungen des einzelnen in dieser Beziehung ihre im Psychischen ungünstige Prognose stets gesteigert finden werden durch die zu geringe Raumerfüllung des Körpers im ganzen, und zwar um so mehr, je geringer diese Raumerfüllung ist. – So z. B. würde also ein unförmlich großer Kopf, eine beträchtliche Verunstaltung von Brust oder Leib, und Ähnliches mehr, am Zwerge wie am Riesen, die den geistigen Anlagen nachteilige Deutung, welche daraus schon an und für sich angenommen werden darf, noch steigern. Man hat bisher noch wenig oder keine genaue Untersuchungen über die Proportion der Zwerge angestellt. Haller führt Beispiele von Zwergen von 40 – 30, ja bis nur 16 Zoll Länge an, welche letztere Größe er für das Äußerste, das wahre Minimum, des Menschen hält. Von Proportion ist dabei nichts angeführt. Der kleinste mir vorgekommene Zwerg ist der bekannte Tom Pouce von 25 Zoll Länge und 15 Pfund Gewicht. Fast ganz diesem gleich war der unter dem Namen Prinz Colibri reisende kleine Schleswiger, den ich 1851 in Dresden sah, wo er im 21. Jahre sich befand. Beide waren von feinem Gliederbau, der Kopf nach kindlichem Verhältnis, eher etwas zu groß und von mehr breiter rundlicher Form. Das Geistesleben erschien in beiden mehr als eine Art zierlicher Abrichtung.*) Noch genauer untersuchen konnte ich einen andern, den Zwerg Billi aus Schlesien, im Dienste des Fürsten Pückler-Muskau. Er maß 43 Zoll Länge oder 1,17 Meter, und hinsichtlich seiner Proportion fand ich folgende Verhältnisse: Der Modul (das

*) 1857 untersuchte ich den zweiten unter dem Namen Tom Pouce reisenden Zwerg, in Franika in Holland 1839 geboren. Er maß 28″ 2‴ Länge. Seine Kopfmaße betrugen im Vorderhaupte 3″ 7‴ Höhe, 3″ 9‴ Breite, im Mittelhaupte 4″ 9‴ H., 5″ 4‴ Br., im Hinterhaupte 4″ 2‴ H., 3″ 2‴ Br. Er sprach vier Sprachen und zeigte, entsprechend diesen größern Maßen, nicht geringe Geisteskräfte.

⅓ der freien Wirbelsäule), welche 11⅔ Zentimeter betrug, bestimmte sehr genau die sämtlichen Verhältnisse des Stammes und so auch die Endglieder, Hand und vorstehenden Fuß, ganz in der Art wie bei einem normalen Erwachsenen, dagegen waren die Gliedmaßen etwas länger, z. B. der Oberschenkel statt, wie er sollte, 28⅝ Zentimeter zu betragen, betrug deren 31, der Arm statt 35, betrug deren 38, und eben deshalb die ganze Länge etwas über 10 Modul, ein Verhältnis, welches sonst gewöhnlich nur bei sehr großen Personen getroffen wird. Ebenso wie die Gliedmaßen waren endlich auch Länge und Höhe des Kopfs (letztere ohne den Unterkiefer gemessen) um 1½ bis 2 Zentimeter größer als der Modul, und angemessen diesem räumlich günstigen Verhältnis, und einer feinen übrigens ziemlich normalen Bildung des Körpers überhaupt, zeigten sich denn auch die geistigen Anlagen fein und zierlich, freilich ohne alle höhere Produktivität, entwickelt, und das Sensible der Konstitution, sowie ein sanguinisches Temperament, sprach sich außerdem sehr bestimmt aus. — Es liegt übrigens am Tage, daß das Alter mit in Anschlag gebracht werden muß, wenn man die Symbolik der so beträchtlichen Kleinheit des Körpers sich völlig deutlich machen will. Es ist nämlich sehr einleuchtend, daß hier, mit jedem spätern zunehmenden Jahre, das Widersprechende der Bildung immer mehr sich steigert, jemehr der Mensch von der Kindheit sich entfernt, dabei aber doch das räumliche Verhältnis des Kindes behält.

Was nun ferner die symbolische Bedeutung der zwischen den bisher betrachteten Extremen in der Mitte liegenden Massen-Vermehrungen oder Verminderungen betrifft, so muß hier zunächst auf den wichtigen Unterschied aufmerksam gemacht werden, den es gewährt, ob das Mehr oder Weniger an Volumen, dem Körper der Anlage nach wahrhaft *angeboren* sei oder von ihm erst später *erworben worden war*. Man kann durchschnittlich den Satz aufstellen: alles *angeborene Quantum* des Körpers wird wesentlich durch die besondere Anlage *des Knochensystems* bestimmt*), jeder Übergang eines gewöhnlichen angeborenen Quantums in das plus oder minus dagegen

*) Spätere besondere Wucherungen der Knochenmasse gehören ins Gebiet der Pathologie.

wird stets wesentlich von den Weichteilen ausgehen. – Vom Knochenbau also hängt es hauptsächlich ab, ob irgend eine Person von Haus aus den größern gewichtigern, oder ob sie den kleinern und leichtern Menschen zugezählt werden soll, ja es geht dabei auch die Schwere und die räumliche Ausdehnung der Länge nicht unbedingt notwendig zusammen, indem bei dem dünnern aber gestreckten Knochenbau der phthisischen Konstitution oft die Schwere geringer, bei stärkerer aber komprimierterer Knochenmasse dagegen bedeutender sich darstellen wird. In allen diesen Fällen gilt für die symbolische Deutung immer zuerst der schon oben erwähnte Maßstab des Hinneigens zum männlichen oder weiblichen Typus der Bildung, so daß man im allgemeinen sagen darf, möge nun von Frauen oder Männern die Rede sein, es lasse eine gewisse größere Masse des durch stärkeren Knochenbau an Masse vergrößerten Menschen mehr eine Annäherung zum Männlichen in Konstitution, Temperament und Geistesanlage voraussetzen, während das Gegenteil, d. h. die kleinere Körpermasse, insofern sie vom Knochenbau bedingt wird, überall eine gewisse Hinneigung zur Eigentümlichkeit des weiblichen Geschlechts anzeigt. – Man kann auffallende Belege für dieses Gesetz finden, wenn man den Charakter derjenigen Frauen etwas studieren will, welchen Physiologen und Gynäkologen schon längst mit dem Namen der Mannweiber (Viragines) bezeichnet haben. Dergleichen Frauen sind gewöhnlich durch ihr stärker, länger und schwerer entwickeltes Knochensystem, von dem normalen Typus der Frau wesentlich abweichend, tragen überhaupt in ihrer Bildung den Geschlechtscharakter weniger rein ausgeprägt, und ihre Konstitution wendet sich deshalb oftmals mehr zur cholerischen und sterilen, seltener auch zur cerebralen hin; im Temperament tritt das elementare, oder das melancholische mehr hervor, und die geistigen Anlagen zeigen vermindertes Vorherrschen der Gefühlsseite, hartnäckigern Willen und, obwohl seltener, auch höhere Intelligenz. Im letztern Falle wird dann gewöhnlich der Charakter des Blaustrumpfs (Bluestocking) kenntlich sein. – Den Gegensatz hierzu bilden sehr deutlich diejenigen männlichen Individuen, deren Geschlechtscharakter durch ursprüngliche Bildung verkümmert

ist*), oder welche in zarter Kindheit durch Kastration verunstaltet wurden. In ihnen kommt ein kräftiges Knochensystem und gesunde durch dieses bestimmte größere Körpermasse nicht vor, obwohl die gesteigerte Masse der Weichgebilde, namentlich bei den letztgenannten, nicht selten ist, und dann gewöhnlich den hier außerdem herrschenden Charakter der sensibeln, asthenischen und sterilen Konstitution in das phlegmatische hinüberzieht, während im Temperament das elementare, sanguinische oder phlegmatische das bezeichnende bleibt, und unter den geistigen Anlagen insbesondere das Willensvermögen zurücktritt, und ein weichliches Gefühlsleben das Intellegent-Geistige bei weitem zu überwiegen pflegt.

Wenden wir uns nun zu den während des Lebens erworbenen und nicht durch Anlagen zu einem großen Skelett bedingten Veränderungen des Massenverhältnisses, so müssen wir auch hier zuerst erinnern, daß die extremen Bildungen in beiden Richtungen den Menschen geistig und körperlich im hohen Grade herabzusetzen pflegen. Als Beispiele solcher Extreme kann man anführen einerseits den Engländer Eduard Bright, der 609 Pfund wog, und in dessen Weste sieben erwachsene Menschen geknöpft werden konnten, oder den neuerlich in England angestaunten, in Shropshire geborenen sogenannten John Bull, welcher bei 5 Fuß 9½ Zoll Höhe 560 Pfund wog, und im Umfang der Brust 70 Zoll, des Oberleibes 80 Zoll maß, dabei auch noch gesund und tätig sich verhielt. Andererseits gehört hierher der Franzose Claude Seurat, der unter dem Namen des lebendigen Gerippes an vielen Orten zur Schau gestellt worden ist, als bei welchem, ohne irgend eine bemerkliche Krankheit, Haut und Muskeln so geschwunden waren, daß man jeden Knochen in seinem ganzen Umrisse erkannte. Bright und Seurat hatten das miteinander gemein, daß sie kaum imstande waren, sich von der Stelle zu bewegen, und ebenso wenig Vermögen geistiger Anstrengungen mehr besaßen. — Die Symbolik dieser äußersten Grade vermehrter oder verminderter Stofferwerbung spricht sich demnach sehr leicht aus. Nicht ganz so allgemein läßt sich über die mitt-

*) Die meisten der sogenannten Hermaphroditen gehören dahin.

leren Grade absprechen, zumal da in diesen Fällen wieder es so sehr darauf ankommt, ob vermehrter Stoffansatz oder Stoffverlust gleichmäßig über den ganzen Körper sich verbreitet, oder mehr lokal vorhanden ist. Eines jedoch kann auch hier (immer vorausgesetzt nämlich, daß nicht eine besonders sichtbare Krankheit diese Volumenänderungen veranlaßte) ziemlich entschieden festgestellt werden, nämlich daß irgend bedeutendere Vermehrung der Substanz eine gewisse Wohlhäbigkeit über leibliches und geistiges Leben verbreiten werde, welche sehr zu fehlen pflegt, wo das Gegenteil stattfindet. – Es ist das dunkle Gefühl von einer Art Freudigkeit des Besitzes, welches dem Embonpoint unmittelbar zu folgen pflegt, so lange dasselbe noch nicht im höhern Grade belästigend geworden ist. – Diese Wohlbeleibtheit ist es also, welche auf phlegmatische, venöse, zuweilen auch lymphatische Konstitution, und elementares, oder phlegmatisches Temperament, seltener gemischt mit sanguinischem, deutet, und welche unter den geistigen Anlagen die des Willens gewöhnlich mehr zurücksetzt, dagegen nicht selten günstig wirkt, die leichtern Formen der Intelligenz und Fühlung zu entwickeln. – Wir haben von Chambers*) eine interessante Arbeit über die Ursachen, Arten und Folgen größerer Fett- und Zellstoffablagerungen im menschlichen Körper, welche auch für die Symbolik dieser Zustände manchen merkwürdigen Beitrag liefert. In Wahrheit urteilt schon der gesunde Sinn der Menge meist sehr richtig über die Bedeutung solcher Erscheinungen. Der Wohlbeleibte wird schon, bloß als solcher, und abgesehen noch von den besondern Proportionen seiner Gliederung, zum Typus eines ganz andern Charakters als der Abgemagerte und Hagere; ja es ist charakteristisch für die Eigentümlichkeit der Völker, ob der Magere mehr unter ihnen im Ansehen steht als der Wohlbeleibte oder umgekehrt. Nur der bequeme, mit Lust untätige Orientale und Chinese verehrt den oder die mit besonderm Embonpoint Begabte oder Begabten, während unter den Spartanern solche Bildung kaum zu denken war und nur Verachtung erregt hätte. – Das Volk fühlt gleichsam

*) Corpulence, or excess of fat in the human body, by T. King Chambers (London 1851).

an dem so Aufgenährten dessen Geschichte heraus; ohne besonders zu reflektieren, erkennt es daran das Symbol einer mehr untätigen bequemen Lebensweise, einer langen Ruhe, reichlicher, darum vielleicht als unverdient vorausgesetzter, Nahrungsaufnahme, und zugleich der wenigen Hoffnung, die ein solcher gewährt durch ein entschiedenes Handeln irgend etwas größeres durchzuführen. – Cäsar sagt bei Shakespeare:

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein
mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen."

Das eigentlich sind die Fanatiker der Ruhe, die, denen jede Neuerung, jedes Ringen der Zeit ein Gräuel ist und die von jeher den Männern der Bewegung zum heilsamen Gegengewicht in der Geschichte gegeben waren. – Natürlich kommen nun auch viele Schattierungen in diesen Charakter, je nachdem die einzelnen geistigen Anlagen in verschiedenem Maße hervortreten. Selbst das Geschlecht übt hier einen wichtigen und bestimmenden Einfluß. Dem weiblichen ist es, bei einer im allgemeinen ärmern geistigen Produktivität, meistens die unmittelbare Veranlassung des stärkern Hervortretens phlegmatischen Temperaments, und der venösen lympathisch-phlegmatischen Konstitution, d. h. derjenigen, aus welcher überhaupt dergleichen Stoffanlagerungen erst hervorzugehen pflegen. Dabei vermehrt sich überdies gewöhnlich die Untätigkeit des Geistes, und Sinnlichkeit, Egoismus, Apathie pflegen dann dergestalt überhand zu nehmen, daß nur, wenn äußere reichliche Abwechselung der Einrichtungen und eine ursprüngliche bessere Geistesanlage doch wirklich vorhanden war (bei wohlhäbigen Wirtinnen pflegt sich zuweilen dergleichen zu finden), mindestens ein gewisser gutmütiger Humor und eine bequeme Heiterkeit sich Platz macht, so die Existenz von dergleichen Frauen vielfach erleichternd. – Es ist dabei auch noch ausdrücklich zu bemerken, daß, wenn allerdings die äußersten Grade von Stoffzunahme hauptsächlich bei Männern vorgekommen sind, dem weiblichen Geschlechte die Anlage zu einem gewissen Grade von Wohlbeleibtheit in höhern Lebensjahren weit allgemeiner eigen ist. – Was dagegen die Symbolik des Embonpoint bei Männern betrifft, so ruht sie zwar im wesent-

lichen ganz auf denselben Gründen wie beim andern Geschlecht, nur daß hier, bei stärkerer Willens- und Intelligenzanlage, teils infolge der ersteren, der Übergang des Phlegmatischen in eine gewisse Roheit häufiger vorkommt, und das Böotische im Cahrakter wie in der Konstitution sich leichter hervorheben kann, teils aber auch, bei vorhandener feinerer Schärfe geistiger Auffassung und Kombination, der heitere und gutmütige Humor, dessen ich schon bei solchen Frauen gedachte, öfters noch jenes Saillante erhalten wird, welches dem feinen Gourmand und Lebemann wieder eine gewisse Liebenswürdigkeit verleihen kann und von Shakespeare in unsterblicher Weise im Bilde des edeln Sir John Falstaff dargestellt worden ist.

Ein ganz anderes Symbol gewähren schon an und für sich, und abgesehen von aller besondern Individualität des Menschen, die höhern Grade der Magerkeit. Wenn in der Wohlbeleibtheit, auch an sich schon, das Symbol einer gewissen Schwerfälligkeit, Trägheit, Langsamkeit und, mit einem Worte, *Körperlichkeit* gesehen wurde, so liegt in der Magerkeit, als solcher, mehr das Symbol einer gewissen Leichtigkeit, Rührigkeit, Schnelligkeit und im höhern Sinne – *Geistigkeit*. – Man muß nämlich wissen, um physiologisch dies sich deutlich zu machen, daß jene Stoffablagerungen, wodurch insbesondere *das* herbeigeführt wird, was wir Embonpoint nennen, nicht sowohl auf Steigerung des Umfangs der zu den Lebensfunktionen notwendigen Organe, der Muskeln, Nerven, Gefäße usw. beruhen, sondern auf Bildung einer Zwischen- und Überzugssubstanz neben diesen und unter der allgemeinen Decke der Haut, nämlich des Fettes, eines merkwürdigen durch Verschwinden des Stickstoffs aus dem Eistoffe hervorgehenden Körpers. Man begreift hiernach, daß bei einer Ablagerung dieser Art, wenn sie in größern Massen zwischen jenen Gebilden, als an sich funktionslos, vorhanden ist, und immer noch sich vermehrt, die Tätigkeit der erstern weit weniger frei und leicht vonstatten gehen kann, als wenn dergleichen Zwischenlagerungen ganz fehlen oder in sehr kleinem Maße bestehen. – Ein Arm, ein Schenkel des sonnedurchglühten, magern Arabers, wo die Muskeln fast ohne Fett in aller Straffheit mit Federkraft wirken, muß

anderer Anstrengungen fähig sein und namentlich andere Ausdauer zeigen, als die gleichen Gebilde eines schwammig und fett aufgenährten Holländers. — Man wird hiernach erkennen, daß der alte Irrtum vom Gegensatz zwischen Geist und Leib, wie er, so vielfach angebracht, den Körper nur als das schwerfällige Instrument der Seele darstellen sollte, auch bei dieser Gelegenheit, und abermals mit Unrecht, sich geltend gemacht hat; denn wie man einerseits hierbei den Geist zu verwechseln pflegte mit dem Leben des Nervensystems überhaupt, so ist es andererseits auch in diesem Falle sehr irrig, zu denken, daß eine reichliche Fettablagerung etwa den Geist unmittelbar belästige, da doch auch hier nur das eine Gebilde das andere stört, d. h. diejenigen Organe, in welchen sich die Strahlen des bewußten Seelenlebens insbesondere hervortun, Nerven, Muskeln und Sinne dann schwerer wirken, wenn ihre Räumlichkeit durch irgend eine ihnen fremde Lebensbildung beschränkt wird.

Es kann indes bei größerer Magerkeit nun doch auch der Fall eintreten, daß die höhern Organe selbst schwinden und nicht bloß ihre Zwischensubstanz und Decke verlieren, und in solchem Falle wird allerdings durch Magerkeit (immer vorausgesetzt, daß sie nicht durch vorübergehende Krankheit bedingt ist) Mangel und Elend, oder Geiz und Habsucht angezeigt; das erstere dann, wenn wirklich dem Menschen lange die rechten, zum gesunden Leben nötigen Mittel der Ernährung von außen entzogen wurden, das andere dann, wenn aus Liebe zu schnödem äußerlichen Besitz der Mensch selbst sich dieser Mittel beraubt und mitten im äußern Reichtum innerlich darbt und verkümmert. — Es ist merkwürdig, wie in diesen beiden Fällen der edle geistige Ausdruck der ersterwähnten Magerkeit sich verliert, und aus hohlem Auge entweder Kummer und Not oder fühlloser Geiz hervorstarrt. — Wenn bei jener Magerkeit, welche dadurch entsteht, daß die Systeme des geistigen Wirkens so sehr der Zweck alles Lebens wurden, daß gleichsam der Organismus nicht Raum fand, im Fettablagern ein müßiges Kapital aufzuhäufen, das Äußere des Körpers gemeinhin eine feine elastische Bildung zeigt, und die zarten schlanken Glieder überall den Ausdruck bestimmter feiner Empfindung und rascher geschickter Gegenwirkung dar-

bieten, so gewährt dagegen die letzterwähnte Form der Magerkeit mehr oder weniger einen widerwärtigen Anblick; die Haut scheint zu vertrocknen, tiefe Runzeln bilden sich aus und die Produktionen der Haut, Nägel und Haare verkümmern; — kurz zwischen dem, was wir die geistige, und dem, was wir die geizige Magerkeit zu nennen berechtigt sind, tritt ein auffallender Unterschied hervor, und freilich sind auch beide zwei höchst verschiedene Symbole zweier sehr verschiedenen Individualitäten; die geistige Magerkeit ist es, welche dem Körper über und über den psychischen Ausdruck geben kann, welche die sensible oder cerebrale Konstitution, sowie das psychische oder sanguinische Temperament ankündigt, und unter den geistigen Anlagen zwar selten nur den Genius, um so mehr aber das Talent*) bezeichnet, insbesondere aber die zartern Gefühle, feineres Erkenntnisvermögen, sowie einen beweglichen, aber energischen Willen als gewöhnliches Eigentum der Seele vorauszusetzen erlaubt. Das, was wir dagegen die dürftige oder geizige Magerkeit nannten, wird allemal mehr die asthenische oder zuweilen auch die cholerische Konstitution verkündigen, sowie das elementare oder melancholische Temperament, und was die Geistesanlagen betrifft, so werden diese im höchsten Elend bis zum Idiotismus sinken können, während sie sonst wohl im Kreise des Elementaren sich halten und gewöhnlich nur die gemeinern Geistessinne, Gefühle und Willensregungen voraussetzen lassen.

Alle diese Betrachtungen haben uns also gezeigt, daß allerdings ein eigentümliches und bedeutungsvolles Verhältnis bestehe zwischen der Masse, durch welche die innerste seelische Idee des Menschen raumerfüllend sich darlebt, und dieser Idee selbst. Es ist als müsse notwendig ein sehr feines Gegengewicht gesetzt sein

*) Man wird, wenn man Achtung gibt, überrascht sein, unter befähigten Künstlern, namentlich Virtuosen, so viel mehr Magere als irgend Wohlgenährte anzutreffen. In den neulich erschienenen „Erinnerungen aus Paris" wird folgende Schilderung von Chopin gegeben, die sehr hierher paßt: „Mit dem Worte mager bezeichnete man in seinen letzten Jahren nur unvollkommen die schmächtige und abgezehrte Figur, bei der jede Muskelbewegung durch die klare bleiche Haut sichtbar ward." — Dies ist eben jene psychische oder geistige Magerkeit, von welcher oben die Rede ist und die man im allgemeinen bisher keineswegs genug von der geizigen oder dürftigen Magerkeit unterschieden hat.

zwischen diesen beiden Faktoren, wenn die letztern in aller der ihr gerade möglichen Entwickelung und Willenskraft erscheinen sollen. Und ist dies etwa zu verwundern, wenn man ein ganz ähnliches sogar bis in die Geschichte der Kunstwerke verfolgen kann! Es gibt Kunstideen, welche, wenn sie wahrhaft zu ihrer eigentlichen Geltung kommen sollen, durchaus einen großen, ja zuweilen sehr großen Raum einnehmen müssen, und andere sind, deren Wesen wieder von der Art ist, daß sie, im kleinen Raume ausgeführt, das höchste Gefallen erregen, und denkt man sie sich riesenhaft vergrößert, so würden sie unbeholfen und leer erscheinen. Will man ein Beispiel, so denke man nur die mit Recht sehr geschätzte kleine Proträt-Statuette Goethes von Rauch, die in dieser kleinen Dimension so schön ist; aber nun stelle man sich dasselbe Werk ganz ebenso, aber kolossal ausgeführt vor, und sie kann nur einen schwerfälligen und unangenehmen Eindruck machen; denke man hinwiederum den ungeheuern Eindruck, den eine Pyramide Ägyptens hervorbringt, und vergleiche ihn mit dem ganz gleichgültigen, welchen das kleine Modell derselben uns gewährt, und so vieles andere. – Es ist übrigens merkwürdig, daß dem alten Joh. Baptista Porta auch diese Betrachtungen keineswegs entgangen sind, denn im 56. Cap. de magnitudine et parvitate corporum finden sich bereits manche hübsche Betrachtungen hierüber, wenn auch freilich alle höhern physiologischen Rücksichten dabei noch unbeachtet bleiben.

Worauf ich dagegen hier noch besonders aufmerksam zu machen habe, ist auf das noch im reifern Alter vorkommende Wechseln zwischen Magerkeit und Wohlbeleibtheit an einer und derselben Person und auf die Wiederspiegelung dieses Wechsels in den verschiedenen geistigen Zuständen. Der die Geschichte eines Menschen, in welchem solche Veränderungen vorgehen, umsichtig verfolgende Physiognom wird hier manchem Merkwürdigen begegnen. – Am häufigsten kommt es vor, daß Personen, welche früher das Gepräge der geistigen Magerkeit trugen und so lange ein tatkräftiges rasches Leben führten, in höhern Jahren, zumal bei eintretenden ihnen günstigern Verhältnissen, gleichzeitig körperlich wohlbeleibter, und geistig bequemer und träger werden, so daß sie in

beiden Phasen sehr verschiedene Bilder des Ganzen darstellen, wenn auch allerdings zuweilen da, wo eine besondere geistige Energie überhaupt vorhanden war, selbst im spätern Stadium die geistigen Eigenschaften noch kräftig hervortreten können. Einen solchen Übergang zeigt z. B. Napoleon von der Eigentümlichkeit des jungen feurigen Corsen zum Embonpoint des ruhigern, aber despotischen Kaisers bis zur kranken und trüben Aufgedunsenheit des Verbannten auf St. Helena. Von der Periode als Kaiser entwirft ein damaliger Beobachter folgendes Bild: „Das Embonpoint des Kaisers ist kein Symptom von Krankheit, sondern im Gegenteil das Anzeichen von Kraft; ich wurde fast versucht, darin eine eigentümliche Art zu sehen, wie die Tätigkeit seines Geistes und das Bewußtsein seiner Kraft auf seinen Körper zurückwirken. Ebenso herrscht eine vollkommene Ruhe in seiner Physiognomie und dabei eine Leichtigkeit der Bewegung in allen seinen Zügen. Nirgends etwas Unruhiges, nichts Grimacirtes. Seine Muskeln drücken auf der Stelle nach seinem Willen das Lächeln oder das Mißvergnügen in allen möglichen Nüancen aus." – Und doch, füge ich hinzu, war er in Moskau schon lange nicht mehr der General wie auf der Brücke von Lodi! – Ebenso geben der frühere und der spätere Luther zu manchen merkwürdigen Vergleichungen Anlaß. Thorwaldsen in seinem Alter bei so starker Fettablagerung, wie die Totenmaske zeigt, reichte nur noch aus, seine Statuette auf die der Hoffnung zu lehnen, während Rauch mit nur etwas zu großem Embonpoint des Leibes, bei straffen Gliedern und Angesicht, noch in den hohen siebziger Jahren Werke wie das unvergleichliche Monument Friedrichs des Großen vollendete, und während überhaupt bewegliche Geister wie der letztgenannte große König selbst, oder Voltaire, oder die meisten großen Italiener und in der Regel ebenso geistig ausgezeichnete Franzosen, auch im hohen Alter die geistige Magerkeit nicht verlieren.

Was den umgekehrten Übergang betrifft vom Embonpoint zur Magerkeit, so kommt er im Ganzen, mit Ausnahme des natürlichen Magerwerdens der höchsten Jahre, seltener vor und ist dann häufig durch Krankheit oder äußere Not bedingt, oder geht wirklich aus der Leidenschaft der Habsucht und des Geizes

hervor, weshalb das alsdann hervortretende Schwinden des Embonpoints auch gewöhnlich nur unter die geizige Magerkeit gerechnet werden darf.

Bevor ich diesen Gegenstand ganz verlasse, muß ich nun noch auf die symbolische Bedeutung der Körpermasse, auch ihrer Qualität nach, die Aufmerksamkeit lenken. Daß die Verschiedenheit des Stoffes nicht bedeutungslos sein könne für die Individualität der Idee, die sich daran darlebt, dürfte man wohl schon an und für sich voraussetzen, zeigte nicht die Geschichte des Tierreichs, wenn man sie in aufsteigender Linie verfolgt, schon überhaupt hier gewichtige Tatsachen auf. So, um nur ein Beispiel zu erwähnen, tritt die feurige Substanz des Phosphors, welche überall das nervöse Gebilde insbesondere charakterisiert, in den zum Nervensystem gehörigen Skeletgebilden, als phosphorsaure Kalkerde, erst in den höhern Tieren und im Menschen auf, während im Skelett der niedern noch die kohlensaure Kalkerde durchaus vorwaltet; so ist die Bildung von Öl- und Harzstoffen erst den höhern Tiergattungen eigen, ebenso wie die feinen ätherischen Öle erst in den höchsten Pflanzen vorkommen, und dergleichen mehr. — In Wahrheit ist nun auch unter Menschen selbst, sowohl im großen nach Völkern, als nach Geschlechtern, die Qualität des Stoffs äußerst verschieden. Die Wilden unterscheiden die verschiedenen Stämme ihrer Rasse schon nach dem Geruche, und wer empfindliche Nerven hat, wird es oftmals mit größter Bestimmtheit wahrnehmen, was für sehr verschiedene Atmosphären einzelne Menschen um sich verbreiten.*) — Allein sind nun auch diese Wahrnehmungen so individuell, daß schwerlich von ihnen ein allgemeines Gesetz für die Symbolik entlehnt werden kann, so sind doch andere qualitative Verschiedenheiten der Masse bedeutend genug, um davon mit Bestimmtheit auf besondere Eigentümlichkeiten des Individuums schließen zu können. — Ein Gesetz läßt sich hier vor allen Dingen aufstellen, nämlich: je weniger ein Organismus rohe elementare Stoffe enthält, je

*) Es ist merkwürdig, daß die Überlieferungen der Türken es als Tatsache bewahren, daß die Frauen des Mahomed an dem Propheten einen ganz eigentümlichen Wohlgeruch wahrgenommen zu haben behaupten. (Leben Mahomed's von Washington Irving.)

mehr alles in seiner Substanz zum eigentlich höheren Menschen ausgebildet und verarbeitet ist, desto feiner und bedeutender wird seine Individualität sein. Das eigentliche Elementare des Stoffes in unserm Körper ist aber das eistoffige Wasser, und nächstdem dürfen wir hier eines besonderen Reservoir der Ernährung gedenken, welches in Form des Fettes als entstickstoffter Eistoff, auch als ein eigentümliches Element weiterer Bildung zwischen den höheren Gebilden vielfältig niedergelegt wird. Schon hieraus geht also hervor, daß ein schwammiger, d. h. an eistoffwässerigen Bestandteilen besonderen Überfluß leidender Körper, eben weil er sich der Qualität seines Stoffs nach, noch gewissermaßen auf einer niedrigen Staffel der Bildung befindet, immer ein mehr ungünstiges Prognostikon geben werde für die höhere geistige Qualität des Menschen, und daß nächstdem (wenn auch nicht ganz in gleichem Maße) der von Fett sehr stark durchzogene Körper, eben weil auch er noch größere Mengen eines Elementaren, erst weiter zu Verarbeitenden enthält, stets für höhere geistige Zwecke weniger geeignet erscheinen muß. (In gewissem Grade kommt übrigens sehr häufig das Fettreiche zugleich mit dem Schwammigwässerigen vor und trübt dann die Bedeutung um so mehr.) – Man kann übrigens hierbei sogleich bemerken, wie schon die Symbolik des verschiedenen Alters und Geschlechts wieder auf das vollkommenste diesen Satz bestätigt, indem das leiblich unreife Alter des kleinen Kindes, eben indem es mehr an unverarbeitetem wässerigen Stoff Überfluß zeigt, auch geistig noch so unvollkommen erscheint, ja es läßt sich dies, obwohl in weit minderem Grade, selbst auf den weiblichen Körper anwenden, indem derselbe im Allgemeinen ebenso den männlichen an einer gewissen Fülle der genannten elementaren Stoffe zu übertreffen pflegt, als die weibliche von der männlichen Seele, unter übrigens gleichen Verhältnissen, an geistiger Schärfe übertroffen wird.

Ich brauche hierbei nicht darauf hinzuweisen, daß dergleichen Beziehungen wieder mit denen, welche wir weiter oben, hinsichtlich der Magerkeit und Wohlbeleibtheit nachgewiesen haben, von vielen Seiten zusammenfallen, ja daß jene

früheren Bestimmungen durch das hier Nachgewiesene noch eine größere Deutlichkeit erlangen müssen; denn es wird ganz klar sein, daß, je mehr jenes Embonpoint eben durch eistoffiges Wasser, eistoffiges Zellgewebe und Fett selbst gebildet wird, um so roher auch die Masse des Organismus im Ganzen erscheinen müsse, und um so weniger also den höchsten Zwecken des Geistes entsprechen könne. Jedenfalls wird man nun um so mehr begreifen, warum der feine, zwar mehr magere, dafür aber in allen seinen Geweben zur vollkommensten Individualität durchgearbeitete Körper, notwendig allemal ein höheres Symbol seelischer Entwickelung gewähren werde, als der so viel mehr elementare und schwammig fettreiche, und umgekehrt.

In diesem Sinne gehen nun freilich die Substanzverschiedenheiten noch durch viele Register durch; denn wer möchte z. B. bezweifeln, daß die eigentümliche feurige Substanz des Phosphors, sie, welche namentlich unserm Nervenleben so charakteristisch ist, daß der Mensch im Durchschnitt einige Quentchen davon, blos in seinem Gehirn, mit sich trägt, die verschiedensten quantitativen Verhältnisse bei Verschiedenem zeigen werde, und daß eben dies sodann von mächtigem Einflusse sei auf geringere oder größere Lebendigkeit seines Lebens überhaupt und seines Geisteslebens insbesondere; wer möchte ferner bezweifeln, daß bei dem einen Individuum mehr die Säure, bei dem andern mehr das Alkali vorwalten könne, und daß durch dergleichen die verschiedenen und so merkwürdigen Wahlverwandtschaften und Anziehungen, wie Abstoßungen, zwischen Verschiedenen großenteils mit bedingt sein mögen, usw. — kurz, jedenfalls werden diese Stoffverhältnisse auch in dieser Beziehung überall im höchsten Grade symbolisch für den Einzelnen mit Recht genannt werden dürfen. — Freilich tritt nun alles dies so wenig unmittelbar in die äußere Erscheinung heraus, es gibt so wenig unmittelbar entscheidende Reagentien für die einzelnen Mischungen, daß wir nicht imstande sind, alle diese Besonderheiten in den Kreis der gegenwärtig abzuhandelnden Symbolik zu ziehen, sondern daß es hier eben nur bei dieser Andeutung sein Bewenden haben muß. Ein einziges Elementares dürfte vielleicht an diesem Orte noch eine etwas ausführlichere Er-

wähnung verdienen, und dies ist das Verhältnis eigentlich irdischer Stoffe, und namentlich der Kalkerde im Körper, inwiefern sich dieses allerdings mit großer Deutlichkeit im Skeletbaue durch dessen größere Schwere, Härte, eckige Hervorragung u. dgl. anzeigt, dergestalt, daß es durch eine einigermaßen genaue Untersuchung des Knochengerüstes gar wohl erkannt werden kann. — Man muß indes, um die symbolische Bedeutung des starren Irdischen im Körper richtig zu würdigen, besonders berücksichtigen, daß alle Lebensentwickelung der Substanz sehr bestimmt den Gang vom elementar Weichen, wässerig Eistoffigen, zum überwiegend Harten und Starren zu verfolgen bestrebt ist. Je zarter, halbflüssiger ein Körper, desto tiefer ist überall auch seine Lebensstufe, je mehr erhärtet und erstarrt, um so durchgebildeter, aber auch um so mehr seinem Lebensende genähert, wird der Organismus sein. Gilt dieses nun vom Verhältnis des Starren und Flüssigen überhaupt, so mag man leicht abnehmen, daß es auch in gewissem Sinne gelten müsse vom Verhältnis des harten erdigen Knochengerüstes zu den Weichgebilden insbesondere. Ein Körper, in dem sich viel starre Kalkerde in den Knochen abgelagert hat, wird jedenfalls auf eine andere Form des innern seelischen Prinzips deuten, als einer, in welchem das Knochensystem leichter und die Weichgebilde vorherrschender sind. — Abermals ist es dann der Gegensatz zwischen dem Charakter männlichen und weiblichen Geschlechts (und zum Teil auch der zwischen dem Erwachsenen und dem Kinde), welcher in diesen beiden Formen der Organisation sehr entschieden ausgedrückt wird. — Ist doch der Unterschied der Geschlechter selbst, eben in Bezug auf Masse der Kalkerde, so bedeutend, daß nach den von Sömmering aufgenommenen Bestimmungen das gewöhnliche Gewicht eines trockenen männlichen Skeletts zwischen 150 und 200 Unzen, das eines weiblichen dagegen nur zwischen 100 und 150 Unzen festgestellt werden darf. — Wir mögen somit auch hier im allgemeinen sagen, daß die Charaktere der Geschlechter allerdings zum Teil in den verschiedenen Verhältnissen des erdigen Prinzips ausgesprochen sind, und daß deshalb ein Körper mit sehr vorherrschender harter und schwerer Knochenbildung (sei er nun an sich männlich oder weiblich) stets mehr auf die

Seeleneigenschaften des Mannes – Stärke, Willensfähigkeit, Entschiedenheit, zum Teil auch schärfere Verstandesauffassung im allgemeinen – hindeuten werde, während ein Körper mit zartem, leichtem und minder hartem Knochengerüst (sei er ebenfalls männlich oder weiblich) allemal das Symbol abgeben werde einer Seele, welche wesentlicher die Eigenschaften des Weibes besitzt.

Es ist leicht abzusehen, daß demnach auch von hier aus mehrere der früher schon gezeichneten Charakterbilder vervollständigt werden können, daß der Körper des riesenhaften Menschen, auch deshalb, weil er gewöhnlich durch stark-knochigen Bau sich auszeichnet, den Charakter der zwar energischen, aber dafür auch mehr materiell- als geistes-kräftigen Seele tragen werde, sowie der Zwergenhafte, mit zartem Knochenbau, mehr den Charakter des weichlichen, d. h. des empfindlichen mehr als des groß empfindenden Geistes, usw. – Ganz ebenso ist leicht abzusehen, daß der schon oben bezeichnete Charakter des Mannweibes (Virago) sich durch das gewöhnlich an ihm leicht zu erkennende Vorwiegen eines starken massigen Skeletts, d. h. einer verhältnismäßig zu beträchtlicher Menge bloß erdigen elementaren Stoffs, vervollständigen müsse, usw. – kurz, daß wirklich im allgemeinen ein Übergewicht des Erdigen im Körper allemal bezeichnend genannt werden dürfe für Vorherrschen einer geistig rohern und starrern, recht eigentlich *irdischen* Individualität, während eine gewisse (nur nicht krankhafte) Feinheit des Knochenbaues immer auf eine entschiedener geistige, man möchte zuweilen sagen *überirdische* Natur des Individuums bezogen werden darf. – Und soviel denn von diesen Massenverhältnissen je nach den einzelnen Elementen! Ein anderes Verhältnis ist das nach den Massen qualitativ verschiedener organischer Substanzen im Körper.

Im Vorigen ist bereits gedacht worden des verschiedenen Verhältnisses von Erden oder Fett, und eistoffigem, die Gewebe durchdringendem Wasser; aber ebenso wichtig ist nun auch das verschiedene Massenverhältnis des Blutes selbst. – In Wahrheit besteht in dieser Beziehung eine große Verschiedenheit unter den Menschen. Wenn im Durchschnitt 23 bis 24 Pfund Blut als das mittlere Quantum für einen menschlichen Körper gelten können, so finden sich häufigst

doch hierin große Verschiedenheiten. Natürlich läßt sich im lebenden Menschen auf diese abweichenden Mengen nur annähernd nach Rötung oder Blässe der Hautfläche, hoher oder niederer Temperatur des Körpers und Wahrnehmen sehr erweiterter Hautgefäßchen oder Mangel derselben schließen, ja dem Arzte werden in Untersuchung des Pulses und Herzschlags usw. auch sonst noch Zeichen zu Gebote stehen, die ich hier nicht aufführe, weil ich keine ärztliche, sondern eine allgemeine Symbolik schreibe. – Daß nun aber diese Verschiedenheiten allemal zugleich wichtige psychische Zeichen abgeben müssen, geht schon daraus hervor, daß geradezu der Unterschied zwischen plethorischer und chlorotischer Konstitution (s. oben S. 45) vorzüglich auf ihnen beruht und folglich auch bei jeder derselben stets ein anderer Ton in Geistesstimmung und Richtung notwendig angenommen werden muß. Das alte Wort: „Blut ist ein gar besonderer Saft" gilt auch in symbolischer Beziehung, denn eine lebenswarme, frischfühlende und tatkräftige Individualität ist ebenso wenig denkbar ohne ein kräftiges, jedoch nicht übermäßig vorwiegendes Blutsystem, als eine geistig scharf auffassende und gliedernde Individualität ohne genugsam entwickeltes Gehirn und einen im Vorderhaupte gut ausgebildeten Schädel.

Übrigens ist nun auch bei der Betrachtung des Blutquantums nie die Qualität desselben aus den Augen zu verlieren, und es wird davon abhängen, ob auch andere aus dem Blute sich absondernde Säfte, und namentlich die Galle – deren Aufgehäuftsein sich wieder freilich mehr der ärztlichen als der gewöhnlich physiognomischen Diagnose verrät – in größerer oder geringerer Menge sich im Körper vorfinden sollen. Daß das erstere, je nach der zugleich mehr vorwiegenden arteriellen oder venösen Seite des Blutlebens, namentlich auf Ausbildung entweder der cholerischen oder melancholischen Konstitutionen oder Temperamente hinwirken, und somit auch geistig von großem Einflusse sein werde, versteht sich von selbst. – Und so werden für den Arzt, außer der Gallenmenge noch ferner manche andere Stoffverschiedenheiten symbolisch bedeutungsvoll werden, auf die indes weiter einzugehen hier nicht der Ort sein kann.

b) Bedeutung der Abänderung der Maße und Gewichte für Konstitution, Temperament und geistige Anlagen.

In den ältern physiognomischen Werken, von Aristoteles bis Porta und bis auf Lavater, ist von allen diesen verschiedenen Proportionsänderungen eigentlich nur der veränderten Proportion des Kopfs zum Stamme gedacht worden, und wenn auch nicht zu leugnen, daß hierin die bedeutungsvollste gegeben ist, so darf man doch keineswegs übersehen, daß ebenso die abgeänderten Verhältnisse der Gliedmaßen zum Stamm, der Teile der Gliedmaßen unter sich, und desgleichen der verschiedenen Regionen des Stammes untereinander selbst, stets eine eigentümliche Bedeutung für das innerlich Charakteristische der Person haben müssen. — Natürlich war es übrigens, daß, bevor man eine wirklich wissenschaftliche Grundlage der Proportionslehre überhaupt erkannt hatte, und so lange der eigentliche organische Modul des Körpers noch unbekannt blieb, auch die rechte Nachweisung über die Symbolik der Proportionsänderungen unmöglich fallen mußte.

Ist nun aber das ursprünglich Bestimmende aller Proportion die Wirbelsäule, und ist der organische Modul des gesamten Gliedbaues hergenommen worden von einer idealen Dreiteilung der sämtlichen 24 freien Rückgratwirbel, so kommt notwendig zuerst in Betrachtung:

1. Abänderungen des Maßes der einzelnen Gegenden der Wirbelsäule.

Wir finden hier folgende Möglichkeiten der abgeänderten Maße vor: zuerst, da das wichtigste Stück der Wirbelsäule dasjenige ist, welches das Hirn einschließt, d. h. die Schädelwirbelsäule, oder der Schädel schlechthin, so kann vorkommen: a) bedeutendere Größe und bedeutendere Kleinheit des Schädels im Verhältnis des Rückgrats; zweitens, da von der idealen Dreiteilung der freien Wirbelsäule diejenige abweicht, welche die Unterscheidung in Halswirbel, Brustwirbel und Lendenwirbel, und die davon abhängende Sonderung von Hals, Brust und Bauch bedingt, so werden ferner unterschieden werden müssen: b) größeres und gerin-

geres Vorherrschen des Halses, c) größere oder geringere Ausdehnung der Brust, und endlich d) beträchtlichere Länge oder größere Zusammengezogenheit der Bauchgegend (mit welcher allemal zugleich die Beckengegend in Verbindung stehend genommen werden kann). — Wir gehen nun diese Möglichkeiten nach ihrer physiognomischen Bedeutung im allgemeinen durch, immer vorbehalten jedoch, daß der spezielle Teil der Symbolik später noch sämtliche Hauptgegenden des Körpers einer besondern physiognomischen Betrachtung unterwerfe, während hier bloß von den abgeänderten Proportionen im ganzen die Rede sein kann. Also:

a) Vermehrte und verminderte Größe des Kopfs und insbesondere des Schädels.

Vor allen Dingen ist hier zu bedenken, daß die Schädelgröße nicht in allen Lebensperioden dieselbe ist, sondern zu ihrem eigentlichen Idealverhältnis (ein Modul Länge, ein Modul Höhe und drei Modul Umfang) erst mit der Reife des ganzen Körpers sich entwickelt, dergestalt, daß um so früher, und namentim embryonischen Zustande, sie gemessen wird, sie um so beträchtlicher sich darstellt.*) Dieses merkwürdige Verhalten, in dessen Folge der Kopf in der allerfrühesten Periode der werdenden menschlichen Gestalt einmal ziemlich dem gesamten übrigen Körper an Größe gleichkommt, beruht offenbar darauf, daß die höchste Ausbildung des Hirns den Menschen im allgemeinen charakterisieren sollte und daß eben darum auch dieses wesentlichste Zeichen, sogleich bei der Grundlegung der ganzen Gestalt, mindestens in dem Verhältnis der Masse hervorgehoben werden muß, bis es später durch die Ausbildung der Form vollkommen ins Leben tritt.

Wieder ist nun hierin sogleich ein bedeutendes Zeichen festgestellt für die am Erwachsenen (dessen Symbolik wir hier doch allein abhandeln) einzeln vor-

*) Vgl. hierüber das größere Werk „Die Proportionslehre des menschlichen Körpers", wo auf Taf. V die verschiedenen Proportionen in fünf Beispielen vom Neugeborenen bis zum Erwachsenen dargestellt sind.

kommende übermäßige oder ganz verkümmerte Entwickelung des Hauptes. Es versteht sich nämlich sofort von selbst, daß, wenn wir einen Erwachsenen sehen, dessen Kopf vielleicht statt einen Modul Länge, 1½ derselben enthält (bei dem durch den edinburger Gypsabguß sehr bekannten Hydrocephalus James Cardinal ist die Länge fast 1¾ Modul), so muß sogleich völlig das Proportionsverhältnis des kleinen Kindes hervortreten, und es wird dann auch nicht fehlen, daß bei Verhältnissen dieser Art der dürftigste Zustand von Geistesentwickelung, ja oftmals geradezu der Zustand des Idioten, sich bewährt. Ziemlich dasselbe wird aber auch gelten, wenn nun das Gegenteil eintritt und Kopfgrößen vorkommen, welche vielleicht im ganzen nur ¾ oder ⅔ Modul Länge und Höhe des Schädels erkennen lassen. In diesem Falle fehlt nämlich überhaupt der räumliche Ausdruck des Vorherrschens, wodurch Gehirn und Schädelbau eben über Rückenmark und Rückgrat gehoben werden sollen, damit daran die Bedeutung der menschlichen Würde kund werde. – Man findet im 1. Hefte meines Atlas der Kranioskopie den Schädel eines Idioten genau abgebildet, welcher durch den dürftigsten räumlichen Umfang zugleich die höchste Geistesarmut des Individuums bezeichnet; im 2. Hefte den ganzen ähnlichen Schädel eines weiblichen Idioten; und so die von Jäger beschriebenen württembergischen hirnarmen Kinder, wo ein Kopf eines zehnjährigen Knaben nur 11½ Zoll Umfang zeigt, gehören vollständig hierher und beweisen die Richtigkeit der obigen Aussprüche. –

Von diesen Extremen aus wird nun die Beurteilung auch der in der Mitte liegenden mäßigen Verkleinerungen oder Vergrößerungen des Hauptes, ihrer Bedeutung nach, nicht allzuschwer sein. Zuvörderst muß ich hier wieder darauf aufmerksam machen, daß in diesen beiden Abweichungen von der rein mittlern Form, abermals ein physiologischer Unterschied, nämlich der der Geschlechter sich kundgebe, und daß, da durch vielfachste Messungen leicht nachzuweisen ist, es sei im Durchschnitt dem männlichen Geschlecht ein größerer, dem weiblichen ein kleinerer Kopf zugeteilt, sich nun auch voraussehen lasse, es werden die mehrerwähnten eigentlich männlichen Eigenschaften vorzüglich den größern, die

weiblichen mehr den kleinern Kopfbau begleiten. – Bei alledem fordern jedoch diese Proportionsverschiedenheiten in ihrer Deutung noch ganz besondere Rücksichten. Im allgemeinen darf man zwar sagen, daß ein im Verhältnis zur übrigen Wirbelsäule etwas vergrößerter Schädel, dergestalt, daß seine Länge und Höhe etwa um $^1/_{16}$, oder $^1/_{12}$, oder $^1/_{10}$ des organischen Moduls vermehrt sich zeigt, allemal ein günstiges Zeichen für geistige Entwickelung abgebe, während Verkleinerungen desselben um vielleicht $^1/_{20}$ oder $^1/_{16}$*) stets mehr auf das Gegenteil deuten; immer jedoch wird nun erst die besondere Symbolik des Kopfbaues hinzutreten müssen, um ein vollständigeres Urteil über seinen geistigen Wert zu begründen, denn insofern als wir später finden werden, daß die verschiedenen Gegenden des Hauptes keineswegs gleicher Bedeutung sind, insofern außerdem es hier auch, weder in Beziehung auf das Hirn selbst, noch auf den Schädel, bloß auf das Massenverhältnis, sondern fast ebenso sehr auf die feinere Ausarbeitung und Modellierung des innern und äußern Baues ankommt, so sind noch zu viel andere Momente zu berücksichtigen, als daß man von dem Volumen allein ein ganz richtiges Urteil zu entnehmen vermöchte. – Nichtsdestoweniger geht jedoch auch hier das Massenverhältnis in der Betrachtung notwendig voran, und wird unter übrigens gleichen Umständen nie verfehlen, einen wichtigen Entscheidungsgrund mit in die Wagschale zu werfen. – Es ist nun aber nicht genug, den Einfluß, welchen wir der größern oder kleinern Kopfbildung zugestehen dürfen, bloß in Bezug auf die geistigen Anlagen zu erwähnen; wir müssen ebenso bedenken, daß es nicht fehlen könne, daß gewisse Konstitutionen und Temperamente bald mehr an die eine, bald mehr an die andere geknüpft sein werden. – Da, wie gesagt, hier nur ganz im allgemeinen und unter übrigens gleichen Umständen der Maßstab angelegt werden darf, so mögen hier die symbolischen Beziehungen auch bloß in tabellarischer Form folgen.

*) Sehr unterhalb des Moduls darf freilich die Kopfgröße nie fallen, wenn sie nicht entschieden auf das hinweisen soll, was schon die Sprache „schwachköpfig" nennt.

Das verhältnismäßig größere Haupt.	Das verhältnismäßig kleinere Haupt.
Es ist vorzugsweise das des Mannes.	Es ist vorzugsweise das des Weibes.
In Bezug auf Konstitution in beiden Geschlechtern:	
Es deutet mehr auf cerebrale, plethorische und cholerische Konstitution.	Es deutet mehr auf sensuelle, asthenische, lymphatische Konstitution.
In Bezug auf Temperament in beiden Geschlechtern:	
Es deutet auf energisches, psychisches, zuweilen auch melancholisches Temperament.	Es deutet auf sanguinisches, elementares, zuweilen auch phlegmatisches Temperament.
In Bezug auf geistige Anlage in beiden Geschlechtern:	
Es ist in edler Ausbildung, das normale für den Genius, in roher Ausbildung für den elementaren Menschen.	Es ist in edler Ausbildung, das normale für das Talent, in roher Ausbildung, für größere geistige Beschränktheit der Individuen.

Ich brauche hierbei kaum zu bemerken, daß, da die, beiden Geschlechtern bestimmte Kopfgröße nicht gleich ist, für die Frau ein Kopf schon als ziemlich groß zu betrachten sei, der für den Mann nur gewöhnlich sein würde, und daß umgekehrt das Kopfverhältnis wie es bei der Frau gewöhnlich ist, bei dem Manne bereits zu den kleinern gehören müßte, und ich erwähne daher nur noch insbesondere, daß hierauf sonach bei der Beurteilung des geistigen Wertes allemal genügende Rücksicht zu nehmen ist. – Übrigens kann es jedenfalls schon manche interessante Resultate gewähren, wenn man im Leben zunächst nur auf dieses so sehr mannigfaltige Größenverhältnis Achtung geben will. Man hat es der Gallschen Phrenologie zu danken, daß in neuerer Zeit doch etwas mehr auf solche Maßverhältnisse geachtet worden ist, und manche dankenswerte Beispiele sind dadurch zutage gekommen. Unter den ausgezeichneten Männern, deren Kopfgröße schon im ganzen bedeutend genannt werden muß, will ich nur an Napoleon, G. Cuvier, Goethe, Schiller, Thorwaldsen, Alex. v. Humboldt, Owen, Ehrenberg, Oberhofprediger v. Ammon und Rauch erinnern, deren bestimmtere Maße ich großenteils bei dem Abschnitte „von der Kranioskopie"

mitzuteilen gedenke. Wie gesagt, ein wahrhaft großartiges Vorwiegen von Hirn- und Schädelbau werden wir wesentlich nur da finden, wo wirklich jene wunderbare Begabung des Menschen hervorleuchtet, welche wir als „Genius" begrüßen, da also, wo man Carlyles Schilderung anwenden kann: „Der große Grundcharakter ist immer, daß der Mann groß sei. Das große Herz, das klare tiefsehende Auge, da liegts, wer immer er sei und wo er stehe." Aber ich habe auch oben schon hinzugefügt, daß diese Art von Kopfgröße immer zugleich bedingt werde durch den besonders edeln Typus der Form, und nicht bloß durch die Masse allein; denn sehe man um sich, und man wird zuweilen in der dichtesten Hefe des Volks auf Köpfe von sehr bedeutendem Umfang stoßen, auf Köpfe von roher Modellierung aber beträchtlicher Masse, und dabei doch höchst elementaren Naturen angehörig. Köpfe dieser Art gehören dann den Männern der Faust, denen, die den materiellen Kern der Völker bilden, und von denen zwar nicht unmittelbar die großen Ideen des Genius hervorgehen, die aber in mehreren Generationen oft den Genius selbst erzeugen. Braucht man doch nur der Entwickelung der Geister nachzugehen, welche die Völker erleuchten, Wissenschaft und Poesie immer von neuem beleben, und oftmals dem Strome der Geschichte ein neues Bett anweisen, und immer wird man sie aus diesen elementaren Schichten der Gesellschaft ursprünglich hervorgegangen finden. Es kann daher auch nicht fehlen, daß im Durchschnitt die höhere Bedeutung eines Menschheitsstammes in der Regel stets durch beträchtlichere Kopfgröße sich verrät. — Ich habe in meiner Denkschrift*), nach Morton, den verschiedenen durchschnittlichen Kubikinhalt aus

*) Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's: Über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwicklung" (Leipzig 1849). — Carus bedient sich der eigentümlichen Einteilung der Menschenrassen in Tag-, Nacht- und Dämmerungsvölker. Doch ist dabei zu bemerken, daß die hellhäutige blonde „Lichtmenschheit" die abgeblaßten Farben (vielleicht) grade dem lichtlosen Klima und dem Leben hinter Mauern verdankt. Der Namen hat also nur Sinn wie lucus a non lucendo.

Lg.

einer großen Anzahl Schädel verschiedener Nationen angeführt, und ich wiederhole hier diese Angaben, weil sie ganz geeignet sind, auf dieses Kapitel der Symbolik ein besonderes Licht zu werfen. Sie lassen sich in folgender Tabelle zusammenfassen:

	Zahl der der Messung unterworfenen Schädel jeder Reihe	Mittelzahl des räumlichen Inhalts in Kubikzollen ausgedrückt	Maximum	Minimum
Tagvölker				
(Kaukasier)	52	87	109	75
Nachtvölker				
(Neger)	29	78	94	65
Östliche Dämmerungsvölker				
(Mongolen	10	83	93	69
und Malaien)	18	81	89	64
Westliche Dämmerungsvölker				
(Amerikaner)	147	82	100	60

Das beträchtliche Vorwiegen der Kopfmasse der Tagvölker, also desjenigen Menschheitsstammes, welcher jedenfalls der höchste und begünstigste ist, tritt hier so deutlich hervor, daß ich mich jeder weiteren Erläuterung wohl enthalten darf.

Übrigens gilt natürlich Das, was hier von verhältnismäßig größern Köpfen angeführt wird, nicht etwa einzig und allein von Männern, sondern ganz in gleicher Weise auch von Frauen, nur daß dieses Größenverhältnis hier im Ganzen seltener vorkommt; – durch die Frauen soll mehr der Genius geboren und entwickelt, als selbst vertreten werden! – Im Ganzen wird man wieder finden, daß Frauen von einem mehr männlichen Geiste gewöhnlich durch größere Köpfe sich auszeichnen, und ich darf wohl sagen, daß dieses Verhältnis unter den mir näher bekannten europäischen Völkerstämmen am häufigsten noch bei den Engländerinnen mir vorgekommen sei. – Ich hatte Gelegenheit, den Kopf der bekannten Schriftstellerin und sehr ausgezeichneten Frau, Mrs. Austin, auszumessen, und fand Verhältnisse, wie sie bei vielen Männern vermißt werden.

Was nun die in Beziehung zur freien Wirbelsäule kleinern Köpfe betrifft, so war oben schon erwähnt worden, daß sie bei roherer Form eine geringe geistige

Ausstattung, bei feinern Verhältnissen ein Vorwiegen gewisser Seiten geistiger Anlagen – namentlich Das, was im weitesten Sinne mit dem Namen „Talent" bezeichnet wird, stets anzukündigen pflegen. – Man könnte diese kleinern Köpfe insgemein vielleicht am besten mit dem Ausdrucke „Köpfe der Majorität" bezeichnen; denn eigentlich sind es eben diese mittlern Ingenien, welche in Meinungen und Taten die Massen bilden, wodurch wesentlich der Strom der Menschheit hergestellt wird, dem dann von großen Ereignissen und großen Menschen erst das Bett angewiesen werden muß, in welchem er fließen soll. Dabei, wie gesagt, finden sich in Köpfen solcher mehr spärlichen Maße viele feine und geschickte Geister, besonders aber pflegen die eigentlichen Künstlernaturen, zumal die von der zartern Richtung, gar nicht mit besonders umfangreichem Haupte begabt zu sein. Ich werde später die kürzlich mir zugekommenen Maße des echten Schädels von Rafael Sanzio mitteilen, und man wird selbst an ihm diesen Satz bestätigt finden. Freilich ist es auch da nicht mehr möglich, dessen Verhältnis zum Modul seines Rückgrats zu bestimmen, jedenfalls hat aber die Kopfhöhe und Länge diesen Modul mindestens nicht übertroffen. – Im Ganzen wird also auch bei den etwas kleineren Köpfen die specielle Symbolik der Kopfform hinzutreten müssen, wenn das verringerte Massenverhältnis eine schärfere Deutung empfangen soll. – Daß wieder die geringern Strahlungen der Menschheit, namentlich die Nachtvölker, und unter den östlichen Dämmerungsvölkern die Malaien, in der Regel mehr mit kleinen Kopfformen ausgestattet sind, ergibt sich ebenfalls aus der oben mitgeteilten tabellarischen Übersicht, und stimmt vollkommen mit den bisherigen Darlegungen überein.

Übrigens mag Das, was von dem kleinen Schädel feinerer Künstlernaturen gesagt ist, oft auch gelten, um zu erklären, was wir an den mitunter gar nicht umfangreichen Köpfen bedeutender Frauen gewahr werden; man dürfte dann sagen, daß, abgesehen von künstlerischem Talent in gewöhnlichem Sinne, was ihnen ja oftmals gleichermaßen eigen ist, die Anlage zur Kunst, das Leben selbst zu einem schönen Kunstwerk zu bilden, dadurch angedeutet werde. Allerdings darf auch hier die Kleinheit nicht unter ein gewisses Maß (nicht z. B. um $^1/_{12}$

des Moduls) sinken, wenn nicht große geistige Beschränktheit sich sofort dadurch aussprechen soll.

b) Veränderte Proportionsverhältnisse des Stammes.

Gleichermaßen wird durch das, was oben über die Proportion der Kopfgröße im Allgemeinen gesagt worden ist, auch schon die des Stammes mitbezeichnet; es ist nämlich klar, daß, wenn die Schädelwirbelsäule zu groß erscheint, so ist damit eigentlich gesagt, daß das Rückgrat und der Stamm überhaupt im Ganzen zu klein seien, umgekehrt aber wird es immer eine gewisse Kleinheit des Schädels ausdrücken, wenn der Stamm, d. h. die vereinigten drei Rumpfgegenden, Hals, Brust und Unterleib, als zu groß angegeben werden müssen. — Allerdings liegt indes immer noch eine besondere Nüance darin, ob zugleich wieder diese Rumpfgegenden im Verhältnis zu den ihnen entsprechenden Gliedmaßen auffallend groß oder klein genannt werden dürfen. — Ist z. B. der Kopf im Verhältnis zur Wirbelsäule des Stammes wirklich klein, und also relativ des Kopfs, die letztere und der Rumpf überhaupt etwas zu groß, so wird doch die für das geforderte Übergewicht des geistigen Hirnlebens eigentlich ungünstige Bedeutung eines solchen Verhältnisses wesentlich gemindert, wenn dabei dieser Stamm, gegenüber den Extremitäten, doch eher klein als groß genannt werden darf; das Ungünstige des Verhältnisses wird dagegen stärker hervortreten, wenn der Rumpf auch in Beziehung auf die Gliedmaßen sehr groß genannt werden muß. — Einer Persönlichkeit mit großem Leibe, kleinen Gliedern und zugleich kleinem Kopf traut schon die gewöhnliche Physiognomik des Volks weniger Verstand zu, als einer andern, zwar in Beziehung des Kopfverhältnisses ähnlichen, bei welcher jedoch die Gliedmaßen im Normalverhältnis sind und zugleich Länge und Umfang des Leibes gering bleiben.

Es ist nicht zu verkennen, daß die großen Organe unbewußten Lebens, welche dem Stamme angehören und ihn zum wesentlichsten Vermittler aller Erhaltung des lebendigen räumlichen Daseins unserer Physis ausprägen, also namentlich die Organe der Verdauung, Atmung, Circulation, Absonderung und Fortpflanzung, zugleich die physiognomische Bedeutung dieser gesamten mitt-

lern Körperregion bestimmen. Sie ist der Träger des allgemeinen unbewußten Bildungslebens, wie die des Hauptes der Träger des besonderen bewußten Geisteslebens der Seele, und selbst ohne weitere bestimmte anatomische und physiologische Kenntnisse, beurteilt nach seinem eigenen, bald dunkelm bald hellem Gefühl der natürliche Mensch irgend eine Persönlichkeit, je nachdem der Schwerpunkt der relativen Masse und Form entweder auf die eine oder die andere Gegend fallen. — Bestimmtere Anleitung und zugleich Beweise für diese verschiedenen Bedeutungen bietet ihm noch überdies das Tierreich in Masse dar. Er erkennt bald, wie Geschöpfe, welche gleich vielen Mollusken, gleich Kröten und Molchen, und unter den höhern Tieren gleich schwerfälligen Nilpferden und Schweinen, fast nur aus Rumpf zu bestehen scheinen, so gar gering in ihren geistigen Anlagen erscheinen, während in den Insekten schon, bei großen Köpfen und oft fast vertrocknenden Leibern, ebenso wie bei Vögeln, sowie bei leichtgegliederten Hunden, Pferden und Affen, teils höhere Kunsttriebe, teils entschiedenere Geistesregungen hervortreten. Um jedoch die physiognomische Bedeutung des menschlichen Rumpfes vollständiger übersehen zu können, ist es nun noch besonders wichtig, seine beiden großen Abteilungen, d. h. seine obere und untere Hälfte gehörig voneinander zu unterscheiden. Bekanntlich nämlich besteht, schon physiologisch genommen, ein wichtiger Gegensatz zwischen der Selbsternährung, wie sie durch die Verdauungsorgane gefördert wird, und jener wunderbaren Art von Selbstverbrennung, wie sie mittels der Atemorgane, täglich und stündlich, und zwar zugleich mit ganz eigentümlicher Erquickung und Kräftigung des Organismus, sich vollendet. — So wird also die obere respiratorische Hälfte des Stammes nun das zugleich in Gesang und Rede dem bewußten Leben Dienende, die untere digestive und zeugende Hälfte des Stammes, das fast durch und durch dem unbewußten Leben Dienende, und nur im Sexualleben sich abermals eigentümlich in die Gefühlsregion des Bewußtseins Erhebende bleiben, und Vorwalten der einen oder andern muß somit merkwürdige, jetzt leicht zu entziffernde Bedeutungen erhalten.

Abermals wird sogleich der Rückblick auf die Charakteristik der Tierwelt entschiedene physiognomische Bedeutungen hier enthüllen, denn diejenigen Geschöpfe, denen ein besonderes Vorwiegen der Respiration gegeben ist, werden allemal eine lebendigere und physisch bedeutendere Natur verraten, als diejenigen, in denen durchaus die Ernährungsorgane vorwalten. Die kurz vorher angeführten Insekten, Vögel, der Hund, das Pferd, der Affe, sind auch hierfür ganz geeignete Beispiele, indem ihr aufgeweckteres Naturell, im Gegensatze zu dem Trägen und Finstern aller Tiere mit vorwaltender Bauchgegend, den deutlichsten Fingerzeig gibt, nach welchen Gründen ähnliche Verschiedenheiten auch beim Menschen beurteilt werden müssen. Nicht zu übersehen ist zunächst, daß auch in dieser Beziehung, wie hinsichtlich der Kopfgröße, ein sehr bestimmter Geschlechtsunterschied besteht, in dessen Folge im Manne die Brustgegend weit mehr entwickelt ist als in der Frau, während in der letztern zwar nicht in bedeutender Masse die Verdauungsregion, um so entschiedener aber die Beckengegend, in Bezug auf die große Aufgabe der Fortpflanzung, vorherrschend genannt werden darf. – Schon der alte B. Porta sagt: „Quicumque vero pectora magna et articulata habent, animo fortes sunt et referuntur ad marem“ (Welchen die Brust groß und wohlgegliedert ist, haben tapferes Gemüt und zählen zum Manne) und führt den Vegetius an, der empfohlen habe, die jungen Leute mit breiter Brust zum Kriegsdienst zu wählen, während er in der Physiognomik des Bauches dem Aristoteles folgend sagt: „Qui habet ventrem magnum, judicandus est stolidus, superbus et luxuriosus“ (Die Größe des Bauchs deutet auf geistige Beschränktheit, Stolz und Verschwendung). Überhaupt kommt bei diesen Gegenständen eine merkwürdige Stelle bei Porta vor, welche man als eine Vorahnung einiger Punkte der hier weiter oben dargelegten Proportionslehre deuten könne. Ich habe nämlich gezeigt, daß regelmäßig die Länge des Brustbeins einen Modul betragen soll, ebenso viel die Länge von da bis zum Nabel, und wieder ebenso viel vom Nabel bis zur Scham. Nun beschreibt es also Porta (Cap. 39) als Zeichen der besten Körperbildung und trefflicher Gemütseigenschaft (perfectam animi virtu-

tem et corporis optimam habitudinem denunciat), wenn die genannten drei Abteilungen durchaus gleicher Länge gefunden werden, er hat alſo die Wichtigkeit einer ſolchen Gleichheit ſehr beſtimmt anerkannt; und in Wahrheit wird es immer ein günſtiges Urteil für die Individualität gewähren, wenn in dieſen bedeutungsvollen drei Regionen, die man nur kurz als Bruſt, Oberleib und Unterleib bezeichnen darf, ein möglichſt vollkommenes Gleichgewicht herrſcht. – Überhaupt haben deshalb ſchon die alten Phyſiognomen ein beſonderes Gewicht auf die Stellung des Nabels gelegt, und durch denſelben Oberleib und Unterleib geſchieden. Wo die untere Region größer ſich zeigte, wurde es auf Vorwalten geſchlechtlicher Begierde gedeutet, wo die obere, auf unmäßiges Verlangen nach Nahrungsaufnahme und Eigenſchaften des Gourmands. – Natürlich tritt nun auch hier die Wechſelbeziehung ein, daß die größere Zuſammengezogenheit einer oder beider Bauchgegenden, notwendig ſchon durch den Gegenſatz, der andern oder dem Umfange der Bruſt eine entſchiedenere Geltung gibt. – So wird alſo eine ſchwache und kleinere Bruſtgegend, wenn ſie größerm Umfange von Ober- und Unterleib gegenüberſteht, und dabei zugleich eine nur mäßige oder geringe Entwicklung des Hauptes ſtattfindet, ohne Zweifel ein nur ungünſtiges Prognoſtikon für die geiſtigen Anlagen des Individuums geſtatten, während der Schlankheit der Bruſt, wenn ſie bei günſtiger Kopfbildung zugleich mit nur ſehr mäßiger Entwickelung der Bauchgegend ſich verbindet, notwendig auf eine ſtärkere Unterordnung der Organe alles Bildungsleben unter das Reich des bewußten Geiſtes deutet*).

Was übrigens den ſchon oben berührten, durch das Verhältnis zwiſchen Bruſt und Hüftengegenden ſich kundgebenden Geſchlechtsunterſchied betrifft, ſo wird nun daraus auch leicht abgenommen werden können, daß im Manne um ſo mehr ein weichlicher und dem weiblichen ſich nähernder Charakter hervortreten werde, je breiter und voller an ihm die Hüftengegend, und je kleiner und ſchmaler die

*) „Mediocritas ventris et pectoris strictura significant altitudinem intellectus et boni consilii“ (Mittlere Bauchgröße und Schlankheit der Bruſt bezeichnen erhabene Einſicht und gutes Urteil) ſagt nach Ariſtoteles ſchon Porta.

Brust- und Schultergegend sich gestaltet (der weibliche Bau, welchen der Körper in dem Kastraten anzunehmen pflegt, ist genugsamer Beleg für die besondere Bedeutung dieser Gegenden), während es nicht fehlen wird, daß Frauen mit schmaleren Hüften und starken breiten Schultern den Charakter der Virago auch im Geistigen verraten.

Es ist nun aber ganz besonders zu bemerken, daß noch entschiedener eigentlich, als auf geistige Anlagen, der Natur der Körpergegend gemäß, die veränderten Proportionsverhältnisse des Stammes auf Konstitutions- und Temperamentsverschiedenheiten hinweisen müssen. Darüber also noch so viel: — Fülle des Brustumfangs und Breite der Schultergegend lassen im allgemeinen auf kräftig ausgebildete Atmungsorgane (pneumatische Konstitution) schließen, während eine noch außerdem sehr muskulöse Entwickelung dieser Gegend das sprechendste Zeichen der athletischen und plethorisch-arteriellen Konstitution gewährt. — An beide Verhältnisse schließt sich gern das cholerische Temperament, an das erstere insbesondere auch wohl (so bei Sängern) das sanguinische an. — Schlankheit und Zartheit des Brustbaues dagegen gehen mit psychischer, sensibler, auch wohl lymphatischer Konstitution, und psychischem oder sanguinischem Temperamente zusammen.*) Wirkliche Verkümmerung der Brustgegend aber wird immer gestatten auf phthisische, chlorotische oder asthenische Konstitution zu schließen, mit denen dann ein elementares oder melancholisches Temperament gleichen Schritt zu halten pflegt. — Was ferner die Bauchgegenden betrifft, so wird deren ungemessene Ausdehnung und Vergrößerung auf böotische, venös-plethorische und phlegmatische Konstitution, sowie auf elementares oder phlegmatisches Temperament stets entschieden hinweisen, während wahrhafte und größere Verkümmerung dieser Gegend, zuweilen zwar auf vorwiegend sensible, ja selbst psychische Konstitution und sanguinisches oder

*) Es ist merkwürdig, daß ein solcher Brustbau, wenn er (wie dies nicht selten vorkommt) durch eintretende Verkrümmungen der Wirbelsäule sich verbildet, alsdann Individualitäten begründet, in welchem das Seelenleben ebenfalls gewisse Abnormitäten erfährt und, ohne an Schärfe des Geistes zu verlieren, doch den Charakter bitterer Ironie und schadenfrohen Witzes annimmt. Die Geschichte vieler Buckeligen kann hier als Beleg dienen.

pſychiſches Temperament deuten kann, gewöhnlicher aber mit der atrophiſch-aſtheniſchen und lymphatiſch-chlorotiſchen Konſtitution, und dem elementaren oder melancholiſchen Temperament zuſammenhängen wird. — Endlich die Beckengegend betreffend, ſo muß eben, weil ſie insbeſondere Geſchlechtsregion iſt, zunächſt darauf Rückſicht genommen werden, ob ſie in Wahrheit dem Geſchlechte, an welchem wir ſie beobachten, angemeſſen erſcheint oder nicht. Iſt ſie dieſem Charakter unangemeſſen, ſo wird ſie allemal auf Herabſetzung ihrer Geſchlechtsbedeutung hinweiſen, ſie mag ſtärker oder ſchwächer ausgebildet erſcheinen. Weibiſch breite Hüften am Manne werden ebenſo auf mehr ſterile Konſtitution hinweiſen, wie dürftige und zuſammengezogene beim Weibe. — An beides wird ſich dann, gleichſam als Zeichen verfehlter Beſtimmung, gern das melancholiſche Temperament anreihen. — Schmale aber kräftige Hüften des Mannes dagegen finden ſich ebenſo, wie ſehr breite volle Hüften des Weibes, als Zeichen einer ſexualkräftigen, zuweilen ſelbſt lasciven Konſtitution, und gehen gern mit ſanguiniſchem oder, bei gröberer Bildung, auch elementarem Temperamente Hand in Hand.

Bei Gelegenheit des ſpeziellen Teiles, welcher ſämtliche einzelne Körpergegenden, nach ihrer Bedeutung durchzugehen und zu beſchreiben haben wird, ſollen dann auch über die beſondere Phyſiognomie der verſchiedenen Stammesgegenden, Nacken-, Hals-, Bruſt-, Lenden-, Oberbauch- und Unterbauchgegend, noch ſchärfere Nachweiſungen folgen.

2. Abänderungen der Proportion der Gliedmaßen im Verhältniſſe zu den entſprechenden Gegenden der Wirbelſäule.

Für die gewöhnliche Betrachtung des menſchlichen Baues ſcheint es, als ob bloß am Stamme wirkliche Gliedmaßen vorkämen; wer jedoch tiefer eingeht in die Geſchichte der Entwickelung dieſer Bildung in der geſamten Reihe der Geſchöpfe, dem wird alsbald deutlich, daß ebenſo am Kopfe Gliedmaßen nicht fehlen; der Unterſchied liegt nur darin, daß ſie hier an ihren Enden zu dem einen Bogen des Unterkiefers verwachſen ſind, während am Stamme jedes

Gliederpaar zu zwei einzelnen frei bleibenden Extremitäten wird. Will man davon die deutlichere Überzeugung erlangen, so betrachte man etwa von einem großen Käfer oder an einem Krebse die Kinnladen oder Gliedmaßen des Kopfs, die man da wirklich, ganz gleich den Füßen, frei geendigt, und gegeneinander, wie menschliche Arme zusammenschlagend, finden wird, hinwiederum aber sehe man in anatomischen Sammlungen Mißgeburten an (die sogenannten Sirenenbildungen), wo die beiden unteren Extremitäten zu einem einzigen Ende verwachsen waren, sich also ganz wie die beiden Hälften eines wirklichen Unterkiefers verhalten, und von da an wird man sich dann mit der Idee, daß es allerdings auch ein Paar Kopfgliedmaßen gebe, vertraut gemacht haben.

Um nun aber die Symbolik der Gliedmaßenbildung richtiger zu verstehen, muß man doch mindestens einigen Begriff davon haben, in welchem Verhältnis sie zu der Wirbelsäule überhaupt sich befinden. Es gehen nämlich zwar die Glieder niemals geradezu aus der Wirbelsäule hervor, welche man insgemein mit diesem Namen bezeichnet, sondern sie kommen aus gewissen Urgebilden des Skeletts, d. i. aus jenen rippenartigen Ringknochen, welche ich in der großen Entwickelungsgeschichte des Skeletts als die eigentliche Urwirbelsäule darstellend nachgewiesen habe; also am Stamme aus den knöchernen Gürteln, welche man Schulter- oder Beckenknochen nennt, und am Kopfe aus dem Rudiment eines solchen Gürtels, welchen man in niederen Tieren als Quadratknochen, in höheren und im Menschen als Teile des Schläfenbeins kennen lernt. — Dessenungeachtet besteht aber doch immer ein sehr bestimmtes Gesetz zwischen Gliederbildung und Rückgrat. Stärkere Gliederentwickelung kommt nur vor an Stellen, wo die Wirbelsäule schwächer ist, während umgekehrt hohe Ausbildungen der Wirbelsäule allemal geringe Gliederentwickelung bedingt. — Ist man diesen Betrachtungen so weit gefolgt, so hat man zuerst den Schlüssel dazu, um einzusehen, warum am Schädel die Gliedmaßen nur klein, ja gewissermaßen verkümmert, d. i. untereinander verwachsen vorkommen können, zweitens aber auch dazu, warum die Glieder am Stamme größer, stärker und weit freier ausgebildet erscheinen, und warum insbesondere das

untere Gliedmaßenpaar, weil es da entsteht, wo Rückenmark und Wirbelsäule auslaufen, gerade das stärkste zu werden pflegt, während die oberen Stammesglieder, welche da hervorsprossen, wo das Rückenmark dem Hirn näher und stärker ist, kleiner sind, aber eine mehr geistige Bedeutung erhalten. — Natürlich muß nun, wenn dem so ist, die Größe und Bildung der Gliedmaßen allemal etwas Symbolisches haben für die Zentralteile von Skelett und Nervensystem, und somit wären wir wieder auf dem Boden angekommen, der für jetzt uns der nächste sein muß.

Wenden wir uns also zuerst zu den Gliedmaßen des Kopfs, dem Unterkiefer, so versteht man jetzt die üble Bedeutung für Hirn- und Schädelbau, die es haben muß, wenn er an Größe beträchtlicher wird, als es dieser Körpergegend angemessen sein kann. Vorstehender Unterkiefer daher, durch welchen denn auch der Oberkiefer vorzurücken genötigt wird, gibt mehr oder weniger sogleich dem Haupte ein tierisches Ansehen, findet sich daher bei der am tiefsten stehenden Rasse, den Nachtvölkern, fast allgemein, und wird nie fehlen, eine geringere Bildung der Schädelwölbung sowie des Geistesorganes selbst nach sich zu ziehen. Hinwiederum ein zu kleiner Unterkiefer wird dem Antlitz einen kindischen Ausdruck geben, und zwar deshalb, weil diese Gliedmaße, sowohl als jede der beiden anderen, überhaupt immer weit später als die Wirbelbildung sich entwickelt, und also namentlich im embryonischen Zustande noch ganz klein (jede Rumpfgliedmaße nur wie eine an Schulter- oder Beckengegend hervorsprossende Knospe) erscheint. Es ist da merkwürdig, wie der schmal gewordene zahnlose Unterkiefer höchsten Greisenalters dem Schädel wieder fast den Ausdruck des kleinen Kinderschädels leihen kann, und wie auch hier wieder, in nicht an sich geistig reich ausgestatteten Individuen, dann ebenfalls ein Kindischwerden der Psyche die ähnliche Bildung der Physis begleitet. — Hierin ist nun wieder ein genügender Grund gegeben, warum ein nur dürftig entwickelter Unterkiefer, welcher am Lebenden durch unvollkommene Bildung des Kinnes sich ausspricht, nie ein günstiges Zeichen gewähren wird für besondere Geistesschärfe, und warum der schon von Physiog-

nomen gebrauchte Ausdruck: „je mehr Kinn, um so mehr Mensch", wenn man ihn recht versteht, seinen guten physiologischen Grund hat.

Nun zu den Gliedmaßen des Stammes, und zwar zuerst zu den Brustgliedmaßen, den Armen, den Gliedmaßen, in welchen sich die Bedeutung eines Bewegungsorganes und Sinnes(Tast-)organes am vollkommensten vereinigt. — Es ist früher bemerkt, daß ihr normales Größenverhältnis zum Stamme das von 4 Modul Länge (3 Modul Arm, 1 Modul Hand, wozu eigentlich noch 1/6 Modul Handwurzel kommt) beträgt. Es können sonach auch hier Abweichungen nach dem Mehr oder Weniger stattfinden. Was die zu langen Arme betrifft, d. h. solche, die mehr als 4 Modul betragen, so schließen sie sich gewöhnlich an eine besondere Entwickelung der Brustgegend überhaupt, und haben mit dieser ähnliche Bedeutung, indem sie auf mehr männliches Naturell, pneumatisch-athletische Konstitution und cholerisches Temperament hinweisen. Stärkere und längere Ausdehnung der Arme hatte daher schon bei den Alten auch eine günstige Bedeutung für das Psychische. Porta führt den Aristoteles und Alexander den Großen an, die sich durch die Länge der Arme ausgezeichnet hätten, nächstdem den Artaxerxes Longimanus, einen der trefflichsten Könige Persiens, welchem insbesondere die rechte Hand länger gegeben war als die linke; und bedenkt man überdies, daß die eigen schöne und von der Beckengliedmaße so abweichende Bildung der Brustgliedmaße eins der ersten Zeichen menschlicher Bildung bleibt, so darf man der Schönheit und etwas größeren Länge des Arms wohl ein gutes Prognostikon für höher menschliches Sein zusprechen; freilich darf dadurch ein gewisses Maß (was man vielleicht auf 1/6 Modul Verlängerung festsetzen dürfte) nicht überschritten werden, weil sonst abermals ein mehr tierischer Ausdruck hervortreten würde.

Die zu kurzen Arme betreffend, so geben sie aus demselben Grunde, welcher schon bei der Kopfgliedmaße angeführt wurde, der ganzen Gestalt einen mehr kindischen Ausdruck, und deuten mehr auf weibliches Naturell, asthenisch-chlorotische Konstitution und phlegmatisches Temperament. — Sieht man doch mitunter solche Unglückliche, an denen sich eine oder beide dieser Gliedmaßen

von Haus aus so unvollkommen entwickelt haben, daß wirklich fast das erste embryonische Verhältnis sich herausstellt. – Übrigens wurde der übertriebenen Kürze der Arme schon von den alten Physiognomen eine nachteilige psychische Bedeutung zugeschrieben*), wozu ein physiologischer Grund keineswegs gegeben ist; dagegen darf man ihnen allerdings die Bedeutung der Schwäche und insofern vielleicht auch der Furchtsamkeit beilegen, weil sie im höhern Grade stets den Ausdruck einer gewissen Unreife darbieten werden.

Dasselbe nun, was vom Verhältnis des ganzen Armes zum Stamme gilt, wird ziemlich auch gelten vom Verhältnis der Hand zum Arme. Die relativ zu große Hand gibt den Ausdruck männlichen Charakters und körperlicher Stärke, während die relativ zu kleine Hand im Gegensatz mehr auf weibliche Individualität, Schwäche und Zartheit deutet. Porta führt einen Sforza als Beispiel eines Mannes mit sehr großer Hand an, sowie den Sohn des Bajazed-Selim, von welchen der erstere ein Hufeisen brechen und eine lange ritterliche Lanze an der Spitze aufzuheben vermochte, während der letztere als unermüdlich tapferster Krieger sich auszeichnete.

Es bleibt nun noch übrig, auch das Verhältnis der untern Extremitäten zum Stamme, seiner Bedeutung nach, festzustellen. – Die Symbolik dieses Verhältnisses, welches 5½ Modul beträgt (2½ Oberschenkel, 2 Unterschenkel, 1 Fuß), richtig zu fassen, muß man im Auge behalten, daß die untern Gliedmaßen der Bauchregion angehören, daß sie zwar auch Bewegungsorgane, aber solche der Ortsbewegung sind, und daß sie vom Sinnesorgan nur eine gewisse Beziehung auf den Geschlechtssinn erhalten haben. Ihre ganze Bedeutung ist daher eine mehr materielle, und ihre besondere Vergrößerung und Verstärkung weist deshalb bestimmt immer auf das Vorwiegen der materiellen Seite des Menschen hin. Die Konstitution des Athleten, des Cholerischen, Böotikers und der Plethora (besonders der arteriellen)

*) „Signum amantis discordiam et ignorantiam“ (Zeichen eines Zwietracht und Unwissenheit liebenden Menschen) sagt Porta, auch Furchtsamkeit und bösen Willen sollten sie bedeuten.

wurde sonach dadurch namentlich angedeutet, und ebenso das cholerische oder auch wohl elementare Temperament. – Den geistigen Anlagen ist auffallende Stärke dieser Extremitäten kein günstiges Zeichen, und am meisten wird noch kräftigere Entwickelung der Willensregion, sowie einzelner Triebe, Kampftrieb, Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb, dabei vorkommen. – *Auffallende Verkürzung* dieser Gliedmaßen dagegen gibt dem ganzen Menschen den Charakter einer gewissen Verkümmerung und unvollständigen Entwickelung, während ihre *mäßige Größe*, bei *Feinheit und Schlankheit des Baues*, ihm den Charakter einer gewissen Vornehmheit und geistigen Bedeutung verleiht. – Was insbesondere noch das Verhältnis des Oberschenkels zum Unterschenkel, und das dieser beiden zum Fuße betrifft, so hat dies schon die ältern Physiognomen vielfach beschäftigt, und *dicke, große Unterschenkel und Füße* werden sehr mit Recht schon bei Porta als Zeichen vorherrschenden materiellen Lebens und schwerfälligen Geistes betrachtet, während die im Verhältnis zum Oberschenkel *feinen und sehnigten Unterschenkel und Füße*, als Zeichen sanguinischen Temperaments und sensueller, oft lasciver und arteriell phethorischer Konstitution, sowie in geistiger Beziehung, des Talents und feinerer Sinnlichkeit angesehen werden dürfen. – Unter andern versichert Porta, „er habe viele Freunde, ausgezeichnet durch sehr feine Unterschenkel, so daß sie mehr Vögeln und Heuschrecken als Menschen glichen, und alle wären sie von unmäßiger und unersättlicher Üppigkeit.*)" – Jedenfalls ist es auch charakteristisch, daß gerade ein weichliches und sensuelles Volk allein die Verehrung recht kleiner Füße bei Frauen so weit treiben konnte, um dadurch zu der bekannten künstlichen Verkrüppelung der Frauenfüße gebracht werden zu können! – Übrigens werden wir dem Fuße insbesondere, gleichwie der Hand, in dem nun folgenden speziellen Teile der Symbolik ein eigenes Kapitel zu widmen haben.

*) „Ego quam plurimos amicos habeo, tibiis praegracilibus, ut avium vel locustarum, quam humani generis videantur, et sunt immoderatae et inexplebilis luxuriae."

Ergänzungen.

1. Über Körpermeſſung.

Peter Camper, ein holländiſcher Anatom (1722–1789), war der erſte, welcher den Verſuch machte, ein Geſetz für die Ausmaße des Antlitzes zu finden. Indem er die Schädel vieler Völker betrachtete, vergleicht er ihre Maße mit den Köpfen der antiken Bildſäulen und der geſchnittenen Steine. Er zog eine Linie von der höchſten Profilſtelle der Stirn abwärts bis zum Schluß der Zähne und ließ ſie geſchnitten werden von einer anderen Linie, welche vom Ohre her das Jochbein wagerecht verfolgt. Der ſo entſtandene Winkel betrug im Durchſchnitt bei Affen 42°, bei Negern 70°, bei Europäern 80°. Aber an den Geſichtern der antiken Bildſäulen, für welche nach einer Bemerkung in Galens „Hippokritiſchen Geſicht" der Doryphoros des Polykt als Kanon der richtigen Ausmaße galt, iſt dieſer Winkel erheblich größer, ja, z. B. beim Zeus des Phidias iſt er bis auf 90 Grad hinaufgetrieben, wie denn überhaupt die bildende Kunſt nach Platos Wort „die Abſicht der Natur erfaßt", alſo die in der Wirklichkeit immer vertrübte reine Urgeſtalt (πρωτότυπον) aus dem Stein heraushaut. Die Werke des Parthenon rücken daher die Linien der Stirne abſichtlich vor. So ſieht man es bei den Geſtalten des Feſtzuges. Die Augen erſcheinen dadurch innerlicher, der Mund zurückgezogen.... Wenn man nun das Geſicht in drei Zonen teilt, die Zone der Stirn, der Sinne und des Mundes, ſo tritt bei den antiken Statuen die Zone der Stirn als die eigentlich geiſtige hervor über die Augen-Ohrenzone und über das mit tieriſcher Begehrlichkeit heraustretende Gebiß. Nach Campers Meſſungen ſind die drei Zonen im Durchſchnitt gleich hoch und verhalten ſich im Verhältnis zum Ganzen jede wie 1 zu 3. Damit iſt eine Norm gegeben, um den Ausdruck der geiſtigen, der ſenſoriſchen und der triebhaften Anlage im Antlitz auszumeſſen. (P. Camper „Über d. natürl. Unterſchied der Geſichtszüge der Menſchen". 1792. – Campers „Kleinere Schriften", geſammelt von J. F. Herbell erſchienen 1784 in Leipzig) ... Die Folgezeit hat die Camperſchen Meſſungen faſt allgemein verworfen. Blumenbach machte geltend, daß die griechiſchen Bildhauer durchaus das wirkliche Maß innehielten, welches noch heute an den Schädeln der Griechen feſtſtellbar ſei, ſodann behauptete er, daß das Meſſen der einzelnen Schädelteile gegenüber der Anſchauung des Geſamthauptes nichts Weſentliches lehren könne. (F. Blumenbachii, decas sexta collectionis craniorum diversarum gentium illustrata. Goettingen 1820) ... Aus ganz anderen Erwägungen ſtammten die ſpäteren Einwende von Piderit, Gratiolet, Darwin uſw. Dieſe leugnen überhaupt die charakterognomiſche Bedeutung unveränderlicher Teile wie Knochen, Gelenke, Haare, Nägel, Handlinien. Sie behandeln die Phyſiognomik nur als die Lehre von der gewohnheitmäßig gewordenen, alſo gleichſam feſtgeronnenen damit aber auch eigentlich „ausdruckloſen" Ausdrucksbewegung. Die meſſende Phyſiognomik im Sinn von Carus und Camper hat ſeither keine Fortſetzer mehr gefunden ... Um zu ſolchen Fortſetzungen zu ermutigen, möchte ich aber an folgende Tatſachen erinnern. Vitruv (op III, 1) betrachtet nicht nur die Baukunſt, ſondern ſchlechthin alle Symmetrie und Proportion als das Spiegelbild von Geſetzmäßigkeiten, die am menſchlichen Leibe aufgefunden werden können. (Ich erinnere an die Meſſungen von Zeiſig und Wittſtein zum Beweiſe des

„goldenen Schnittes", als der an Gestalten immer wiederkehrenden Zahlenmäßigkeit.) Plato bezeichnet in Phädon und Timäos Proportion und Ebenmaß (Analogie und Symmetrie) als das Wesen der Gestaltenschöne. Und zwar stelle Ebenmaß (Symmetrie) uns räumlich vor die Sinne, was als Proportion (Analogie) auch in den Bewegungen, insbesondere in Tanz und Musik aufgefaßt und mithin durch rationale Zahlen symbolisiert werden könne; denn was uns in der gesehenen Gestalt schön erscheine, das kehre in der bewegten wieder als Anmut oder als Wohlklang. Dieser Überlegung des Plato liegt zu grunde der alte, ungeheure, noch gar nicht voll erfaßte und ausgebeutete Gedanke des Pythagoras von der Gleichartigkeit von Zahl, Schönheit und Musik. Pythagoras hatte durch das Experiment sicher gestellt, daß Konsonanz und Dissonanz der Töne auf die rationale oder irrationale Anzahl zugrundeliegender Bewegungen zurückgeführt werden müsse. Da er überall Musik auf zahlenmäßig geordnete Bewegung zurückführen konnte, so machte er daraus den völlig richtigen Schluß, daß auch umgekehrt überall wo das Auge zahlenmäßig geordnete Bewegungen sieht, diese für das Ohr als Musik müßten empfunden werden. Daher die Überzeugung, daß die Gestirne, indem sie zahlenmäßig geordnet kreisen, dabei eine Musik, „die Harmonie der Sphären" ertönen lassen. Im „Philebos" fügte Plato diesen uralten und zweifellos richtigen Gedankengängen noch hinzu, daß Maß (μετριότης) überhaupt nur entlehnt werde der Sphäre des Gesehenen, nämlich dem an Gestalten sichtbarem Ebenmaß (συμμετρία). Eine sehr merkwürdige Hinweisung findet sich bei Plutarch (quaest symp. VIII 2. 1.); danach soll Plato gelehrt haben, daß schöpferische Gestalt die Sichtbarkeit sei der analytischen Geometrie und daß die Seele, wenn sie das Schöpferische erlebt (sei es als Musik durch das Ohr, sei es als Baukunst, Bildkunst, Malerei durch das Auge, sei es als Tanz und Drama durch den bewegten Leib) „heimlich zählt, ohne daß sie weiß, daß sie zählt." „Musica est exercitium Arithmeticae occultum nescientis se numerare animi." (Leibniz.)

2. Temperamente und Natürelle.

a) Die Unterscheidung der Ausdrucksform von der Ausdrucksbewegung, des Geprägten vom Prägenden deckt sich mit der für den Arzt wichtigen Unterscheidung der organischen Krankheit von der funktionellen Erkrankung, Kranke (morbide, defekte, sterile), Physiognomien und Typen können funktionell: Muster an Gesundheit sein; konstitutionell starke, gesunde, ja übergesunde Typen und Physiognomien können darum dennoch „erkrankt" sein. Man wird sich wohl hüten Beethoven, Michelangelo, Kleist, Hebbel krank, defekt, steril zu nennen; dennoch handelt es sich bei ihnen um erkrankte Kraft. Andrerseits zeigt die Physiognomie oft mustergültiger Kunst- und Literaturgrößen (Thomas Mann, Heinrich Mann), eine originäre Leere aufgeblasenen Schwächlingstums, wie sie der Physiognomiker wohl nur an wenig Köpfen mit solcher Klarheit wiederfindet . . .

Nur Sonderfall dieser Zwangsform des Denkens (Ruhe-Bewegung) ist die unvermeidliche Unterscheidung von Temperament und Natürell. Die Bezeichnung Temperament bezieht sich auf die Natur seelischer Abläufe. Natürell dagegen nennt man einen seelischen Zustand.

Man mißt die Abläufe nach Stärke (Intensität) und nach Dauer (Tempo). Der wesentlichste Gesichtspunkt aber zur Temperamentserforschung ist der Augenmerk auf den *Eintritt* eines Ablaufs, d. h. die Reizbarkeit oder Eindrucksfähigkeit in dieser und jener Hinsicht (sogen. Schwellenwert).

b) Die von Hippokrates stammende Vierteilung der Temperamente (Gallenmensch, Blutmensch, Schwarzgallenmensch, Fettmensch) machte folgende Unterscheidung: Cholerisches Temperament = schnell beeindruckbar, lang nachwirkend; Sanguinisches Temperament = schnell beeindruckbar, kurz nachwirkend; Melancholisches Temperament = langsam beeindruckbar, lang nachwirkend; Phlegmatisches Temperament = langsam beeindruckbar; kurz nachwirkend. Schopenhauer, der diese Temperamentenlehre des Hippokrates vorträgt, erläutert sie folgendermaßen: „Sanguinische, d. i. leicht, aber eigentlich schwach zum Wollen und auch zum Verstehen erregte Menschen sind hohen galvanischen Säulen mit kleinen Platten zu vergleichen, welche nämlich starke Spannung, aber wenig Intensität der elektrischen Kraft haben; dagegen gleichen melancholische Menschen, d. i. solche, die schwer aber stark erregt werden, den Säulen von großen Platten und geringer Höhe; choloriſche Menschen d. i. solche, die leicht und stark erregt werden, den Säulen von großen Platten und großer Höhe. Phlegmatische gleichen Säulen von geringer Höhe und kleinen Platten." – Diese Einteilung der Menschen nach vier Temperamenten taugt genau so viel und so wenig wie die Einteilung aller Lichtphänomene in sieben Farben, womit die gewöhnliche Umgangssprache gerade auskommt, um Farbenwahrnehmungen bezeichnen zu können. Man hat diese Temperamentslehre mit Recht fallen lassen, weil das Studium seelischer Abläufe benötigt: erstens die Unterscheidung mehrerer Schichten; zweitens die Unterscheidung mehrerer Gesichtspunkte. So kann z. B. ein temperamentvoller Politiker zugleich sein ein phlegmatischer Liebhaber; eine Frau, die als Künstlerin sanguinisch ist, kann zugleich als Mutter cholerisch sein usw. Niemals läßt sich schlechtweg sagen, daß ein Mensch in allen seelischen Betätigungen und zu allen Zeitpunkten seines Lebens die selbe Kurve, dasselbe Tempo, die gleiche Intensität habe. Andernfalls würde z. B. die ganze persönliche *Auslese der Erinnerungen, ja das Gedächtnis überhaupt*, ganz unerklärlich sein.

Es ist überhaupt unmöglich Charaktere zu begreifen als den Inbegriff von Temperamenten, d. h. als eine Summe von Ablaufskurven, Schwellenwerten, Streuungen, Gezeiten, Aktionen und Reaktionen. Eben darum versagt die funktionale experimentelle Psychologie der Universitäten vollständig, sobald Charakterbestimmungen gefordert werden.

c) Da man niemals Charaktere als Summe von Bewegungen oder Funktionen erläutern *kann*, so hilft man sich dadurch, daß man in allen Temperamenten und Bewegungen der seelischen Abläufe ein Unveränderliches (eine Invariante) eben schon einbegriffen sein läßt; diese nennt man dann im Unterschied zu den Temperamenten: das Natürell oder die Natur des Menschen.

d) Die volkstümliche Charakteristik redet nicht ohne ein Körnchen Wahrheit von *drei* Naturen. Vom vegetativen (Ernährungsnatürell); animalischen (Bewegungsnatürell) und sensitivem (Empfindungsnatürell); wozu etwa noch ein viertes, das spirituelle (Geistige Na-

türell) hinzugefügt wird. In dieser Einteilung dauert fort die Dreiseelenlehre des Plato und Aristoteles. (Ψύχη θρεπτιακή, αἰσθητική, γνοητική.) Danach betrachtet man jede Gestalt zunächst daraufhin, ob man sie pflanzenhaft, tierhaft oder menschhaft zu nennen habe.

e) Diese Einteilung entspricht auch der indischen Lehre von den drei Guna (d. h. Konstituenten). Danach soll die ungeformte Natur (das Avyaktam) zu geformter Natur (Vyaktam) werden vermöge dreier Faktoren, welche der Prakriti (d. h. der sichtbaren, objektiven Gestaltenwelt) innewohnen. Diese drei (die natura naturans zur natura naturata machenden) Faktoren führen folgende Namen: Sattwam (Erhellung oder Weisheit). Rajas (Tätigkeit, Leidenschaft, Wut) und Tamas (Dumpfheit, Dosheit, Starrheit). – Sattwam ist der Lustbringer, Rajas der Leidbringer, Tamas der Erlöschenbringer. Die Sânkhya-Karika vergleicht sie mit Flamme, Öl und Docht einer Lampe. Schopenhauer vergleicht diese alte Gunalehre mir der folgenden physiologischen Dreiteilung: Reproduktionskraft; Irritabilität; Sensibilität. Die Reproduktionskraft (Bildkraft) ist objektiviert im pflanzlichen Zellgewebe. Ihr Vorwiegen gibt das träumende phlegmatische Naturell (Böotier). Die Irritabilität ist objektiviert in der Muskelfaser. Sie ist Hauptcharakter des Tiers. Eine Spur davon bewahrt die animalische Exaltation des Tanzes. (Spartaner) Die Sensibilität endlich als das geistige Vermögen ist objektiviert in den Nerven. Sie ist der Hauptcharakter des Menschen. Ihr Überwiegen ist Genie. (Athener.)

f) Folgende Sätze Arthur Schopenhauers dürften die besten Leitsätze für alle Charakterologie sein: 1. „Charakter im vollen Sinne des Wortes hat wohl nie einer gehabt, auch Christus und Bonaparte nicht. Einer, der ihn wirklich hätte, würde Fortdauer seiner Individualität haben durch den Tod hierdurch: denn weder Tod noch Leben könnten irgendetwas an ihm ändern; er wäre ewig wie eine Platonische Idee, wäre unverwüstliche Einheit." – 2. „Der Charakter der Welt würde Falschheit sein, wenn mit der Anschauung der Dinge die eigentliche Erkenntnis ihres Wesens nicht vollendet wäre, sondern man, um diese zu erreichen, etwas vom Dinge ganz Verschiedenes, seinen Grund suchen müßte. Die so von einem zum andern weiterschickende Erkenntnis ist nur die endliche, ist nur für die Vernunft, für die Wissenschaft; die philosophische Erkenntnis aber ist in sich ruhend und vollendet; sie ist die Platonische Idee, welche man durch klare objektive naive Anschauung erhält: da gibt sich jedes Ding für das, was es ist, spricht sich selbst rein aus und schickt nicht von einem zum andern wie der Satz vom Grunde." –

Einige praktische Ratschläge.

Die folgenden charakterologischen Übungen haben sich mir zur ersten Einführung erprobt befunden:

1. Man setzt mehrere Personen nebeneinander, läßt die Gesichter vergleichen und für jedes Gesicht die ihm verwandteste Tierart nennen.

Diese Übung würde weit ergiebiger sein, wenn die physiognomische Phantasie der Studierenden einen größeren Gestaltenkreis umfaßte. Sie geht aber fast niemals hinaus über den kleinen Kreis der uns vertrautesten Haustiere. Die Beobachter werden zwar niemals verkennen, daß z. B. eine neugierige oder naschhafte Person etwas Ziegenartiges, eine

gefräßige und träge etwas Schweineartiges hat usw., aber über solche Vergleiche mit Ziege, Schwein, Katze, Hund usf. kommen die Schüler selten hinaus. Daß aber dieses Experiment weit fruchtbarer noch werden kann, zeigte sich mir, als ich einen Tiefseeforscher zum Schüler hatte, der für jedes Menschengesicht einen wunderbar treffenden Vergleich aus der Flora oder Fauna des Meeres zur Hand hatte. Ein andermal brachte mir ein Mineraloge die bisher nie beachteten Ähnlichkeiten von Menschengesichtern mit den Mineralen und Kristallen zum Bewußtsein.

2. Da die größere Zahl der Lernenden weit eher Analogien aus Büchern und aus der Literatur denn sinnfällige Naturgestalten vor Augen hat, so lasse man an einer Reihe von Personen bestimmen, mit welcher Gestalt einer Dichtung eine jede verglichen werden kann. Ebenso ist es nützlich, die Aufgabe zu stellen, für jede Person aus bloßem Betrachten der Physiognomie ein „Rollenfach" zu bestimmen oder angeben zu lassen, welche Gestalt sie wohl auf der Bühne würde gut verkörpern können.

3. Man ziehe zum Vergleiche ein Musikstück, eine Statue oder Figuren auf Gemälden heran. – Man lasse ferner die Betrachter die „innere Farbe" nennen. Darunter verstehe ich nichts an der Gestalt *Sichtbares*. Sondern wie man ein lyrisches Gedicht oder ein Musikstück durch kennen von Farben charakterisieren kann, so versuche man das auch gegenüber der Physiognomie. Dieser Mensch ist goldstrahlend, silbern, mausgrau, unruhig violett, spionnebraun, chromgelb, kanariengelb, samtschwarz, himmelblau usw.

4. Man bestimme die Schädelmaße nach Retzius und Virchow und klassifiziere die Kopfform.

5. Man bestimme das Verhältnis der drei Zonen des Gesichts an Hand der Camperschen Messungen. Welche Zone überwiegt: a) Die *seelische*? (d. h. die Augenzone, „Mittlerzone"), b) die *intellektuelle*? (d. h. Vorderhaupt und Stirn, die „Freiheitszone") oder c) die *animalische*? (d. h. Mund, Ohr, Kinn; die „Rückschlags"- oder „Ressentimentzone". Man bestimme innerhalb der Zone b das Verhältnis der Nase zur Stirn.

6. Man prüfe ob der *Gesamthabitus* mit dem Ergebnis der Gesichtsphysiognomik übereinstimmt a) beim „seelischen Typus" pflegt zu überwiegen Bindegewebe und Fett (da alles Pflanzliche hinneigt zu Bindegewebs- und Fettbildungen), b) beim „intellektuellen Typus" pflegt zu überwiegen Nervengewebe und Gehirn (dies eigentliche Stigma des Menschlichen), c) beim „animalischen Typus" pflegt zu überwiegen die Muskulatur (wie beim Tier).

7. Nachdem man Gesamthabitus und Gesichtszonen verglichen hat, prüfe man, ob die Schädelzonen übereinstimmen mit den Zonen im Gesicht. a) Beim „seelischen Typus" pflegt vorzuwiegen das Mittelhirn, d. h. das Sensorium" (Auge), b) beim „geistigen Typus" pflegt vorzuwiegen das Vorderhirn (Hemisphären); also Stirn und Schläfen (starke Nase), c) beim animalischen Typus" pflegt vorzuwiegen das Kleinhirn, d. h. Hinterhaupt und Nacken.

8. Man lasse die Versuchspersonen, an denen man die Übungen 4 – 7 vorgenommen hat, ihre Namen sowie einige Worte auf eine Wandtafel schreiben und vergleiche die Schrift-

zeichen sowohl untereinander wie mit den Physiognomien. Man mache klar, durch welche Merkmale man die Ergebnisse der physiognomischen Prüfung bestätigt oder widerlegt findet und suche die Gründe des Gegensatzes oder die Übereinstimmung von Handschrift und Physiognomie. (Vorausgesetzt wird hierbei eine Bekanntschaft mit den Elementen der Graphologie). —

Es sei hierzu folgendes besonders bemerkt: Die drei Zonen des Antlitzes, denen die angegebenen Merkmale des „Gesamthabitus" und auch die drei Regionen des Schädels und des Gehirns entsprechen, geben sehr sichere Ausweise über das Vorwiegen des „Subjektiven" oder „Objektiven" (wobei ich unter „Subjektiven" aber nicht das „Persönliche", sondern das Gefühlsmäßig-Generelle, insbesondere das Geschlechtliche verstehe). Und zwar verbildlicht die unterste Partie des Gesichts (Nase und Mund) das Allersubjektivste, d. h. Unfrei-Gebundenste; wie denn der „Mangel an Objektivität" das Kennzeichen der Tierheit ist. Befreiter, abgelöster, somit „objektiver" ist die zweite Zone, die der „Fernsinne" oder „distanziierenden Organe": Auge und Ohr; doch ist auch sie eine „Gefühlszone"; dagegen ist die dritte Zone, Vorderhirn und Schläfenpartie, der vollkommenste Ausdruck für das Absehenkönnen von sich selbst. — Wir haben es hier wohlgemerkt nur mit Übungen zur Kronioskopie zu tun. Sie variieren, sobald man auch die andern Teile der Gestalt hervorzieht. So zeigt sich z. B. das Gebunden- oder Freisein, Subjektiv- oder Objektivsein, vornehmlich in Haltung und Gang. Die betrachtende Haltung richtet den Blick geradeaus oder hebt ihn zum Himmel; die im Subjekt Befangene senkt den Blick zur Erde usw.

9. Man mache Übungen „von hintenherum"; d. h. der Lehrer nennt eine beliebige charakterologische Eigenschaft, etwa Geiz, Eifersucht, Jähzorn, Besonnenheit usw.; der Schüler bestimme, ob sie an einer bestimmten Physiognomie zum Ausdruck kommt und worin sie zum Ausdruck kommt. Der Schüler hat anzugeben aus welchen Wahrnehmungen er Vorhandensein oder Nichtvorhandensein folgerte.

10. Die oberste aller charakterologischen Übungen ist die, daß man die übereinander geschichteten Gesichter unterscheiden lernt. Man bemühe sich angesichts einer Person zu fragen:

a) Welches ist ihr natürliches (naturgewolltes) Gesicht?

b) Welches ist Ausdruck ihres zweiten, angenommenen Gesichts? („Charakter" im engeren Sinn; Stil; bewußte Physiognomik).

c) Welches ist das physiologische, welches ist das pathologische Gesicht? (Leidenschaften, Krankheiten, Veränderung durch die Lebensweise usw.).

d) Man bestimme das Berufsgesicht. (Jede langgewohnte Tätigkeit oder Nichttätigkeit prägt ein typisches Berufsgesicht).

e) Man bestimme das Gesicht der Klasse.

f) Man bestimme das Rassengesicht.

g) Man bestimme Sippengesicht, Familiengesicht, Landschaftstyp usw. Lg.

Symbolik der Gestalt

Zweiter oder besonderer Teil

Bis hierher hatten wir nur die Massen- und Proportionsverhältnisse der menschlichen Gestalt im ganzen betrachtet, und schon da haben sich eine Menge interessanter Resultate ergeben; wir werden nun übergehen zur Betrachtung der einzelnen Teile. – Ich habe oben gezeigt, daß die symbolische Betrachtung namentlich einen dreifachen Weg zu verfolgen habe, indem sie einmal *messend* verfährt, als *Organoskopie*, indem sie ein andermal die Oberfläche genau, je nach dem *Charakter ihrer eigentümlichen Modellierung* beschreibt, als *Physiognomik*, und endlich, indem sie diejenigen Umstimmungen der äußern Form, welche nicht von ursprünglicher Bildung, sondern von der *Art der Lebensführung* abhängen, besonders ihrer Bedeutung nach berücksichtigt, als *Pathognomik*.*) Ich will nun hier noch hinzu-

*) Die Symbolik *nach* Carus (Piderit, Gratiolet, Darwin) hat Organoskopie und messende Physiognomik nicht weiter ausgebaut. Sie entwickelte sich vielmehr zu einer Lehre von den Ausdrucks*abläufen*, (von Carus als *Pathognomik*; später aber als *Mimik* bezeichnet). – Den Unterschied möge folgendes Beispiel klar machen. Carus stellt eine Temperamentenlehre auf, indem er angibt: konstitutionelle Merkmale für Phlegma, Melancholie, Galligkeit u. s. w. – Die gegenwärtige Charakterologie versteht unter Temperament (Tempo) nur die Art eines *Ablaufs*. Diesen kennzeichnet man durch Kurven. Man setze z. B. das Mäonderband ∿∿∿ als Norm rhytmischer Lebensvorgänge. Es lassen sich dann auf den verschiedensten Reaktionsgebieten die Abweichungen von dieser Norm feststellen. In einem bestimmten Falle verflacht etwa die Wellenlinie zur toten Strecke, in einem andern zeigt sie jähe Berge und tiefe Täler. So hat jeder Mensch (auf jedem Betätigungsgebiete) „Lebenskurven". Sie werden zum Teil sich spiegeln in der an Apparaten leicht sichtbar zu machenden Kurve seines Pulses und seiner Atmung. Das Durchschnittsbild zeigt das „Temperament". – – Es sei angemerkt, daß *alle* neuere Wissenschaft geneigt ist, das Physiognomische nur als Durchgangsform von „Prozessen" gelten zu lassen. Der Knochen, der Kristall, Genera und Spezies des Tier- und Pflanzenreichs, die Konstitution eines Atoms, ebenso aber auch Klassen, Stände im Staat; *alles* wird heute (1924) so betrachtet, als ob es nur Übergangspunkt sei. Darum ist die Wiedererneurung der messenden Morphologie bedeutsam und nötig. Lg.

fügen, daß, was das Messen betrifft, dieses allerdings eigentlich immer nur so anzuwenden sei, daß man das individuelle Maß jedes Körpers, d. h. seinen Modul, als Maßstab benutzt; denn wie man mit Recht sagt: der Mensch sei der Messer und das Maß der Schöpfung (homo mensura), so ist er auch sein eigenes Maß und soll nur nach diesem Maße sich selbst messen. Es kommen allerdings Fälle vor, und gerade am meisten beim Messen einzelner abgelöster Teile (namentlich so bei isolierten Schädeln), wo man den eigentlichen Modul aufzufinden außerstande ist und man dann an ein gewöhnliches Maß (Pariser Zolle oder an Meter und Zentimeter) sich halten muß, wobei indes doch insofern die Sachen sich wieder ausgleichen, als man weiß, daß der Modul des Erwachsenen gewöhnlich zwischen 17 – 18 Zentimetern oder 6 Pariser Zoll 4 – 8 Linien schwankt, und sonach die gefundenen Maße sich stets einigermaßen auf den wahrscheinlichen Modul dieses Körpers zurückführen lassen. Bei alledem wird ein Verfahren dieser Art immer nur ein unvollkommenes Messen bleiben. Die wahre Messung einzelner Teile des menschlichen Körpers kann daher nur ausgeführt werden, wenn man an der freien Wirbelsäule möglichst genau erstens den Modul bestimmt, dann aber, um auch für kleinere Größen ein Maß zu haben, ihn wieder (angemessen den 24 Wirbeln) in 24 Bruchteile geteilt hat, deren jeder im Erwachsenen etwas über 3 Linien oder 7½ Millimeter halten wird. Sondert man alsdann, angemessen der Dreiteilung der freien Wirbelsäule überhaupt, jeden solchen $^1/_{24}$ Teil des Moduls noch einmal in drei Bruchteile, so wird nun dies die Mittel darbieten, auch die allerkleinsten äußern Gebilde des Körpers einer scharfen Bestimmung unterwerfen zu können.

Um dies ganz deutlich zu machen, füge ich hier den Modul eines Individuums bei, welches wegen seines regelmäßig schönen Körperbaues von mehreren Kunstakademien bewundert worden ist und welches auch bei einer genauen Ausmessung, der ich es unterwarf, mit wenig Aus-

nahmen durchaus die früher angeführten normalen Proportionen zeigte. Es war dies der Äquilibrist Rappo der Jüngere. – Sein freies Rückgrat maß 54 Zentimeter, der Modul, welcher nun maßgebend für die übrige Gliederung wurde, enthielt also 18 Zentimeter. Dies gäbe daher nach obiger Einteilung folgenden Maßstab.*)

Dieser Modul (1 M°.) enthält also 24 Modulminuten 24 M′.) und 72 Modulsekunden (72 M″.). Der ganze Modul aber betrüge nach französischem Maß in solchen normal gebauten Erwachsenen 0,18 Meter. Es wird sonach bei einer genauern Messung irgend einer individuellen Gestalt allemal zuerst wichtig sein, ihren Modul nach seinem wahren Größenwerte zu bestimmen, indem dies sogleich über das quantitative Verhältnis im ganzen Aufschluß geben wird, sodann aber sind nach diesem Modul und seinen Minuten und Sekunden sämtliche wesentlichen Teile im einzelnen zu messen, wobei indes von vornherein anzuerkennen ist, daß bei Messen von Formen, welche durchaus im verschiedensten Sinne gewölbt, und welche außerdem großenteils weich, und Schwellungen und Einsenkungen unterworfen sind, an und für sich niemals von einer vollkommenen mathematischen Schärfe die Rede sein könne.

Was nun die Symbolik der einzelnen Körperteile selbst anbetrifft, so muß zunächst darauf Rücksicht genommen werden, daß nicht alle für Erkenntnis der Konstitution, des Temperaments und der geistigen Anlagen des Individuums von gleichem Werte sein können, sondern daß, wie jeder Teil überhaupt, je nach seiner physiologischen Funktion und morphologischen Entwickelung, seine be-

*) Es ist ein unbestreitbarer Vorteil der hier befolgten Proportionslehre, daß in so bequemer Weise aus den Verhältnissen eines jeden menschlichen Körpers ein fester und doch gewissermaßen (da er auf geometrischer Einteilung einer durch die gesamte freie Wirbelsäule gegebenen Länge beruht) auch abstrakter Maßstab entnommen werden kann, welcher in seinen Einteilungen sich so leicht (nach dem Taf. III, Fig. 1, meiner großen Proportionslehre angegebenen Verfahren) in jeder beliebigen Länge auftragen läßt. Nimmt man dagegen etwa einen ganzen Körperteil (z. B. die Hand- oder Fußlänge) zum Maße an, so ist die gegebene Größe nie scharf, d. h. als Zollstab abstrakt genug, und wollte man gar anwenden ein bloßes Verhältnis, z. B. den von Zeising angewendeten „goldenen Schnitt", so hat man lauter nur in Bruchteilen auszudrückende Größen und eben ein Verhältnis, aber nie einen brauchbaren Maßstab.

sondere Signatur hat, so auch seine Wichtigkeit für die Symbolik notwendig verschieden sein müsse; die Körperteile, welche an und für sich eine höhere psychische Signatur zeigen, müssen daher natürlich für die geistigen Anlagen bedeutungsvoller sein, die, welchen die Signatur des vegetativen Lebens aufgedrückt ist, werden dieselbe Bedeutung mehr für leibliche Konstitution haben, usw.

Wenn es sich sonach von selbst versteht, daß kein Gebilde eine höhere Signatur haben kann, als das, welches das höchste Organ seelischen Lebens, das Gehirn, einschließt, das, womit die Gestalt selbst gleichsam gekrönt ist, das Haupt, so versteht es sich auch, daß für die Symbolik, und namentlich die der Geistesanlagen, keines wichtiger sein, und keines ausführlichere Erwägung verdienen kann.

I. Symbolik des menschlichen Hauptes.

Man sagt mit Recht schon vom Auge, es sei eine Welt für sich, seine Anatomie, seine Entwickelungsgeschichte allein füllen schon Reihen von Büchern, und die Geschichte seiner Krankheiten, sowie der Mittel, ihnen zu begegnen, bildet allein eine eigene große Abteilung der Heilwissenschaft. Das Auge aber ist nur ein einzelnes untergeordnetes Gebilde des Hauptes, – was also soll nun von diesem selbst gelten! – welche große Stellung soll das Haupt in Physiologie, Psychologie, und also auch in der Symbolik einnehmen! – Der Stoff ist so reich, so weit aussehend, daß notwendig zunächst eine Teilung erfordert wird, eine Teilung, die jedenfalls nicht gründlicher entworfen werden kann, als wenn wir die Abteilung des Hauptes, welche das höchste Organ des Geistes, das Gehirn, einschließt, den sogenannten Schädel (Cranium), von derjenigen Abteilung, welche den Sinnesorganen, sowie den Eingängen der Atem- und Ernährungsorgane bestimmt ist, dem Gesicht oder Antlitz (Facies) unterscheiden und besonders beschreiben; nur daß wir hier insofern von der gewöhnlichen Beziehung abweichen, als natürlich nun die Stirn nicht mehr zum Antlitz, sondern zum Schädel gerechnet werden darf, und folglich ersteres nur

die Region der Augen, Wangen, der Nase, des Mundes, Kinnes und der Ohren in sich begreifen wird, sowie ferner, daß wir dann auch unter Schädelregion nicht mehr die Knochenbildung des Schädels allein, sondern zugleich die umhüllenden Hauptgebilde, mit der Zierde des Kopfhaares, verstehen werden.

1. Von der besondern Symbolik des menschlichen Schädels.

Es ist sonderbar genug, daß so manche Auffassungen sehr allgemein und sehr zeitig schon von den Völkern gewonnen werden, während andere, diesen sehr nahe liegende, oft so lange unerkannt und unverstanden bleiben! – So hinsichtlich des Schädels, ist das Bedeutsame seines Vorderteils, der Stirn, bereits in sehr frühen Zeiten von Völkern und Künstlern geahnet, gewürdigt und zum Teil auch gründlicher anerkannt worden, während das nicht minder Wichtige, sehr bestimmt für gewisse Richtungen des Seelenlebens Sprechende, in seiner mittlern und hintern Region, so sehr der allgemeinen Aufmerksamkeit sich entziehen konnte, daß gegenwärtig noch es fast zur Seltenheit gehört, wenn die gesamte Schädelform einer schärfern Beurteilung unterworfen wird, ja daß man zuweilen geschickte Künstler mit diesem Teile des Hauptes verfahren sieht, als wäre es eben nur ein zufälliger Anhang der Stirn, bei dem wenig darauf ankäme, ob er so oder so nachgebildet und dargestellt würde. – Etwas hat hierzu allerdings es wohl beigetragen, daß die Natur selbst, durch das Verhüllen der hintern Schädelgegenden mittels des Haupthaares, gleichsam das Geheimnis steigerte und ihre Beurteilung erschwerte; indes, wer irgend genauer Achtung gibt, erkennt sehr bald die verschiedene Form dieser Gegenden auch durch diese leichte Verhüllung, und überzeugt sich von deren mannigfaltig abweichenden Bildung. Immer bleibt es jedoch die Hauptsache, daß man von den Gesetzen der Entwickelung hier eingeschlossener Gebilde, und ihrer wichtigen Bedeutung für psychisches Leben, einen einigermaßen deutlichen Begriff habe, wenn man die Symbolik der einschließenden Form wahrhaft verstehen soll, und so wird es denn stets unerläßlich bleiben, von der Geschichte des Hirns einige Andeutungen vorausgehen zu lassen, bevor eine Darstellung der Sym-

bolik des Schädels in ausführlicher Weise versucht werden darf; werden doch ähnliche Rückblicke auf innere Bildung auch bei allen übrigen Einzelgebilden des Körpers ihr Recht verlangen, sobald von symbolischer Bedeutung der äußern Form eine bestimmtere Darlegung gegeben werden soll. Dadurch nämlich eben, daß nicht, wie bei der alten Chiromantie etwa, an besondere äußere Formen abergläubische und willkürliche Deutungen geknüpft werden, sondern daß in Wahrheit hier nur das außen abgelesen wird, was innen wirklich geschrieben steht, soll unsere physiologische Symbolik von der erträumten und lügenhaften für immer unterschieden bleiben.

a) Die Form des Schädels nach ihrer verschiedenen Bedeutung.

In keinem andern Gebilde ist der Knochen selbst so sehr zum äußern Symbol des eingeschlossenen Organes geworden als am Schädel. Nur durch die dünne Decke der Kopfhaut verhüllt, liegt, mit Ausnahme ihrer Grundfläche, die ganze merkwürdig schöne Eiform der Schädelwölbung dem Gesicht und der Betastung bloß, vielfältigste Andeutungen gewährend für das Geheimnis darin verborgenen Wirkens. Wenn daher fast alle andere Gebilde am Menschen, nur im Leben selbst, oder höchstens unmittelbar nach dem Tode, die eigentliche symbolische Betrachtung zulassen, wenn selbst das gesamte Skelett des übrigen Körpers, obwohl überall in seinem Baue, namentlich für die in der allgemeinen Symbolik abgehandelten Proportionsverhältnisse wichtig, doch wenig mehr von sonstiger symbolischer Bedeutung darbietet, so ist der Schädel dagegen, noch Jahrhunderte nach dem Tode, ein wahrhaft symbolisches Zeichen von dem Geistesleben, welches einstmals unter seiner dünnen Decke sich geregt hatte. Dies also der Grund, warum hier auch das anatomische Präparat, welchem außerdem die Symbolik großenteils fern bleibt, für Organoskopie, Physiognomik und Pathognomik die merkwürdigsten Resultate bieten kann.

Von einem der ausgezeichnetsten Anatomen Deutschlands, J. F. Meckel*),

*) Deutsches Archiv für Physiologie von Meckel (1815), I, 1.

besitzen wir eine Entwickelungsgeschichte des Rückenmarks und Gehirns. Es stellt sich in ihr mit größter Bestimmtheit heraus, daß Gehirn und Rückenmark, während ihrer ersten allmählichen Gestaltung im Menschen, allemal eine Reihe von Formen durchlaufen, welche denen, welche in den verschiedenen Tierklassen (Fischen, Amphibien, Vögeln und Säugetieren) als bleibend erscheinen, im hohen Grade ähnlich sind; Metamorphosen sonach, an welchen denn natürlich auch das umhüllende Gebilde der Wirbelsäule entschieden Anteil nehmen muß, ohne jedoch, wie wir gleich sehen werden, ihnen überall und durch alle Stufen zu folgen. – Da übrigens, wie gesagt, die Symbolik des Schädels, als des vollendetsten Teiles der Wirbelsäule, stets nur verstanden werden kann nach einer gewissen Einsicht in diese Metamorphosen, so stelle ich sogleich eine kurze Übersicht derselben hier voran, wobei natürlich, da die Wirbelsäule selbst durch und durch bestimmt wird von den Zentralgebilden des Nervensystems (Rückenmark und Hirn) mit einem Hinblick auf diese letztern hier begonnen werden muß.

Fig. 12

Es ist aber die ganz einfache, hier in Fig. 12 dargestellte Form*), in welcher die großen für höheres Seelenleben so unendlich wichtigen Gebilde des Rückenmarks und Hirns zuerst in uns auftreten, und Gall schon hatte in dieser Beziehung zwei bedeutungsvolle Erkenntnisse erfaßt: erstens, daß das Gehirn kein vom Rückenmark wesentlich verschiedener Teil sei, sondern nur die gleichsam zur Blüte gekommene höhere Stelle desselben bilde; und zweitens, daß beide ursprünglich anzusehen wären als aus dem Zusammentreten einer Reihe von Ganglien entstanden, deren jedes durch Austreten eines Nervenpaares und Eingeschlossensein in einen Wirbel charakterisiert werde.

Was wir nun hier aus diesen Sätzen insbesondere zu folgern haben, wird sein, 1. daß, wenn das Hirn die entwickelte Form eines Stückes Rückenmark ist,

*) Deutsches Archiv für Physiologie von Meckel (1815), Taf. II, Fig. 3, Gehirn und Rückenmark eines achtwöchentlichen menschlichen Embryo.

auch der Schädel (wie schon im Frühern nachgewiesen) die entwickeltere Form eines Stückes Rückenwirbelsäule sei, und 2. daß die Zahl der Nervenpaare auch immer die Zahl der Wirbel wesentlich bestimmen müsse, welches denn alles für die Symbolik des Hauptes deshalb so wichtig ist, weil es auf den tiefbegründeten Parallelismus zwischen Hirn und Schädel ein helleres Licht wirft. Außerdem kann man sich indes auch an dieser Figur schon von der bei der Proportionslehre erwähnten Tatsache überzeugen, daß ursprünglich beide Hälften der nervigen Zentralgebilde (Hirn und Rückenmark – also auch Schädel und Rückgrat) einander gleich gedacht werden müssen (denkt man sich a b c Fig. 12 ausgedehnt, so wird A = B erscheinen), als worauf eben die Theorie unsers Moduls sich stützt. – Was nun die weitere Entwickelungsgeschichte und Gliederung des Hirns insbesondere betrifft, so nimmt man auf dieser ersten Bildungsstufe wahr, daß das Gehirn A, ganz wie noch das Gehirn eines Fisches etwa, aus drei aufeinander folgenden Ganglienpaaren a b c (kleines Hirn, Sehhügel und große Hemisphären) besteht, und es sind diese dann mit zarten Knorpelblättern umgeben, in welchen unschwer die drei Wirbelbögen des Schädels (Hinterhaupt, Mittelhaupt oder Scheitelbeine, und Vorderhaupt oder Stirnbeine) erkannt werden könnten. – Was das Rückenmark B betrifft, so reicht es noch tief in die Kreuzgegend des Embryo herab und ist dann auch schon am Austritt eines jeden seiner 30 Nervenpaare mit Andeutungen der Rücken- und Kreuzbeinwirbel umgeben.

In dieser noch so einfachen Gestaltung hat man sonach recht eigentlich das Ur-Phänomen, an welches man sich, wie für vieles andere, so insbesondere auch für die symbolische Deutung der später nach außen zutage kommenden Wirbelbildungen, wesentlich zu halten haben wird; von den vielen Wundern, welche die weitere Verfolgung aller dieser Metamorphosen gewährt, gehört indes jetzt nur noch eine merkwürdige Tatsache hierher, welche man namentlich kennen muß, um bei Betrachtung der ausgebildeten Formen den leitenden Faden nicht zu verlieren und nie an der richtigen Deutung jedes Zusammengehörigen irre zu werden. Es begibt sich nämlich bei dem Fortwachsen dieser Organe, daß,

indem nun an jenem Nervenstamme alles nach oben, gleichsam wie zur Blütenentfaltung des Gehirns sich drängt, die Nervengebilde selbst allmählich nicht mehr ganz die anfänglichen Ortsbeziehungen zu ihrem Skeletton behalten. Zwar ist auch hier an den Nervenpaaren und ihrem Austritt aus der Wirbelsäule ein für immer festbleibender Anhalt gegeben, woran man vollständig messen kann, was eben von den Zentralgebilden zu gewissen Skeletteilen gehört,

Fig. 13

allein die unmittelbare Aneinanderlagerung beider verändert sich doch an mehreren Stellen bedeutend. – Was zunächst das Rückenmark betrifft (s. Fig. 13), so wächst seine Knochenhülle, das Rückgrat, stärker nach unten fort als das Nervengebilde selbst, und so finden wir, daß im Erwachsenen, anstatt daß das Rückenmark auch da noch bis in die Kreuzgegend herabreichen sollte (wie bei a), es schon in der Lendengegend aufhört (wie bei b), nur seine Nervenpaare noch immer bis ans Ende herabsendend.

Bleibt demnach im ausgebildeten Körper die unterste Rückgratsgegend geradezu leer am Rückenmark, so geschieht nun das vollkommen Entgegengesetzte am obern, in Form der Schädelwirbelsäule aufgeblühten Rückgrat in Beziehung auf die dort liegende, in ihren Ganglien zur Hirnbildung erhobene Zentralmasse. Dort nämlich, gleichsam infolge des mächtigen Dranges der nach oben, dem Licht entgegen sich wendenden Vegetation des Hirns, vergrößern sich die Massen mehr und mehr, so daß die meisten sich immer stärker ausdehnenden Ganglien endlich genötigt werden, sich in sich selbst zusammenzufalten; ja es schwellen und drängen sich dort die Organe dergestalt, daß namentlich eben das obere und vorderste Ganglienpaar, welches wir früher in der embryonischen Bildung noch so sehr gering fanden (s. Fig. 12 Ac), nun sich rückwärts überzuschlagen genötigt wird, und dadurch das mittlere und hintere Ganglion (s. ebendas. Ab und a) zu überdecken anfängt. – Schon im dritten Monat des

Embryolebens*) beginnt sofort dies Verhältnis (s. Fig. 14 a b c), indem b hier bereits durch die Hemisphären c bedeckt wird; noch weiter aber geht dies im vierten Monat (s. Fig. 15 a b c)**), wo die großen Hemisphären c nun auch über das kleine Hirn a gänzlich hinwegragen.

Gewiß, man kann diese so merkwürdig fortrückende Metamorphose nicht mit reinem und vorurteilsfreiem Blick verfolgen, ohne sich zu überzeugen, daß, (trotzdem, daß sofort im Erwachsenen nun von den drei großen Schädelwirbeln das Vorderhaupt ganz, das Mittelhaupt größtenteils, und selbst das Hinter-

Fig. 14

Fig. 15

haupt großenteils, von der so mächtig überwiegend gewordenen Bildung der Hirn-Hemisphären ausgefüllt wurde), die ursprüngliche Beziehung und Signatur dieser Gebilde stets im wesentlichen dieselbe bleiben müsse. Bedürfte es hierfür noch eines besondern Beweises, so braucht man nur darauf zu achten, wie der Austritt der größern Nervenpaare, auch unter verändertem Verhältnis, immerfort die ursprünglichen Beziehungen nachweist. Am Hirn nämlich sind die großen Sinnesnerven (Riech-, Seh- und Hörnerv) die bedeutendsten Ausstrahlungen der drei Hirnmassen; und ganz so, wie unten am Rückenmark, trotz seines veränderten Ortsverhältnisses, die Lenden- und Kreuznerven stets die wahre und ursprüngliche Beziehung auf ihre Wirbel behalten, so treten auch jene Sinnesnerven je zwischen ersten, zweiten und dritten Schädelwirbel aus, trotzdem daß die Masse der vordern Hirnabteilung nun, von oben allein sämt-

*) Vgl. Meckel a. a. O., Taf. II, Fig. 23, genau und in natürlicher Größe nach der Natur gezeichnet.

**) Vgl. Meckel a. a. O., Taf. II, Fig. 38.

liche drei Schädelwirbel ausfüllt. Und dadurch sowohl, als durch die bleibende Lagerung der mittlern und hintern Hirnabteilung im untern Raume des mittlern und hintern Schädelwirbels, wird hinreichend dargetan, welches die eigentliche und geltende Bedeutung aller dieser Verhältnisse bleibe.

Hat man daher diese Beziehungen, die ich hier nun abermals schematisch zur Anschauung bringen will, einmal recht lebendig sich zu eigen gemacht, so ist man in Hinsicht auf richtige Deutung der Schädelwölbung für immer geborgen,

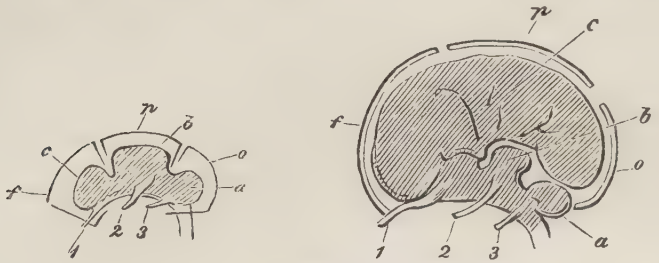


Fig. 16

und weiß, daß relativ stärkere Ausbildung des Vorderhauptes auf besonders kräftig entwickelte Hemisphären, relativ stärkere Ausbildung des Mittelhauptes auf stärker konzentriertes Bildungsleben im Mittelhirn, und relativ stärkere Ausbildung des Hinterhauptes auf besonders hervorgehobene Bedeutung des kleinen Hirns, mit unabänderlicher Notwendigkeit, ursprünglich hinweisen muß. Hier also nochmals zur Vergleichung das schematisch dargestellte Verhältnis zwischen Hirn und Schädel (Fig. 16) im zarten Embryo I. und das seiner spätern Bildung II.

I. gewährt das Bild des in dem noch knorpeligen Schädel eingeschlossenen Gehirns, wie es im zweimonatlichen Embryo vorkommt. a kleines Hirn, b Sehhügel, c Hemisphären, 1 Riechnerv, 2 Sehnerv, 3 Hörnerv, f Stirnbein oder Bögen des vordersten Schädelwirbels, p Scheitelbeine oder Bögen des mittlern Schädelwirbels, und o Hinterhaupt oder Bogen des hintern Schädelwirbels.

II. gewährt das Bild des in dem nun schon teilweise knöchernen Schädel eingeschlossenen Gehirns des reifern Kindes. Die Bezifferung ist dieselbe, aber die andern Lagerungsverhältnisse des nun so sehr vergrößerten Vorhirns treten deutlich hervor, und man wird gewahr, wie sonach gegen die Periode der Reife des Körpers, in gleichem Maße das Hirn nach oben sich ausbreitet und übereinanderfaltet, als (nach Fig. 13 b) das Rückenmark von unten zurückweicht und die untern Rückenwirbel leer zurückläßt.

Es war unerläßlich, diese Lehrsätze aus Anatomie und Entwickelungsgeschichte hier vorausgehen zu lassen, denn nur aus der daraus gewonnenen Einsicht läßt sich nun auch für die Symbolik des Schädelbaues ein festerer Grund gewinnen und namentlich die Beziehung der drei Schädelwirbel auf die durch Riech-, Sehnerven- und Hörnerven-Paare bestimmten drei Abteilungen des Hirns in überzeugender Weise einsehen. Ich muß jedoch noch einen Schritt weiter gehen, und aus dem Gebiete der Physiologie auch noch die Antwort auf eine zweite hier in vieler Beziehung wichtige Frage entlehnen, welche keine andere ist als die: „Ob physiologisch und psychologisch wir berechtigt sein können, den einzelnen wesentlichen Abteilungen des Hirns verschiedene Funktionen, und somit auch eine verschiedene psychische Signatur zuzuteilen?" – Mit dieser Frage, die jedenfalls für die Symbolik des Schädelbaues sehr entscheidend ist, berühren wir nun allerdings eins der schwierigsten Kapitel der Physiologie, und ein solches, über welches auch die Akten noch keineswegs vollständig geschlossen sind. Was sich hierüber mit größerer Bestimmtheit aussagen läßt, habe ich in einem eigenen Aufsatze in einer wissenschaftlichen Zeitschrift vor mehreren Jahren niedergelegt, und hierauf sowohl als auf das, was ich an andern Orten*) über das Verhältnis geistigen Lebens zum Hirnbau dargestellt habe, muß ich notwendig gegenwärtig verweisen, da die Symbolik nicht zugleich selbst eine Physiologie und Psychologie sein kann.**) Die Hauptsätze, welche sich als

*) Müller's Archiv für Physiologie, 1843. Vgl. auch das Schlußkapitel meines Systems der Physiologie, sowie die „Psyche" und „Physis".

**) Zur Charakterisierung des Verhältnisses Mittelhirn-Kleinhirn-Hemisphären benutzt Carus die für die Psychologie folgenschwere Dreiteilung Fühlen-Wollen-Denken. Sie wurde zuerst durch Tetens, den Lehrer Kants, i. J. 1777 aufgestellt. Lg.

Resultate der Vergleichung der Stufenleiter des tierischen Gehirnbaues, ferner der an lebendigen Tieren durch absichtliche Zerstörung einzelner Hirnteile vorgenommenen Experimente und endlich aus Beobachtung besonderer Hirnverletzungen und Hirnkrankheiten bei Menschen ergeben, sind die folgenden:

1. Was die *großen Hemisphären* betrifft, so deutet das durch die gesamten Tierreiche hindurch regelmäßig, gleichzeitig mit Zunahme des erkennenden geistigen Hirnlebens (Intelligenz) wahrzunehmende Anwachsen ihres Umfanges (ein Anwachsen, welches, wie wir sahen, auch im Menschen während seiner Entwickelung jedesmal sich wiederholt), es deutet ferner ihre höchste innere und äußere Ausbildung beim Erwachsenen, ihr alsdann außerordentlicher Reichtum an Leitungsfasern und ihre besondere Größe bei sehr geistvollen Menschen, sowie ihre Kleinheit bei Idioten, darauf, daß sie *das besondere Organ des erkennenden, vergleichenden und urteilenden Geisteslebens sein müssen*. Es stimmt damit überein, daß im Menschen selbst, bedeutende Verletzungen, sowie Druck dieser Gebilde durch ausgetretenes Wasser, Blut u. dgl., Betäubung, d. h. Schwinden des klaren Bewußtseins, erzeugen, (sobald nämlich jene Einflüsse *beide* Hemisphären treffen) und daß Erweichung ihrer Substanz (Paralyse) unrettbar eine Geistesschwäche, ja zuletzt völligen Blödsinn herbeiführt; ferner, daß absichtliche Zerstörung oder Hinwegnahme der Hemisphären bei Tieren, diese in einen bewußtlosen dumpfen Seelenzustand versetzt; endlich aber auch, daß gerade in der höhern Organisation des Menschen am meisten dafür gesorgt ist, dieses höchste Geisteswerkzeug, eben weil es insofern den edelsten Schatz der gesamten Organisation darstellt, vollständig in zwei Hälften zu teilen, deren jede gewissermaßen wieder im Notfall als ein selbständiges Ganze wirken kann, damit, wenn irgend einmal die eine Hälfte verletzt oder bedeutend erkrankt ist, doch durch die andere dem höhern Bedürfnis der Seele nach einem wahrhaften Selbstbewußtsein und Verständnis der innern und äußern Welt stets möglichst vorgesehen bleibe.

Um sich übrigens ganz zu überzeugen, daß die Hemisphären hauptsächlich verdienen, das Organ bewußten, erkennenden Geistes genannt zu werden, muß

man wissen, daß ihre Masse im erwachsenen normalen Menschen so beträchtlich wird, daß, wenn das gesamte Hirn etwa drei Pfund schwer ist, die großen Hemisphären davon allein über 2½ Pfund zu wiegen pflegen, daß ferner diese Masse namentlich durch Millionen von Leitungsfasern gebildet wird, welche teils mit allen vom Hirn ausgehenden und dahin rückkehrenden primitiven Nervenfasern in unmittelbarer Verbindung stehen, teils alle diese, und alle eigene Substanz dieser Hirnabteilung, tausendfältig untereinander, und mit sich, in Verbindung setzen; endlich daß die Beziehung zwischen dieser Hirnabteilung und dem ihr eigentümlichen Nervenpaare der Riechnerven im Menschen nur eine geringe bleibe; denn während noch bei den Säugetieren diese Nerven verhältnismäßig ebenso enorm sind wie die Hemisphären selbst, erscheinen sie hier, bei der beträchtlichen Größe der letztern, sehr fein, ja einzelne Fälle zeigten sie sogar ganz mangelnd, während das Hirn trotzdem kräftigst und vollständig entwickelt war. Durch alles dies wird demnach diese Masse nun so recht zu dem Herde, wo alles Sinnenleben und Sinnenregen zusammenströmt, wo es erhalten und verglichen werden kann, dergestalt, daß daraus das Erkennen hervorgeht, ohne daß man jedoch irgend einen morphologischen oder physiologischen Anhalt hätte, einzelnen Stellen ihrer Oberfläche irgend ein besonderes Sinnen oder Können zuzurechnen. Hängt also, wie man jetzt klärlich verstehen wird, der größere Umfang des gesamten menschlichen Schädels hauptsächlich von dieser großen Entwickelung der Hemisphären ab, so versteht man nun auch, daß diese Größe und die verschiedenen Dimensionen der gesamten Schädelwölbung, insbesondere aber die des Vorderhauptes, entschieden symbolisch sein müssen, für die Dimensionen dieser Hemisphären-Entwickelung überhaupt.

2. Was nun die mittlere Hirnabteilung betrifft, die sogenannten Vierhügel, so zeigte uns die Geschichte menschlicher Entwickelung, daß eine Zeit ist, wo sie den größten Umfang unter allen drei Abteilungen einnimmt, gerade so, wie sie auch in niedern Tieren (Mollusken, Insekten, Fischen) die alleinige, oder in den letzteren doch die größte zu sein pflegt, und dadurch eben schon im Embryo die größere Anlage auch des Mittelhauptwirbels bedingt. – Dadurch also, daß sie

da den Mittelpunkt des Nervenlebens darstellt, wo das Unbewußte durchaus in demselben vorherrscht, daß sie im reifern Organismus, wo jene enorme Entwickelung der Hemisphären, als der Organe des bewußten erkennenden Lebens, hervortritt, so ausnehmend klein erscheint (s. oben Fig. 16 II. b), und daß sie endlich stets im geraden Verhältnis des aus ihr hervortretenden Nervenpaares bleibt, und dieses Nervenpaar d a s des Sehorganes ist, des Organs, in welchem sich namentlich der Schlaf ankündigt, und von dessen Eindrücken (beim Schnelldrehen, Rückwärtsfahren usw.) leicht Üblichkeiten und Schwindel abhängen, spricht durchaus dafür, daß im Mittelhirn der Brennpunkt sei jener dunkeln und unbewußten Empfindungen und Gefühle, die erst in ihrem Abglanz auf bewußtes Seelenleben das darstellen, was wir unter dem Namen des Gemüts begreifen. Nehmen wir dann noch hinzu, daß entschiedene Messungen dargetan haben, daß im weiblichen Gehirn die Vierhügelmasse in der Regel größer erscheint im Verhältnis zum Ganzen, als im männlichen (womit die verhältnismäßig beträchtlichere Größe des Mittelhauptes gegen Vorder- und Hinterhaupt im weiblichen Schädel genau übereinstimmt), und ferner, daß es nicht an Erscheinungen in krankhaften Zuständen fehlt, allwo Verletzungen und Krankheiten des Mittelhirns, ebenso wie sie gewöhnlich das Sehvermögen lähmen, auch Störungen im unbewußten bildenden Leben nachsichziehen, so wird die entschiedene Beziehung des Mittelhirns auf die Region der dunkeln Gefühle der Seele immer unverkennbar*).

Ich muß hierbei noch insbesondere die Aufmerksamkeit des Lesers bei der eben erwähnten Tatsache festhalten, welcher zufolge das verhältnismäßig größere Mittelhaupt des Schädels am weiblichen Kopfe sich erklärte aus dem in diesem Geschlechte verhältnismäßig größern Mittelhirn, und zwar deshalb, weil man hieran jedenfalls den besten Anhalt finden wird, es sich deutlich zu machen, wie sehr das knöcherne Mittelhaupt durch das Verhalten des Mittelhirns immer-

*) Es besteht irgendeine Beziehung der Nase zu „Wittern und Erkennen"; eine Beziehung des Auges zu „Seele und Traum"; eine Beziehung des Ohres zu „Bewegung und Wille". Lg.

fort bestimmt werde, wenngleich zwischen dieses und die Wölbung des erstern eine so große Masse wie die der Hemisphären sich hereinlegt; eine Übereinstimmung, die man dadurch zumeist verstehen lernt, daß das Skelett, ebenso wie es in diesen Regionen zuerst nach der ursprünglichen Dreigliederung des Gehirns sich bildete und dieselbe dann zeitlebens festhielt, nun auch das relative Maß der einzelnen Hirnorgane gegeneinander fortwährend symbolisch nachweist, selbst da, wo es mit den entsprechenden Abteilungen des Hirns sich nicht unmittelbar mehr berührt (ungefähr ebenso wie die untern Rückgratswirbel immer ihre Wirbel-Abteilungen fest halten, obwohl das Rückenmark ihnen jetzt fehlt). 3. Die hintere Hirnabteilung, das sogenannte kleine Hirn, nähert sich in seinem Verhalten hinsichtlich des Entwickelungsganges wieder mehr den Hemisphären, d. h. es beginnt in der Tierreihe sowie im Embryo sehr klein, und unvollständig nach innerm Ausbau, und wächst bis zum vollkommenen Menschen fortwährend an Höhe, räumlicher und innerlich reicherer Ausbildung. Schon hierdurch ist demnach darauf gedeutet, daß in ihm eine Seite des Seelenlebens vertreten sein muß, welche dem höhern bewußten Geistesleben angehört. In Wahrheit sprechen die Versuche an Tieren sowohl, als Beobachtungen krankhafter oder verletzter Zustände des kleinen Gehirns im Menschen dafür, daß es die gegenwirkende, bewegende Richtung, mit einem Worte die Region des Triebes sei, welche hier ihren Mittelpunkt findet. Versuche von Rolando, Flourens, Hertwig und Budge zeigten, daß Zerstörung des kleinen Hirns die Tiere nicht betäubte, wie die Wegnahme der Hemisphären, im Gegenteil sie blieben fortwährend gegen Schmerzen empfindlich, aber sie hatten nicht mehr das Vermögen, ihren Bewegungen eine zweckmäßige Richtung zu geben. Nimmt man noch hinzu, daß das Gehör, dessen großes Sinnesnervenpaar aus dieser Hirnregion austritt, selbst ein Sinn für zarteste Bewegung sei, und daß das Rückenmark, als wesentliches Zentralorgan für die Bewegungen und Triebe des Stammes, seinen nächsten Herd im kleinen Hirn finde, so wird diese Bedeutung immer entschiedener, abgesehen noch davon, daß es, dem Gegensatze nach, in welchem Erkennen und Gegenwirken steht, kaum anders denkbar sei, als daß,

wenn das erste durch den vorwärts gekehrten Pol des Gehirns vertreten wird, das andere durch den rückwärts gekehrten vertreten sein müsse. — Auch das kleine Hirn ist nun im ausgebildeten Menschen oberwärts durch die hintern Lobi der großen Hemisphären von der Wölbung seines Wirbels getrennt, und füllt den letzten Schädelwirbel nur noch an seiner untern und Seitenfläche aus, und nichtsdestoweniger wird man auch hier das gesamte Hinterhaupt größer, und seine Wölbung höher finden, da wo ursprünglich dieser Teil des Hirns stärker angelegt war. Schon die Vergleichung männlicher und weiblicher Normalschädel ist hier entscheidend, denn die beträchtlichere Größe der ersteren (Leuret fand als durchschnittliches Verhältnis des männlichen zum weiblichen Schädel das von 561:538) wird nur dadurch gesetzt, daß Vorder- und Hinterhaupt im Manne im Verhältnis zum Mittelhaupte so viel bedeutender ist als in der Frau, welches, wie sehr es als symbolischer Ausdruck schärferer Intelligenz und stärkeren Willens und Triebes im Manne gegen die des Weibes angesehen werden dürfe, nunmehr sich von selbst verstehen läßt.

Überblickt man jetzt alle diese Ergebnisse der Forschung, so darf man jedenfalls die obige Frage: „ob wir physiologisch und psychologisch berechtigt seien, den einzelnen Hauptabteilungen des Hirns verschiedene Funktion und verschiedene psychische Signatur zuzuschreiben?" für genügend beantwortet betrachten, um die Symbolik der Schädelwölbung im allgemeinen danach zu bestimmen; nur möge man dabei folgende Betrachtung fest im Auge behalten. Im Gehirn wie in sämtlichen Nerven ist das erste, was sich entwickelt und die erste Form der Organe zusammensetzt, die reine nervose Zellsubstanz, sie ist das, woran die Innervation, das Lebensprinzip aller Nerven, erzeugt wird und woran es festhaftet; die Leitungsfasern dagegen das, woran die Innervation strömt und Empfindungen zum Hirn gebracht, Gegenwirkung vom Hirn aus vermittelt, und wodurch stete Verbindung aller haftenden Empfindungen, d. h. der Vorstellungen, bewirkt wird, sie bilden sich erst bei mehr vorrückender Gestaltung des Nervensystems und Gehirns, und stellen auf der Höhe der Entwickelung durch ihr großes Leitungssystem eine solche feste Totalität her, daß

dadurch begreiflicherweise auch alles vollkommene Lokalisieren einzelner psychischen Richtungen zur wahren Unmöglichkeit wird, so sehr es in der ersten Anlage zugegeben werden kann. Das ist es ja, was dann den wirklich wissenschaftlichen Anatom und Physiologen an der gewöhnlich sogenannten Phrenologie mit einer Art von moralischem Ekel erfüllt, wenn er bei Betrachtung der in ihre Windungen schön gefalteten Oberfläche der Hemisphären, deren jeder Teil dieselbe innere Struktur hat, jeder Teil im innigsten Verein zum andern steht, jeder Teil aus einer und derselben Hauptmasse des Gehirns sich hervorbildete, sich vorerzählen lassen soll: „in dieser Stelle stecke das Gewissen, in dieser die Idealität, in dieser die Theosophie, in dieser der Mordsinn" usw., — nur der, dem die Wissenschaft selbst ihre Hallen geöffnet hat, wird imstande sein, eine solche Absurdität ganz zu empfinden, und es liegt eben darin freilich auch der Grund davon, daß alle Autoritäten dieses Fachs, von Cuvier an bis auf Sömmering, Meckel, Tiedemann, Rudolphi, Müller und andere sich hier stets unwillig abgewendet haben. Aus eben diesem Grunde aber wäre es nun eine nicht geringere Absurdität, wollte man im ausgebildeten Menschen auch Intelligenz, Gemüt und Willen dergestalt lokalisiert betrachten, daß sie gleichsam jede in einer der drei Hirnabteilungen sich eingesperrt fänden; die Absurdität würde um so größer sein, da in jedem Augenblick unser Bewußtsein uns sagen kann, daß, sobald unser Geistesleben, eben durch jene millionenfältigen Leitungen, zur höhern Einheit erhoben worden ist, es nie sich beurkundet, ohne in einem und demselben Moment Erkenntnis und Fühlung von irgend etwas,und Willen zu irgend etwas (und wäre es nur eben den Willen dies zu denken) zu bewähren. Etwas anderes ist es daher, wenn wir von der ersten Anlage dieser Gebilde handeln, wo Leitungsfasern noch gar nicht, oder nur unvollkommen entwickelt sind, wo dann auch von feinern Nüanzierungen des Seelenlebens überhaupt noch gar nicht die Rede sein kann, und wo, außer der allgemeinen Anlage zu den großen und für immer wesentlichen drei Richtungen dieses Seelenlebens, noch gar keine Art von Tätigkeit und keine höhere Einheit angenommen werden darf. Hier werden wirklich jene drei

Grundrichtungen noch mehr lokalisiert erscheinen, und hier muß dann notwendig auch, je nachdem die Individualität der Idee von Anfang an gesetzt ist, und folglich eben ein, gerade dieser Individualität eigentümliches Verhältnis jener drei Grundrichtungen im Leben daraus hervorgehen soll, stets bald die eine Hirnabteilung stärker, bald die andere schwächer akzentuiert erscheinen, und darin also es sich andeuten, ob hier künftig das Gefühl vorwalten solle vor Erkennen und Wollen, oder umgekehrt das Erkennen und Wollen vor dem Gefühl, oder Erkenntnis vor den letztern beiden, oder Willenskraft und Trieb vor den beiden andern usw.; Verschiedenheiten, welche in dieser Einfachheit natürlich späterhin nicht bleibend sind, sondern durch besondere Entwickelung, Sinneseindrücke, Lebenserfahrungen usw. im einzelnen tausendfältig modifiziert werden. Die so besonders akzentuierte Hirnabteilung wird dann, wie diese Regionen überhaupt, zeitlebens die Signatur der ihr ursprünglich zugeteilten Seelenrichtung behalten, sie wird nun jedenfalls gleich in ihrem ersten Auftreten etwas mächtiger an Bildung sein, und eben dadurch auch eine stärkere Entwickelung ihres Schädelwirbels setzen, und so wird man begreifen, inwiefern nun die entweder stärkere oder schwächere Ausbildung eines solchen Wirbels und seiner Wölbung insbesondere, für immer das wahrhafte physiologisch und psychologisch begründete Symbol sein muß eines gewissen eigentümlichen Grundverhältnisses der wesentlichsten Richtungen und Kräfte einer menschlichen Seele; eine Erkenntnis, zu welcher ich eben meine Leser zu führen wünschte, um dadurch ihnen einen wahren wissenschaftlichen Anhalt zu verschaffen für das Nähere der Symbolik des menschlichen Hauptes. – Ist doch diese Symbolik nur zu verstehen, wenn man von dem wichtigsten Gebilde, über dessen besonderes Verhältnis sie eben Kunde geben sollte, eine einigermaßen deutlichere Vorstellung gewonnen hat, was allerdings nicht so gar leicht ist. Wie sonderbar z. B. würden schon die meisten überrascht werden von den Worten, mit welchen einer der tüchtigsten Anatomen und Physiologen, Thomas Sömmering, ein Kapitel über das Hirnleben anfängt: „Hirnmasse ist zum Leben nicht notwendig", und doch rechtfertigt er diesen Satz alsbald hinreichend durch Anführung

der Fälle von Mißgeburten, welche, ohne Hirn, ja zuweilen auch ohne Rückenmark zur Welt gekommen, nicht nur eine kräftige Ernährung zeigten, sondern zuweilen auch noch eine kurze Zeit fortlebten, schrien und saugten. Ebenso gehören dahin die Beispiele von niedern Tieren, Schildkröten namentlich, die nach Wegnahme des Hirns Monate lang noch lebten. — Man gewinnt durch Betrachtungen dieser Art sicher wieder viel für Verständnis des eigentümlichen, ich möchte sagen imponderabeln Lebens dieses geheimnisvollen Organs, man betrachtet gleichsam seine ganze Existenz von da an nur als ein irdisches Symbol eines geistigen Daseins, und sieht deshalb leichter ein, inwiefern gewisse große wesentliche Richtungen dieses geistigen Daseins durch gewisse nicht minder große und wesentliche Abteilungen des Hirnbaues symbolisch sich ausdrücken, und wie endlich diese Symbolik sich notwendig auch dem durch das Hirn bestimmten Schädelgewölbe mitzuteilen gezwungen wird.*) Nach allen diesen Vorbetrachtungen möchten wir nun so weit vorgerückt sein, die Form des Schädels selbst und zwar zuerst nach ihren Maßen, also in organoskopischer Beziehung, ihrer möglichen Verschiedenheit nach, und je nach der symbolischen Bedeutung dieser Verschiedenheit, in nähere Untersuchung zu nehmen. — Auch hier ist es notwendig, zuerst die Norm zu kennen und festzustellen, ehe man die Abweichungen beachtet, und da oben bei der idealen Proportion der gesamten menschlichen Gestalt nur dessen gedacht ist, daß der Regel nach die Länge und Höhe des Kopfs (mit Ausschluß des Unterkiefers) durch die Größe eines Modul bestimmt werde, sowie der größte horizontale Umfang des Schädels durch drei Modul, so sind jetzt nun auch noch die nähern Bestimmungen über die normalen Verhältnisse der drei Schädelwirbel in Breite, Höhe und Länge nachzutragen; denn nur erst wenn die reine Mitte der Bildung genau bekannt ist, können die Abweichungen ihrem Sinne nach

*) Hier sei erinnert an die Philosophie Schopenhauers, welche Carus erst im hohen Alter kennen lernte, wonach das Gehirn Ausdruck für die Welt als Vorstellung nicht aber Ausdruck des Lebenswillens ist. — Es ist beachtenswert, daß das Gehirn, dies bloße Instrument des Geistes, kalt ist und keine Empfindung hat; dagegen ist der Herzmuskel überaus reizbar und heiß. Lg.

richtig gedeutet werden. — Es wird am kürzesten sein, hier sogleich die mittlern Maße nach dem Modul neben der Abbildung beizufügen, wobei immer M.° den Modul, M.′ die Minute ($^1/_{24}$) und M.″ die Sekunde ($^1/_{72}$) des Moduls bezeichnen.

Fig. 17

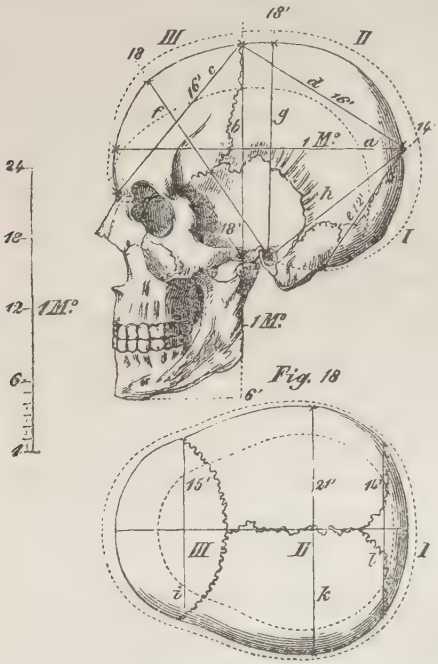


Fig. 18

Es kommt bei einer solchen Messung also insbesondere darauf an, vom Verhältnis teils des ganzen Schädels, teils der einzelnen Wirbel die Maße festzusetzen. Als mittlere finden sich dann folgende: Fig. 17 a Länge 1 M.°, b Höhe nebst Oberkiefer 1 M.°, ohne Oberkiefer 18 M.′, c Länge des Vorderhauptwirbelbogens 16 M.′, d Länge des Mittelhauptwirbelbogens 16 M.′, e Länge des Hinterhauptwirbelbogens 12 M.′. — Was die Höhe der Wirbelbogen betrifft, so kann man sie bei unzerschnittenem Schädel nicht direkt messen, und deshalb habe ich in meiner Kranioskopie vorgeschlagen, den äußern Gehörgang zum festen Stützpunkt dieser Messungen zu machen.*) Es ergibt sich dann f Höhe des Vorderhauptwirbelbogens 18 M.′, g Höhe des Mittelhauptwirbelbogens 18 M.′ und h Höhe des Hinterhauptwirbelbogens 14 M.′.

Fig. 18 läßt dann die Breite der Wirbel messen, i des Vorderhauptes 15 M.°, k des Mittelhauptes 21 M.′ und l des Hinterhauptes 14 M.′.

*) Zu diesen, wie zu allen Messungen gewölbter Flächen, muß man sich des Tasterzirkels bedienen.

Die Erscheinung dieser Maße, wie sie sich an verschiedenen Menschen in so unendlicher Verschiedenheit ergeben, ist nun eigentlich Das, was mit dem Namen der Kranioskopie bezeichnet werden muß, und ein besonderes Verweilen hierbei wird demnächst unerläßlich. – Die Aufgabe derselben kann im Allgemeinen so gestellt werden: daß man sich eine möglichst genaue Kenntnis verschaffen solle, von den räumlichen Verhältnissen sowohl des Schädels im Ganzen, als der drei einzelnen Schädelwirbel im Besondern, und zwar zu dem Ende, um daraus einen Schluß ziehen zu können, teils bis zu welchem Grade räumlicher Entwicklung das Organ geistigen Seelenlebens, das Gehirn, überhaupt, und insbesondere in seinem größten Gebilde, den Hemisphären, gelangt sei, teils in welchem Verhältnis die drei ursprünglichen Abteilungen des Gehirns, Hemisphären, Vierhügel und kleines Hirn, als den ursprünglichen Vertretern der drei großen Richtungen alles Geisteslebens, Erkennen, Fühlen und Wollen, ihrer besondern Accentuierung nach, sich befinden. – Hat man nun den wirklichen Schädel vor sich, so wird die Ausmessung nach der eben gegebenen Methode ziemlich einfach: – zuerst (vorausgesetzt, daß man zugleich an dem zum Schädel gehörigen Skelet die Wirbelsäule untersuchen könne) ist der Modul eben dieser besondern Persönlichkeit zu bestimmen, dann aber zu untersuchen, ob der Längendurchmesser des Kopfs sowie die Höhe (immer ohne Unterkiefer, aber die Höhe der Zähne des Oberkiefers mitgemessen) diesem Modul genau entsprechen, und ob der Schädelumfang wirklich drei Modul messe, oder nicht.*) – Mit großer Bestimmtheit

*) Ich halte diese Bestimmung für eine sehr wichtige Bereicherung derjenigen Ausmessungsmethode, welche ich in meinen frühern Schriften über Kranioskopie dargestellt habe, weil hier auch gleich der Mensch als sein eigenes Maß, wie es immer sein soll, genommen wird. Die Entdeckung des Moduls hatte ich damals noch nicht gemacht. – Aus dieser Art

wird sich hierbei schon ergeben, ob für diesen Körper der Schädel groß, oder mittelmäßig, oder klein zu nennen sei – Momente, welche für den Schluß auf Gesamtentwicklung des Hirns allemal sehr bedeutungsvoll genannt werden müssen. – Fehlt freilich die Möglichkeit, am Rückgrat den wahren, diesem Individuum eigenen Modul zu finden, so wird man sich nur auf Ausmessung von Länge, Höhe und Umfang des Schädels nach pariser Zollen oder Centimetern beschränken müssen, und hat sich dann zu erinnern, daß die normale mittlere Länge des Moduls 18 Centimeter oder 6″ 8‴ betrage, also der normale mittlere Schädelumfang 0,54 Meter oder 20 pariser Zoll enthalten solle; eine ganz genügende Schärfe in Beurteilung des individuellen Verhältnisses wird indes freilich alsdann nicht möglich sein, weil eben die genaueste Darstellung des möglichst Subjectiven hier jedesmal die Hauptaufgabe bleibt.

Ferner zur Ermittlung des Größenverhältnisses der einzelnen Schädelwirbel übergehend, bleibt die mittels eines Tasterzirkels auszuführende, und am besten nach Centimetern oder Zollen zu bestimmende Messung der Linien c f i für den Vorderhauptwirbel, d g k für den Mittelhauptwirbel, und e h l für den Hinterhauptwirbel das Wichtigste, denn man wird hiermit für jeden Wirbel die Länge, die Breite und die Höhe (diese freilich nicht unmittelbar, sondern nur durch die Linie von der Ohröffnung zum Wirbelbogen, welche einen Schluß erlaubt auf die eigentliche Höhe) bestimmt haben, und daraus einen Schluß auf das ursprüngliche Verhältnis der drei Hirnabteilungen zu ziehen berechtigt sein.

Endlich ist denn auch am Schädel noch, nach dem Vorgange von Morton, die unmittelbare Messung des Kubikinhalts der Schädelhöhle selbst tunlich, und kann, wie eben Morton's Vergleichung der Hauptstämme der Menschheit nach

---

der Messung wird sich dann zuweilen ergeben, daß ein an sich ziemlich großer Schädel gegen den Modul dieses Menschen klein genannt werden müsse, während ein anderer für klein gehaltener Kopf gegen den Modul dieses andern Menschen eigentlich wirklich groß ist, was denn natürlich die Bedeutung des Maßes sehr ändert.

ihrem kubischen Schädelinhalt zeigt, zu sehr interessanten Resultaten führen*). Eine solche Messung wird am besten vollzogen, indem man die größern Öffnungen des Schädels in den Augenhöhlen u.s.w. mit Baumwolle verstopft und nun durch das große Hinterhauptloch die ganze Schädelhöhe mit kleinen Schrotkörnen anfüllt. Hat man sich dann überzeugt, daß der ganze Innenraum sorgfältig ausgefüllt ist, so füllt man die Schrotkörner aus und mißt deren kubischen Gehalt, indem man irgend ein beliebiges Hohlmaß damit erfüllt. – Das Resultat, welches man hierbei erhält, ist natürlich deshalb sehr merkwürdig, weil es den unmittelbaren Ausdruck gewährt für die Ausdehnung in Kubikzollen, zu welcher sich das Hirn, welches im Leben diese Höhle genau ausfüllte, entwickelt hatte; ein Resultat, zu welchem man durch die äußere Messung des Schädels allerdings nicht ganz mit derselben Sicherheit gelangt, weil die Wandungen des Schädels doch keineswegs immer von gleicher Stärke sich zeigen.

Ein Anderes ist es nun, wenn man nicht den Schädel unmittelbar vor sich hat, sondern entweder den ganzen Menschen, oder den scharfen Gipsabguß eines menschlichen Hauptes**), allwo dann begreiflicherweise niemals alle obenerwähnte Maße genommen werden können. – Zu beginnen ist auch hier mit der Bestimmung der Länge und Höhe des Kopfs und des Kopfumfanges; und zwar, wo immer tunlich, nach dem Maße des vom Rückgrat abgenommenen Moduls, oder, will man die Maße in Tabellen einfügen, nach Zentimetern oder Zollen, damit man nämlich in solchen Fällen, wo der Modul nicht bestimmt werden konnte, eine tabellarische Übereinstimmung herzustellen imstande sei. Ich werde weiter unten ein Schema zu solchen Tabellen beifügen, bemerke aber hier schon, daß, um dann die Übereinstimmung mit Messung bloßer Schädel vollständig zu machen, man wohltun wird, die einzelnen Maße durch Abzug der anzunehmenden Stärke der Hautbedeckungen (sie sind am

*) Morten, Waitz: Indianer Nordamerikas. Leipzig 1865. Lg.

**) Leider findet man bisher in den Sammlungen bedeutender Kopfformen noch so sehr das Abformen der gesamten Kopfform vernachlässigt, und so häufig nur Masken abgenommen, welche dann, hinsichtlich des zuletzt doch allein entscheidenden Schädelbaues, nur über das Vorderhaupt ein Urteil zulassen.

Kopfe jedesmal etwa auf 1‴ anzuschlagen, so daß von jedem Maße 2‴ abzuziehen wären) auf das Maß des Schädels selbst zu reduzieren.

Sind die allgemeinen Maße angenommen, so schreitet man auch hier zu der, soweit sie möglich ist, besondern Bestimmung der einzelnen Schädelwirbel. Nötig ist es, hier sich eines Tasterzirkels zu bedienen, welcher leicht und ohne zu verletzen aufgesetzt werden kann. Ich bediene mich seit Jahren eines nach folgender Form, Fig. 19, konstruierten, an welchem eine Schraube bei a zum Feststellen der gefundenen Entfernung dient, auch das Maß der Entfernung zwischen den Köpfen bb mit auf den Gradbogen c aufgetragen sein kann, um dort gleich abgelesen zu werden.

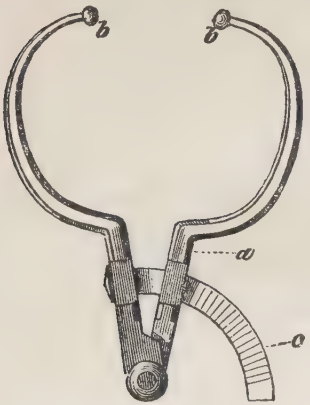


Fig. 19

Um die Höhe des Vorderhauptes zu nehmen, setzt man einen Knopf in den Eingang des Ohrs und den andern auf den am höchsten gewölbten mittlern Punkt der Stirn; um die des Mittelhauptes bewegt man den Knopf von der Stirn dann auf den höchsten Punkt der Scheitelwölbung, und um die des Hinterhauptes zu nehmen, bewegt man denselben Knopf dann auf die Mitte der am stärksten vorragenden Wölbung des Hinterhauptes. Nach genommenen Höhen geht man zur Bestimmung der Breiten der Schädelwirbel über. Die größte Breite des Vorderhauptes ist immer zu nehmen zu beiden Seiten der Stirn, da wo der untere Teil der Kranznaht sie mit den Scheitelbeinen verbindet; die des Mittelhauptes zu beiden Seiten der Scheitelbeine an der Stelle, welche die Anatomen den Scheitelhöcker (tuber parietale) nennen, endlich die des Hinterhauptwirbels hinter den Zitzenfortsätzen der Schläfenknochen, wo Hinterhauptbein und Schläfenknochen sich verbinden. — Nun bliebe die Länge zu bestimmen, allein diese ist höchstens nur vom Vorderhauptwirbel in dem Falle noch zu messen, wenn man, bei sehr magerer Kopfhaut und stark

ausgedrückten Nähten, imstande ist, die Stelle zu fühlen, wo Stirn und Scheitelbeine in der Gegend der ehemaligen großen Fontanelle zusammenstoßen. Ist dies zu fühlen, so wird die Weite von da zur Nasenwurzel die Länge des Vorderhauptwirbels geben. Das Maß von der Kranznaht bis zur Hinterhauptnaht, oder die Länge des Mittelhauptwirbels ist am Lebenden fast nie zu entdecken, die des Hinterhauptwirbels begreiflicherweise gar nicht, weil der Hinterrand des großen Hinterhauptloches durch die Nackenmuskeln verdeckt wird.

Auf diese Weise wäre denn alles wesentlich Meßbare am Schädel bestimmt, und wir könnten nun zur Bedeutung der gefundenen Verschiedenheiten übergehen, nur daß ich noch bemerke, es sei nicht unwichtig für die beim Antlitz zu erwägende Physiognomik der Sinnesorgane, hier gleich mit durch den Tasterzirkel zu bestimmen, in welcher Entfernung die Schädelgebilde die großen Sinnesorgane des Gesichts und Gehörs auseinanderhalten. Nimmt man daher erstens noch die Breite des Schädels, da wo er rechts und links die Hörorgane einschließt, d. h. von einer Außenfläche des Schuppenteils eines Schläfenbeins bis zur andern, ein Maß, welches in der Regel 2 Modulminuten weniger als die Breite des Mittelhauptes, also 19 M.' halten wird, dann aber die Breite von einem obern Außenrande der knöchernen Augenhöhle, da wo der Jochfortsatz des Stirnbeins an das Jochbein stößt, zum andern, ein Maß, welches in der Regel eine Modulminute weniger als die Breite des Vorderhauptes, also 14 M.' beträgt, so hat man noch zwei Dimensionen, welche für die Entwickelung dieser großen Nervensinne nie ohne Bedeutung sein werden, indem man bei großen starken Sehorganen die letztere, bei sehr entwickelten, den Felsenbeinen der Schläfenknochen eine größere Ausdehnung gebenden Hörorganen, das erstere bedeutender finden wird, und umgekehrt.

Alle diese Maße lassen sich sonach auf folgende Weise in tabellarischer Form sammeln, und man braucht sich nur Tabellen über sehr verschiedene Individualitäten anzulegen, und darin wenigstens die wichtigsten Maße einzutragen, um alsbald bei der Vergleichung *das Symbolische* in der Verschiedenheit solcher Messungen deutlich zu erkennen.

Name, Geschlecht und Alter der Person und Angabe, ob über das Leben, über Gyps oder über den Schädel gemessen	Höhe des Schädels mit Oberkiefer	Länge des Schädels	Umfang des Schädels	Kubischer Gehalt der Schädelhöhe	Vorderhauptwirbel			Mittelhauptwirbel			Hinterhauptwirbel			Gehörbreite	Gesichtsbreite	Länge des Moduls der Person
					Höhe	Breite	Länge	Höhe	Breite	Länge	Höhe	Breite	Länge			
Schiller, Gyps-Schädel, 46 Jahr	6″ 9‴	7″ 1‴	20″ 4‴	—	5″ 2‴	4″ 8‴	4″ 9‴	5″ 4‴	5″ 10‴	4″ 9‴	3″ 9‴	3″ 9‴	3″ 9‴	5″ 4‴	4″ 4‴	wahrscheinlich 6″ 8–9‴
weiblicher Gyps-Schädel, Idiot, 22 Jahr	5″ 2‴	5″ 8‴	16″ —	—	4″ 1‴	3″ 11‴	3″ 6‴	3″ 6‴	4″ 4‴	3″ 6‴	3″ 3‴	3″ 7‴	2″ 9‴	4″ 3‴	3″ 9‴	wahrscheinlich kaum 5″ —

Man darf jetzt nur einen Blick werfen auf die verschiedenen Messungen, die sonach, bei ganz genauer Bestimmung, an einem menschlichen Schädel zu machen sind, und zu bedenken, daß sie alle großen Schwankungen in verschiedenen Individuen unterliegen, und jedenfalls wird es sich, da in diesen Formen am wenigsten irgend eine Abweichung bedeutungslos sein kann, äußerst bestimmt herausstellen, welch weites Feld hier der Symbolik gewährt sein müsse. – Es ist aber nun an der Zeit, die Bedeutung der wesentlichsten Formenverschiedenheiten selbst festzustellen.

Fig. 20

Fig. 21

Was zunächst die Größe oder Kleinheit des Schädels betrifft, so ist darüber schon in der allgemeinen Symbolik, bei dem Verhältnis zwischen Kopf und Rumpf, das Wichtigste erwähnt worden; namentlich ist bereits gesagt, daß jede enorme Vergrößerung ebenso, wie jede zu beträchtliche Kleinheit (z. B. statt 24, 30 bis 34 M.', oder bloß 16 bis 18 M.' des Längendurchmessers) notwendig auf einen schlechten Zustand der Geistesfunktionen, und im äußersten Falle, allemal auf Idiotismus deute. Als Beispiele dieser Extreme sehe man hier die nach gleichem Maßstabe gezeichneten beiden Köpfe: den eines Idioten aus Paris, Fig. 20, und den des wasserköpfigen Engländers Cardinal, Fig. 21.

Was dagegen anbelangt die mäßigen Vergrößerungen, oder die etwas geringern Entwickelungen des Schädels, so kann deren Symbolik nie allein nach der Räumlichkeit überhaupt, sie muß vielmehr ent-

schieden nach dem Entwickelungswerte der einzelnen Wirbel bestimmt werden. – Wirklich kann, bei sehr verwandten räumlichen Verhältnissen im allgemeinen, oft das Resultat der geistigen Bedeutung sehr verschieden sein bei verschiedener Entwickelung der besondern Wirbelregionen, ja wir werden bei der Physiognomik des Schädels noch zu bemerken haben, daß selbst die bloße räumliche Entwickelung der drei Wirbel gegeneinander noch allein nicht entscheidet, sondern daß auch die feinere, und in der Gestaltung der Oberfläche schlechtere oder schönere und mannigfachere Modellierung der einzelnen Wirbel, gar sehr mit in Betrachtung zu nehmen ist, um den Wert derselben für geistige Anlagen zu bestimmen. Hier muß also wirklich das Auge des Beobachters mit der Messung Hand in Hand gehen, denn unmöglich können alle einzelnen Nüancen besonders zur Darstellung gelangen. Was sich im allgemeinen über diese Verhältnisse aussprechen läßt, möchte nur folgendes sein.*) Der im ganzen groß zu nennende Schädel. Er wird bei edler Form und bei einem feinern relativen Gleichgewicht der drei Wirbel, doch so, daß immer ein entschiedenes Akzentuiertsein auf das Vorderhaupt fällt, stets ein sehr günstiges Prognostikon für geistiges Vermögen gewähren; der Genius selbst, zumal wenn er sich durch Erfassen und Beherrschen eines großen Reichtums von Vorstellungen ausspricht (also im ganzen mehr bei den Genien der Wissenschaft, als denen der Kunst oder des praktischen Lebens), wird durch einen Schädel dieser Art sich verraten. Die Schädel eines Alex. v. Humboldt, G. Cuvier, Kant, Lessing zeigen sich von solchem Baue, und Aristoteles, wenn irgend hierüber Kenntnis zu erlangen möglich wäre, müßte ganz besonders eine Schädelform solcher Art gehabt haben. Die Höhe und Breite des Vorderhauptwirbels pflegt hier gewöhnlich besonders sich auszuzeichnen, und es liegt

*) Ich möchte hinweisen auf folgende durch Experiment gefundene Tatsache. Die Größe oder Kleinheit von Organen hängt mit ab von den sichtbaren Maßen des Wachstums- oder Lebensraums. Es werden z. B. dieselben Fische größer in einem weiten Becken, kleiner in einem engen. – Es ist nicht gleich ob man aufwächst in Schloß oder Hütte.

Lg.

noch eine eigene Symbolik in der letztern; denn indem diese Breite doch eigentlich darauf besonders beruht, daß die beiden Seitenhälften des Gehirns, und namentlich der großen Hemisphären, überhaupt zu bedeutender Masse sich entwickeln und in recht starkem Gegensatze auseinandertreten, so geht diesem Auseinanderlegen, dieser Analysis der Form, auch gewöhnlich ein Reichtum und eine Analysis der Tätigkeit parallel, und wir finden nicht nur, daß in Seelen

Fig. 22

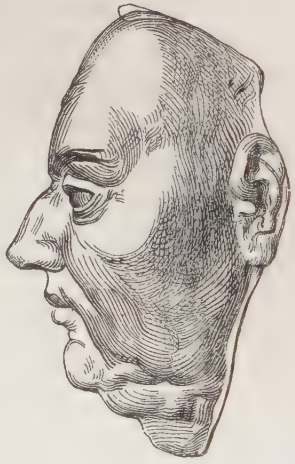


Fig. 23

dieser Art große Massen von Vorstellungen sich häufen und erhalten können (also ein reiches kräftiges Gedächtnis, — Mnemosyne, die Mutter der Musen), sondern wir finden zugleich auch, daß jenes Trennen und Auseinanderhalten der Vorstellungen und Begriffe, welches das erste Erfordernis philosophischer Erkenntnis und wissenschaftlicher Schärfe genannt werden kann, häufiger in der bewußten Seelenregion solcher Individuen vorkommt, in deren unbewußtem Bildungsleben eine ähnliche analytische Richtung der auseinanderstrebenden Hirnsubstanz sich offenbarte. Sehr merkwürdig ist mir in dieser Hinsicht namentlich auch die erst neuerlich in meine Sammlung gelangte Totenmaske Dr. M. Luthers gewesen, von welcher ich eben deshalb hier Vorder- und Seitenansicht beifüge.

In ihm mißt die Höhe des Vorderhauptwirbels, wie bei manchen andern geisteskräftigen Naturen, 5″ 4‴; besonders aber fällt die bedeutende Breite desselben auf, welche fast volle 5 pariser Zoll beträgt und die Breite der Stirn Kants übertrifft, wodurch denn der Stirn eine Macht gegeben ist, ganz wie sie sein mußte für einen Mann, dem die Aufgabe geworden war, in solcher Weise Geistesschranken zu sprengen. – Gerade das Entgegengesetzte gilt nun von denen, deren Vorderhaupt bei mäßiger Breite durch ausnehmende Höhe sich auszeichnete, und dadurch eine außerordentliche Entwickelung der mehr zu einem Ganzen konzentrierten Hemisphären verrät. Auch hier besteht eine gewisse Parallele zwischen Bewußtem und Unbewußtem, und jenes Konzentrieren bildet im Geistigen sich dar durch die Macht, mit welcher es einen und nur *diesen* Ideengang zu verfolgen imstande ist. Das Vorderhaupt Napoleons von 5″ 8‴ Höhe, bei nur 4″ 6‴ Breite, gehört hierher als eins der schlagendsten Beispiele, während das erwähnte Vorderhaupt von Kant nur 5″ 3‴ Höhe, aber dafür ziemlich 5″ Breite gewährt. – Ein im ganzen großer Schädel dagegen, der im Vorderhaupt nicht wenigstens die Höhe von 5″ erreicht, wird nie ein besonders gutes Prognostikon für die Intelligenz des Menschen abgeben.

Von besonderem Gewicht ist es ferner, eben bei größern Köpfen, mit gut wenn auch nicht außerordentlich entwickeltem Vorderhaupt, auf die *Ausbildung des Mittelhauptes* zu achten; denn in der Regel wird man finden, was sich durch das Frühere nun vollkommen verstehen läßt, daß da, wo der Mittelhauptwirbel, die Wölbung der Scheitelbeine, sehr mächtig hervortritt, das Gemüt entschiedener seine Rechte behauptet. An Menschen von wärmerem Gefühl, solchen die zur Kunst oder Religion sich wenden, die liebebedürftig ins Leben treten, wird man fast immer eine bedeutende Entwickelung des Mittelhauptes wahrnehmen, dieser Wirbelbildung, welche, obwohl durch die Ausbreitung der Hemisphären wesentlich vergrößert, doch zeitlebens, wie der Schatten einer frühern Periode, dasjenige Verhältnis festhält, in welchem gerade das Zentralgebilde unbewußten Seelenlebens, das Mittelhirn, den andern

beiden Zentralmassen gegenüber ursprünglich akzentuiert worden war. — Bei Ausmessung vieler bedeutender Individuen habe ich darüber interessante Beispiele gesammelt, und ehe ich deren mehrere anführe, will ich nur auch hier darauf aufmerksam machen, daß abermals eine bemerkenswerte Verschiedenheit zwischen Höhe und Breite nicht verkannt werden darf. Ist doch auch in der Gefühlsregion der Unterschied zwischen einem gewissen Analytisch-Antithetischen und einem Konzentrierten, Synthetischen sehr bezeichnend. Das Letztere, wo alle Wärme des Gefühls in einem, und eben darum am meisten in einem Übersinnlichen (denn das Wirkliche ist immer zugleich eine Vielheit) zusammenwirkt, steigert sich zuletzt zur Schwärmerei, und wird eher vorkommen, wo der Gegensatz zwischen den Seitenhälften der Hirngebilde geringer ist; das Erstere, wo das Gefühl gegen bestimmte Wirklichkeit mit ganzer Kraft sich richtet, wird dagegen leichter da vorkommen, wo auch das ihm charakteristische Hirngebilde, vermöge der ursprünglich und ganz unbewußt dort waltenden Bildungsidee, ein entschiedeneres Auseinandertreten seiner Seitenhälften erfahren hat*). — Nun ist übrigens das Mittelhaupt diejenige Kopfgegend, welche schon naturgemäß allemal als die größere erscheint, und daß dies ebenfalls als eine gewisse bleibende Abspiegelung der frühesten schnell vorübergehenden embryonischen Bildungsperiode betrachtet werden müsse, in welcher das Mittelhirn als höchste und relativ größte Hirnmasse existiert, kann wohl nach dem oben Mitgeteilten nicht mehr zweifelhaft sein, und will man daher seine besondere Vergrößerung richtig beurteilen, so muß man danach gehen, ob es auch diesem Verhältnisse nach wirklich als größer angesehen werden dürfe. — Ferner ist das Mittelhaupt, aus dem Grunde, daß dem weiblichen Leben die unbewußte Seele und das Gemüt mehr eignet als dem männlichen, im Weibe verhältnismäßig der Regel nach etwas größer als im Manne, und auch hierauf ist dann gebührende Rücksicht zu nehmen. Bei alledem kommen in diesen Größen doch noch viele Variationen vor, und in

*) Es dürfte überall eine Symbolik der verschwimmenden oder der artikulierten Gebilde zu beachten sein.

Frauen sowohl als bei Männern wird man, wenn man viele Köpfe vergleicht, hundertfältig sich überzeugen, daß Personen mit besonders großem Mittelhaupte reicher an Gefühl zu sein pflegen als diejenigen, bei denen diese Schädelregion verhältnismäßig mehr zurücktritt. – Schon das Beispiel von Schillers Schädel mit 5″ 10‴ breitem und 5″ 4‴ hohem Mittelhaupt, das von Felix Mendelssohn und Thorwaldsen, beide mit 5″ 7‴ hoher und ebenso breiter mittlerer Schädelregion und von Rauch mit 5″ 7‴ hohem und 5″ 9‴ breitem Mittelhaupt, während bei L. Tieck nur 5″ 4‴ die Höhe und Breite dieser Gegend ausmacht, und bei allen diesen die Höhe des Vorderhauptes doch beträchtlich über 5 Zoll beträgt, ist merkwürdig. Auch die Verhältnisse des Mittelhauptes bei dem genialen Arzt Malfatti, in dem niemand eine Neigung zur Schwärmerei verkennen konnte, und in welchem ich bei ebenfalls 5″ hohem Vorderhaupt die Höhe des Mittelhauptes 5″ 7‴ fand, während die Breite desselben nur 5″ betrug, bezeugt sehr das Bedeutungsvolle dieser Verhältnisse. Wie sehr endlich auch bei höchster wissenschaftlicher Richtung, und sehr bedeutender Ausbildung der intelligenten Region, die des Gefühls entwickelt sein kann, zeigt J. Kant, der bei einem Vorderhaupt von 5″ 4‴ Höhe und 4″ 11‴ Breite ein Mittelhaupt von 5″ 8‴ Höhe und 5″ 10‴ Breite besaß. – Auch in Frauen kommen sehr merkwürdige Verhältnisse des Mittelhauptwirbels vor. So ist es z. B. interessant in der Vergleichung der beiden großen Bühnenkünstlerinnen: der Schröder, und ihrer Tochter der Schröder-Devrient, wo in beiden das Vorderhaupt das, für den weiblichen Schädel immer beträchtliche, Maß von 4″ 8‴ Höhe zeigte, das Mittelhaupt der Mutter nur 4″ 10‴ hoch und 5″ 1‴ breit zu finden, während das der Tochter 5″ Höhe und 5″ 6‴ Breite betrug, ein Ergebnis, welches jeder, der die Darstellungen von beiden gesehen hat, für den Grad der Wärme des Gefühls stets als sehr charakteristisch wird anerkennen müssen. Die ebenfalls berühmte Sängerin Ungher-Sabatier gleicht der letztern auch in ihren Maßen vollkommen und zeigte nur in der Höhe des Vorderhaupts und der Breite des Mittelhaupts 1‴ weniger, während die nicht minder berühmte Sontag-Rossi sich überhaupt durch die be-

sonders harmonische Ausbildung aller drei Schädelgegenden auszeichnete und bei einer Höhe des Vorderhauptes von 4″ 10‴ eine Höhe des Mittelhauptes von 5″ 2‴ und eine Breite von 5″ 5‴ wahrnehmen ließ. Die sehr geschätzte englische Schriftstellerin Mrs. Sarah Austin maß dagegen bei einer Höhe des Vorderhauptes von fast 5″, im Mittelhaupte 5″ 6‴ Höhe und 5″ 9‴ Breite. — Im allgemeinen kann man also annehmen, daß ein im ganzen größerer Schädel, der im Mittelhaupte nicht mindestens 5″ in Höhe und Breite erreicht, ein nur ungünstiges Zeugnis für die Gefühlsregion ausstelle.

Wir gelangen nun zur Betrachtung der Region des Hinterhauptes größerer Schädel, und man darf hier es aussprechen, daß, wenn bei einem im ganzen großen Kopfe und doch weniger hervorgehobenen Vorderhaupte die Akzentuierung auf das kleine Gehirn, und infolgedessen auf den hintern Schädelwirbel fällt, der Charakter mehr auf jene materielle Tüchtigkeit und Tatkraft hinweiset, deren ich schon früher bei Erwägung des Verhältnisses zwischen Kopf und Rumpf gedacht habe, indem ich sagte, daß durch gewisse größere Kopfformen die gesunde Kraft der eigentlichen Volksmasse recht bestimmt repräsentiert werde. — Sonst, was das Hinterhaupt an und für sich betrifft, muß ebenfalls wieder die Richtung nach Höhe und Breite, als verschiedene Bedeutung tragend, hervorgehoben werden. Es treten hier ganz gleiche Rücksichten wie bei Vorderhaupt und Mittelhaupt ein, und abermals wird in der stärkeren Entwickelung, der Höhe nach, auch hier eine symbolische Hinweisung auf Konzentrierung der Tatkraft und Festigkeit des Willens für irgend einen gedachten Zweck liegen, während durch die Entwickelung in die Breite mehr die unmittelbar durch äußeres aufgeregte Willensmächtigkeit, also mehr das, was wir den Trieb nennen, und zwar auch in Beziehung auf das Geschlecht, sich charakterisiert findet. Es erklärt sich daher ganz wohl, warum bei intelligenten, zugleich aber praktisch sehr tüchtigen und tatkräftigen Naturen gern dadurch, daß bei einem überhaupt beträchtlich über 3 Modul betragenden Kopfumfange die Höhe des Vorderhauptes, und zugleich die des Hinterhauptes, sehr vorwiegen, eine auffallend langgestreckte Kopfform hervorzutreten pflegt,

eine Kopfform, welche unter den europäischen Volksstämmen man insbesondere dem englischen eigentümlich findet*), und worin denn gerade der praktisch tüchtige und intelligente, dabei aber gemütsärmere Charakter des geistigen Lebens dieses Stammes sehr scharf angedeutet wird. Auch die skandinavischen Völker haben öfters etwas hiervon, während man unter gallischen und italischen Stämmen weit mehr eine rundliche Kopfform vorherrschend findet. Der Kopf von Thorwaldsen war ein deutliches Beispiel hiervon, indem er neben dem großen bereits erwähnten Vorder- und Mittelhaupt einen Hinterhauptswirbel von 4″ 4‴ Höhe und 4″ 5‴ Breite zeigte, während außerdem auch bei sonstigem guten Kopfbau, im germanischen Stamme, gewöhnlich das Hinterhaupt in Höhe und Breite 4″ kaum erreicht, oder doch nicht sehr viel übertrifft. So hatte bei dem berühmten Bildhauer Rauch das Hinterhaupt 4″ 1‴ Höhe und 3″ 6‴ Breite, bei dem trefflichen Forscher Ehrenberg 3″ 4‴ Höhe und 4″ 5‴ Breite, bei L. Tieck 3″ 7‴ Höhe und 4‴ Breite usw. – In rohern muskelstarken Naturen ist es, wo das Hinterhaupt in der Regel bei geringer entwickeltem Vorderhaupt besonders hervorzutreten pflegt. In dieser Art waren mir eine Gesellschaft Araber merkwürdig, welche Europa durchzogen und durch enorme Muskelkräfte, geübt in Sprung- und Force-Touren, großes Aufsehen machten. Einer von ihnen maß 4″ 5‴, ein anderer 4″ 7‴, und ein sie begleitender Neger gar 4″ 8‴ Höhe des Hinterhauptes. Im letztern war dagegen freilich das Vorderhaupt nur 4″ 5‴ hoch. – Bei Frauen findet das Hinterhaupt sich gewöhnlich etwas kleiner, doch selten nur unter 3½″ Höhe und Breite; indes sind die Verhältnisse auch hier nicht minder bedeutungsvoll, und ich will noch einmal als Beispiel des berühmten Künstlerpaares, Mutter und Tochter Schröder, gedenken, allwo die erstere, die große tragische Schauspielerin, von sehr energischem Naturell, 4″ 4‴ Höhe und 3″ 8‴ Breite in dieser

*) Die lange Kopfform, welche so vielen Engländern und Engländerinnen eigen ist, geht zuweilen so weit, daß die einzelnen drei Wirbel dadurch mehr auseinanderrücken und man auf dem Scheitel nicht selten deutliche Vertiefung zwischen Mittelhaupt und Vorderhaupt erkennen wird.

Region zeigte, während das weichere Naturell der Tochter in den Maßen von 3″ 11‴ Höhe und 3″ 2‴ Breite sich andeutete.

Gehen wir nun zur Betrachtung der im allgemeinen kleinern Schädel über, d. h. solcher, deren Umfang nur die drei Modul hält oder nicht einmal drei Modul ganz erreicht, so erinnere ich zunächst daran, daß ebenfalls schon früher bei der Symbolik der Proportion überhaupt bemerkt worden ist, es könnte, wenn nicht durch große Feinheit der Modellierung und besonders günstige innere Verhältnisse die geringe Größe kompensiert werde, daraus nur ein ungünstiges Prognostikon für geistige Anlagen hervorgehen. — Sehr merkwürdig und bezeichnend für den Sinn der doch im ganzen mehr auf das Unbewußte gerichteten Antike ist es, daß in der Regel an den schönsten Statuen des Altertums der Kopf immer eher in dieser Weise gehalten ist. Eben wie ich sagte, war den Griechen die höhere geistige Bedeutung dieser Region des Organismus doch noch nicht ihrem ganzen Werte nach aufgegangen, und teils hieraus, teils daraus, daß ihnen daran lag, die in Tempeln und auf öffentlichen Plätzen aufgestellten Statuen möglichst groß erschienen zu machen (und allerdings macht der kleinere Kopf diese Wirkung, da es dann scheinen wird, als messe die Gestalt wohl 10 und mehr Modul), erklärt sich diese Annahme hinreichend. — Für uns wird es sich jedenfalls verstehen lassen, warum das geringere Volumen im ganzen nun um so mehr auf den Wert der Verhältnisse der Wirbel im einzelnen aufmerksam machen muß, denn nur von hieraus kann es entschieden werden, ob die günstigere oder ungünstigere Bedeutung eines kleinern Schädelbaues hervortreten solle. Es war ferner auch bereits früher angedeutet, daß, wenn, im günstigsten Falle, dem größern Kopfbaue die Signatur des Genius einwohne, so gehöre dem kleinern, unter gleicher Bedingung, wohl die Signatur des Talents; niemals wird jedoch im ganzen, unter übrigens gleichen Verhältnissen, mit dem kleinern Kopfbaue dieselbe Energie des Geistes sich vereint zeigen wie mit dem größern, und es stimmt hiermit vollkommen überein, daß schon von Haus aus der größere Schädelbau dem Manne, der kleinere dem Weibe eignet.

Betrachten wir nun die einzelnen Wirbelgegenden, so versteht es sich von selbst wieder, daß da, wo die Akzentuierung räumlichen Verhältnisses auch bei dieser Form auf das Vorderhaupt fällt, die geistige Befähigung im allgemeinen als eine größere vorausgesetzt werden darf; ist es ja doch das Erkennen, die Intelligenz namentlich, was den Geist zum Geiste macht, und können doch nur von hier aus erst auch die andern Regionen der Seele erleuchtet und zu eigentlich menschlichem Werte erhoben werden. Eine umfangreichere und feinere Entwickelung des Vorderhauptes gibt daher natürlich dem kleinern Schädel eine bessere Bedeutung für geistigen Wert, als dem größern, dem diese Entwickelung fehlt, und wenn daher z. B. im Durchschnitt das Maßverhältnis des Schädels der Frau zu dem des Mannes gestellt werden muß wie 538 zu 561, ja wenn selbst das weibliche Gehirn im allgemeinen zum männlichen sich nur verhält ziemlich wie 44:50*), so wird doch in diesem Falle die geistige Bedeutung schon dadurch gehoben, daß das Gehirn (nach den ausführlichen Wägungen von John Reid), im Verhältnis zur gesamten Körpermasse, in der Frau etwas größer ist als im Manne**), und außerdem sieht man nun wohl, daß, um der Frau, wie es doch im Leben gar häufig vorkommt, trotz ihres kleinen Schädels ein geistiges Ascendent über den Mann zu geben, es hinreichen wird, wenn bei ihr vorzugsweise in der Bildung des Gehirns von Anfang an eine größere Akzentuierung auf die Hemisphären gefallen war, und infolgedessen der vordere

*) Genauer nach J. Reid wie 44 Unzen 8½ Drachme : 50 Unzen 3½ Drachme, also Differenz 5 Unzen 11 Drachmen. Aus den von 14 bekannten Anatomen an ca. 5000 Gehirnen vorgenommenen Untersuchungen ergaben sich folgende Durchschnittsziffern: Der Mann hat im Mittel 1,7 Meter Körpergröße mit 1350 Gramm Gehirn, das Weib 1,5 Meter Körpergröße mit 1222 Gramm Gehirn. Im Alter von 20—60 Jahren hat das Weib im Durchschnitt 146, im Alter von 60—90 Jahren 140 Gramm Gehirn weniger. Auch bei Zwillingsembryonen hatte selbst bei größerem Körpergewicht das Mädchen (absolut; nicht relativ aufs Körpergewicht genommen) geringeres Hirngewicht. Alle daraus für die Charakterologie gezogenen Schlüsse haben sich aber längst als unrichtig erwiesen. Lg.

**) Im Manne verhält sich das Gewicht des Gehirns zu dem des ganzen Körpers wie 1 : 37½, in der Frau wie 1 : 35. — Es ist dabei zu bemerken, daß hierin allerdings auch eine Annäherung an das kindliche Alter hervortritt, als in welchem das Hirn auch verhältnismäßig größer gefunden wird.

Schädelwirbel eine vorwiegende Entwickelung erhalten hatte. Unter ähnlichen Bedingungen darf es uns daher nicht überraschen, wenn wir nicht selten, bei Männern wie bei Frauen, bedeutende Geistesanlagen auch bei verhältnismäßig kleinem Schädelbau entdecken. Eins der merkwürdigsten Beispiele dieser Art ist vielleicht der echte, erst vor ein paar Decennien in dem Grabe des Pantheon aufgefundene Schädel Rafaels. Durch einen zuverlässigen deutschen Arzt habe ich die Maße und eine Zeichnung desselben erhalten, und beides zeigt eine zwar regelmäßige und schöne Form des Schädels, dessen Umfang man indes durch-

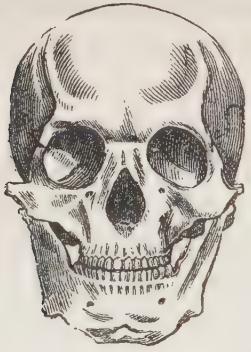


Fig. 24

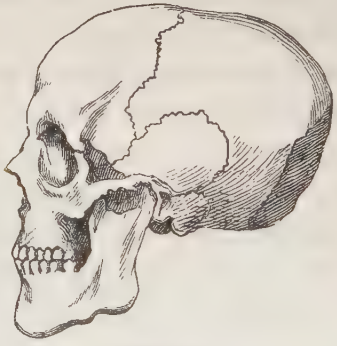


Fig. 25

aus mehr zu den kleinern zählen muß, indem der ganze Längendurchmesser des Kopfs (es ist am Schädel allerdings ein Stück des Hinterhauptbeins vermodert und ausgebrochen, jedoch nicht so, daß dadurch die Bestimmung dieses Durchmessers unmöglich würde) nur 6½ Zoll, die Höhe ohne Unterkiefer nur 6 Zoll Pariser Maß betrug. Dabei sind hingegen die Verhältnisse sehr harmonisch; das Vorderhaupt mißt 4″ 4‴, das Mittelhaupt 5″ 1‴, das Hinterhaupt 4″ 2‴ Breite; die Höhen lassen sich aus der Zeichnung nicht genau bestimmen. Eine verkleinerte Kopie der letztern füge ich in Fig. 24 und 25 bei. — Eine Kopfform dieser Art wäre nun zuverlässig mit dem Hirnleben eines, ein unendliches Material an Begriffen und Sachvorstellungen aufspeichernden Geistes der Wissenschaft schwerlich vereinbar, mit dem Hirnleben eines in vollendeter Schönheit der Form sich offenbarenden Rafael hingegen geht sie voll-

kommen zusammen. (Übrigens darf man zu richtigem Verständnis dieses kleinern Kopfbaues auch den Charakter des Volksstammes nicht aus den Augen verlieren; ich habe selbst aus Florenz einen feinen echt nationalen toscanischen Schädel mitgebracht, welcher in den wesentlichen Maßen sehr mit dem Rafaelschen stimmt, obwohl die Verhältnisse natürlich andere sind.) Ähnliche Fälle kleinern Kopfbaues bei sehr eigentümlicher und bedeutender Individualität, obwohl mit ganz verschiedener Richtung, scheinen, so weit man darüber aus den Totenmasken urteilen kann (denn leider sind von ihnen, wie bei vielen andern merkwürdigen Köpfen, vollständige Abformungen des Kopfs niemals genommen worden), abermals vorzukommen an dem großen preußischen König Friedrich II. und an dem ebenso sonderbaren als berühmten Karl XII. von Schweden. Die Kopfhöhe des Ersteren scheint 5½ Zoll nicht übertroffen zu haben, nichtsdestoweniger mißt die Höhe des Vorderhaupts 5 Zoll und dessen Breite 4″ 8‴; eine Entwickelung, welche bei der schönen Modellierung der Stirn wohl mit derjenigen großen und eigentümlichen Begabung dieses Geistes stimmt, welche in einem gewöhnlichen Lebenskreise vielleicht nicht so sehr sich ausgezeichnet hätte, auf dem Throne aber und zu *seiner* Zeit ein ausnehmendes Licht verbreiten mußte. – Karl XII. mißt, der Totenmaske nach, ebenfalls kaum 5½″ Höhe des Kopfs ohne Unterkiefer. Die Höhe des Vorderhaupts läßt sich, da kein Ohr in die Form mit aufgenommen ist, nicht messen, doch ist sie nach der hohen Stirn über dem kleinen Gesicht nicht unbeträchtlich gewesen. Die Breite beträgt kaum 4″ 3‴ und stimmt sehr mit dem ganz unphilosophischen Geiste dieses, hauptsächlich durch eigentümliche Willenskraft und eine das Nächste allein bedenkende Intelligenz seinen Ruhm begründenden Königs.

Daß ferner, wenn man die vier großen Stämme der Menschheit vergleicht, die Nachtvölker Afrikas im ganzen die kleinsten Schädel zeigen, ist auch früher bemerkt worden und stimmt sehr wohl mit der geringen Geistesentwickelung, welche diesem Stamme *als solchem* zusteht, überein*), hindert jedoch nicht,

*) Auch dieser Glaube an eine geringere Geistigkeit der Afrikaner hat sich längst als irrig erwiesen. – Folgende Beobachtung sei nicht unterdrückt: In einem Erziehungsheim konnte

daß viele Individuen darunter sich finden, welche bei einer günstigern und feinern Entwickelung des Vorderhaupts vollkommen geeignet sind, diejenigen Erkenntnisse, welche andern und namentlich dem Stamme der Tagvölker sich erschlossen haben, richtig aufzunehmen und zu ihrem Besten zu verwenden.

Was nun aber diejenigen kleinen Schädel betrifft, an welchen gerade das Vorderhaupt verhältnismäßig weniger als die beiden übrigen Wirbel entwickelt ist, so läßt sich von ihnen jedenfalls nicht viel Bedeutendes aussagen, und die meisten dürftigen Seelen, welche von jedem Windhauche bewegt und entweder zu übermäßigen und unangemessenen Gefühlsregungen gehoben, oder zu Begierden der verschiedensten Art hingerissen werden, eben weil ihnen eine höhere geistige Leuchte abgeht, gehören zu solcher Bildung. Von ihnen gilt recht eigentlich das: „Malum est error" des Spinoza; denn das Böse, was sie vollbringen, ist wirklicher Irrtum, ja kann es in einem Grade sein, daß selbst die schwerfällige Justiz, auf den Irrtum mehr, als auf das Böse, Rücksicht nehmen und die strafende Hand zurückziehen muß*). – Ein großer Teil des Elends unserer menschlichen Gesellschaft geht von diesen Köpfen aus, und wer Beobachtungsgabe hat, und aus den höhern Regionen sowohl als aus den niedrigsten viele Köpfe zu überblicken hinreichende Gelegenheit erhält, kann hier Stoff genug zu trüben Gedanken finden. Natürlich tritt ein solches Verhältnis da,

ich anthropologische Messungen machen an ca. 300 Kindern meist ländlicher Abkunft, unter denen auch etwa 70 jüdische Kinder waren. Es war auffallend, daß die jüdischen Kinder durchweg auffallend schön entwickelte Köpfe auf schlechteren Staturen, die anderen minder bedeutende Köpfe aber bessere Staturen hatten. Daran war doch gewiß nichts anderes abzulesen als eine Betätigungsart der Vorfahren.

*) Der Verfasser eines sonderbaren Buchs (The Alpha; or first principle of the human mind. London, 1850), von dem uns Wundernehmen muß, da er ein Engländer ist, daß er sagen darf: „Virtue is nothing, morality is nothing, holiness is nothing, religion is nothing; for true Knowledge includes them all, and is at once virtue, holiness, philosophy and religion!" spricht es geradezu aus: „Sin is an impossibility; for ignorance does not sin, and Knowledge cannot sin", und ist dies auch viel zu allgemein ausgedrückt, so ist doch der Grundgedanke vollkommen wahr. (Carus bestätigt hier den wichtigen Satz des Sokrates: „Niemand fehlt freiwillig." Lg.)

wo schon von Haus aus der Schädelbau kleiner ist, also teils bei Frauen, teils bei den Nachtvölkern, um so auffallender hervor, und verfehlt da auch nie üble Prognosen zu geben, obwohl man selbst Bildungen dieser Art schlecht verstehen würde, wollte man sie geradezu als Nötigungen zu irgend einem Verbrechen betrachten, indem sich leicht abnehmen läßt, daß, wenn Naturen dieser Art in irgend einem sehr beschränkten Kreise verstattet ist, ihr Leben zu entwickeln, in einem Kreise, welcher sie keiner oder möglichst wenigen Versuchungen aussetzt, sie gar wohl in einfach stillem und geradem Lebensgange sich zu erhalten imstande sind; ohne solche Vergünstigung dagegen gehen sie gewöhnlich zugrunde. — So habe ich in meinem Atlas der Kraniosкopie, 2. Heft, den Schädel einer als Giftmörderin ihres Mannes hingerichteten Frau abgebildet, dessen Länge nur 6 Zoll, dessen Höhe (ohne Unterkiefer) nur 5½ Zoll beträgt; hier hat das Vorderhaupt nur 4″ 5‴ Höhe, 4″ 4‴ Breite und 4″ Länge, das Hinterhaupt dagegen 4″ 2‴ Breite, 3″ 7‴ Länge und 3″ 8‴ Höhe, während das Mittelhaupt nur 4″ 7‴ Höhe, aber 5″ 5‴ Breite und nur 3½″ Länge erkennen läßt. Verhältnismäßig sind also an diesem Kopfe das Vorderhaupt und Mittelhaupt sehr gering, letzteres nur in der Breite beträchtlich, das Hinterhaupt dagegen von einer Größe, wie wir es eben häufig selbst bei gutgebauten männlichen Schädeln nicht größer finden. Eine verkleinerte Abbildung desselben füge ich hier in Fig. 26 an.

Fig. 26

Übersetzt man diese Verhältnisse ihrer Bedeutung nach in den Ausdruck psychischer Vermögen, so würde dies heißen: Intelligenz sowohl in synthetischer als analytischer Beziehung ganz beschränkt, Gemüt ebenfalls gering, und zwar besonders in seiner höhern Richtung, dagegen in seiner Neigung gegen bestimmte

Wirklichkeiten stärker, endlich Willenskraft im ganzen mächtiger, am mächtigsten jedoch in der Richtung roherer Triebe. – Ist dies nun das Bild der wesentlichen Seeleneigenschaften einer solchen Individualität, so läßt sich gar wohl denken, daß auch hier bei einem in tieferer Sphäre einfach dahinfließenden Leben der Charakter einer ganz gewöhnlichen Frau, ohne alle Gefährdung ihrer nähern Umgebungen, hätte hervortreten können; allein es ist ebenso klar, daß es nur des Zusammentreffens einiger ungewöhnlichen und widerstreitenden Interessen bedurfte, um ihren geringen Verstand ganz zu überstimmen, und sie alsdann zu allem erdenklichen Schlimmen, wie hier zum Giftmorde ihres Mannes zu bestimmen, eine Tat, welche nie von ihr vollbracht worden wäre, hätte sie Urteil genug gehabt, um die Bedeutung der Tat und deren notwendige Folgen für sie selbst übersehen zu können. – Ein ähnlicher höchst unschöner und im Vorderhaupte fast kretinenartig vernachlässigter Schädel ist der der berüchtigten Giftmischerin Gottfried. – Es ist in solchem Falle übrigens, eben in Beziehung auf Urteil und Strafe solcher Taten, und auf die Stelle, welche einer wissenschaftlichen Kranioskopie in deren Abschätzung einzuräumen ist, nicht unwichtig noch daran zu erinnern, daß freilich nur die Schädelmaße hier noch mehr, völlig bis zum Charakter des Idioten herab, zu sinken brauchen, dergestalt, daß dadurch ein Seelenzustand mit noch weit geringerm Erkenntnisvermögen angekündigt ist, und sogleich wird sich der Satz: „Malum est error“ noch weit entschiedener geltend machen, und auch der strengste Richter wird dann von der Untunlichkeit und Unangemessenheit der Strafe sich vollkommen überzeugt halten; Umstände, wodurch freilich, indem es an sich immer unmöglich bleiben wird, zwischen etwas mehr und etwas weniger Erkenntnis ganz scharfe Grenzen zu ziehen, überhaupt das Kapitel von der Strafe in wichtige und zweifelsvolle Fragen sich gezogen finden muß.*)

Ähnliche Köpfe habe ich übrigens selbst mehrere in Gefängnissen gemessen; so den einer wegen Kindesmord Arretierten, wo das Vorderhaupt auch nur

*) Diese Gedanken wurden später zumal durch die Forschungen von Lombroso und Ferrero bestätigt, für welche Verbrechen und Irrsinn in mehrfacher Hinsicht das Gleiche sind. Lg.

4″ 4‴ Höhe und 4″ 2‴ Breite, wie bei der vorigen, aber das Mittelhaupt noch weniger, d. h. nur 4″ 10‴ Höhe und 5″ 3‴ Breite, und das Hinterhaupt wieder 3″ 10‴ Höhe und 3″ 6‴ Breite betrug, so daß hier die für einen Frauenkopf namentlich charakteristische Region des Gemüts besonders beschränkt erschien, zum Teil ebenfalls eine Erklärung ihres Verbrechens gebend. — Ebenso maß ich den Kopf eines ausgemachten Diebes, in welchem Schmalheit des Vorderhauptes und Niedrigkeit des Mittelhauptes abermals sehr auffallend hervortraten, nämlich: Vorderhaupt 4″ 8‴ hoch, 4″ breit, Mittelhaupt 4″ 10‴ hoch, 5″ 2‴ breit, Hinterhaupt 3″ 9‴ hoch, 4″ 1‴ breit. — Bei einem anderen, wegen vielfacher Zänkereien und Schlägereien Verurteilten, fand sich an einem ebenfalls geringeren Kopfbaue insbesondere das Hinterhaupt charakteristisch von verhältnismäßig beträchtlichster Größe, nämlich: Vorderhaupt 4″ 8‴ hoch, 4″ 3‴ breit, Mittelhaupt 5″ 1‴ hoch, 5″ 3‴ breit, Hinterhaupt 4″ 5‴ hoch (!) und 4″ breit.

Und so wird denn Jeder, der unter Menschen sich umsieht und Messungen verschiedener Schädel vornimmt, mannichfaltige Gelegenheit haben, sich zu überzeugen: 1) daß auch bei kleinerer Schädelbildung im Ganzen, wenn eine besondere Ausarbeitung des Vorderhauptes nicht fehlt, sehr bedeutende Geistesanlagen und merkwürdige Talente gefunden werden können; daß aber 2) kleine Schädelbildung, in welcher die Accentuierung wesentlich auf andere als die Vorderhauptwirbelgegend fällt, während diese selbst sehr gering gebildet ist, durchaus Individuen angehöre, aus welchen zwar sorgfältige Erziehung und günstige Verhältnisse sehr wohl noch einigermaßen nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft hervorbilden können, welche jedoch nie aus sich selbst etwas Bedeutendes entnehmen werden, und, bei Vernachlässigung von Außen, entweder zu sehr geringen oder geradezu verwerflichen Individualitäten sich ausbilden.

Haben demnach die vorhergehenden Betrachtungen schon über die geistige Bedeutung großer sowohl, als kleiner Schädel an und für sich, und nach dem Größenverhältnis der einzelnen Schädelwirbel, merkwürdigen Ausweis ge-

geben, so muß nun auch die **Physiognomik des gesamten Schädelbaues**, sowie die **Physiognomik der Schädeloberfläche** hinzutreten, um die Symbolik dieser Verhältnisse noch vollständiger zur Erkenntnis zu bringen.

Was zuerst die **Physiognomik der gesamten Schädelform** betrifft, so gehört dahin namentlich alles, was über besondere Bedeutung irgend ungewöhnlicher Verhältnisse in dem Gesamtbaue des Schädels sich nachweisen läßt. Allerdings nämlich kommen hier Abweichungen der Bildung vor, welche blos durch die Messung der einzelnen Durchmesser entweder gar nicht, oder mindestens nicht vollkommen deutlich werden, und es ist keine Frage, daß auch sie eine charakteristische Physiognomie geben. – Zu den eigentümlichen Formen, welche noch durch das Verhältnis der Maße sich ziemlich vollständig ausdrücken lassen, gehört der ungewöhnlich hohe, turmartig aufgebaute, der sehr lange, der sehr breite und der im Umfange abgerundet viereckige, sowie der abgerundet dreieckige Schädel*); zu den Formen dagegen, welche in Maßen nicht vollkommen auszudrücken sind, gehört der asymetrische, der verbogene und verdrückte Schädel. – Auf den ersten Blick nun sollte man glauben, daß der Einfluß aller dieser Formen auf Besonderheit der geistigen Anlagen ein außerordentlich bedeutender sein müßte, eben weil die Abweichung von gewöhnlicher Bildung so groß erscheint, und doch zeigt die Erfahrung das Gegenteil. Bereits Gall bildet in seinem größeren Werke einen turmartig aufgebauten Schädel ab, und bemerkt, daß das Indivi-

*) Ich habe schon früher des von Retzius aufgestellten Unterschiedes zwischen Langköpfen (Dolichocephali) und Kurzköpfen (Brachycephali) gedacht, welche dann noch durch die geraden oder vorgeschobenen Kiefer je in zwei Formen zerfielen. Achtet man jedoch auf die in so vieler Beziehung möglicherweise verschiedenen Kopfformen und deren so häufiges wirkliches Vorkommen, so sieht man wohl, daß jener Einteilung von Retzius nur ganz im allgemeinen eine gewisse Gültigkeit zugebilligt werden kann. Noch weniger in jedem Sinne anwendbar möchte sein, was nach Abbé Frère neuerlich durch Serre in der Akademie (vgl. Gazette médical de Paris, 1852, Nr. 31) mitgeteilt worden ist, nämlich daß an der mehr abgeplatteten Stirn und dem stärker hervorgetriebenen Hinterhaupte immer die ältern Rassen von den neuern deutlich unterschieden werden könnten. Was dagegen über die längere Kopfform überhaupt, insoweit sie durch vermehrte Höhe von Vorder- und Hinterhaupt hervorgebracht ist, ihrer Bedeutung nach zu sagen war, ist weiter oben schon (S. 193) zur Genüge bemerkt worden.

duum wenig ausgezeichnetes im Physischen dargeboten habe. Einen ähnlichen Schädelabguß eines hocharistokratischen Kopfes besitze ich in meiner Sammlung, und muß über das mir wohl bekannt gewesene Individuum die gleiche Bemerkung beifügen. Dasselbe gilt von den meisten andern hier erwähnten Formen, und namentlich auch von den künstlich in erster Kindheit verdrückten Schädeln*), z. B. dem der alten Peruaner vom Sonnentempel mit plattgedrücktem Hinterkopf, und dem der barbarischen Tribus des alten Amerika mit plattgedrücktem Vorderkopf. In den beiden letzteren Fällen könnte man zwar vielleicht sagen, daß die bekannte Roheit der barbarischen Tribus mit der zurückgedrückten Stirn ebenso stimmt, wie die Sanftheit der Peruaner mit dem eingedrückten Hinterkopfe, indes fehlen darüber doch die Beweise für specielle Fälle durchaus, und überzeugt man sich mehr und mehr, daß alle die hierher gehörigen Formen größtenteils von irgend einem äußern mechanischen Einflusse abhängen, der entweder schon während des Embryolebens, oder während der Geburt, oder bald nach derselben auf den Schädelbau gewirkt haben mag, so begreift man vollkommen, warum diesen Formänderungen einige weniger scharfe psychische Bedeutung beizulegen ist. Wahrhaft symbolisch am Menschen nämlich wird immer nur das erscheinen, was an ihm von innen herausgebildet, durch seine eigene eingeborene Idee bestimmt und gegeben ist; das, was von außen auf ihn wirkt, kann ihn hemmen, ihn beschränken, aber nichts in ihm erzeugen und schaffen. So könnte daher allerdings, wenn Jemand die Grausamkeit haben dürfte, den Kopf eines kleines Kindes mit einem eisernen Gehäuse zu umgeben (wie die Chinesen es mit den Füßen vornehmer Frauen tun), dieser Schädel sich nicht entwickeln, das Gehirn würde sich nicht ausbilden und der

*) Wir haben neuerlich folgende interessante Schrift bekommen, in welcher die Geschichte der verschiedenen künstlichen und absichtlichen Verunstaltungen des Schädels, wie sie bei verschiedenen, namentlich amerikanischen Volksstämmen üblich waren oder noch sind, sehr sorgfältig zusammengetragen und durch verkleinerte Umrisse der Schädelformen erläutert sind: L. A. Gosse de Genève, Essai sur les déformations artificielles du crane (Paris 1855). Zu den vier künstlichen Schädelformen, welche Morton bereits annahm, werden hier noch zwölf andere hinzugerechnet.

Mensch würde blödsinnig, d. h. geistig gehemmt und gelähmt bleiben, wenn er überhaupt ein solches Verfahren überlebte, was nicht wahrscheinlich ist; aber immer würde die Einwirkung nur negativ sein und dieser kleine Schädel nur ein negatives Symbol abgeben. Noch weniger werden daher mechanische Einwirkungen am Schädel für inneres Geistesleben bedeutend sein, welche nur einseitig seine Bildung und Richtung ändern, ohne seine Ausdehnung überhaupt aufzuhalten. – Ebenso wie das Rückenmark sich hin- und herbiegt, ohne dadurch in seinen innern Innervationsströmungen sich stören zu lassen, so auch können die weichen zarten Gebilde des Hirns sehr wohl in ihrer Lagerung etwas verschoben und verändert werden, ohne daß dadurch ihr inneres Vorstellungs- und Begehrungsleben im geringsten geändert zu werden braucht. Wird also z. B. der Kopf während eines langsamen und schwierigen Durchgangs durch das mütterliche Becken gewaltsam in seiner Form verändert (so sieht man den mit dem Scheitel vorausgeborenen Kopf zuweilen turmartig in die Höhe getrieben*), den langsam mit dem Hinterhaupte vorausgehenden Kopf zu ungewöhnlicher Länge ausgedehnt u. s. w.), dergestalt, daß nun etwas von dieser Verschiebung für's Leben zurückbleibt, oder wird der Kopf bald nach der Geburt durch anhaltenden Druck absichtlich in seiner Form verändert, so werden dadurch die innern Hirnorgane zwar gewiß ebenfalls in ihrer Lagerung verändert werden, hinsichtlich ihrer innern Bedeutung jedoch um so mehr ohne besondere Abweichung bleiben, als ihr inneres Strukturverhältnis sich dabei nicht notwendig beträchtlich zu ändern braucht. Von diesem Verhalten dürfte vielleicht bloß der Fall ausgenommen werden, wenn ein oder das andere Gebilde durch solche Verschiebungen in seiner weitern und vollständigen Entwicklung irgend bedeutend gehindert wird. Sieht man daher z. B. den Schädel mancher amerikanischen Wilden so enorm verdrückt wie Fig. 27, sodaß man unmöglich annehmen darf, daß die großen Hirnhemisphären bloß verdrückt seien, sondern

*) Einen Schädel dieser Art sieht man an der Abformung des Kopfs von Walther Scott und vom Grafen Harrach, Vater der Fürstin von Liegnitz. – Einen ähnlichen „Meerzwiebelkopf" hat nach den in der Biographie von Plutarch reichlich angeführten Zeugnissen auch Perikles besessen. Lg.

daß sie jedenfalls auch etwas verkümmert sein müssen, so wird eine Verminderung der Intelligenz ganz sicher daraus geschlossen werden können.

Es ergibt sich sonach auch, daß das bloß asymetrische Verhalten des Schädels, wo eine Seite weit und groß, die andere beträchtlich enger ist (ein Verhalten, welches gewöhnlich durch eine seitliche Verkrümmung [Skoliose] der Schädelwirbelsäule bedingt wird), an sich nicht leicht von einer besondern Verminderung oder Störung der geistigen Eigenschaften begleitet sein kann, indem ja die

Fig. 27

Fig. 28

beiden Seitenhälften des Gehirns sich nur zu gegenseitiger Verstärkung dienen sollen, so daß ja oft sogar ein gesundes Denken fortgeht, wenn eine Hirnseite zum Teil krank oder zerstört ist, indem dann die andere gesunde für sie ebenso mit vicariert, wie das eine Auge oder Ohr für das andere. Es versteht sich indes von selbst, daß, wenn die Asymetrie geradezu in eine Verkrüppelung des Schädels ausartet (s. einen Fall dieser Art*) Fig. 28), man dann allemal auch auf eine gewisse Verbildung des Gehirns, und somit auch auf einen schlechten Stand geistiger Kräfte zu schließen berechtigt ist.

Aus allem diesem wird man sich daher die Regel zu ziehen haben, daß bei den hier aufgeführten ungewöhnlichen Schädelformen man nie sich verleiten lassen darf, sofort auch ganz ungewöhnliche Geisteseigenschaften vorauszusetzen, son-

*) Vgl. J. Ch. G. Lucae, De symmetria et asymetria organorum animalitatis imprimis cranii (Marburg 1839). Der Schädel, von welchem ich hier nur die Stirn abbilde, dessen Wirbelkörper aber in Wahrheit wie das Rückgrat eines Buckeligen verborgen waren, war auf einem Dorfkirchhofe gefunden worden.

dern daß man sich bemühen müsse, das ursprüngliche, nur von innen heraus angeregte Bildungsverhältnis der einzelnen Schädelgegenden sich stets deutlich zu machen, und daß man alsdann nur hiernach, und nach der gleich zu besprechenden Modellierung des Schädels, die Beurteilung seiner Symbolik festzusetzen haben werde.*)

Ich wende mich nun zur Betrachtung der besondern Physiognomik der Schädeloberfläche, und es wird hier zunächst die Aufgabe sein, deutlich zu machen, was eigentlich darunter verstanden werden soll: — Betrachtet man nämlich die Beschaffenheit irgendeiner Fläche überhaupt, so ist klar, daß sie entweder eine vollständige gleiche Ebene darstellen kann, man darf eine solche eine leere Fläche nennen, oder daß sie von Anschwellungen und Vertiefungen unterbrochen gefunden werden wird, man nennt dies eine Fläche, in welcher Bewegung ist. Der Begriff einer ganz leeren Fläche, einer vollkommen mathematisch gleichen Ebene, hat etwas durchaus Unorganisches, Totes, und

*) Auf diese besonnene Erwägung muß Rassen- und Völkerkunde heute (1924) aufs neue hingewiesen werden, denn die von Carus hier kritisierte von dem schwedischen Anatomen Andreas Adolf Retzius (1796—1860) vorgeschlagene Einteilung der Menschenrassen nach dem Schädelinder (d. h. nach dem Verhältnis zweier Hauptmaße des Schädels, wobei man das größere Maß = 100 setzt) ist allgemein üblich geworden. Man unterscheidet jetzt allgemein Langschädel (Dolichokephalen) und Kurzschädel (Brachykephalen). Zu ersteren rechnet man Schädel, bei denen der Längsdurchmesser den Querdurchmesser bedeutend überwiegt (im Extrem 100 : 65); zu den Brachykephalen gehören die, deren Längs- und Querdurchmesser sich einander nähern. (Als Norm gilt das Verhältnis 100 : 85). Die Statistiken von Retzius findet man in dem Werk Läkaresällskapets hand linger (deutsch 1864). — Da man die Langschädeligkeit für das Hauptmerkmal des germanischen, ja sogar des ur-arischen Habitus hielt, so traten in Deutschland, Skandinavien und England Forscher auf, welche alle hohen und edlen Eigenschaften auf den langen Schädel, dagegen alle unedlen und kleinen auf den („semitischen" oder „negroiden") Rundkopf häuften, vor allem aber aus den Schädelindizes erschließen zu können wähnten, ob eine Person „mehr spirituell" oder „mehr materiell" veranlagt sei; dem „Geistestypus" oder dem „Willenstyp" zugehöre. Da Kunst- und Kulturforscher diese anthropologischen Prinzipien übernahmen, so begann man teils aus Schädeln, teils aus Porträts, teils aus Plastiken und Tafelbildern nachzuweisen, daß in Italien, in Spanien, sogar in Hellas alle schöpferischen und führenden Menschen „Goten- und Longobardenschädel", mithin germanisches Blut besessen haben. Hauptvertreter dieser Theorie sind: Heinrich Driesmanns

kommt an lebendigen Gestaltungen schlechterdings nirgends vor, indem alle Oberflächen lebendiger Körper, auf irgend eine, der Möglichkeit nach unendlich verschiedene Weise, innere Unterbrechungen zeigen, für welche der Ausdruck des Bewegtseins um so angemessener ist, als wirklich darin ein entschiedenes Symbol jener innern Bewegung gefunden werden muß, ohne welche nun einmal kein lebendiges Dasein gedacht werden kann. Natürlich können aber solche Variationen einer Fläche höchst verschiedenartige sein, und, wie in aller Form, wird auch hierin, je harmonischer, bedeutungsvoller und feiner verbunden die Schwellungen und Senkungen sind, um so mehr ein eigener Begriff von Schönheit sich aussprechen. Wer davon das Gefühl noch nicht hätte, den darf man mehr noch als auf Betrachtung, auf Betastung einer schönen Antike verweisen, allwo dann in der sanften Abwechslung, Modellierung, ja Modulation aller Flächen, ihm vollständig aufgehen kann, was es mit dem Begriff einer schönbewegten Fläche für eine Bewandtnis habe.

(„Mensch d. Urzeit" 1908, „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte" 1899), Ludwig Woltmann (1871–1907) und Hans Günther: „Rassengeschichte des deutschen Volkes" (1924). – Ich habe zusammen mit Woltmann etwa 300 Kinderschädel ausgemessen und obwohl unsere Maße übereinstimmten, waren unsere Ausdeutungen völlig entgegengesetzt, aber gleich sinnvoll, ob man nun, wie ich, den brachykephalen oder wie Woltmann den dolichokephalen Typus für „höherwertig" ansetzte, wobei übrigens er meinen Schädel als dolichokephal und ich den seinen als brachykephal demonstrierte. – Gegenüber diesem Unfug der Schädellehre sei hier an zwei Ergebnisse zuverlässiger Forschung erinnert: 1. Es ist durch Experiment sichergestellt, daß man (abgesehen von der vorgeburtlichen Veränderung, die beim Anwenden der Geburtszange entstehen kann) die Form des Schädels willkürlich bestimmen kann. Bringt man z. B. Säuglingen während des ersten Lebensjahres Aufmerksamkeit erregende Gegenstände (Licht, Farben) immer in gleicher Richtung mit der Sehare, vor Augen, so zwingt man das Kind, auf dem Rücken zu liegen und das Wachstum des Hinterkopfes wird beeinträchtigt. Wird dagegen der Kopf zu seitlicher Drehung gezwungen, so ist das Wachstum des Hinterhauptes unbeengt. 2. Werden noch so verschiedene Schädelformen unter gleiche Lebensbedingungen gebracht, so entwickelt sich schon nach 20 Jahren ein Normaltypus. Dies gilt besonders für den sogen. amerikanischen Schädel. Die aus den verschiedensten Ländern in die U. S. einwandernden Typen zeigen schon nach 20 Jahren Annäherung an einen gemeinsamen amerikanischen Typ. Für die drei gestaltbildenden Faktoren halte ich a) die Landschaft, b) die Arbeit, c) das Ideal (Leitbild). Lg.

In dieser Weise also können nun auch die breiten gewölbten Flächen, mit welchen die Bogenstücke der drei großen Schädelwirbel: Stirnbein, Scheitelbein und Hinterhauptbein, zu Tage liegen, höchst verschiedenartig modelliert, oder in ihren Flächen bewegt erscheinen. — Notwendig ist es hier, um den Begriff zu vollkommener Deutlichkeit zu bringen, daß man zunächst die Oberfläche eines menschlichen Schädels mit der eines tierischen, etwa eines Affen-, Löwen- oder Pferdeschädels vergleicht. — Die so viel edlere Natur des erstern wird sich, auch abgesehen von den größern Raumverhältnissen, sehr bestimmt schon in der feinern ruhigern Modellierung zu erkennen geben. Da, wo am Tierkopf scharfe

Fig. 29

Fig. 30

Kanten, Knochenhöcker, schroffe Rauhigkeiten, oder auch wieder ganz leer abgeflachte Ebenen erscheinen, wird dort man nur leise Schwellungen, mäßige Wölbungen, und hier und da nur einige abgerundete Ecken, selbst diese aber mehr am Hinterhaupte als am Vorder- und Mittelhaupte entdecken, und somit die edlere Natur, auch in dieser Symbolik, klar sich dokumentierend finden. — Untersucht und vergleicht man hierauf verschiedene menschliche Schädel untereinander, so finden auch in dieser Beziehung die schärfsten Unterschiede statt. — Um dies gleich in einem recht auffallenden Beispiele anschaulich zu machen, sei hier die verkleinerte Abbildung eines amboinesischen Schädels, Fig. 29, meiner Sammlung, und die von Schiller's Schädel, Fig. 30, nebeneinandergestellt, und gewiß wird man schon der Modellierung nach, das fast Tierische im erstern, und das rein Menschliche im letztern keineswegs verkennen können.

Indem wir nun so die verschiedenen Möglichkeiten besonderer Modellierungen der Flächen einzelner oder aller Wirbelbögen des Schädels überblicken, kommt uns notwendig zuerst die Frage in die Gedanken: „wodurch mögen aber diese einzelnen Schwellungen bedingt sein? – und ist vielleicht schon etwas der Art gegeben in der Oberfläche des Gehirns selbst, wovon dann jene Unebenheiten der Abdruck und die Folge sein könnten?" – Blickt man in dieser Beziehung auf die Entwicklungsgeschichte des Kopfs, so sind folgende Tatsachen hier wichtig: 1. das Gehirn des Menschen, und namentlich die Hemisphären, sind ursprünglich, wie die der niedern Tiere, noch glatt und ohne Windungen, und letztere

Fig. 31

Fig. 32

bilden sich erst etwa vom vierten Monat des Embryolebens an, in Folge immer zunehmender Faltung der fortwährend sich vergrößernden Hirnoberfläche, ja selbst im Kinde bis zum fünften, siebenten Jahre sind diese Windungen noch sehr weich, und befestigen und verstärken sich erst vollkommen im Erwachsenen. 2. Übereinstimmend damit im allgemeinen ist es, daß die Schädeloberfläche des Embryo und selbst des zartern Kindes noch ohne alle eigentliche Modellierung ist, indem nur die Stellen, von welchen insbesondere die Verknöcherung ausstrahlt, etwas mehr sich erheben. Erst mit dem Reifen der Gestalt im Erwachsenen bilden sich auch die obgedachten Modellierungen. 3. Daß sonach eine gewisse Übereinstimmung existiere zwischen diesem Innen und Außen, zwischen Kern und Schale, ist unleugbar; man darf indes nur die Gyri des Gehirns in der Wirklichkeit betrachten (ich bilde hier blos schematisch bei Fig. 31 ein vergrößertes dreimonatliches und bei Fig. 32 ein verkleinertes reifes Gehirn ab,

um die Ausbildung der Gyri zu verdeutlichen), so wird man sich überzeugen, daß eine vollkommene Gleichheit, etwa wie zwischen Prägstock und Gepräge, hier keineswegs vorhanden sei.

Als daher Gall, wirklich aller Physiologie und Psychologie zum Trotz, versucht hatte, diese Gyri des Gehirns als besondere Organe der einzelnen geistigen Anlagen darzustellen, die Erhabenheiten der Schädelaußenfläche aber überall als Abdrücke der von diesen Gyris gebildeten Eindrücke der Schädelinnenfläche nachzuweisen, so wurde ihm schon damals von allen Anatomen entgegnet, daß ja keineswegs wirklich die äußern Schädelerhabenheiten überall genau den Ausdruck innerer Gehirnschwellungen darstellen.*) Und so ist es auch! die Modellierung des äußern Schädels hat etwas merkwürdig Selbständiges, und gehört sonach mit zu den vielen eigentümlichen und, man darf es geradezu so nennen, mystischen Symbolen, durch welche so vielfältig im Äußern ein Inneres hier und da sich kundtut. – An einigen dieser Zeichnungen, Abdrücken, Erhabenheiten und Eindrücken sind allerdings auch gewisse äußerliche am Schädel haftende Muskeln, welche entweder die Kopfhaut, das Ohr, den Kiefer oder den Kopf selbst mittels des Hinterhaupts bewegen, teilhabend, andere aber, so namentlich die Schwellungen der Stirn, der Scheitelgegend und des obern Hinterhaupts, lassen dafür dergleichen Erklärungen gar nicht zu, und erscheinen somit ganz als selbständige Wirkungen innerer bildender Tätigkeit, wodurch irgendwie ein dort im Verborgenen schaffender nisus formativus sich andeuten soll. – Eigentlich berühren wir nun hiermit dieses sonderbare Feld einer freien und feinern Symbolik zum ersten Male, und man möge mir dabei eine kleine Digression gestatten, welche um so mehr hier am Ort sein wird, als noch späterhin, und namentlich bei der so sprechenden Physiognomik der Gesichtszüge mancherlei vorkommen muß, wozu schon hier alsdann der eröffnende Schlüssel geboten sein kann.

Daß nämlich in der Welt um uns her, eben wegen des tiefen und innigen Zusammenhanges aller Dinge, vielfache und merkwürdige Andeutungen innerer

*) Abgesehen davon ist auch die Anzahl der Gyri belanglos; sie ist am Gehirn des Esels größer und reicher als am menschlichen Gehirn. Lg.

verborgener Bildungen, Eigenschaften oder Zustände, an der dieselben verdeckenden Außenfläche vorkommen müssen, ist nicht anders als mit Sicherheit zu erwarten, und wer offenen Blickes um sich schaut, kann vieles der Art gewahr werden. Selbst in der sogenannten unorganischen (freilich in sich nicht minder lebendigen) Natur kommen überraschende Fälle vor, von denen ich hier nur jener seltsamen Abspiegelungen einzelner in stehendem Gewässer untergesunkener Körper gedenken will, welche alsdann sich zeigten, wenn dieses Wasser mit einer Eisdecke sich überzog und in diesem Eise nun der Umriß des tief darunter liegenden Baumes, oder Leichnams, oder Stein- und Holzstücks sich mit vollkommener Deutlichkeit darstellte*). – Weit mehr solcher Symbolik aber ist zu finden, wenn wir in das Reich der Pflanzen oder der Tiere eingehen. Da sehen wir z. B., wie auf der glatten Schale des Pflanzensamens oftmals mit Deutlichkeit durch Farbenzeichnung die Lage des eigentlichen embryonischen Keims abgebildet ist, wir finden oftmals auf den Kelchblättern andeutende Abbildungen der darunter liegenden Blumenblätter oder Staubfäden, wir sehen an Tieren endlich, in den mannichfaltigsten Variationen, bald die Zeichnung von den Hauptgebilden des Skeletts und Nervensystems in Farbenbildern der Haar-, Feder- oder Schuppendecken des Tiers dargestellt, ja wir finden größere Drüsenkörper und Eingeweide äußerlich gleichsam abgeschildert, kurz die Symbolik innerer Formen sie bewährt sich im Äußern oftmals auf das allermerkwürdigste, und man hat nicht mit Unrecht schon längst darauf aufmerksam gemacht, daß gewisse giftige Pflanzen, wie

*) Man sehe den ersten Fall dieser Art in Gilbert's Annalen, Bd. 51, Jahrg. 1815, S. 388: „W. Nicholson, über eine merkwürdige Erscheinung in dem Eise einer Pfütze, in welcher ein menschlicher Leichnam lag"; allwo auch noch beigefügt ist ein Brief von Dr. Chichester in Bath, über ähnliche Abbildungen versunkener Baumstämme im Eise der Moorlachen (Bog-Lakes) in Irland. – Einen andern Fall dieser Art, wo ein tief unter dem Wasserspiegel liegendes Mauerwerk im Eise der Oberfläche sich abbildete, findet man in Gilbert's Annalen, Bd. 58, Jahrg. 1818, S. 394, bei: 'Meinicke, über ein ausgezeichnetes Eisbild." (Die Symbolik des sogen. Anorganischen ist inzwischen weit großartiger ausgebildet worden als Carus ahnte. Wir vermögen der gesamten Gesteinswelt, nicht minder als Pflanzen und Tieren ihren Charakter anzusehen. Für ein Teilgebiet, die Kristalle, gibt es heute (1924) schon Anfänge wissenschaftlicher Seelenkunde. Lg.)

Bilsenkraut, Tollkirsche, Schierling, oder giftführende Tiere, wie Vipern, Kröten, Spinnen, durch trübe, schmutzige Farben und widrige unheimliche Formen sich auszeichnen, – ja ältere Ärzte gaben viel auf die mystische Beziehung der Farbe der Arzneimittel, um ihre Wirkungen zu erklären, und fanden eine Beziehung zwischen der gelben Farbe der Rhabarber oder dem gelben Safte des Schöllkrautes zur Galle u. dgl. m. – Besonders interessante Wahrnehmungen aber bietet in dieser Hinsicht das Studium der Hautproduktionen und Hautfärbungen der Tiere dar; so sind dunkle Streifen, Haar-, Schuppen- oder Federkämme äußerlich, genau über den Verlauf des Rückenmarks und der Wirbelsäule hin, vorkommend, gewöhnlich die deutlichsten Symbole der darunterliegenden großen Lebensgebilde; so kommen häufig (wie beim Zebra, Tiger und Cyperkatzen) Querstreifungen vor, welche die bestimmtesten Andeutungen darunterliegender Rippen gewähren; so werden bei manchen Schlangen die Stellen, wo die embryonischen Kiemen lagen und wo später die Kieferdrüse entsteht, sehr deutlich durch helle Flecken der Hautschuppen angegeben, und so ist hundertfältige Gelegenheit, wahrzunehmen, wie die Natur unzählige Mittel und Wege besitzt, für den Wissenden, in symbolischen Lettern äußerlich anzuschreiben, was als innerer Gehalt dem unmittelbaren Anschauen nun einmal überall entzogen bleiben sollte.

Wenden wir uns jetzt nach diesen Vorbetrachtungen auf den menschlichen Organismus zurück, so wird es sicher nicht fehlen, daß auch da mannigfaltiges solcher Art vorkomme. Schon die Einteilung eines menschlichen Schädels an und für sich in seine drei Wirbelbögen des Vorderhaupts, Mittelhaupts und Hinterhaupts, ist ja ganz unleugbar merkwürdigstes Symbol der dort ursprünglich genau ebenso hintereinander gelagerten drei Hauptabteilungen des Gehirns, und wer könnte den Bau des noch so zarten Gehirns aus dem zweiten Monate des Embryolebens betrachten, und nicht dessen Gestalt im Wesentlichen ganz wiederfinden in dem großen festen Schädelbaue des Erwachsenen? eine Symbolik, die man hier, wo sie auf ein Vergangenes deutet, eine *epimetheïsche* wohl nennen dürfte. Wie viel anderes aber werden wir in der Physiognomik

und Pathognomik der weichen Körperoberfläche noch namhaft machen müssen, worin sogar für die innersten Verhältnisse des Geist- und Gemütlebens so bestimmte Symbole hervortreten, daß auch ohne Worte dadurch und davon die bestimmtesten Kennzeichen innerer Seelenbeschaffenheit und Seelenzustände gegeben werden. Nun ein ähnliches Verhältnis besteht jedenfalls auch zwischen den eigentümlichen Modellierungen der knöchernen Oberfläche der Schädelwölbung, und dem innern Leben des Gehirns! so daß es denn gegenwärtig hauptsächlich darauf ankommen wird, ob sich durch Vergleichung im Einzelnen irgend eine, und namentlich eine physiologisch begründete Bedeutung aussprechen lassen könnte. Daß hierbei vorauszusetzen sei, daß immerfort die Signatur der drei Schädelwirbel an und für sich das Wichtigste bleiben werde, und daß durch eine besondere Ausarbeitung ihrer Oberfläche zu Höhen und Tiefen nur dieselbe irgendwie erhöht oder vermindert werden könne, wird man daher leicht begreifen, und es steht demnach zu erwarten, daß sich die psychische Bedeutung der Schwellungen des Vorderhaupts mehr auf Modifikationen des intelligenten Geisteslebens, die des Mittelhauptes mehr auf solche des Gemütslebens, und endlich die des Hinterhaupts mehr auf solche des Willens und des Begehrens beziehen müsse.

Geht man nun an das besondere Studium dieser Modellierungen und ihrer Symbolik, so wird man nie umgehen dürfen, die Beobachtungen zu berücksichtigen, welche einst Gall, als ein Mann, dem wirklich anatomisches und anthropologisches Material zur Verfügung stand, in dem früher angeführten großen Werke (Anatomie et Physiologie du système nerveux) hierüber niedergelegt hat; denn wohl ist es ein anderes, Erfahrungen sammeln, ein anderes, Schlüsse daraus ziehen, welche letztere freilich, was die ganz auf diese Schwellungen gegründete Organenlehre betrifft, an sich schon unbegründet waren, im Munde vieler seiner Schüler aber oft genug absurd geworden sind.

Voranzustellen ist also die Tatsache: Alle diese einzelnen Schwellungen und Senkungen, wodurch die Schädelöberfläche ein bewegtes Ansehen bekommen kann, sind erst das Produkt fortschreitender Entwicklung, der gänzliche

Mangel derselben ist daher nur dem zartern Kinderschädel eigen, und, wie er dort mit dem noch unausgebildeten Seelenleben Hand in Hand ging, wird er notwendig da, wo er am übrigens völlig ausgebildeten Schädel vorkommt, allemal auf einen nur dumpf und schwach entwickelten Zustand geistigen Lebens deuten. – Zweierlei folgt hieraus: erstens der Eindruck von geistiger Leerheit und Unschönheit, den schon unbewußter Weise auf jeden ein Kopf machen wird, dessen Schädeloberfläche glatt und leer wie eine Kegelkugel sich darstellt; und zweitens: daß jedenfalls auch in Zahl und Entwickelung dieser Modellierungen, je nach den einzelnen drei Schädelwirbeln, ein bedeutungsvoller Unterschied nicht fehlen kann.

Am vielartigsten und nebeneinander gedrängtesten sind aber jedenfalls diese Modellierungen am Vorderhaupte, d. i. an der Stirn. Den Ausdruck einer leeren Stirn, und den einer vollen und bedeutenden, hatte die sprachliche Bezeichnung längst gefunden, ehe irgend von einer besondern Physiognomik des Schädels die Rede sein konnte, und natürlich war dies auch Gall nicht entgangen, denn von den 27 besonderen sogenannten Organen, die er aufzählt, kommen bei ihm allein 15 auf das Vorderhaupt (eins fällt hinter das Auge), während er 9 dem Mittelhaupte und nur 2 dem Hinterhaupte vindiziert. Freilich verfuhr er dabei auf eine merkwürdig pretentiöse Weise, indem gewiß leichter zu fassen ist wie der Finger der indischen Seidenspinnerinnen zwanzig verschiedene Grade der Feinheit am Cocconfaden zu unterscheiden vermag, als wie der noch so geübte Finger eines Phrenologen 15, oder vielmehr (da nur 3 dieser Organe einfach, die andern aber alle doppelt angenommen wurden) 27 besondere Geistesorgane auf einer menschlichen Stirn herauszutasten imstande sein möchte. Nein! wer hier mit gesundem vergleichenden Verstande und vorurteilsfreiem Auge herantritt und Stirnen verschiedener Art beobachtet, wird bald erkennen, daß zwar kein so engherziges Fachwerk dem Menschen ins Antlitz gezogen ist, aber daß nichtsdestoweniger eine Symbolik hier nicht fehlt, eine Symbolik, die, um es kurz zu sagen, hauptsächlich nach

vier Richtungen hin sich geltend macht, 1., indem sie die Wölbung des Stirnbeins mehr gegen die Mitte hin konzentriert, 2., indem sie diese Wölbung als eine zweifache mehr gegen die Seiten hin auseinanderdrängt, 3. indem sie die wesentlichen Schwellungen mehr um das Auge, diese eine große und schöne Pforte geistiger Entwickelung, ansammelt und ausbildet, und 4., indem sie dieses Material mehr gegen die äußersten Ränder des Stirnbeins, gleichsam nach der andern Pforte des Geistes, nach dem Gehör hin, aufhäuft und gestaltet. – Daß die ersten beiden Formen sehr mit dem zusammenfallen, was früher schon über verschiedene Bedeutung der in jedem einzelnen Schädelwirbel entweder vorherrschenden einfachen mittlern Wölbung, oder unvollkommnern seitlichen Teilung bemerkt worden ist, wird leicht verstanden werden, doch ist es keineswegs ganz dasselbe, indem eine Stirn gar wohl mehr breit und doch in der Mitte am meisten erhaben modelliert, umgekehrt aber auch mehr hoch, und doch gerade an den Seiten hin mehr zu Schwellungen ausgearbeitet sein kann. – Was ferner die Schwellungen, welche über den Rändern der Augenhöhlen sich hinziehen, betrifft, sowie diejenigen, welche seitwärts nach der Schläfengegend hinstreben, so läßt sich jedenfalls voraussetzen, daß ihre psychische Bedeutung einen Bezug haben müsse auf die besondere so wichtige Geltung, welche für unser Geistesleben in diesen beiden großen Sinnesorganen gegeben ist. – Alles dieses soll nun im einzelnen verfolgt werden, und am meisten wird man sich in solchen Betrachtungen gefördert sehen, wenn man über Stirnen möglichst verschiedenartiger Köpfe zugleich vollständige Vergleichungen veranstalten kann. Die mehreren Hunderte von abgeformten Totenmasken und Schädelformen, welche seit Gall gesammelt worden sind, geben hierzu die beste Gelegenheit.

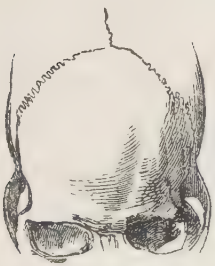


Fig. 33

1. Stirnen erwachsener Personen, ohne alle besondere Schwellung, leer und rund, oder wohl gar nach oben (wie man es häufig bei Negerstirnen findet) in der Modellierung ihrer Oberfläche schmaler zulaufend (s. Fig. 33, das

Vorderhaupt eines Negers), sind immer ein ungünstiges Zeugnis für den Geist; es ist als ob schon das unbewußte seelische Bilden nicht zugereicht hätte, der plastischen Entwickelung ihr Recht zu tun, wie viel weniger werde es also ausreichen, dem Bewußten hinreichenden Boden zu gewähren. Vorteilhafter kann es genannt werden, wenn im Erwachsenen gerade das Eigentümliche der runden Kindesstirn bleibt; denn es hängt das meistens mit einer gewissen Kindlichkeit im ganzen Wesen entschieden zusammen. Dagegen geben unter den Masken und Köpfen meiner Sammlung drei Exemplare von hingerichteten Mördern, rohe dumpfe Naturen, denen meistens ein Unbedeutendes hinreichte, um das Entwürdigendste und Grausamste zu begehen, sprechende Beispiele für die nicht kindliche, sondern nur leere, gleichgültig runde Form der Stirn. Keineswegs jedoch kommt diese Form etwa nur bei Verbrechern vor, sondern man begegnet auch ebenderselben oft genug im Leben, an gemeinern, aber sonst unschuldigen Individualitäten, d. h. solchen, die ganz brauchbare Glieder menschlicher Gesellschaft sind und bleiben, so lange nämlich ein gütiges Geschick sie vor irgend gefährlichen Versuchungen wirklich bewahrt hält. – Die nach oben schmal ausgearbeitete Stirn sehe ich besonders deutlich an einem recht charakteristischen Negerkopfe, den ich im Abguß vor mir habe, wie an einem Negerschädel von St.-Croix. Unter den bessern Individualitäten finde ich eine Stirn dieser Art an dem bekannten Parteigänger Schill, dem man die Eigenschaft eines tüchtigen, sein Land liebenden Soldaten nicht absprechen, den aber niemand als mit irgend größern Geisteseigenschaften begabt gelten lassen wird.

2. Die längs der Mittellinie der Stirn (in der Richtung des reinen Profils) entwickelten einzelnen Schwellungen steigern bei einem überhaupt gut entwickelten vordern Schädelwirbel entschieden den Ausdruck gegenständlicher Kraft der Intelligenz; es ist als ob, indem das bewußt bildende seelische Leben in dieser Region auch der Form nach mannigfaltiger sich hervortut, dadurch zugleich symbolisch angedeutet werden solle, daß auch das im Sinne intelligenter Auffassung der Welt als Bewußtes sich hervordrängende Geistesleben ebenfalls einen mannigfaltigen Bereich in

Anspruch nähme. – Gall bemerkte wohl, daß bei vielen im Geiste scharfsichtigen Individuen die Wölbung der mittlern Stirnlinie, besonders in ihrer untern, den Sehorganen naheliegenden Gegend, auffallend sich darstellte, und gab deshalb dieser Erhöhung den Namen des Organs des Festhaltens der Sach-Vorstellungen (mémoire des choses), und der unmittelbar darüber liegenden den des Organs der komparativen Intelligenz (sagacité comparative), und in der Tat findet man bei scharf auffassenden und erwägenden Persönlichkeiten diese Gegend gewöhnlich stärker gewölbt, nur daß man hier ebenso gewaltig irren würde, deshalb diese Schwellung gerade für das Organ solcher Richtung des Geistes zu halten, als der notwendig irrt, der die Nase für das Organ feiner geistiger Unterscheidung halten wollte, deshalb, weil ein fein ausgezeichneter Contour derselben ein gewöhnliches Zeichen feinen Geistes ist; auch ist übrigens gerade an dieser Stelle, wo das Stirnbein die eigenen Stirnhöhlen enthält, die äußere gewölbte Oberfläche am weitesten vom Hirn selbst entfernt und keineswegs ein wahrer Abdruck seiner vordern Wölbung.

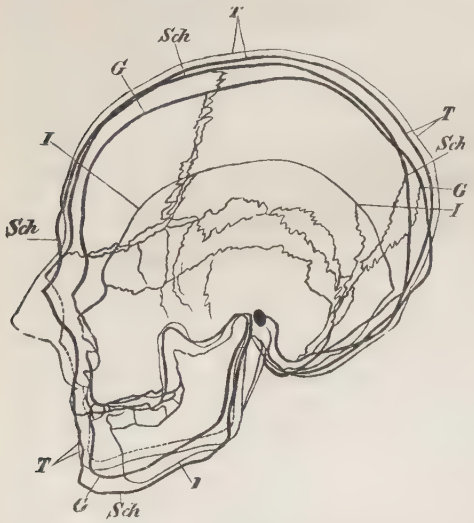


Fig. 34

In meinem Atlas der Kranioskopie habe ich, auf vier Tafeln, Konturzeichnungen von Köpfen gegeben, der Natur oder der Gipsabformung, nach einer neuen Methode, als Faksimile mittels Abdruck entnommen, welche, indem sie ein ganz scharfes Profil gewähren, sehr geeignet sind, diese mittlern Schwellungen der Stirn recht anschaulich zu machen. Ich teile hier die eine Tafel (freilich sehr verkleinert) mit (Fig. 34), welche den Kontur von Schiller,

Talleyrand, einem Grönländer und einem Idioten zusammenstellt, so zwar daß Sch den Umriß des Abgusses von Schillers Schädel, T den vom Abgusse des ganzen Kopfes von Talleyrand (und zwar in der zarten Linie den Haut- und in der stärkern den Schädelcontour) gewährt, während G den genauen Umriß eines Grönländer-Schädels und I den von einem Idioten-Schädel darstellt. Alle vier Contouren sind hier auf einem und demselben Plane dergestalt vereinigt, daß die Stelle des äußern Gehörganges bei allen genau aufeinandertrifft, und geben dadurch zu merkwürdigen Vergleichungen dieser so verschiedenen Kapazitäten die beste Gelegenheit, zeigen auch (freilich besser in der großen Originalplatte als in dieser verkleinerten Nachbildung) die eigentümlichen mittlern Schwellungen der drei Kopfwirbel in so verschiedenen Naturen, daß man dabei namentlich gar wohl bemerken kann, wie allerdings bei geistig höher entwickelten Naturen die Modulation der Stirn überhaupt, und des mittlern Stirnkonturs insbesondere, immer bedeutender sei als bei geringen. Natürlich bindet sich indes auch bei alle diesem die Bedeutung keineswegs dergestalt an eine oder die andere Erhöhung, daß man auch von dieser Seite irgend ein Recht hätte, an sie als ein Organ zu glauben, zumal da diese Erhöhungen selbst immer nur in so feiner Flächenänderung hervortreten, daß sie mehr dem feinfühlenden Schönheitssinn, als irgend einer Messung zugänglich bleiben. Habe ich doch auch in dieser Beziehung (um dies beiläufig zu sagen) nicht leicht eine jener kanzellierten phrenologischen Büsten ansehen können, welche man zu Nutz daran sich ergötzender Dilettanten verschiedentlich ausgeführt hat, ohne an die so vielfach anwendbaren Worte Schillers erinnert zu werden:

„Du bannst den Geist in ein tönend Wort,
Aber der freie wandelt im Sturme fort!"

Ich kann übrigens die Betrachtung des Stirnprofils nicht verlassen, ohne nun noch der allmählichen Entwickelung dieses Konturs im Kinde zu gedenken, allwo er stets durch eine eigentümlich schöne, bald schwächere, bald stärkere Wölbung, dabei aber ohne alle besondere Modulationen (welche hier wie am ganzen Kopfe stets erst später sich herausbilden) ausge-

zeichnet ist. Um dies deutlich zu machen, gebe ich hier (Fig. 35) den Kontur eines vierjährigen, durch große geistige Anlagen (namentlich auch für Musik) ausgezeichneten früh verstorbenen Knäbleins.

Fig. 35

Betrachtet man nun diese einfache Wölbung als durchaus charakteristische leibliche Bildung einer Individualität, deren geistiges Wesen eben noch ganz das Eigentümliche der Kindesseele hat, und durch Weichheit, Zutrauen, Liebesbedürfnis und Güte sich auszeichnet, so wird man gewiß nicht irren, wenn man da, wo diese Schwellung des obern Teils der Stirn gegen die Gemütsregion hinansteigend bei einem Erwachsenen vorkommt, entschieden darauf schließt, daß eben deshalb, weil hier die Hülle des Seelenorgans einen so auffallend kindlichen Typus behalten habe, auch der Seele selbst etwas von diesem kindlichen Charakter geblieben sein werde*).

Im allgemeinen kann ein solcher Schluß übrigens wirklich schon durch den Unterschied der beiden Geschlechter gerechtfertigt werden, indem die echt weibliche Stirn größtenteils etwas von diesem kindlichen Charakter behält, dadurch aber von dem männlichen Typus der Stirn, als bei welchem im ganzen alle Schwellungen mehr entwickelt und namentlich die mittlern untern Schwellungen hervorgehoben sind, sehr bestimmt abweicht. – Auch Gall hat das Bedeutungsvolle, was der im ganzen einfachen und mehr nach oben vortretenden Stirn einwohnt, nicht übersehen, aber es wieder auf das sonderbarste seinem sogenannten Systeme eingefügt, indem er nun diese Schwellung als das Organ der Güte (bonté) bezeichnet, ein Begriff, der, inwiefern er gleichsam eine besondere Richtung des gesamten Seelenlebens in einige Hirnwindungen einzu-

*) Es ist merkwürdig, daß diese Charakteristik sich ebenso vollkommen auf die Tiere übertragen läßt. Man vergleiche das gutartige spielende Naturell junger Hunde und Affen mit noch sehr stark gewölbtem Vorderkopf, mit dem gewöhnlich mehr bösartigen Charakter alter Tiere dieser Art, wo die Stirn sehr abgeplattet ist, und die Übereinstimmung mit den gedachten menschlichen Verhältnissen wird stets unverkennbar bleiben.

sperren versucht, gewiß zu dem Abstrusesten gehört, was irregeleitete menschliche Logik sich auszudenken versuchen kann. – Daß man bei einfachen wohlwollenden Menschen wirklich diese Stirnbildung häufig findet, wird man also hoffentlich hier, sobald man dem auf Entwickelungsgeschichte begründeten Gedankengange folgt, richtiger verstehen können, als wenn man einzelne bestimmte Organe dafür aufzusuchen unternimmt. – Und soviel denn von den mittlern Schwellungen des Vorderhaupts, oder denen des Stirnprofils überhaupt.

3. Was die seitlichen Schwellungen der Stirn, oder die der beiden einzelnen Stirnbeine betrifft*), so müssen sie den Ausdruck des „Analytischen" verstärken. Wo auf einer überhaupt mehr breiten Stirn diejenigen Schwellungen, welche die Mitte einer jeden Stirnhälfte einnehmen (tubera frontalia, Stirnhöcker, nach dem anatomischen Ausdrucke), besonders sich hervorheben, da wird sich dadurch die Anlage zu einem scharf unterscheidenden trennenden Verstande allemal entschieden aussprechen, und zwar deshalb sich aussprechen, weil die Gegensatzbildung schon in dem Unbewußten sich geltend gemacht hatte. – Auch der Beobachtungsgabe von Gall waren ähnliche Wahrnehmungen nicht entgangen, allein er hatte wieder ganz an die Lokalität der Organe sich verloren, und sein: esprit métaphysique, esprit caustique und talent poétique (welches letztere nun entschieden am wenigsten hierher gehört) liegen denn, nach ihm, jederseits in dieser Ordnung von innen nach außen auf der gewölbten Fläche jeden Stirnbeins. – Betrachtet man Reihen von ausgezeichneten Stirnen, so finden die oben dargelegten Sätze auf das Merkwürdigste sich bestätigt. – Im allgemeinen darf man sagen, daß diese Modellierung am männlichen Schädel meistens weit entschiedener sich hervorhebt als am weiblichen. Unter den erstern ist einer der interessantesten der auch in meinem Atlas abgebildete von Im. Kant, welcher die Ausarbeitung der beiden seitlichen Erhöhungen in der Stirnfläche besonders deutlich darbietet. Ähnliches, aber mit höherer Stirn

*) Bekanntlich besteht im neugeborenen Kinde das Stirnbein aus zwei Knochen, die in der Mitte durch die Stirnnaht sich verbinden. Später verwächst die Naht meistens, und in der großen Mehrzahl der Menschen ist dann das Stirnbein nur ein Knochen.

und verhältnismäßig weit größerem Antlitz, findet sich bei B. Franklin; ferner, aber wieder doch mit sehr abweichender übriger Kopfbildung, bei Talleyrand, und abermals, unter übrigens sehr verschiedenen Verhältnissen, bei Oberhofprediger v. Ammon und Luther. Sehr sprechend in dieser Beziehung ist ferner auch die Vergleichung der Stirnen unsers großen deutschen Dichterpaares Goethes und Schillers; denn wenn im erstern die Stirn durchaus mehr nach

Fig. 36

Fig. 37

Fig. 38

Fig. 39

der gegenständlichen Richtung vordrängenden Geistes, in der Mittellinie hervorgehoben, und sanft in der Mitte erhaben modelliert ist, so erscheint sie bei letzterm mehr nach den Seiten auseinandergedrängt und mit zweifachen deutlich erhobenen Wölbungen versehen. — Merkwürdig ist ebenso die Stirn Voltaires, welche, fast übermäßig, und nach oben immer größer werdend, über das kleine magere Antlitz heraufgebaut erscheint, und dabei wieder ein sehr deutliches Doppelpaar von Schwellungen auf ihrer mehr breiten als vorgewölbten Stirn beträgt. — In Wahrheit sind diese vier Stirnbildungen von Kant (Fig. 36), Schiller (Fig. 37), Goethe (Fig. 38), Voltaire (Fig. 39), so ausnehmend sprechend für die oben mitgeteilten Betrachtungen, daß ich mir nicht versagen

konnte, dieselben hier, wenn auch nur in sehr verkleinertem Maßstabe, mitzuteilen.

Allerdings liegen nun auch außerordentlich feine Nüancen in der Art, wie diese Schwellungen gezogen, verbunden, hervorgehoben und in andere übergehend gebildet sind, allein weiter ihnen mit Schrift und Wort zu folgen, möchte schwerlich möglich sein, und es muß nun dem Augenmaße und Schönheitsgefühl des Beobachters überlassen bleiben, ausführlichere Folgerungen aus dem hier Gesagten zu ziehen.

4. Sehr charakteristisch sind ferner die Schwellungen, welche die Augenhöhle von oben umgeben. Man darf nur einen Blick werfen auf verschiedene Tierschädel, um sich zu überzeugen, wie genau diese Knochenbildung mit Entwickelung und Schärfe des Sehorgans und den davon abhängigen Seeleneigenschaften zusammenhängt. Tiere, in denen das Auge so gut wie gar nicht entwickelt ist, wie etwa der Maulwurf, sind geradezu fast ohne Augenhöhle, und entbehren deshalb auch besonderer Stirnbildung über derselben; Tiere mit sehr entwickelten großen und scharfen Sehorganen sind dagegen auch hinsichtlich der untern Stirnbildung ausgezeichnet. Die Vögel, namentlich die Raubvögel, mit ihren großen hellen Augen, haben stark vorspringende Knochenränder der Orbita, und oft treten dort breite schuppenartige Knochenfortsätze mit eigenen Anhangsknochen hervor. Merkwürdige Resultate gibt ferner besonders die Vergleichung sich nahestehender, aber hinsichtlich ihres Auges und ihres Seelenlebens sehr verschiedener Tiergeschlechter, so z. B. des Schafs und der Gemse. Es ist interessant zu beachten, wie stark die Knochenränder um die Orbita bei der letztern hervortreten, und welche schlanke kecke Zeichnung diese gesamte Gegend dort zeigt, während in ersterem alles dies eine so viel geringere Entwickelung darbietet. Gall, dem das Bedeutungsvolle dieser Schwellungen denn auch beim Menschen nicht entgehen konnte, verlegte daher Organe dorthin, welche sämtlich auf die Energie des Gesichtssinnes sich beziehen sollten, nämlich über jeden Augenhöhlenrand von innen nach außen Ortssinn, Farbensinn, Zahlensinn. Daß dies eine völlige Inkonse-

quenz war, in Beziehung auf seine Theorie vom Abdruck der Gehirnwindungen nach außen, geht daraus hervor, daß gerade in dieser Gegend die äußere Knochenfläche durchaus nicht den Hirnwindungen entsprechen kann, da hier (Fig. 40) das Stirnbein sehr dick ist, die Stirnhöhlen enthält, und geradezu da nach außen sich hebt, wo innen die Hemisphären nach unten sich einziehen. Im Durchschnitt so:

Fig. 40

a Vorderrand der Hemisphäre,
b Außenwölbung der Stirn,
c Augenhöhle.

In Wahrheit also sind die Modellierungen des Augenhöhlen-Knochenrandes auch ganz auf größere oder geringere Entwickelung des Gesichtssinnes zu deuten, nicht zwar so, als ob je höher und mehr ausgearbeitet dieser Skeletteil sei, um so schärfer und stärker das Auge sein müsse — solche einfache Gleichungen kommen in der Natur selten vor! — sondern die seelische Individualität, ob sie überhaupt mehr durch diesen hohen Nervensinn bestimmt und entwickelt werden sollte, ob der Mensch seiner innern Richtung nach mehr gegen die Welt des Lichts oder gegen die Welt des Tons organisiert genannt werden dürfe, wird dadurch angedeutet; eine Verschiedenheit, die bedeutender ist, als man insgemein glaubt, und die wohl sich erklärt, wenn man des mehrfach schon gedachten Wortes sich erinnert, demzufolge das Auge den Menschen in die Welt, das Ohr die Welt in den Menschen einzuführen bestimmt ist.*)

Vergleicht man nun Reihen verschiedener Köpfe in dieser Beziehung, so darf man zuvörderst aussprechen, daß auch diese Schwellungen gewöhnlich bedeutender sind an männlichen Stirnen als an weiblichen, und was die Volksstämme betrifft, so finde ich sie im allgemeinen am wenigsten entwickelt bei den Nachtvölkern, während bei einzelnen Individuen der Tagvölker sie wohl am stärksten

*) Die neuere Psychologie hat diesen Gedanken von Carus bestätigt. Sie unterscheidet grundsätzlich visuellen und den akustisch-motorischen Typus; „sinnfällig" und „begrifflich" (geistig) schauende Menschen. Lg.

sich ausbilden können. Ein Tscherkessenschädel meiner Sammlung zeigt sie in besonders hohem Grade, und wie diese Bildung bei den scharfsichtigen Völkern des Kaukasus überhaupt gewöhnlich scheint, so findet man sie auch einzeln häufig bei Personen mit viel Sinn für scharfe Auffassung der Natur durch das Gesicht. Ausgezeichnete Maler haben häufig diese starke Wölbung des Oberaugenhöhlenbogens, und kaum habe ich sie stärker gesehen, als bei meinem verstorbenen Freunde, dem berühmten Landschaftsmaler Friedrich, dessen gegen Licht ausnehmend empfindliches Auge sich fast zu verbergen schien unter dem stark vorstehenden Bogen der Augenbraune. – Von den übrigen beiden Volksstämmen sind die westlichen Dämmerungsvölker Amerikas entschieden mehr durch diese Schwellungen ausgezeichnet, als die östlichen Asiens. Man vergleiche die breite platte Stirn der Chinesen mit nordamerikanischen Schädeln, und man wird hinsichtlich der in den letztern mehr ausgearbeiteten Flächen und gehobenen Augenhöhlenrändern einen sehr scharfen Unterschied gewahr werden, welcher unschwer seine symbolische Deutung findet, wenn man die Individualität jener in freier Natur gekräftigten nordamerikanischen Jägervölker mit der abgestumpften und philisterhaften der Chinesen vergleichen will. – Daß übrigens der Unterschied, welchen Gall an diesen Schwellungen zu finden glaubte, zwischen Ortssinn, Farbensinn und Zahlensinn, keineswegs in der Natur gerechtfertigt wird, kann man leicht gewahr werden, wenn man viele Stirnbildungen vergleicht. An dem Kopfe des durch seinen ausnehmenden Zahlensinn berühmt gewordenen Rechners Dahse z. B. ist gerade der äußerste Teil des Oberaugenhöhlenrandes sehr abgeflacht, und überhaupt diese gesamte Schwellung nicht bedeutend, während dagegen z. B. bei Canova, dessen Oberaugenhöhlenbogen überhaupt sehr stark hervortritt, gerade das, was den sogenannten Zahlensinn vorstellen soll, sehr mächtig erscheint. – Eine andere Bemerkung Galls ist jedenfalls wichtiger und gehört hierher, obwohl auch da die Folgerungen, welche er für seine Organenlehre daraus ziehen möchte, ganz unhaltbar erscheinen, und dies ist die symbolische Bedeutung eines großen und sehr vorliegenden Auges für ein gewöhnlich dabei vorkommendes Vermögen von vorwaltendem Sprach-

talent und starkem Gedächtnis. – Liest man in Galls großem Werke selbst nach, welche Mühe er sich gibt, diese Stellung des Auges mit seinen Hirnorganen in Verbindung zu bringen, und darzustellen, wie der Druck vollerer Hirnwindungen des mittlern Lobus der Hemisphären Keilbein und Augenhöhlenteil des Stirnbeins vordränge, und dadurch das Vortreten des Augapfels bewirke, so kann man kaum der Meinung sein, daß er selbst an diese Erklärung glaubte, obwohl man die symbolische Tatsache gelten lassen muß, und bei aufmerksamen Um-sich-blicken leicht noch mehr Beispiele dafür auffinden wird. – Einfacher angeschaut, erklärt sich diese Beziehung jedenfalls besser und richtiger in folgendem.

Im Obigen nämlich ist gezeigt worden, wie das Vorherrschen des Gesichtssinnes in einer geistigen Individualität, nebst den davon abhängenden Folgen für den Geist, sich durch stärkere Ausbildung des Orbitalrandes und durch ein, gleichwie zum Schutz des Sehorgans bewirktes tieferes Zurückziehen des Augapfels aussprechen; was ist daher natürlicher, als daß dann, wenn nun gerade der Gesichtssinn *nicht* der vorherrschende und geistig bestimmende sein soll, vielmehr die Akzentuierung auf den Sinn des Gehörs fallen, und der Ton, das Wort, die Sprache es sein soll, welche in dieser Individualität vorwalten, nun auch die Bildung der Augenhöhle sowie das Verhalten des Augapfels das gerade entgegengesetzte sein müssen! – In diesem Falle also wird die Augenhöhle flacher werden, das Auge wird mehr hervorgedrängt sein, und es wird dies schon an und für sich den Ausdruck eines Menschen geben, *der aufhorcht* und dabei das Auge, ohne bestimmt etwas zu fixieren, hervorrollt; während der erstere Fall schon durch den gewöhnlichen Zug beim Scharfsehen bestätigt wird, wo wir nicht nur das Auge zurückziehen und durch Lid und Braue beschatten, sondern selbst wohl noch die Hand überhalten zur möglichsten Konzentrierung des Lichts. – Allwo sonach ein oder das andere Verhalten des Auges bleibend, und selbst durch die knöcherne Bildung ausgesprochen ist, da läßt sich voraussetzen, daß die Seele diese sonst nur schnell vorübergehenden Akte als vorherrschende Bestimmungen empfinden muß, und wir verstehen nun jedenfalls besser,

als mittels jener supponierten und in Wahrheit nicht vorhandenen Organe, warum wir, ebenso wie für den Menschen mit starker Brauenwölbung, bei sonst gesunder Organisation von Augen und Hirn, die sichtbare Welt mehr aufgeschlossen finden, während wir andererseits bemerken, daß dem mit besonders vorliegenden Augen, unter gleich gesunder Befähigung im übrigen, die Welt der Sprache und des Tons zugänglicher zu bleiben pflegt. – Ich kann sagen, daß mir nie eine Individualität vorgekommen ist, welche diesen Typus voll-

Fig. 41

Fig. 42

Fig. 43

kommener an der Stirn getragen hätte, als Wilhelm v. Humboldt, allerdings ein Geist, dem, wie kaum einem andern, die Welt der Sprachen sich erschlossen hatte.

5. Die letzten am Vorderhaupte gelegenen Schwellungen sind die, welche in der Richtung gegen das Ohr hin sich jederseits entwickeln können. Es bestehen nämlich, wenn man verschiedene Köpfe vergleicht, allerdings, noch abgesehen von der größern oder geringern Breite des Stirnbeins, vielfältige Unterschiede darin, ob diejenige Fläche, welche nach der Schläfengrube sich umbiegt und durch eine etwas vorspringende Linie (sie rührt vom Ansatze des Schläfenmuskels her) halb in Stirnfläche und halb in Schlä-

fenfläche geteilt wird, wirklich flach und eben, oder durch mehr oder minder bedeutende Schwellungen gehoben ist. – Ich bilde hier im kleinen die Stirn von Liszt (Fig. 41), Mendelssohn (Fig. 42) und Beethoven (Fig. 43) ab, und in allen dreien, ganz besonders aber in dem letztern wird man das oben Bemerkte sehr bestätigt finden.

Ein solches Verhalten läßt dann allerdings auch eine bestimmte physiologische Beziehung wohl absehen, und kommt da noch das im Vorigen bemerkte myopische Vorliegen des Auges (man könnte es gewissermaßen als ein sich ins Äußere Verlieren des Organs bezeichnen) hinzu, so wird es wohl deutlich, wie die Natur durch solche stärkere Modellierung der intelligenten Hirnregion am Schädel gegen den Gehörsinn hin, das Symbol abgeben kann für einen insbesondere von der Tonwelt aus influenzierten Geist.

Und so viel über Modellierung der Stirngegend überhaupt. – Wir gehen nun über zur Betrachtung der:

Modellierung des Mittelhauptes. – Daß im allgemeinen die Flächen der namentlich hierher gehörigen Scheitelbeine wenigere Nüancierung zeigen, als die des Vorderhauptes, wurde schon früher bemerkt. Es ist, als ob hier, wo überdies in der Regel der Kopfbau durch das Haar verhüllt wird, auch jede feinere Modellierung hinwegfallen sollte. Physiologisch wird dies dadurch mit begreiflich, daß diese ganze Schädelregion nicht mehr in reinem und einfachem Verhältnis zu der Hirnabteilung steht, welcher sie ursprünglich zugewiesen war; denn während das Vorderhaupt wirklich nur von Hemisphärenmasse erfüllt ist, legt sich im Mittelpunkt eine so viel größere Fortsetzung dieser Hemisphären über das in seinem Wachstume zurückgebliebene Mittelhirn hinweg, und bringt zu dem primitiven hier ein sekundäres Element der Bestimmung hinzu.

Bei vieljähriger aufmerksamer Vergleichung mannigfaltigster Kopf- und Schädelformen daher habe ich nur so viel durch Erfahrung bestätigt finden können, daß weniger in der eigentlichen Modellierung der Oberfläche des Mittelhauptes besondere Signaturen gegeben sind, als daß vielmehr dadurch nur diejenigen

Bedeutungen noch bestimmter charakterisiert zu sein pflegen, welche schon an sich durch das verschiedene Verhältnis von Breite und Höhe im allgemeinen dargelegt worden sind. – Gall zwar hatte als besondere Schwellungen in der Mittellinie (also im Verlaufe der Pfeilnaht) dreie unterscheiden zu müssen geglaubt, deren vorderste als Organ der religiösen Ehrfurcht (dieu et religion), deren mittlere als Organ der Festigkeit (fermeté), und deren hintere als Organ des Stolzes (orgueil) von ihm erklärt wurden. Als seitliche Schwellungen ferner tragen ihm die größten beiden (die Scheitelbeinhöcker) die Bedeutung der Vorsicht (circonspection), gegen welche dann, von der Stirn her, das sogenannte Organ des poetischen Talents sich noch hinanziehen soll; unter diesem Organ der Vorsicht und nach vorn über dem Schläfenbeine liegt ihm ferner das Organ der List (ruse), sowie nach hinten, längs der Lambda-Naht herunter, an das Organ des Stolzes die Schwellungen der Eitelkeit (vanité) und an diese in sonderbarster Aufeinanderfolge die der Anhänglichkeit (attachement), sowie die der Verteidigung und Bekämpfung (defense) sich anschließen. – In allem diesen liegt demnach wieder eine solche Willkür der Vorstellungen, daß sie in Wahrheit kaum ärger sein könnte, und jedenfalls wird daher nur sehr wenig von dieser Symbolik einigermaßen stichhalten, wenn man Vergleichungen in der Natur anzustellen beginnt. – Was zuerst die Bedeutungen jener mittlern Schwellungen des Schädels betrifft, so muß ich abermals an die von mir in dem Atlas für Kraniosкopie dargelegte Methode der Darstellung erinnern, wo ein Facsimile des Mittelcontours durch Abdruck gewonnen, und so es möglich gemacht wird, die Längendurchschnitte mehrerer Schädel auf das Genaueste miteinander zu vergleichen. Da meistens nur ausgezeichnete Köpfe für so scharfe Abbildung gewählt sind, so hätte es doch nicht fehlen können, hier die Symbolik, soweit sie irgend vorhanden wäre, auch wirklich zu entdecken. Nun vergleiche man aber am genannten Orte*) nur den Contour der Mittelinie des Mittelhauptes von dem Dichter Tiedge, dem Philosophen Kant und dem Kunstkenner, Historiker und Gourmand Rumohr! –

*) Atlas für Kraniosкopie, 2. Heft, Taf. IX.

Der einzige, der hier im Mittelhaupte auffallende Schwellungen zeigt, ist Tiedge, die bedeutendste liegt da, wo nach Gall die Festigkeit liegen soll, die dem Guten im Leben gerade sehr gebrach, und so überzeugt man sich abermals, daß auch hier die vermehrte Modellierung des Mittelhauptes nichts weiter anzeigen kann, als eine stärkere Akzentuierung des in diesem Kopfe wie in dieser Seele entschieden vorherrschenden Gemütslebens, ein Charakter, welcher denn bereits durch das gesamte räumliche Verhältnis der Schädelwirbel angedeutet wurde. – Hinwiederum zeigt der Höhencontour Schiller's*) an der Gesamtbildung des schön und harmonisch gewölbten Hauptes hier nur eine einzige milde Schwellung, in welcher, da man sie auf derselben Tafel mit dem im Ganzen und namentlich im Hinterhaupte beträchtlich größern Kopfe Talleyrand's vergleichen kann, allein, die, gerade in ihm dem Mittelhaupte zukommende bedeutendere Akzentierung sich verrät. – Aus allem diesen ziehen wir daher nur das Resultat, daß man selten irren werde, wenn man bei Personen, deren Scheitelmittellinie nicht nur überhaupt stärker hervorgehoben, sondern in sich selbst noch außerdem bedeutend modelliert ist, eine um so größere und vielleicht nicht selten gegen das Schwärmerische gerichtete Macht des Gemüts voraussetzt, dagegen annimmt, daß bei denen, in welchen die Wölbung nicht nur überhaupt gering, sondern noch in sich selbst platt ist, gerade das Gegenteil, d. h. eine gemütsleere Natur, vorwalte.

Das Letztere kann übrigens mit dem zusammengefaßt werden, was ich weiter oben (S. 193) über die langen Kopfformen beigebracht habe; denn es ist natürlich, daß, wenn überhaupt die Richtung der Bildung darauf ausgeht, die Kopfwirbelsäule in ihrer Erstreckung zu verlängern, so daß (wie ich am angeführten Orte bemerkte) sogar oft die Sonderung zwischen Vorder- und Mittelhaupt durch eine merkbare Vertiefung angedeutet ist, dann das Mittelhaupt selbst keine beträchtliche Höhe erreichen, und somit, durch mangelhaftere Entwicklung des Zeichens der Gemütswärme, den Charakter einer bloß praktisch tüchtigen Befähigung der Seele verstärken werde.

*) Atlas für Kranioskopie, 1. Heft, Taf. IX, und oben die verkleinerte Wiederholung Fig. 34.

Was endlich die seitlichen Modellierungen des Mittelhauptes betrifft, so ist nie zu vergessen, daß sie mehr oder weniger immer gegen die Region des Hörsinnes sich wenden, indem sie zugleich an sich schon das Symbol einer gewissen Ausbreitung der Empfänglichkeit des Gemüts für bestimmte Äußerlichkeiten abgeben. – Ist es daher gewiß interessant, den zahlreichen Beobachtungen Gall's über Menschen mit teils gering, teils stark entwickelten Schwellungen an der Seite des Mittelhauptes zu folgen, ja kann gewiß jeder aufmerksame Menschenbeobachter z. B. zu jenem breitköpfigen Prälaten*), von dessen nie endender Umständlichkeit und Vorsichtigkeit er vielerlei erzählt, manche Gleichung nachweisen, andernteils aber für Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit bei Personen mit schmalem Mittelhaupte ähnliche Beispiele zu den von ihm aufgezählten finden, so würde es doch sehr irrig sein, deshalb in diesen Schwellungen selbst ein Organ der Vorsicht anzunehmen, sondern vielmehr ist über die physiologische Beziehung nachzudenken, welche in dieser Bildung sich wohl darbieten könnte. Indem wir nun diesen Gesichtspunkt auffassen, wird allemal das Verhältnis des Mittelhauptes zu den an seinen Seiten gelegenen Gehörorganen die erste Berücksichtigung verdienen. – Das Gehör nämlich, wie es einerseits das Organ tiefern Verständnisses der in den Menschen tretenden Welt genannt werden darf, ist auch andererseits entschieden das Organ der Furcht. Die scharfhörendsten Tiere sind die furchtsamsten, wie die scharfsichtigsten die mutigsten, und kann deshalb die Richtung der höhern Erkenntnis gegen das Gehör zum feinern Musiksinne führen, so ist auch im Gegenteil klar, daß eine starke Bestimmung der Gemütsregion durch das Gehör geeignet ist, bei minderer Energie des Geistes im Ganzen Furcht und Sorglichkeit zu erwecken und den Menschen zu steter ängstlicher Vorsicht zu stimmen. Betrachtet man die Bildungsverhältnisse des mittlern Schädels in dieser Weise, so wird man das Verständnis gewisser Symbole gar wohl erreichen können, welches ohne diesen Weg stets nur vergeblich gesucht wird, und es wird uns von nun an nicht mehr als Zufall erschei-

*) Anatomie et Physiol. du cervau, III, 234.

nen, wenn sehr vorsichtigen und ängstlich bedächtigen Personen breite Form des Mittelhauptes und stärkere Wölbung über den Ohren nicht fehlt, bei unbesorgten und leichtsinnigen dagegen diese Region fast immer durch Schmalheit und geringe seitliche Modellierung sich auszeichnet.

Ich unterlasse es, näher einzugehen auf Charakterisierung der besondern Schwellungen am Mittelhaupte, welche Gall noch als Organe der Eitelkeit, der Anhänglichkeit und der Bekämpfung aufführt, denn sie entbehren, wie mehrere ähnliche, jedes physiologischen Grundes.

Auch dem Schläfenbeine selbst, dem eigentlichen Sitze des Gehörs, legte Gall noch, hier jedoch offenbar verführt durch einen irrigen Gebrauch, den er von den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie machte, eine besondere Bedeutung bei, indem er deshalb, weil bei reißenden Tieren der sich über dem Ohr lagernde Beißmuskel Veranlassung gibt zu starker Wölbung dieser Knochenfläche, dort ein eigenes Organ für den Zerstörungstrieb (instinct carnassier) annimmt. Seine Nachfolger, unter denen Spurzheim allein eine gewisse wissenschaftliche Befähigung hatte, haben dann auch den größten Teil dieser Wölbung, und zwar mehr der obigen Gedankenfolge nachgehend, zum Organ des Verheimlichungstriebes gemacht, und damit wenigstens richtiger diejenige Physiognomie des Kopfbaues erfaßt, welche eben alles, was mehr die Gehörgegend herausmodelliert, auch als Bezeichnung einer vom Hörsinne mehr als vom Augensinne bestimmten Seele anerkennt.

Im allgemeinen muß ich übrigens noch bemerken, daß, wenn man die verschiedenen Bildungen des Mittelhauptes im Ganzen überblickt, man nie verfehlen wird wahrzunehmen, daß es namentlich die Köpfe von Menschen sind, welche überhaupt gemütlos und dadurch, bei rohen Lebensverhältnissen, zuletzt gehässig und verderblich für die menschliche Gesellschaft sich gezeigt haben, bei denen die Entwicklung des Mittelhauptes, sowohl nach allgemeinen Raumverhältnissen als nach Verhältnis der Modellierung, ungünstig und gering erscheint. — In dem schönen früher bereits erwähnten Werke von Lucae*) sind mehrere merkwürdige Verbrecherköpfe abgebildet (namentlich von

*) Zur Architektur des Menschenschädels.

alt ausgelernten Dieben und Räubern), bei denen sämtlich (mit Ausnahme eines wegen Unzucht und Mord hingerichteten Pfarrers) die Höhe des Mittelhauptes nie 5 Zoll erreicht und ebenso auch die Breite sehr gering ist sowie die Modulation der Flächen überhaupt. – Ein Paar dieser Schädel hier verkleinert wiederholen zu lassen, kann ich nicht umhin, da sie auch in Bezug auf die

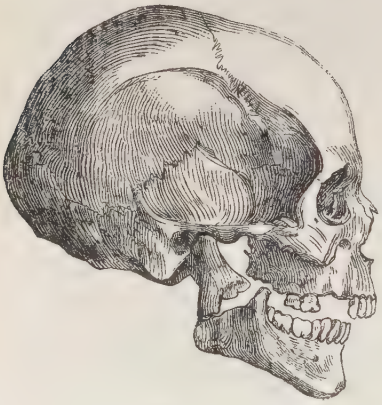


Fig. 44

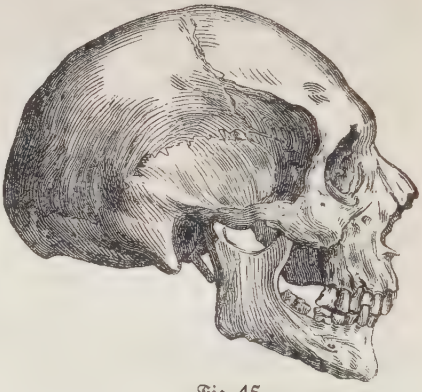


Fig. 45

übrigen Maße, die ich nach Lucae beifüge, vielfach zum Beleg des hier Besprochenen dienen können.

Fig. 44 ist der Schädel des berüchtigten Spitzbuben und Mörders Seidenfaden aus Hessen, dessen Vorderhaupt 4″ 5½‴ Höhe und 4″ 3‴ Breite, dessen Mittelhaupt 4″ 8‴ Höhe und 4″ 6‴ Breite, dessen Hinterhaupt 3″ 2‴ Höhe und 4″ 1‴ Breite hatte. Fig. 45 ist der Schädel eines ebenfalls höchst berüchtigten Gauners Friedberg, dessen Vorderhaupt 4″ 7‴ Höhe und 4″ 3‴ Breite, dessen Mittelhaupt 4″ 7‴ Höhe und 4″ 9‴ Breite, dessen Hinterhaupt 3″ 5‴ Höhe und 4″ 3‴ Breite zeigte. Das Flache und Leere von Vorderhaupt und Mittelhaupt stellt sich sehr deutlich heraus.

Zuletzt muß die Modellierung des Hinterhauptes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, welche im allgemeinen wieder mannigfaltiger als die des Mittelhauptes genannt werden darf. Am Lebenden ist seine Gestal-

tung abwärts durch die Muskulatur des Halses größtenteils, und aufwärts leichter durch den Haarwuchs verdeckt (obwohl ein aufmerksamer Beobachter sie trotzdem im wesentlichen bald herauszufinden wissen wird); aber man stelle nur eine große Reihe von Schädeln vor sich, und eine mächtige Verschiedenheit in den Schwellungen und Senkungen der Oberfläche (selbst bei ziemlich gleichen Dimensionen von Höhe, Breite und Länge) wird hier alsbald bemerkbar werden. – Physiologisch betrachtet, muß allemal die Bedeutung der Flächenwölbung des Hinterhauptes im obern und untern Teile unterschieden werden; nach unten nämlich ist sie im wesentlichen deutlich bestimmt durch die Wölbung der hintern und untern Fläche derjenigen Hirnmasse, welcher insbesondere dieser Schädelwirbel angehört, d. i. des kleinen Gehirns; nach oben hingegen gibt sie den Ausdruck der Größe und Wölbung der hintern Abteilung der Hirnhemisphären wieder, welche, wie gezeigt worden ist, so wie den mittlern, so auch den hintern Schädelwirbel von oben ausfüllen. Nun muß man aber wissen, daß gerade dieser hintere Lobus der Hemisphären dadurch dem Menschen so charakteristisch ist, daß er, als Ausdruck der hier so übermächtigen Entwickelung des Vorhirns, auf eine Weise, wie sie in den Tieren noch gar nicht vorkommt, das kleine Gehirn vollständig bedeckt. Mangelhafte Entwickelung dieses Lobus demnach würde allemal den Menschen entschieden *der Tierwelt etwas näher rücken*, und man versteht sonach bald, warum im allgemeinen für Kretinen und Idiotenschädel so häufig gerade die platt-abgestumpfte Bildung des Hinterhauptes, insofern sie den Abdruck gibt von mangelhafter Rückwärts-Ausbreitung der Hemisphären, so bezeichnend zu sein pflegt, während ein kräftig und schön vorgewölbtes Hinterhaupt ein entschiedenes Zeichen geistiger Kopfbildung darstellt.

Wenn daher schon für das Mittelhaupt in seiner räumlichen Ausdehnung beim Erwachsenen das Vorhirn im ganzen mehr bestimmend wirkte, als das Mittelhirn selbst, so sehen wir auch im Hinterhaupte den obern Bogen des Wirbels wesentlich durch das Vorhirn gestaltet, und ich kann nicht umhin, hier abermals auf die bedeutungsvolle Symbolik aufmerksam zu machen, welche wieder in

diesen Verhältnissen gegeben ist; denn jedenfalls ist es sehr merkwürdig, zu finden, daß die organischen Verhältnisse der Lagerung, ebenso im höhern menschlichen Organismus das Übergreifen der Hirnmasse der Intelligenz über die des Gemüts und Willens darstellen, als ein höheres Seelenleben die Beherrschung und Durchdringung des Fühlens und Wollens durch das Licht der Erkenntnis unerläßlich mit sich bringt.

Ist es also insbesondere die Kraft des Willens, des Triebes und der Gegenwirkung, welche in der gesamten Region des Hinterhauptes sich symbolisiert (wofür oben die nähern Gründe mitgeteilt wurden), so fragt sich nun, welche besondere Färbung kann dieser Symbolik noch durch die Ausarbeitung einzeln vortretender Schwellungen hinzugefügt werden?

Blicken wir auch hier wieder zunächst auf die Beobachtungen Galls zurück, so sehen wir, daß er in dieser Region nur geringe Resultate gezogen hat, und zwar jedenfalls deshalb, weil er gleich anfangs ihre Signatur zu einseitig, d. h. als bloß auf Sexualität sich beziehend aufgefaßt hatte. Nur drei Schwellungen nämlich glaubte er hier besonderer Beachtung wert: abwärts zu beiden Seiten die der Wölbung der beiden Hälften des kleinen Gehirns entsprechenden, welche er als Organe des Geschlechtstriebes (instinct de propagation), und oberwärts die eine mittlere Hervorragung unter der Lambda-Naht, welche er als Kindesliebe (amour de la progéniture) bezeichnete. – Nun liegt in dem erstern allerdings insofern eine gewisse Wahrheit, als bereits früher, sowie das Wollen, Begehren und der Trieb überhaupt, auch der Geschlechtstrieb selbst dem Nachhirn vindiciert werden mußte, und die Geschichte menschlicher Krankheitszustände vielerlei Fälle von Regelwidrigkeiten des Geschlechtstriebs aufführt, welche von Regelwidrigkeiten im Nachhirn bedingt wurden, überdies gerade jene Wölbungen so sehr den Abdruck der untern Fläche des kleinen Hirns gewähren, daß von ihnen ganz besonders auf Entwickelung des Geschlechts geschlossen werden darf. – Schon bei Gelegenheit der Messung

der Schädelwirbel ist daher bemerkt worden, daß durch die Breite des Hinterhauptes „mehr die unmittelbar durch Äußeres angeregte Willensmächtigkeit, also mehr das, was wir den Trieb nennen, und zwar auch in bezug auf das Geschlecht, sich charakterisiert finde." Dabei darf man nicht übersehen, daß stärkere Ausbildung dieser Wölbungen und der daran vorkommenden kleineren Erhabenheiten stets zugleich auf eine besondere Entwickelung der hier sich anhaftenden Nackenmuskeln deutet, welche letztere dann, wenn sie so stark werden, daß dadurch, wie in Gestalten des Herakles, der sogenannte Stiernacken entsteht (eine Form, die zuweilen auch im andern Geschlecht, namentlich bei vollkräftigen Südländerinnen vorkommt), um so mehr als Symbol eines heftigen Begehrens sich darstellen müssen.

In demselben Maße aber, als diese untern Schwellungen mehr Symbol abgeben des so zu sagen organischen Willens, d. h. des wesentlich durch Nötigung des Physis bestimmten, darf man in den obern hervorragenden Schwellungen der Hinterhauptswölbung die Symbole des bewußten Wollens voraussetzen, und jedenfalls war es einer der größten Irrtümer Galls, diese Gegend ihrer Bedeutung nach nur auf die Liebe zur Nachkommenschaft beschränken zu wollen. — Gewiß, man darf nur die Beobachtungen, die

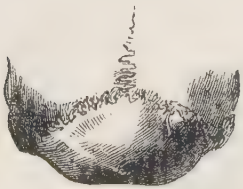


Fig. 46a

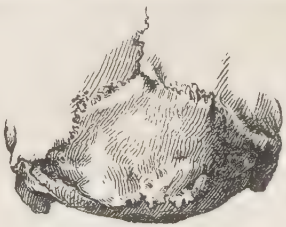


Fig. 46b

schon oben bei der Betrachtung der Dimensionen des Hinterhauptes aufgeführt wurden, sich zurückrufen, um sich zu überzeugen, daß ein hoch hervorgewölbtes Hinterhaupt im sehr geraden Verhältnis zu stehen pflegt mit einem kräftigen Reagieren und entschiedenem Willen; aber man vergleiche nur viele Formen in der Natur, und man wird sich überzeugen, wie sehr verschieden nun noch die

besondere Modellierung dieser Wölbung im einzelnen sich darstellt, und wie vielfach dadurch auch noch deren allgemeine Bedeutung sich modifiziert. – Zuerst nämlich sind schon die Konture des Hinterhauptbeins, wie sie als sogenannte Lambda-Naht sich darstellen, selbst sehr verschieden in ihrer Form. Ich will nur einige derselben hier abbilden, so z. B. Fig. 46a das kleine rundlich dürftige Hinterhaupt eines blödsinnigen zweiundzwanzigjährigen Mädchens, Fig. 46b das starke ausgezackte Hinterhaupt des früher (Fig. 29) abgebildeten, roh modellierten amboinesischen Schädels, Fig. 46c das breite und starke, mit

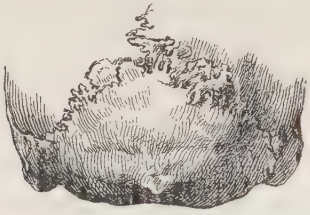


Fig. 46c

Fig. 47

mehreren Zwischenknochen umgebene Hinterhaupt des ungarischen Räubers Schobri, und Fig. 47 das wohlgebildete volle Hinterhaupt eines maurischen Schädels.

Ebenso variiert dann ferner aber auch der Kontur der Wölbung in der Mittellinie des Hinterhauptes auf sehr merkwürdige Weise, und auch davon seien

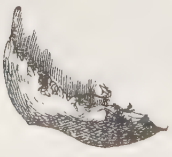


Fig. 48
Profil von Fig. 46a

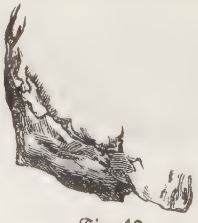


Fig. 49
Profil von Fig. 46c

hier um so mehr einige Formen dargestellt, als man den so sehr verschiedenen eigentümlichen Schwellungen dieser Partie bisher so geringe Aufmerksamkeit gegönnt hat.

Wenn nun an jeder, und an der menschlichen Organisation insbesondere, nichts unbedeutend genannt werden darf, so konnten sicher auch diese Kontur- und Wölbungsverschiedenheiten nicht ohne symbolischen Sinn bleiben, obwohl es nicht versucht werden darf, zu scharf hier mit Worten bezeichnen zu wollen, was, gleichwie so vieles auch in der Physiognomie des Antlitzes, mehr einem gewissen feinen Gefühle für Linienverhältnisse zur Bestimmung überlassen bleiben muß. Dem Menschenbeobachter ist ja sattsam bekannt, welche unend-

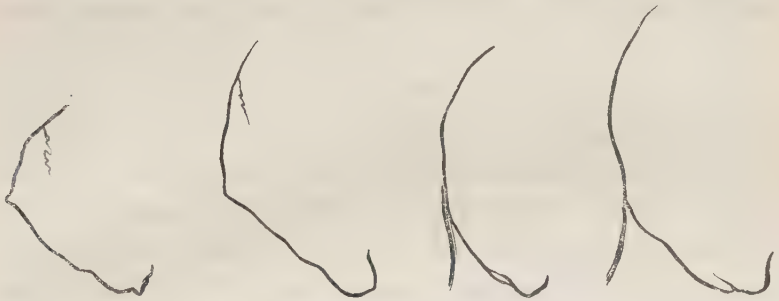


Fig. 50 Fig. 51 Fig. 52 Fig. 53

liche Verschiedenheit im Wollen verschiedener Personen vorliegt. Großartiges Wollen, kleinlicher Eigensinn, Stätigkeit des Willens und Irrlichterieren sind ja nur einige der Variationen, die hier im Seelischen vorkommen und ihrer Bedeutung nach dann jedenfalls auch in der Gestalt irgendwie sich ausdrücken werden. Wer würde aber z. B. nicht erkennen, daß die Hinterhauptswölbung bei Schiller (Fig. 51), auch abgesehen von der Größe, eine edlere Form darstelle, als bei dem daneben abgebildeten Kretinen (Fig. 50), und wer bemerkt nicht, daß wieder dieser männliche Kretin eine so viel härtere Hinterhauptsform zeigt, als die verkümmerte, aber rundliche Form der weiblichen Kretine (Fig. 46a und 48). Sodann, wer fühlt nicht, daß die abgeplattete Hinterhauptsform Tiedges (Fig. 52) nicht die Willens-Geisteskraft ausspricht, als die so mächtig vorgebaute Schwellung bei Talleyrand (Fig. 53)? Wer, der nun auch die obigen vier Konture der Hinterhauptsnaht vergleicht (Fig. 46abc und 47), empfindet nicht, daß darin ein sehr ver-

schiedener Ausdruck gegeben sei! – ein edelmenschlicher mehr in dem Mauren (Fig. 47), ein mehr tierisch roher in dem Amboinesen (Fig. 46b, derselbe, an dessen Kopfe früher schon, S. 161 und Fig. 29, die Knochenleisten als raubtierartige Bildung angedeutet worden waren), und ein nicht viel besserer in der Zeichnung der Naht des Schobri (Fig. 46c) mit den eingesetzten Zwickelbeinen, während die schwache abgestumpfte Form in der Naht der Kretine (Fig. 46a) auch physiognomisch noch eine Verkümmerung alles höhern Willens andeutet! – Kurz, es liegen hier jedenfalls eine große Menge charakteristischer Nüancierungen vor, und ich kann wohl sagen, daß es mich z. B. nie getrogen hat, wenn ich bei Menschen, an deren Hinterhaupte ich stark und rauh vorstehende Knochenecken fand (namentlich den mittlern Hakenfortsatz, wie er oben bei Fig. 50 an dem Idioten klein und an dem Amboinesen Fig. 46a stärker angedeutet ist), eine eigensinnige und schroffe Willensart voraussetzte, während weiche feine Abrundung des Hinterhauptes, wenn dasselbe dabei in den Dimensionen gering ist, Willensschwäche, wenn es dagegen voll und bedeutend entwickelt ist, eine ruhige Energie bewußten Willens verrät.

Überblicken wir somit noch einmal im ganzen alles das, was uns die Physiognomik der Schädeloberfläche an Resultaten für Beurteilung des Seelischen im Menschen darbieten konnte, so wurden folgende Schwellungen insbesondere ihren physiologischen Verhältnissen nach bedeutungsvoll gefunden: Am Vorderhaupte 1. die Schwellung der Mittellinie der Stirn, welche deren untere Region kräftig hervorwölbt und die Physiognomie größerer gegenständlicher Intelligenz gibt; 2. die Schwellung des obersten Teils der Mittellinie, welche uns Erinnerung gewährt an die Vorderhauptswölbung des Kindes, und darum gewöhnlich bei einer gewissen Kindlichkeit der Seele vorkommt; 3. die größern Seitenschwellungen der Stirnwölbung, welche die volle männliche Entwickelung der Stirn andeuten, und deshalb bei Schärfe und Tiefe der Erkenntnis vorzukommen pflegen; 4. die Hervormodellierungen des Augenhöhlenrandes, welche die Richtung des Erkennens gegen die sichtbare Welt ebenso verraten, wie 5. die Schwellungen zur Seite der Stirn nach der Schläfen-

gegend hin sie gegen die hörbare Welt symbolisch andeuten. — Sodann am Mittelhaupte die Schwellungen in der Mittellinie, welche ebenso die Physiognomie idealer Gefühlsrichtung geben, als 2. die besondere Modellierung der Seitenwölbungen hier mit der äußerlich gegenständlichen Gemütsrichtung zusammenhängt, und dann, wenn besonders die Seitenwölbungen über den Gehörorganen sehr hervortreten, nicht verfehlen wird, eine gewisse Vorsichtigkeit und Bedenklichkeit der Seele zu charakterisieren. Endlich am Hinterhaupte werden stets die stärker herausmodellierten Schwellungen, Kanten und Ecken physiognomische Zeichen abgeben stärkerer Willensregungen und Begehrungen, und zwar dergestalt, daß 1. die der obern Region (als durch Eigentümlichkeit der Hemisphären mit influenziert) mehr die geistige Seite des Wollens in seiner Stärke oder Schwäche charakterisieren, während 2. die nach abwärts gerichteten bezeichnender zu sein pflegen für das Begehren in Bezug auf organische Funktion, den Trieb, und somit insbesondere auch für den Geschlechtstrieb.

Gewiß! wer nun nach alle den hier gegebenen Beziehungen den Schädel aufmerksam untersucht, ausmißt und in seiner Modellierung genau verfolgt, wem dabei selbst ein Talent richtiger Vergleichung und Beurteilung nicht fehlt, wem da gegeben ist, alle etwa vorkommende durch Krankheit bedingte Formveränderungen, von der dem Individuum eigentümlichen und naturgemäßen Bildung gehörig zu unterscheiden, und wer dabei endlich die Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Kopfbau und gesamter Körperbildung nicht verabsäumt, der wird nie ermangeln, aus Ergebnissen einer solchen Untersuchung wahrhafte und gewichtige Fingerzeige zu entnehmen für Seeleneigentümlichkeit einer Persönlichkeit überhaupt, und deren vorherrschende Neigungen und Anlagen insbesondere. —

Wie lückenhaft wird künftig, wenn eine größere und echtere Anerkennung dieser Lehren ins Publikum gedrungen sein wird, jede Personenschilderung bleiben, in welcher die genaue Ausmessung und Beschreibung der Schädelbildung fehlt! — wie sehr wird man erkennen, daß eine genaue Schilderung und Abformung

des Kopfbaues entschieden wichtiger bleibt, als eine Abformung und Schilderung der Gesichtszüge, und wie sehr wird man es beklagen, daß von so viel ausgezeichneten Persönlichkeiten kaum Totenmasken, und so selten nur genügende Abformungen der gesamten Schädelbildung genommen worden sind! – Mögen diese Bemerkungen, ja der ganze Gedankengang dieses Buches, dazu mitwirken, hierin künftig mit größerer Sorgfalt zu verfahren!*)

b) Von der Physiognomik der äußern Umhüllung des Schädels.

Wenn es seltsam und bedeutungsvoll genannt werden darf, daß, sowie unser Planet und jeder andere, fortwährend und in aller Bewegung, erscheint, halb vom Sonnenlicht erleuchtet und halb in nächtliche Verfinsterung getaucht, ebenso die innere Lebensflüssigkeit des Menschen, das Blut, fortwährend zerfällt in eine Tag- und eine Nachtseite, d. h. halb hellgeröteten, halb dunkel verkohlten Blutes, und daß ebenso die Menschheit selbst wesentlich in Tagvölker und Nachtvölker mit den dazwischenliegenden Dämmerungsvölkern sich teilt, so darf man nun jedenfalls auch, und durchaus ohne in spielende Analogien zu geraten, es als ein nicht minder wichtiges und bedeutungsvoll symbolisches Moment betrachten, daß das höchste Gebilde des menschlichen Körpers, das Haupt, auf der vollen mittlern Lebenshöhe, ebenfalls halb in eine Tagseite und halb in eine Nachtseite sich abteile**), d. h. daß zum Teil eine klare reine Hautfläche allein, zum andern Teil aber eine mit mehr oder weniger dunkelm Pigment gefärbte Behaarung noch über seiner Hautfläche es verhüllt. – Wie bedeutsam ist es dann, wenn man diesen Gesichtspunkt der Symbolik auffaßt, daß die Lichtseite dieses Planeten (wenn wir für jetzt das Haupt so bezeichnen wollen) gerade auf die Region der Intelligenz, d. h. des Vorhirns, also auf die Stirn fällt, wäh-

*) Man vergleiche hierüber einen besondern Aufsatz von mir im Deutschen Museum, Jahrgang 1, Heft 20.

**) Nannte doch schon van Helmont den Kopf „coelum microcosmicum“ und verglich das Haupthaar den Sternen. (Neuerdings ist auch der Vergleich des Plasma-Blut- und Eikörperchens mit einem Stern wiederholt durchgeführt worden. Lg.)

rend die Nachtseite, die vom Haar verhüllte, die beiden andern Wirbel, und am dichtesten die Region des Nachhirns bedeckt! – ja wie bedeutungsvoll darf es endlich genannt werden, daß bei reiferm Leben, und zumeist an dem Geschlecht, welchem die Klarheit der Erkenntnis vorzugsweise eignet, am männlichen, in einer höhern, namentlich für Reife dieser Intelligenz bestimmten Lebensperiode, ganz naturgemäß eine solche Lichtung der Bekleidung zunimmt, die freie klare reine Haut über immer größere Flächen des Kopfes sich ausbreitet, und die Behaarung selbst, indem sich ihre Farbe erhellt, an verkohlter Substanz mehr und mehr verliert! – Das den Völkern von jeher verehrte Haupt des edeln Greises, an welchem nächst der Stirn auch das ganze Mittelhaupt sich „lichtet" (wie die Sprache recht gut es bezeichnet), und nur das Hinterhaupt noch mit Silberhaar sich bedeckt zeigt, es kann nun erst in seiner tiefsinnigen Symbolik verstanden werden, ja wollte man jedes auch entferntere Gleichnis beachten, so dürfte man bei dieser Lichtung eigentlich zugleich an das allmähliche Verdrängen der Nacht- und Dämmerungsvölker durch die immer weitere Ausbreitung der Tagvölker, während des weiterrückenden Reifens der Menschheit auf unserm Planeten, gar wohl erinnern.

Erst wenn man daher so in großen Zügen sich Rechenschaft hat geben können von der merkwürdigen Symbolik, die auch in den, den eigentlichen Schädel umhüllenden Gebilden noch ausgesprochen ist, dürfen wir weitergehen, und ferner im einzelnen untersuchen, welche mannigfaltige Deutung noch teils in dem verschiedenen Verhalten der Haut an und für sich, teils in dem der verschiedenen Qualität der Behaarung hier gegeben sein könne, eine Mannigfaltigkeit, bei welcher ich denn natürlich ganz absehe von den krankhaften Zuständen dieser Bildungen und der Menge von Symptomen, die zuweilen darin für den Arzt gegeben werden, wie denn z. B. allgemeine Dyskrasien und ähnliches durch Leiden der Kopfhaut und des Kopfhaares sich verraten usw. – Für uns teilt sich eigentlich die hierher gehörige Symbolik nur in zwei Teile, einmal nämlich in die der Stirnhaut, und ein andermal in die des Kopfhaares und der übrigen Kopfhaut.

Was die Stirnhaut betrifft, so ist sie bestimmt, durch ihre Bekleidung die Schönheit und Bedeutsamkeit des Vorderhauptes recht eigentlich zu vollenden, und das zu werden, als was sie Lavater im 1. Bande seiner physiognomischen Fragmente anspricht, nämlich: „Das unverkennbarste, sicherste Monument, die Residenz, Festung, Grenze des Geistes." – Die Stirn ist daher von jeher die Tafel gewesen, auf welcher Physiognomen zuerst lesen zu lernen versuchten, und so sagt auch Herder (in der Plastik): „Das Leuchten des Angesichts zeigt sich insonderheit auf der Stirn; da wohnt Licht, da wohnt Freude, da wohnt dunkler Kummer und Angst und Dummheit und Unwissenheit und Bosheit. Kurz, wenn wir Gesinnung des Menschen im reinsten Verstande (sofern sie weder bloß Sinn, noch schon Charakter ist) meinen, so ist, glaube ich, dieses die eherne leuchtende Tafel. – Ich weiß nicht, wie je einem Anblickenden eine Stirn gleichgültig sein kann, denn hinter dieser spanischen Wand singen doch einmal alle Grazien, oder hämmern alle Cyklopen, und sie ist von Natur selbst offenbar gebildet, daß sie das Angesicht solle leuchten lassen oder verdunkeln." – Prüft man diese poetische Schilderung Herders, so erkennt man daran wohl, so hübsch und lebendig sie ist, was in allen den frühern physiognomischen Lehren nur zu sehr erkannt werden kann, nämlich das Untereinandermischen des Heterogenen und den Mangel irgend einer physiologischen Basis. Hier nach allen vorhergehenden Schilderungen, brauche ich kaum insbesondere darauf aufmerksam zu machen, daß alles, was den Stand der Intelligenz betrifft, so weit er sich durch die Bildung der Stirn verrät, dem Knochenbau des Vorderhauptes, alles hingegen, was dort von Gemütsbewegung erscheint, den Hautbedeckungen angehört. In letztern nämlich kommt die Beziehung auf das Auge schon in hohem Maße zum Vorschein, zum Auge, welches eben, inwiefern sein Sinnesnerv aus dem Mittelhirn (der Region des unbewußten Lebens und des Gemüts) hervorgeht, so sehr dazu bestimmt ist, der Spiegel aller Regungen dieser Art und der deutlichste Verkündiger vom Vorwalten oder Zurücktreten des Unbewußten, wie es im Schlaf oder Wachen sich anzeigt, zu sein. An allen diesen verschiedenen Spiegelungen nun nimmt die Stirnhaut den tätigen Anteil, sie

wird anders erscheinen, wenn der Schlaf dem Auge sich naht, oder das Erwachen erfolgt, anders, wenn Freude oder Trauer, Liebe oder Haß im Blick des Auges sich verkündigt, und so zeigt sich denn die Plastik des Stirnknochens, in welcher die Anlage der Intelligenz repräsentiert wird, zu der darübergelegten beweglichen Stirnhaut, welche die Regungen des Gemütslebens abbildet, wirklich ungefähr in demselben Verhältnisse wie Zeichnung zur Farbe, und will man diese merkwürdige Kombination genügend bedenken, so wird man sofort sicher nicht mehr in Zweifel sein über den Grund der Bedeutung, welche der Stirn überhaupt für alle Symbolik des menschlichen Baues von jeher zugesprochen werden mußte. Indem indes eben dadurch auch nachgewiesen wird, daß die äußere Umhüllung der Stirn ihre Signatur durchaus nur von mehr oder weniger schnell vorübergehenden Zuständen erhält, ist zugleich klar, daß insofern eigentlich hier das Gebiet dessen, was wir Pathognomik genannt haben, entschieden mehr, als das der eigentlichen Physiognomik, berührt wird. Auch diese vorübergehenden Bewegungen lassen nämlich, wie sich von selbst versteht, allemal irgend ein Bleibendes zurück, und dieses Bleibende deutet nun abermals auf die vorübergegangenen Bewegungen des Lebens. Wird die Stirn also oft in Falten gelegt, welche Haß und Zorn dort hervorrufen, so drücken die Furchen allmählich den Hautbedeckungen sich ein; heben sich die Augenbrauen oftmals über den innern Winkel des Auges, dagegen nach außen sich senkend, wie es bei tiefem Schmerz geschieht, so wird diese Bewegung allmählich zu einer fast bleibenden Gestaltung werden; ebenso aber werden auch Freude und liebevolle Gesinnung nicht verfehlen, dort einen beharrenden Eindruck zu machen, dessen Symbolik dann ebenso sicher als in den andern Fällen nicht unverstanden bleiben kann, da jedem sein eigenes Gefühl den besondern Ausdruck aller dieser Gemütszustände längst schon kennen gelehrt haben muß. — Schon die ältern Physiognomen haben daher über diese äußere Zeichensprache der Stirn manche Beobachtung und manche Erkenntnis überliefert. — Schon bei Porta kommt viel über die Linien und Furchen der Stirnhaut vor, zuerst über die frons caperata (gerunzelte Stirn), ein Ausdruck, den die Römer mit seltsamer

Rohigkeit von den gleichsam mit Runzeln bedeckten Hörnern der Ziegen (caprae) hergenommen hatten, und von welcher er sagt: „qui talem habuerint, cogitabundos judica", es sei die Stirn des Denkers. Dann spricht er von den in der Mitte zusammengezogenen Falten, welche den Zornmütigen bezeichnen, von der glatten Stirn, welche den Sorglosen, und dann, wenn die Haut trocken und gespannt sei, den Zanksüchtigen ankündige usw. — Lavater erklärt gerade, parallele, nicht zu tiefe, oder parallel gebrochene Stirnfalten für Zeichen von Geradsinnigkeit und Verstand, verworrene, stark gegrabene, gegeneinander streitende Falten dagegen, als Zeichen von Roheit und Verworrenheit des Charakters; Stirnen, deren obere Hälfte mit merklichen, besonders zirkelbogigen Falten durchfurcht, deren untere Hälfte flach und faltenlos ist, seien Zeichen von Dummheit usw. — Bedenkt man unsere oben mitgeteilten Hinweisungen, so wird man sich diese Aussprüche großenteils näher zu begründen imstande sein, man wird einsehen, daß heftige und rohe, rasch wechselnde Gemütszustände leicht jene verworrenen Falten begründen werden, daß das gedankenlose mit hochgehobenen Augenbrauen verwunderte Anstarren des Dummen leicht die letztgeschilderte Art der hohen bogigen Falten erzeugen werde, kurz man wird zu den bloß aus der Beobachtung geschöpften Erfahrungssätzen ohne große Mühe den physiologischen Schlüssel sich schaffen, und jedenfalls glaube ich daher, daß in den obigen Mitteilungen für den Plan dieses Werkes das Genügende hierüber dargeboten sein wird. — Wir wenden uns daher gegenwärtig zu dem:

Haupthaar. — In diesen sehr merkwürdigen, erst durch die neuern, genauern, mikroskopischen Untersuchungen in ihrem Wunderbaue vollständig gekannten Ausstrahlungen der Hautbedeckung des Kopfs besteht aber allerdings, wie sich eben aus seiner Symbolik abnehmen lassen wird, ein sehr eigentümlicher Zusammenhang mit den innern Nervengebilden und dadurch zugleich mit manchen psychischen Eigenschaften.*) Zuvörderst ist schon als wichtig hervor-

*) Schon im Altertume hat man sich mit der Symbolik des Haarwuchses beschäftigt und in neuerer Zeit sind jenen Bemerkungen noch viele hinzugefügt worden. Wir besitzen ein sehr

zuheben, wie Alters-, Geschlechts- und Rassenunterschied im Haar sich verraten. Was den Altersunterschied betrifft, so ist er hier ausnehmend wichtig und symbolisch. – Der neugeborene Mensch bringt wenig, oft gar kein Haupthaar mit zur Welt, und das mehrere mitgebrachte (gewöhnlich dann dunkle) fällt zeitig wieder aus. Das erste Haar des Kindes ist gewöhnlich sehr hell und weich; erst im Heranwachsen prägt sich der individuelle Unterschied, ob braun, ob blond, ob schwarz, ob rot, vollständig aus und hält sich dann im reifen Alter fest. – Im hohen Alter verliert, zumal im Manne, sich viel von dieser Bekleidung, und in beiden Geschlechtern schwindet dann der färbende Stoff aus dem Haar, und nicht das helle gelbliche Weiß des Kindes, sondern ein entschiedenes trockenes Grau oder Weiß wird dann bleibende Beschaffenheit. Die Frau ist in der Regel durch ein weicheres, feineres, der Mann durch ein festeres, stärkeres Haar bezeichnet, und obwohl man in den Tagvölkern ein dunkleres Braun als die ursprüngliche und beiden Geschlechtern gemeinsame Farbe bezeichnen darf, kommt doch weit öfter als im Manne, schönes blondes Haar bei der Frau, und so auch im Kindesalter vor, ja selbst in dem ebenfalls bei beiden Geschlechtern nicht seltenen Schwarz liegt die tiefere glänzendere Nüance auf Seiten der Frau, deren im allgemeinen stärkere Produktivität denn auch längeres, dichteres und mehr dauerndes Haar gewöhnlich bedingt, überall sonach darauf hinweisend, welche tiefe Übereinstimmung das Haar mit der innern Eigentümlichkeit des Organismus habe. – Der auffallendste und merkwürdigste Unterschied in der Haarbildung ist der, welcher das Wollhaar der Nachtvölker von dem glatten oder nur gelockten der Tagvölker trennt, und die Schroffheit dieser Verschiedenheit ist abermals nur der Ausdruck des großen innern Gegensatzes beider

umfangreiches Werk über das Haar im allgemeinen und besonders im Menschen (Burk. Eble, Die Lehre von den Haaren in der gesamten organischen Natur, 2 Bände [Wien 1831] mit vielen Abbildungen), worin man fast alles, was die Literatur in dieser Beziehung darbietet, sorgfältig zusammengetragen findet. Ich verweise hier namentlich auf das Kapitel über die physiognomische Bedeutung der Haare, 2. Bd., S. 196–216. – (Es sei auch hingewiesen auf: Ludwig Sommer: Das Haar in Religion und Aberglauben der Griechen. Inq.-Dissert. Münster i. W. 1912. Lg.)

Stämme. Die Dämmerungsvölker sämtlich stehen auch hinsichtlich ihrer Haarbildung in der Mitte zwischen jenen beiden.*)

Was nun die individuelle Symbolik des Haares in dem uns hier besonders beschäftigenden Stamme der Tagvölker betrifft, so muß zuerst erwähnt werden, daß, wenn in den geringern Stämmen die Haarbildung gewöhnlich über alle Individuen mit gleicher Einförmigkeit sich verbreitet, sie hier eine sehr große Menge von Nüancen darbietet. Die Skala geht vom hellsten Blond durch alle Stufen des Braun, und zwar einerseits bis zum tiefen bräunlich Rot, andererseits bis zum dunkelsten Schwarz, gleichzeitig auch von größter Feinheit bis zu beträchtlicher Stärke, und von vollkommener Glätte bis zu stärkstem Gelock, und keine dieser Verschiedenheiten wird verfehlen, eine irgend besondere symbolische Bedeutung für das Eigene der Persönlichkeit zu gewähren. — Schon die alten Physiognomisten haben daher mit der Symbolik des Haupthaares vielfältig sich beschäftigt, und es ist klar, daß bereits die obenerwähnten Unterschiede des Alters und Geschlechts, je nachdem sie zugleich als individuelle erscheinen können, eine sehr bestimmte Deutung zulassen. Das lange weiche hellere Haar am Manne wird einen mehr weiblichen Charakter, das dunkle feste umgekehrt am Weibe einen harten männlichen Charakter verraten usw. — Was den alten Symboliker Porta betrifft, so nimmt die Lehre von der Bedeutung des Haares in seiner Physiognomik viele Seiten ein, ohne eigentlich besondere Resultate zu geben. Bei Lavater ist die wichtigste Stelle**) wieder wie gewöhn-

*) Der Nordamerikaner Browne (The classafication of mankind by the hair and wool of their heads; Philadelphia 1850) fand, daß unter dem Mikroskop der quere Durchschnitt des Haares beim amerikanischen Wilden stark und kreisrund, beim Europäer schön oval, beim Neger aber flach oval (so) sich verhält. Die Tatsache ist ganz richtig und kann auch benutzt werden, um die Abstammung vom Neger zu beweisen, wie ich noch neuerlich bei einer Untersuchung der sogenannten Azteken hiernach gezeigt habe, daß mit Recht aus der stark ovalen Durchschnittsform ihres Haares auf Mulattenabstammung geschlossen werden dürfe (vgl. Abhandlung der wissenschaftl. Societät zu Leipzig, physikal. Klasse, 1856).

**) Physiognomik, IV, 112.

lich rapsodisch und aphoristisch, doch nicht ohne Wahrheit. Er sagt da: „Weiße (soll heißen flachsfarbige), zarte, reine, flache Haare zeigen immer eine schwache, feine, reizbare, oder vielmehr schreckbare, drückbare Organisation an; schwarze, krause werden sich nie an einem sehr feinen zarthäutigen markigen Kopfe finden. Wie die Haare, so das Fleisch, wie das Fleisch, so die Muskeln, wie diese, so die Nerven, wie diese, so die Knochen. Wie eins, wie alles von diesen, so die Kraft des Geistes, zu wirken und zu leiden, zu empfangen und zu geben. Die wenigste Reizbarkeit ist immer beim kurzen, harten, krausen, schwarzen Haar, die meiste beim flachs-weißen, zarten; Reizbarkeit nämlich ohne Federkraft. Schwerdrückend ohne Federkraft ist jenes; schwergedrückt ohne Widerstand dieses. — In den Signalementen der Spitzbuben wird man wenig weiße Haare finden; wohl aber viel dunkelbraune, auch wohl schwarze Haupthaare und weiße Augenbrauen beisammen."

Was die hellen, weichen, feinen Haare betrifft, so ist ihre Bedeutung für die Menschen schon dadurch physiologisch begründet, daß sie die charakteristischen Haare des Kindes sind. Eine gewisse Kindlichkeit, bei der es uns darauf ankommt, ob sie durch übrige Entwickelung geistig doch bedeutend erscheint, oder ob sie, wie am Flachskopf eines Junker Christoph v. Bleichenwang, den halben Idioten darstellt, wird von einer solchen Haarbildung immer unzertrennlich bleiben. Ebenso bestimmt ergibt sich aus physiologischem Grunde die Bedeutung eines gröbern dunklern Haars für eine gewisse Festigkeit und Härte des Charakters, welche dann ebenfalls, bei sonst höherer Geistesmacht, ebenso gut zur Eigenschaft des Helden, als bei einer geringern, und verbunden mit Gemütlosigkeit, zur widrigsten Roheit eines Caliban werden kann. Nämlich, was in der obigen Stelle Lavater so hinwirft, über Ähnlichkeit zwischen Haar und Fleisch und Nerven, ist wirklich aus der Vergleichung des Innenbaues verschiedener Organismen bis auf einen gewissen Grad nachzuweisen; denn man vergleiche unter dem Mikroskop z. B. die Primitivnerven- oder Primitivmuskelfaser eines Pferdes oder Ochsen mit der des Menschen, und lege dann ebenso das Haar dieser verschiedenen Körper nebeneinander, so wird man sich leicht überzeugen, um wie

viel feiner Haar und Primitivfasern des Menschen gegen die jener Tiere erscheinen, und man wird von hier aus den Maßstab entnehmen können, nach welchem, wenn auch in zarten, oft nicht weiter meßbaren Abstufungen, sich diese Gebilde nun ebenso in verschiedenen menschlichen Individuen hinsichtlich größerer oder geringerer Zartheit verschieden beweisen, dadurch also zugleich auch auf größere Feinheit oder entschiedenere Derbheit der gesamten Persönlichkeit deutend. – Außer den verschiedenen Graden von Feinheit oder Stärke gibt übrigens auch die Farbe eine entschiedene physiologische Symbolik, und zwar insbesondere für die Verschiedenheit der Konstitution.

Die Dunkelheit und Schwärze des Haares nämlich beruht darauf, daß mehr Kohlenstoff in seinem Zellenbau sich ablagert (die chemische Analyse des Haares zeigt so schon fast $^{50}/_{100}$ Kohlenstoff), und daß es etwas mehr Eisen enthält; in rotem Haar hat man verhältnismäßig etwas mehr Schwefel gefunden; die blonden und weißen Haare enthalten von Eisen und Schwefel am wenigsten*). – Natürlich sind nun solche abweichende örtlich-chemische Verhältnisse nie vorhanden, ohne teils in der Struktur des Haares sich zu äußern, teils auch gleichzeitig allgemeine Eigentümlichkeiten der Mischung vorauszusetzen, welche letztere denn nie ohne Einfluß bleiben werden auf Besonderheit der Konstitution und geistigen Individualität. Was den Einfluß der verschiedenen Mischung in der Substanz des Haares auf seinen Bau anbelangt, so zeigen sich blonde Haare stets zugleich am feinsten, braune und schwarze von stärkerem Durchmesser. Natürlich sind deshalb auch die ersteren in größerer Menge vorhanden als die letzteren. Blonder Haare fand man daher 140 000, brauner 109 440, schwarzer 102 962, roter 88 740 auf einem Kopfe**). – Braunes und schwarzes Haar pflegen mehr bei aktivem Charakter, rotes und blondes mehr bei einer gewissen Passivität vorzukommen. Die athletische und plethorische Konstitution werden

*) Bemerkenswert ist, daß man schon die mindeste Menge Arsen, wenn sie in den Organismus gelangt, im Haare nachweisen kann. Lg.

**) Bei dem jetzt ins Große gehenden Handel mit Haaren werden daher die verschiedenen Sorten sehr genau unterschieden. Das bretagnische Haar ist das feinste, seidenartigste unter den dunkeln Sorten.

mehr durch braunes, die sensible mehr durch blondes, die atrabilarische und oft auch die phthisische mehr durch schwarzes Haar bezeichnet*). Das Weißwerden des Haares im Alter ist ein merkwürdig rückkehrender Cyklus zum frühen Kindesalter, und, wie der färbende Stoff aus den Zellen des Haarzylinders allmählig sich zurückzieht, deutet sich darin an ein vermindertes Drängen innerer Tatkraft auf äußerliche Zwecke.

Nicht allein jedoch, daß das Haar an sich als physiognomisches Zeichen sehr sprechend ist für Individualität der Person, so deutet es auch in seinen allmähligen besondern Veränderungen sehr bestimmt auf die eigentümliche Lebensführung, und wird so zugleich ein sprechendes pathognomisches Merkmal. Insbesondere ist es die verschiedene Dauer und das Ausgehen des Haares, welche hier bezeichend genannt werden dürfen. — Es ist oben schon bemerkt worden, daß das männliche Geschlecht dem Ausgehen des Haares mehr unterworfen ist, als das der Frauen, als welche ihre geringere geistige und größere leibliche Produktivität im ganzen mehr dagegen schützt. Krankheitszustände und höheres Alter drücken sich daher durch diesen Verlust zwar häufig in beiden Geschlechtern aus, doch selbst diese Umstände wirken dann weit heftiger auf das männliche als auf das weibliche, und es ist früher deshalb schon bemerkt worden, daß dem hocherfahrenen Greis zuletzt das mangelnde Haar und die am Scheitel frei und rein hervortretende Kopfhaut sogar zu eigentümlicher Zierde gereichen kann.

Alles was demnach die geistige Produktivität im Manne im hohen Grade in Anspruch nimmt, und ebenso alles, was seine leibliche Produktivität erschöpft (eben deshalb auch zu häufige geschlechtliche Aufregung), wird die Dichtigkeit des Haares vermindern. Heißt es daher in einem illyrischen Sprichwort nicht ganz mit Unrecht: „Frauen haben langes Haar und kurze Gedanken", so kann man dagegen oftmals auch bei unserem Geschlecht den Gegensatz zwischen Fülle der Gedanken bei haarlos gewordenem Scheitel, und Gedankenarmut bei dickem dichten Haar nachweisen. — Wenn Hamlet von einem schlechten Schauspieler

*) Neuere Statistiken zeigen das Umgekehrte: relativ größere Anlage zu Phtisis und Tuberkulose bei hellen als bei dunklen Individuen. Lg.

sagt, er ärgere sich, wenn „solch handfester haarbuschiger (periwig-pated) Geselle eine Leidenschaft in Fetzen reiße", so ist dies Beiwort jedenfalls ein guter Gegensatz zu dem selbst haarlosen Scheitel des großen Dichters. Natürlich muß die rechte Symbolik menschlicher Gestalt hier nie einseitig, sondern immer nach Übereinstimmung aller Symptome zugleich urteilen, und es wäre ebenso unrecht, von dem durch Liederlichkeit kahl gewordenen Scheitel des jungen Schwelgers eine ähnliche vorteilhafte Bedeutung auszusprechen, wie die des verminderten Haupthaares am geistig hochstehenden Greise, als es irrig sein würde, die herabwürdigende Bedeutung des ersteren auf den letzteren in Anwendung bringen zu wollen. Mit Stillschweigen übergehen wir übrigens hier, wie schon bemerkt, die mannigfaltigen Krankheitszustände des Haares mit ihrer besonderen Bedeutung für kranke Zustände des Körpers, indem ich nur erwähne, daß bei gewissen, oft selbst erblichen Konstitutionen, überhaupt ein zeitiges Kahlwerden des Kopfes natürlich und schwer zu verhindernd gefunden wird, und außerdem noch bemerke, daß selbst die Nationalität durch einen merkwürdigen und eigentümlichen kranken Zustand des Haares zuweilen sich kundgibt, und dies zwar ist der Fall in dem durchaus für den slavischen Volksstamm eigentümlichen und an sich so sonderbaren Weichselzopf (plica polonica). – Es ist eine durchaus unrichtige Vorstellung vieler Laien nicht nur, sondern auch mancher Ärzte, wenn man diese Haardegeneration einzig und allein der Unreinlichkeit polnischer Bauern zuschreibt; ich habe dieselbe mehrfältig bei einzelnen Gliedern sehr vornehmer polnischer Familien beobachtet, wo durchaus keine Sorgfalt für strengste Reinlichkeit vernachlässigt worden war*); um diese lästige Erscheinung teils nach dem Entstehen zu beseitigen, und eben darum, weil sie sonach wirklich als Rassen-Zeichen erscheint, muß sie auch in der Symbolik zur Erwähnung kommen. Die physiologische Bedeutung derselben im Ganzen ist übrigens entschieden keine andere, als daß in den Tagvölkern, als dem höchsten Stamme, welcher daher alle die tieferen, mindestens in Andeutungen, wieder-

*) Besonders merkwürdig sind die Fälle, deren ich auch einige beobachtet habe, wo diese Degeneration als Krisis längerer Krankheiten plötzlich auftritt.

holen muß, unter so viel anderem notwendig auch das Wollhaar der Nachtvölker irgend einmal, und wenn auch nur pathologisch, zu einer Darbildung kommen muß; und in Wahrheit kann sonach eigentlich jedes einzelne kleine ineinandergewirrte Löckchen an einem echten Negerkopfe als ein Weichselzopf ganz im Kleinen, und im Entstehen begriffen, betrachtet werden, während ebendarum nun auch der Weichselzopf wieder als große in krankhafter Form ausdrückliche Wiederholung des Negerwollhaares angesehen werden darf.

Was überhaupt den Unterschied des krausen und glatten gesunden Haares seiner Bedeutung nach betrifft, so muß man wieder die Hinsicht auf die Rassenverschiedenheiten voranstellen. Daß die niedrigste Rasse der Nachtvölker sehr krauses Haar haben, während die Tagvölker in der Regel glattes, gibt offenbar dem erstern eine geringere Bedeutung, und so haben auch die Physiognomen von jeher dem krausen Haar die Bedeutung von Flatterhaftigkeit, Leichtsinn, Gutmütigkeit beigelegt, und wahr ist es, daß bedeutende geistige Individualitäten kaum jemals kraushaarig gefunden worden sind*).

Endlich kann ich die Betrachtung des Haupthaares nicht verlassen, ohne daran zu erinnern, daß dessen große und sprechende Symbolik sich auch schon in dem so ganz charakteristischen Eindrucke abbildet, welchen die Art, in der es getragen wird, dem Antlitz und dadurch dem ganzen Menschen verleiht. Dasselbe Gesicht, welches mit glatt geordnetem Haar einen friedlichen angenehmen Ausdruck zeigt, wird mit wild um den Kopf hängendem, ungeordnet durcheinander liegendem, oder gesträubtem Haar einen wilden und widerwärtigen Charakter geben, ja man braucht nur an die Aufmerksamkeit zu denken, mit welcher Frauen ihr Haar in hundertfältiger Weise zu ordnen pflegen, und wie sie dadurch alle in schon bald den naiven und einfachen, bald den herausfordernden und reizenden, bald auch wieder den strengen und abweisenden Ausdruck herzustellen wissen, um die tiefe physiognomische Bedeutung des Haares ganz gegenwärtig zu haben**). – Übrigens ist es nicht uninteressant, die

*) Wir finden oft erwähnt die Kraushaarigkeit der beiden Dumas. Lg.

**) In Hannover nennt man bezeichnend die Wildheit des Haares „rauh". „Ich bin noch ganz rauh"; das heißt: „Ich habe mich noch nicht frisiert." – Es erinnert an die in Italien häufige Bezeichnung „gewaschener Mensch" für den Gebildeten. Lg.

verschiedenen Arten, das Haar zu tragen, auch in Beziehung auf die Art des Kopfbaues selbst zu betrachten. Hat doch das Haar jedenfalls eine eigentümliche Beziehung hierauf, und so manche Formen des letzteren gibt es, welche die Verhüllung durch stark aufgebautes und gelocktes Haar gleichsam mittels eines Instinkts fordern, damit auf solche Weise ihre Mangelhaftigkeit verborgen werde. Die Natur selbst neigt daher eigentlich nur in zwei Lebensperioden zu fast gänzlicher Enthüllung des Kopfbaues, einmal im zarten Kinde, wo die Werkstätte der Gedanken noch nicht verhüllt zu werden braucht, und im hohen Alter, wo dieselbe nicht mehr verhüllt werden soll, da alsdann ihre Reife und Klarheit vorausgesetzt wird. — Im mittleren Lebensalter trägt der noch in tausendfältige Konflikte verwickelte Mensch instinktmäßig das Geheimnis seines Kopfbaues nicht gern zu Tage, und für diese Periode sind (namentlich für doch halb unbewußterweise als unvollkommen empfundene Schädel) dann, wenn natürliches Haar fehlte, schon in alten Zeiten die Perücken erfunden wurden. — Einfach glattes Haar verträgt nur eine höhere edle Kopfform gut; für Rafael's Madonnen ist keine andere denkbar. Um dürftige Schädel bedeutender erscheinen zu lassen, hat man von jeher Aufputz von Locken und Flechten usw. hervorgesucht*).

Und so weit nun überhaupt von der so Vieles und Wichtiges darbietenden Physiognomik der Schädelabteilung des Kopfes! Wir haben uns nun zu wenden zu der Abteilung

2. Von der besonderen Symbolik des menschlichen Antlitzes.

Wie bei der Schädel-, so müssen wir auch bei der Antlitzgegend des Kopfes zuerst den Knochenbau einer besonderen Betrachtung unterwerfen. — Die Antlitzknochen bestehen teils aus einer Fortsetzung der Schädelwirbelsäule (in den Knochen und Knorpeln der Nase), teils aus rippenartigen und Gliedmaßenknochen des Kopfskeletts (Oberkiefer und Jochbögen und Unterkiefer. — Be-

*) Ich habe („Theaterseele". 2. Aufl. 1906) als Gesetz aufgestellt, daß der Schauspieler nur in seiner eigenen Haarfarbe spielen dürfe. Lg.

trachtet man den Gesamtcharakter dieser Knochen, so ist *ein* Moment besonders hervorzuheben, welches physiognomisch bedeutungsvoll wird, und dies ist die verschiedene Größe dieser gesamten Partie in den verschiedenen Altern und Geschlechtern. – *Je früher wir in der Bildungsgeschichte des Kopfes zurückgehen, desto mehr finden wir diese Knochen verkleinert und untergeordnet unter dem Schädel. Im hohen Alter endlich pflegt ein ähnliches Verhältnis hervorzutreten.*

Das neugeborene Kind (Fig. 54) zeigt das enormste Überwiegen des Schädels, so daß, wenn beim normalen reifen männlichen Schädel (Fig. 17, S. 179) die

Fig. 54

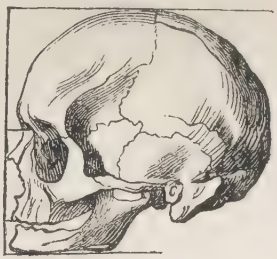


Fig. 55

Schädel- und Antlitzhöhe (ohne Unterkiefer) *gleich* sind, hier die Antlitzhöhe (auch ohne Unterkiefer) nur ½ der Schädelhöhe darstellt. Im Greise (Fig. 55) mit ausgefallenen Zähnen und geschwundenen Kieferrändern nähert sich, obwohl nur entfernt, das Verhältnis dem vorigen dadurch, daß die Antlitzhöhe (ohne Unterkiefer) nur ⅙ oder ¼ niedriger wird als die des Schädels.

Der weibliche Kopf endlich zeigt ebenfalls in dieser Beziehung ein mittleres Verhältnis, in dem zwar keineswegs mehr die Antlitzhöhe so gegen die des Schädels zurücksteht als beim kleinen Kinde, dagegen doch auch in der Regel nicht der des Schädels völlig gleichkommt, sondern etwa um ¼ dahinter zurückbleibt.

Hier haben wir nun also eine merkwürdige und sehr symbolische Steigerung der Verhältnisse:

a) im Neugeborenen, Schädelhöhe zu Antlitzhöhe = 1 : ½ (ein Verhältnis, welches nur mit den Jahren allmählig steigt, also zu 1 : ⅔, dann ¾, ⅘, ⅚, ⅞, ⁹/₁₀ und endlich 1 : 1),

b) im Weibe, Schädelhöhe zu Antlitzhöhe = 1 : ¾ oder ⅚

c) im Mann, „ „ „ = 1 : 1

d) im Greise wieder „ „ „ = 1 : ¾ oder ⅘

Natürlich werden nun diese Verhältnisse auch in der Zeichnung der Weichteile des lebendigen Kopfes sehr bestimmt sich hervorheben und müssen daher allemal

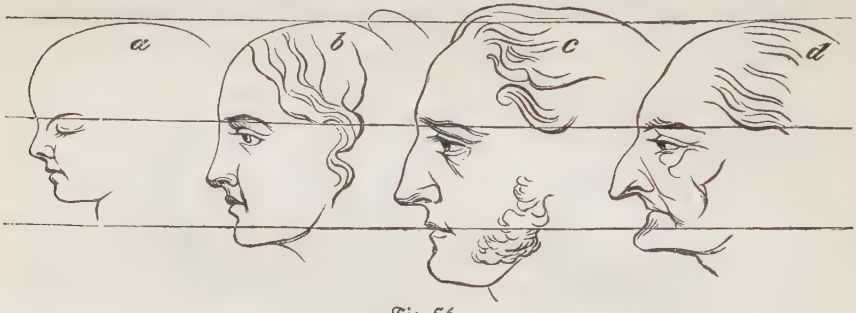


Fig. 56

für das Individuum charakteristisch sein. Man braucht nur vier Profile dieser Art (Fig. 56 a b c d) nebeneinder zu stellen und sie sprechen für sich selbst.

Die Symbolik der verschiedenen Persönlichkeiten wird sonach durch verschiedene Verhältnisse des allgemeinen Maßes der Antlitzknochen genau bestimmt werden, und nachstehende Sätze werden sofort aus Obigem sich ableiten lassen:

1. Jede beträchtliche, für das Individuum nicht durch Altersstufe oder Geschlecht gerechtfertigte Verkümmerung der Antlitzgegend wird eine Ähnlichkeit mit dem Kinde, oder im Manne mit dem Weibe, und durch beide eine Hindeutung auf geringere Entwickelung des Psychischen ankündigen.

Trotzdem daher, daß an solchen Köpfen verhältnismäßig zum Antlitz der Schädel etwas mehr zu dominieren scheint, gibt die mangelhafte Ausbildung des Gesichtsteils sogleich einen geringeren Ausdruck, wie man dies alsbald bemerken wird, wenn man (so hier Fig. 57 a b) zwei Profile vergleicht, wo

die Stirnbildung in beiden gleich, die Gesichtslänge aber verschieden angenommen ist.

2. Im Gegenteil erhöht die kräftige Ausbildung der Antlitzgegend bedeutend den männlichen Charakterausdruck, vorausgesetzt, daß er von einer hinlänglich entwickelten Schädelbildung unterstützt wird; nur im Kinde wird dies stets unnatürlich oder nur durch verkümmerte Schädelbildung erklärlich sein. Die beiden letzteren Fälle geben somit offenbar eine ungünstige Prognose für das Psychische; bei der Frau dagegen kündigen sie ein Vorwiegen des männlichen und geistigen Elementes an, und können dadurch allerdings wieder leicht bei höherem Grade zur Karikatur werden. Gegen das gewöhnliche Weibergesicht

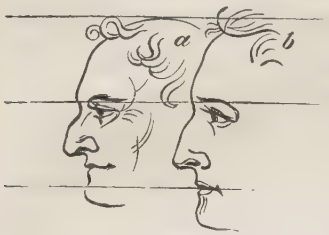


Fig. 57

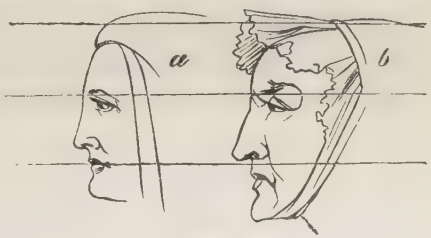


Fig. 58

(Fig. 56 b) erscheint daher ein regelmäßiges Frauengesicht mit verlängertem Antlitz (wie Fig. 58 a) allemal besonders geistig und bedeutend, während das zu sehr verlängerte (b) wieder den Charakter der Virago oder des Blaustrumpfs bezeichnet.

Schon die aufmerksame Vergleichung vieler Persönlichkeiten zunächst nur nach den hier auseinandergesetzten Verhältnissen wird den symbolischen Forscher zu merkwürdigen Resultaten führen! – Mich selbst haben die Ergebnisse solcher Beobachtungen, zu welchen ich erst kam, nachdem mir dieses früher von niemand seiner Bedeutung nach hervorgehobene Verhältnis durch meine Proportionslehre (auf welche ich hier wieder verweisen muß) vollständig klar geworden war, vielfältig überrascht, und nicht selten haben sie mir erst erklärt, warum irgendeine individuelle Bildung, welche, ihrer Schädelwölbung nach, einen bedeutenden geistigen Eindruck hätte gewähren sollen, durchaus weder diese Wir-

kung machte, noch jene Voraussetzung an sich rechtfertigte; es fand sich nämlich dann gewöhnlich, daß die Entwickelung des Antlitzes eine Unreife verriet, welche mit höherer psychischer Geltung nun einmal nicht im Einklange stehen konnte.

Es wird alles dieses übrigens jetzt um so verständlicher, wenn man sich von dem Gedanken durchdringen läßt, wie hoch doch eigentlich die physiologische und psychologische Bedeutung der Antlitzgegend stehe! Denn ist der Schädel am entscheidendsten, weil er das höchste Lebensorgan, das Gehirn, umschließt, so ist das Antlitz doch nicht um vieles weniger wichtig, da in seine Region die großen Sinnesorgane fallen, durch welche doch erst die Vorstellungen der Seele zugeführt werden, an denen dann das Hirn die höheren Erscheinungen des bewußten Lebens entfaltet. – Man sieht demnach, wie Antlitz und Schädel, ebenso wie Sinnesvermögen und Hirnleben, gewissermaßen als Komplementswinkel erscheinen, wie daher zuweilen eine stärkere Entwickelung der Antlitzgegend auch bei schwächerer Bildung des Schädels höhere Befähigung andeuten kann, und wie umgekehrt die unbedeutende Entwickelung des Antlitzes auch einer reichlichen Ausstattung der Schädelgegend etwas von ihrer Bedeutung entziehen wird; – kurz, das Unvollkommene und Mangelhafte jeder symbolischen Betrachtung des Organismus, welche irgend *einen* Teil allein zur Erforschung vornehmen wollte, wird hierdurch abermals treffend ans Licht gestellt.

Das Antlitz enthält aber nun nicht allein die höhern Sinnesorgane, sondern darein fällt zugleich die durch die Kopfgliedmaße des Unterkiefers bewegliche Öffnung zur *Aufnahme der Nahrung*. Die Kiefergegend muß daher insbesondere symbolisch werden für die *materiellen* Bedürfnisse des Organismus, und daher treten diese Gegenden in den Tieren um so mehr hervor, je weiter sich ihre Stellung von der des Menschen entfernt. Es wird nun der Grad, in welchem sich die Kiefergegend entweder unterordnet oder überragt, am einfachsten bestimmt durch eine Winkelmessung seiner knöchernen Grundlage, welche somit stets für den höheren oder niederen Typus des Ganzen ein sprechendes Zeichen gewährt und diejenige ist, welche sich aus Bestimmung der zuerst

von P. Camper nachgewiesenen und verglichenen Gesichtslinien ergibt. Zieht man nämlich am reinen Profil des Kopfes, von dem vorragendsten Rande des Oberkiefers, wo er die Schneidezähne trägt, eine gerade Linie nach dem vorragendsten Punkte der Stirn und eine zweite von dem knöchernen Boden der vorderen Nasenöffnung bis zum Boden der Öffnung des äußeren knöchernen Gehörganges, so erhält man zwei Linien, die sich stets unter einem Winkel schneiden, welcher im Menschen mehr oder weniger dem rechten Winkel sich nähert, in allen tierischen Geschöpfen aber, soweit sie überhaupt noch einen Knochenbau des Angesichts darbieten, mehr und mehr in einen sehr spitzigen Winkel sich verliert. Daß dieser Winkel, dessen Bestimmung neuerlich vielleicht mehr als billig vernachlässigt worden ist, wirklich ein wichtiges symbolisches Zeichen sei, ergibt sich schon daraus, daß er ein so sprechendes Unterscheidungsmerkmal darbietet zwischen den wesentlich entgegengesetzten Volksstämmen der Tag- und Nachtvölker. Letztere haben gewöhnlich einen weit spitzigeren Winkel, 75 – 78°, während bei ersteren der Winkel bedeutend mehr sich öffnet und dem rechten Winkel näher kommt, obwohl ihn im Erwachsenen niemals erreichend, vielmehr stets zwischen 78 und 80, höchstens 86° schwankend. Ebenso zeigen die meisten Idioten und gehirnarmen Individuen (Mikrocephali) einen sehr spitzigen Gesichtswinkel (s. oben Fig. 20), während das neugeborene, sowie das noch junge Kind überhaupt (s. Fig. 35), wegen der Kleinheit seiner Kiefergegend, desgleichen endlich auch der Wasserkopf (s. Fig. 21), wegen Auftreibung des Schädels, den rechten Winkel nicht nur erreicht, sondern selbst ihn übertrifft, so daß dann auch hier, wie bei der gesamten Kopfgröße, nie nach der Quantität allein, sondern immer zugleich nach allen Nebenumständen, das Urteil über die eigentliche Bedeutung gefällt werden muß.

Das was sonst über Symbolik des menschlichen Antlitzes zu sagen ist, faßt man am besten, nachdem die Bedeutung der Verschiedenheiten der knöchernen Grundlage gehörig gewürdigt worden ist, im Totalausdruck der äußern Erscheinung zusammen. – Das Wichtigste bleiben in dieser Region die großen Sinnesorgane, in welchen sich der feinste Extrakt des gesamten Nerven-

lebens im Äußeren zu Tage legt. – In der Nase nämlich, deren Geruchsnerven ursprünglich als gerade Fortsetzung jener Hemisphären des Hirns angesehen werden müssen, welche wir als Träger des intelligenten Seelenlebens kennen gelernt haben, erscheint die unmittelbare Verlängerung der Stirngegend selbst (d. h. Fortsetzung der Schädelwirbelsäule), und so erklärt es sich, daß neben dem Geruchssinne noch sehr bestimmt dort zugleich ein Symbol feineren oder gröberen Geisteslebens sich kund gibt, dahingegen andererseits aus dem Auge, dessen Sinnesnerv von dem Mittelhirn, dem Träger unbewußten Seelenlebens ausgeht, in tiefsinniger und doch sehr verständlicher Weise, neben dem Gesichtssinne, der Ausdruck jeglicher Gemütsstimmung hervorleuchtet. – Es folgt dann endlich der Mund, welcher in seinen Lippen, wie in dem, was dahinter sich verbirgt, in den Zähnen und in der Zunge, welche auf merkwürdige Weise Tastsinn mit dem Geschmacksinn verbindet, als das Tor aller leiblichen Nahrung, mehr nach der sinnlichen Seite des Lebens deutet und selbst eine geheimnisvolle Beziehung auf das Geschlechtliche nicht verkennen läßt. Er ist es denn, mit dem sich die mystische Trias des eigentlichen Angesichts vollendet, eine Trias, welche in folgender Weise (Fig. 59) etwa schematisch ausgedrückt werden könnte, und in welcher nicht die leiseste Umänderung ihrer ganz einfachen geometrischen Verhältnisse zu denken ist, ohne daß dadurch nicht allemal zugleich auf sprechendste Weise eine Umänderung des inneren Grundthemas, d. h. der gerade in dieser individuellen leiblichen Form sich darlebenden Idee, symbolisch ausgedrückt würde. Man versuche daher nur jenes kleine ganz abstrakte Schema selbst willkürlich zu variieren, und man wird in jeder Abänderung, von a bis f (Fig. 60), einen besonderen Charakter unmittelbar fühlen. Ein Genfer Künstler*) hat deshalb nicht ohne Erfolg die Physiognomik in seiner Art dadurch zu fördern versucht, daß er die Verschiedenheiten des Antlitzes immer mehr skizzenhaft darstellte und so auf die Grundlinien zu kommen suchte, welche die eigent-

Fig. 59

*) Essai de physiognomie par R. T. (Genf 1845), ganz lithographiert.

liche Bedeutung des Ausdrucks bestimmen, was denn mitunter ganz originelle Resultate gewährt. Ergeben sich nämlich auch bei dergleichen Versuchen, sowie bei obigen Schematen, bloß die alleräußersten Andeutungen so verschiedener Verhältnisse, so genügen sie doch, es begreiflich zu machen, daß, wenn nun hierzu die unendlichen Variationen kommen, deren wieder jeder Gesichtsteil und namentlich jedes dieser Sinnesorgane in sich fähig ist, daraus die Möglichkeit jener ungeheuren Mannigfaltigkeit menschlicher Physiognomien zu begreifen ist, an welcher die bisherigen Auslegungsversuche nur deshalb großenteils ge-

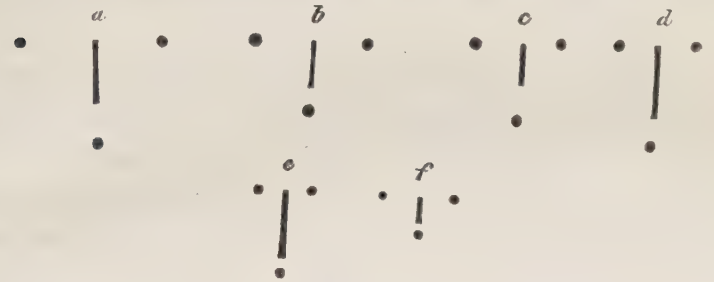


Fig. 60

scheitert sind (sobald sie nämlich sich nicht, wie die von Lavater, mit allgemeinen Exklamationen begnügen wollten), weil eben eine eigentliche philosophische Gesamtauffassung und wahre physiologische Erwägung der konstituierenden Elemente, als mit welchen eine wissenschaftliche Physiognomik des Antlitzes allein ins Leben treten konnte, bisher so gut wie gar nicht stattgefunden hatte. – Wir wenden uns nun gegenwärtig, nachdem die Bedeutung des Knochenbaues dargelegt worden ist, zu dieser, und richten dabei die Aufmerksamkeit zunächst nur auf die Trias des Angesichts allein, die Lehre von der Symbolik des dritten großen Sinnesorgans, welches im äußeren Ohr zutage kommt, einer etwas späteren Betrachtung vorbehaltend.

1. **Die Nase** ist es, durch welche der Charakter des menschlichen Antlitzes am entschiedensten bezeichnet wird. Kein Tier hat eine eigentliche Nase, sondern das Analogon dieses Gebildes liegt dort flach und wenig oder gar nicht von der

Kiefergegend getrennt. Selbst in den menschenähnlichsten, den Affen, fehlt fast überall seine Erhebung, und nur der Kaho (Semnopithecus nasica) hat eine rüsselartig weit vorstehende Nase (Fig. 61), gleichsam eine Karikatur der menschlichen. – In gewissen niederen Gattungen (namentlich Elefanten, Schweinen, einzelnen Mäusen, Robben usw.) wächst dann dies Organ wirklich aus zu dem vom menschlichen Typus sich ganz entfernenden Gebilde des Rüssels. – Nichts entstellt daher auch das menschliche Antlitz mehr, als Verlust oder grobe Verunstaltung der Nase, und das, was ich oben schon über Bedeutung ihrer halb knöchernen, halb knorpeligen Grundlage gesagt habe, daß sie nämlich eine vollkommene Verlängerung der Schädelwirbelsäule darstelle, erklärt nunmehr nicht nur, warum im Menschen, wo das Schädelgewölbe so schön und großartig sich entwickelt, auch diese Schädelfortsetzung so sehr im höchsten Sinne für das Menschliche charakteristisch sein muß, sondern wir lernen daran auch verstehen, warum nicht selten gewisse Störungen gesunder Entwickelung der gesamten Wirbelsäule, namentlich Schiefheiten und Verbiegungen, sich sehr bestimmt in der Nase anzeigen, dergestalt, daß schiefe und verbogene Nasen ganz unter ähnlichen Verhältnissen, und zuweilen gleichzeitig vorkommen, wo dieselben Abnormitäten im Rückgrat oder Schädel sich anzeigen. – Dabei ist nun in Richtung, Größe, Zeichnung, ja selbst Färbung der Nase eine außerordentliche und überall höchst bedeutungsvolle Mannigfaltigkeit gegeben.

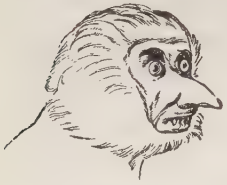


Fig. 61

Um eine physiologisch begründete Ordnung in diese Mannigfaltigkeit zu bringen, sind zuvörderst gewisse Mittelpunkte einzelner Gestaltenreihen festzuhalten. Einen solchen gewährt aber einerseits die Form, mit welcher die Nase im zarten Kinde anhebt (Fig. 62), und andererseits die, mit welcher ihre Entwickelung im normal gebildeten Mannes- oder Frauenkopfe sich vollendet (Fig. 63); wieder einen andern solchen Mittelpunkt gewährt dann die flach

Fig. 62

und schief gerade vorwärts gestreckte Nase, welche in höheren Tieren sogar in eigentümlicher Schönheit auftreten kann (s. Fig. 64), im Menschen aber, weil sie dort durchaus den tierischen Charakter nachbildet, nur im Idioten

Fig. 63

Fig. 64

Fig. 65

Fig. 66

sich rechtfertigt (Fig. 65), und als den letzten besonderen Typus endlich darf man dann die ebenfalls flach, aber penpendikular von der Stirn absteigende Nase betrachten, in welcher die Form des längst typisch gewordenen griechischen Ideals (Fig. 66) sich abschließt.

Zwischen diesen vier Punkten liegt nun eine unendliche Mannigfaltigkeit von Übergangsbildungen, von welchen jetzt die wesentlichsten ebenfalls ihrer Bedeutung nach dergestalt zu verfolgen sind, daß man immer die Formen, welche einer jener vier zentralen am nächsten stehen, am entschiedensten zusammenfaßt und

um dieselbe gruppiert. Also: 1. die Kindesnase; zu ihr gehören die Stumpfnasen, aufgeworfenen und aufgestülpten, überhaupt die kleinen Nasen. – Ebenso aber wie etwa die oben vorgewölbte Stirn des Erwachsenen stets eine deutliche Kindesähnlichkeit darstellt, und deshalb sogar von Gall als Organ der Gutmütigkeit aufgeführt worden ist, so stellt die kleine aufgeworfene Nase am vollkommen ausgebildeten Kopfe nicht minder eine Kindesähnlichkeit dar, und es darf deshalb nicht Wunder nehmen, wenn an Individuen mit Nasen dieser Art, auch im Geistigen, mehr die Zeichen einer gewissen unvollkommenen Entwickelung, als die der höhern Reife sich bemerklich machen. Sehr richtig stimmt es hiermit überein, daß die Stumpfnase eines der charakteristischen Zeichen des großen Stammes der Nachtvölker abgibt (die Stumpfnase der Neger ist bekannt), und daß im ganzen in den Tagvölkern bei Frauen diese Nasenformen häufiger vorkommen als bei Männern; weshalb denn freilich nun auch hier gerade bei dem andern Geschlecht die vollkommenere und feinere Durchbildung der Nase stets eine höhere Bedeutung hat und mehr für geistiges Übergewicht der Persönlichkeit zeugt, während das bleibend gewordene Stumpfnäschen (Fig. 67), bei schönem glücklichen Kopfbau, zwar allerdings zum Zeichen einer gewissen, mitunter sehr anmutigen und heitern, vielleicht auch etwas vorwitzigen Naivetät werden kann, ähnliche Bildungen dagegen, bei übrigens geringer Begabung, den Charakter der Unbedeutendheit und oftmals selbst den der Roheit entschieden vermehren.*) Kleine Stumpfnasen an Männern sind in

Fig. 67

*) Den Typus vorwitziger Kindlichkeit zeigt das Näschen des Mopses, der im Englischen als Näschenhund (pug-dog) bezeichnet wird. Von der platten breiten Nase mit weitoffnen Nasenlöchern sagt Heinrich Heine sehr bezeichnend, sie sähe aus, als ob die Göttin der Gemeinheit, als auf ihrem bequemsten Sofa, darauf Platz genommen und beim Aufstehen die Spuren ihres Hinterteils zurückgelassen habe. – Ich finde Anomalien der Intelligenz zuweilen dadurch gekennzeichnet, daß Nasenspitze und Ohrzipfel in sehr weit entfernten Ebenen liegen. Lg.

den Tagvölkern selten, und geben, wo sie vorkommen, immer ein Zeichen von Schwäche und geringer geistiger Individualität ab, sowie dicke und stumpfe Nasen gewöhnlich den vorwaltend materiellen sinnlichen Charakter andeuten, während aufgestülpte, mit weiten Nasenlöchern versehene Nasen (Fig. 68) ein fast nie trügendes Zeichen einer leeren, wie man ganz bezeichnend zu sagen pflegt, aufgeblasenen eiteln Gesinnung zu sein pflegen. — Um das Letztere ganz zu verstehen, muß man übrigens wissen, daß allerdings die in ihrem Höhlenbau so künstlich gewundenen Nasenkanäle ebenso die Bedeutung haben, im Kopfe die Wiederholung der Brustorgane darzustellen, als in der Mundhöhle eine Andeutung der Verdauungsorgane erscheint; man muß ferner wissen, welche geistige Signatur der Atemapparat überhaupt hat, indem er (wovon noch künftig) die tätige, mutige, energische Seite des Lebens vertritt, so daß dann allerdings eine physiologische Begründung nicht fehlt, wenn schon die frühern Physiognomen den Satz aufstellten: „große Nasenlöcher sind Zeichen von Kraft, Mut, Stolz; kleine von Schwäche und Furchtsamkeit.“*) Kommen daher große weite Nasenlöcher bei einer kindisch aufgeworfenen Nase vor, so ist deutlich daran abzulesen, daß hier etwas Inkongruentes vorliegt, ganz so wie bei der leeren hochmütigen Persönlichkeit eines Malvoglio die innere *wahre* Macht des Willens fehlt, während eine hohle Gereiztheit und Selbstgenügsamkeit nur zu deutlich hervortritt. — Ferner hat man sich jener physiologischen Signatur zu erinnern, indem man 2. *die durchgebildeten und ausgewachsenen Nasen* betrachtet. — Schon daß da, wo überhaupt die Respiration kräftiger und voluminöser ist, d. h. im männlichen Geschlecht, die Nase größer und schärfer in der Zeichnung zu sein pflegt, als im weiblichen, ist sehr bestimmt symbolisch. — Große stark modellierte Nasen sind daher bei Frauen überhaupt selten, und wo sie vor-

Fig. 68

*) Schon bei Porta steht: „qui apertas habent nares, ad iram sunt incitatiores“, die mit sehr geöffneten Naslöchern sind leicht zum Zorn gereizt.

kommen, werden sie zu Zeichen einer mannweiblichen, harten, unschönen Gemütsart. Im Manne sind als hierher gehörige Hauptformen die lange (Fig. 69), die gebogene (Fig. 70), die gespaltene (Fig. 73), die dickfleischige (Fig. 71) und die magere zugespitzte Nase (Fig. 72) zu unterscheiden.

Daß jede dieser Formen eine bestimmte und von denen der übrigen sehr verschiedene Charakteristik hat, wird man beim ersten Blick sich selbst sagen, und die Physiognomen haben denn auch gerade hierüber schon seit alten Zeiten viel gesammelt, wie denn namentlich Porta diese Formen durch Zusammenstellung mit Tierköpfen charakterisiert hat. Bemerkenswert ist hierbei zunächst, daß nicht alle dieser Verschiedenheiten genuine Naturformen sind, sondern daß sie zum Teil auch pathognomisch genommen werden müssen, weil sie aus der Art der Lebensführung mit hervorgehen; so namentlich die Form Fig. 71 und 72 (die erste durch übermäßige Ernährung und Weingenuß*), die andere durch Abmagerung, Gewohnheit des Schnupfens und des Ziehens an der Nasenspitze). Am wenigsten ist dies der Fall bei Fig. 69, 70, 73, welche ganz auf ursprünglicher Bildung beruhen, und, indem sie alle drei, obwohl jede auf andere Weise, eine besonders kräftige Entwickelung der respiratorischen Kopfgebilde anzeigen, so werden sie hinsichtlich der Konstitution, je nach den übrigen Verhältnissen, bald nach der pneumatischen, cholerischen oder athletischen, sowie in bezug auf das Temperament nach dem sanguinischen oder cholerischen deuten, hinsichtlich der geistigen Anlagen aber gewöhnlich (nämlich bei zugleich günstigem Kopfbau und wenn sie selbst sich nicht zur Karikatur ausdehnen) gute Verhältnisse bedingen. Will man übrigens noch bestimmter nach Bedeutung dieser typischen Gestalten im einzelnen forschen, so bleibt die langgestreckte Form (Fig.

*) Es ist physiologisch merkwürdig, daß die geistigen Getränke, deren Hauptwirkung auf das Hirn geht und die somit auch die Kopfwirbel mit affizieren müssen, zwar an den Bedeckungen der Schädelwirbel nicht viel verändern können (höchstens das Kahlwerden des Kopfes, infolge größerer Erhitzung der Kopfhaut, wird dadurch bewirkt), wohl aber in der Fortsetzung des Schädels, d. h. über den Antlitzwirbeln der Nase, Aufhäufung von Zellstoff und Kongestionen in den Blutgefäßen so häufig bedingen.

69), in ſo weit ſie ſich hinlänglich fern hält von der Tierähnlichkeit, durch die in ihr hervortretende Verlängerung der Stirngegend insgemein mit einer intelligenten forſchenden und produktiven Natur eines feinen Geiſtes ſymboliſch verbunden. Sterne z. B. zeichnete ſich ſehr durch eine Naſe dieſer Art aus. — Was die ſtark gebogene, die ſogenannte Adler- oder (wie man ſie bei einem ſchlechtern Kopfbaue und ſehr herabgebogner Spitze auch nennt) Habichtsnaſe

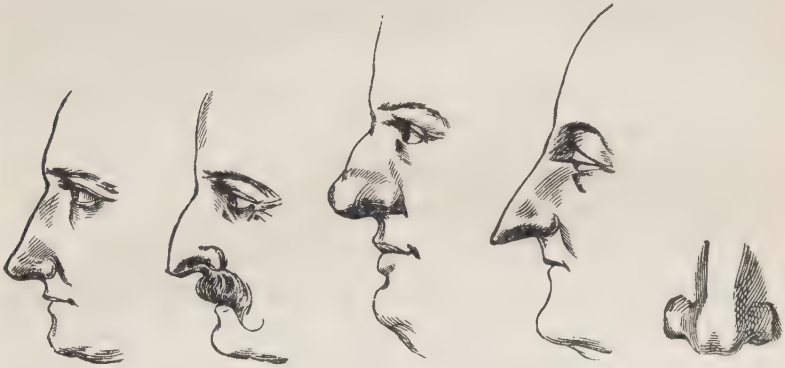


Fig. 69 Fig. 70 Fig. 71 Fig. 72 Fig. 73

betrifft (Fig. 70), ſo kommt ſie gewöhnlich im Verein mit minderer Entwickelung des Vorderhauptes und ſtärkerer Ausbildung des Hinterhauptes vor, ſo daß auch ſchon aus dieſem Grunde ſie mehr mit willenskräftiger Energie, als mit ſtarkem Vorwiegen erkennenden Vermögens zuſammengeht. Ein ſchöner Tſcherkeſſenſchädel meiner Sammlung zeigt dieſe Individualität ſehr ſchlagend, welche übrigens auch in den durch Einwirkung der ſlawiſchen Stämme ſehr im Bau veränderten Neugriechen die vorherrſchende zu ſein pflegt. Ebenſo gehört die jüdiſche Spürnaſe mit mehr hinaufgezogenen Naſenflügeln häufig zu dieſer Rubrik, und vollendet nebſt den einander ſo nahe rückenden Augen, insbeſondere die ſprechende Phyſiognomie des iſraelitiſchen Stammes. — Ähnliches auch deutet die Spaltung der Naſe (Fig. 73) an, indem ſie gleichſam die Fortſetzung deſſen iſt, was wir am Vorderhaupte, als Gegenſatz der Entwickelung in der Breite, die analytiſche Richtung genannt haben und

als Zeichen vorwaltender Antitheſe im Geiſtesleben betrachten durften. Männer mit ſcharfem praktiſchen Weltverſtand ſind es daher nicht ſelten, an welchen bei bedeutendem Kopfbau ſtarke und an der breiten Spitze etwas geſpaltene Naſen gefunden werden. Ohne ſolchen Kopf iſt freilich auch dieſe Naſenbildung häufig genug nur eine Rohigkeit mehr in den Zügen des geſamten Antlitzes. — Wohin ferner die dicke fleiſchige, oft zugleich auch rotgefärbte Naſe deutet, ſpricht dem natürlichen Gefühl ſich ſchon von ſelbſt aus. Es kann gewiß kein günſtiges Zeugnis dem Geiſte ausſtellen, wenn gerade an einer unmittelbaren Fortſetzung des Vorderhauptes ſich größere Maſſen zellſtoffiger blutreicher Subſtanz anhäufen. Nichtsdeſtoweniger wird jedoch bei ſonſt günſtiger Kopfbildung und aufgewecktem Naturell eine Naſe dieſer Art jenen Schimmer bequemer Sinnlichkeit und lebensfrohen Humors über das Geſicht werfen können, welcher einen Fallſtaff trotz ſeines argen Materialismus zu einer der merkwürdigſten Schöpfungen des unſterblichen Dichters ausprägt*). — Den gerade entgegengeſetzten Eindruck wird die magere zugeſpitzte Naſe gewähren. Eine gewiſſe Verkümmerung und Verknöcherung alles friſchen Lebens, eine trockene Spürkraft mehr, als eigentliche Intelligenz, ein Verneinen jeder wärmern Gemütsrichtung, und ein geiziges Haften an leerer, eigentlich nur ſogenannter Wirklichkeit, bei einer häufig atrabilariſchen Konſtitution und melancholiſchem Temperamente, iſt es gewöhnlich, was, wenn nicht eine ſehr ausgezeichnete Schädelbildung die Bedeutung verbeſſert, oder einigermaßen ein hohes Alter dieſe Umbildung rechtfertigt, mittels einer ſolchen Naſenform am beſtimmteſten verkündigt wird.

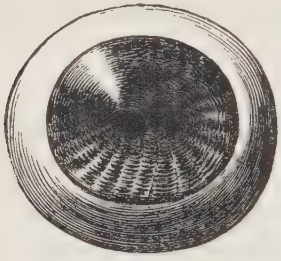
Wir haben nun bei letztern Betrachtungen bisher weſentlich Naſen männlicher Individuen im Auge gehabt; bei Frauen kommen die erwähnten Hauptformen wohl ebenfalls vor, jedoch meiſtens nur in ſchwächern Andeutungen. Als Regel darf man hier aufſtellen, daß bei ihnen, wenn irgend die lange, die gebogene,

*) Die chroniſche Naſenröte hat natürlich andere Urſachen als die bei nervöſen Perſonen ungemein häufige Leichterrötbarkeit, welche z. B. von der pſychoanalytiſchen Schule als ſogen. Konverſions-Phänomen angeſprochen wird. Lg.

die fleischige, die spitze, die gespaltene Nase sehr ausgesprochen erscheint, so wird dies in Gestalt und Ausdruck auch sogleich zur Karikatur werden. So ist z. B. die dicke fleischige Nase bei einem Manne noch mit dem Charakter eines gelehrten Prälaten, sowie eines Fallstaff wohl zu verbinden, da sie im Gegenteil dem Frauengesicht sofort den der vollkommensten Gemeinheit aufdrückt; so wird die knöcherne spitze Nase, ebenso wie die Adlernase (die man dann lieber mit dem Namen der Habichtsnase bezeichnet) nur dem Charakter der Hexe von Endor wohl anstehen, und die gespaltene Nase überhaupt fast nie vorkommen, oder wenn sie ja an einer stumpfen Weibernase existiert, den Charakter der ärgsten Gemeinheit ausdrücken. — Daß dagegen, wie oben schon im allgemeinen erwähnt, auch gerade bei Frauen, eben weil dem Geschlechte im ganzen die mehr unentwickelte stumpfere Form eignet, es im geistigen Dasein stets etwas sehr Distinguiertes anzeigt, wenn eine feine Zeichnung das nun etwas größere Organ schön und eigentümlich modelliert, dergestalt, daß nur in leisen Andeutungen etwa eine der obigen Grundformen sich noch bemerkbar macht, haben bereits die frühern Physiognomen richtig erkannt, jedoch hier so wenig als anderwärts die physiologische Begründung einsehend. — Geht man tiefer, so wird hieraus sogar klar werden, warum Frauengesichter von ausgezeichneter Schönheit, deren Nase dann ohne bestimmtere Modellierung mehr oder weniger dem griechischen Idealtypus sich nähert, meistens keine Anzeichen besonderer geistiger Anlagen zu gewähren pflegen.

2. Die Physiognomik des Auges ist die geheimnisvollste, am schwersten darstellbare. Der erste Schritt dazu ist, daß man begreife und den physiologischen Grund einsehe, wie sehr und warum das menschliche Auge vom tierischen abweiche, denn von da aus wird man dann erst imstande sein zu ermessen, welches Auge mehr, welches weniger den eigentlich menschlichen Charakter habe, ein Umstand, der ferner nie ohne Folge bleiben kann für die Gesamtheit der Individualität. — Zuerst aber ist zu merken, daß das menschliche Auge in einem eigentümlichen mittlern Größenverhältnis zum Umfange des Schädels und Gehirns steht. Es gibt Tiere, bei denen ein Auge allein schon das Gehirn an

Größe bedeutend übertrifft (so die Raubvögel z. B.), und sehr viele, bei denen es mindestens in diesem Verhältnis beträchtlich größer ist als beim Menschen (so bei der Mehrzahl der Säugetiere); andere wieder sind, bei denen es im hohen Grade verkümmert und in bezug auf das Gehirn weit kleiner erscheint (so beim Maulwurf). Zu große Augen daher (es ist hier nämlich stets von dem gesamten Umfange des Augapfels die Rede) sowohl, als zu kleine, werden der schönen menschlichen Bildung stets unangemessen sein, und wenn das erstere im allgemeinen der Physiognomie einen vorherrschend tierischen und zugleich den Ausdruck der Stärke verleiht, so gibt das letztere den des Verkümmertseins und



Fg. 74

Fig. 75

der Schwäche. – Ein anderer wesentlicher Punkt ist das Verhältnis des Augensterns (mit diesem Namen bezeichnet man den Inbegriff der durchsichtigen Hornhaut, mit dahinterliegender Iris und Pupille), gegenüber dem Inbegriff der gesamten undurchsichtigen Haut und der allgemeinen Größe des Augapfels. Hier muß man wissen, daß das eigentlich sinnliche und seelische Gebilde des Auges, die Nerven- oder Netzhaut, im Auge allemal genau so weit reicht, als die undurchsichtige oder harte Haut des Augapfels, so daß also ein großes tierisches Auge etwa, mit ebenfalls großem Augenstern (Fig. 74), einen kleinern Umfang der harten Haut und Netzhaut haben wird, als ein kleineres menschliches Auge (Fig. 75) mit seinem kleinen Augenstern.

In Wahrheit ist nun das Menschenauge dasjenige, in welchem die Netzhaut besonders ausgedehnt, der Augenstern also verhältnismäßig am kleinsten ist, und es stehen somit alle Tiere dem Menschen nach, in bezug auf verhältnismäßige

Größe der Netzhaut, d. h. des höchsten, des sensibeln, des seelischen Gebildes im Auge. Es ist merkwürdig, daß im Embryo und kleinem Kinde, dies Verhältnis noch so viel unvollkommener, d. h. daß verhältnismäßig ihre Netzhaut noch beträchtlich kleiner ist als im Erwachsenen, so daß demnach schon vor geraumer Zeit*) ich darauf aufmerksam gemacht habe, daß die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts bereits ihren Engel- und Heiligengestalten ganz ungewöhnlich kleine Augensterne gegeben haben, gleichsam in einem dunkeln Vorgefühl davon, daß dadurch der sensible, geistige Ausdruck des Auges erhöht werden müsse. – Aus alle dem ist sonach abermals die physiognomische Regel abzunehmen, daß ein Auge mit großem Augenstern, wo also verhältnismäßig weniger Weiß im Auge gesehen wird, einen zwar materiellen Ausdruck von Stärke geben kann, aber stets mehr gegen das Tierische neigen müsse, während ein Auge mit kleinem Augenstern und viel Weiß daneben den Ausdruck von Zartheit, höherer Sensibilität und Geistigkeit, bei übermäßiger Kleinheit aber von Verkümmerung und Schwäche notwendig gewährt. – Es ist merkwürdig für den Charakter des Altertums, daß von den Griechen gerade der große Augenstern vorzugsweise gebildet, und ihre Juno als ochsenäugig (βοῶπις) oder kalbsäugig von den Dichtern beschrieben wurde, während die kindliche christliche Kunst gerade den entgegengesetzten Ausdruck vorzog. – Noch will ich bemerken, daß diejenige eigene nervös-magnetische blitzähnliche Wirkung, welche vom menschlichen Auge ausgehen kann, und welche wir mit dem Namen des Blicks bezeichnen, stets und hauptsächlich seiner Energie nach durch die Nervenkraft des Auges bedingt wird, und daß, insofern also auch bei dem so viel größern Umfange der menschlichen Retina, das Eigentümliche und Symbolische des menschlichen Blicks (zu dessen Besonderheit indes, wie weiter unten nachgewiesen werden wird, auch noch Bewegung der Augenlider

*) Vgl. Kunstblatt zum Morgenblatt, wieder abgedruckt in Carus ‚Mnemosyne„ (Pforzheim 1848), S. 18. – (Man beachte z. B. die schlohweißen Drucker, welche Rafael dem Auge des Christuskindes der Madonna Sixtina aufsetzt. Lessing, Madonna Sixtina. Leipzig 1908. Ss 347 f.). Lg.

und namentlich Richtung des Augapfels beitragen) nun besser begriffen werden kann.*)

Ein drittes wichtiges Moment in der Symbolik des Auges bildet das Eingesetztsein des Augapfels in die Augenhöhle (ob hoch oder tief, weit zurück, oder weit vorwärts und die Art seines Sichtbarwerdens zwischen den Augenlidern. Schon die Richtung der Spaltung der letztern ist charakteristisch, und sie selbst beurkunden schon dadurch sich als höhere Bildung, daß sie in den niedern Tieren noch ganz fehlen, dann aber, wo sie auftreten, d. h. in den

Fig. 76

Fig. 77

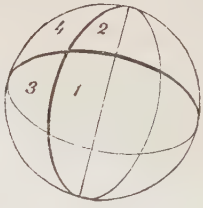


Fig. 78

Amphibien, anfangs noch selbst eine runde Öffnung bilden gleich der Pupille (so im Chamäleon), und überhaupt nirgends sich zu der schöngeschwungenen wagerechten Spaltung erheben, wodurch sie sich im Menschen auszeichnen, vielmehr meistens schief einwärts gegen die Nase gestellt sind. – Es ist merkwürdig, wie eben durch diese wagerechte Spaltung der Lider am menschlichen Augenpaar jenes reine Kreuz hergestellt wird, wodurch das menschliche Haupt in dem Maße so tiefsinnig bezeichnet ist, daß der Wissende dadurch an die geheimnisvollsten Beziehungen erinnert werden muß.

Um nur einiger der wichtigsten dieser Beziehungen zu gedenken, so gehört dahin zunächst das geometrische Gesetz, welches nachweist, daß, wenn eine Kugeloberfläche durch zwei rechtwinkelig sich schneidende größte Kreise (Fig. 78) in vier Segmente (1 – 4) geteilt wird, jedes dieser Segmente absolut gleich sei der Fläche irgend eines größten Kreises derselben Kugel. Die Urteilung jeder

*) Wir vermögen heute den Blick als meßbare „energetische Kraft" faßbar zu machen. Lg.

Kugelfläche durch ihre eigenen Größenmasse, d. h. durch zwei rechtwinkelig sich schneidende größte Kreise, begründet daher sehr vielfältige Phänomene in der uns umgebenden Natur. Schon die Art, wie wir die Erdkugel durch Mittagslinie und Äquator, und die Himmelswölbung über uns nach den vier Weltgegenden, und durch Horizont und Mittagslinie teilen, sowie die ersten Zellenteilungen an dem sich entwickelnden mikroskopischen Ei nach Zwei- und Vierzahl (Fig. 79), geben Belege hierzu ab, noch näher aber liegt uns die Teilung des

Fig. 79

Fig. 80

Fig. 81

Menschenhauptes in der kindlich-sphärischen Form (Fig. 76), wie in der ausgebildeten elliptischen Form (Fig. 77) und eben weil dann diese rein rechtwinkelige Teilung so bedeutungsvoll genannt werden muß, so empfinden wir es immer mehr oder weniger als eine Tierähnlichkeit, und Rohigkeit, wenn (wie großenteils bei den östlichen Dämmerungsvölkern) die Augenlidspalte, anstatt wagerecht zu sein (Fig. 80), sich in schiefer Linie von innen und unten, nach oben und außen richtet (Fig. 81). — Wie indes allem ganz Rationalen des Organismus auch immer wieder irgend ein Irrationales beigemischt sein muß, damit überhaupt das Wirkliche gegeben sei, und nicht bloß das Ideal selbst vorhanden bleibe, so steht auch dem menschlichen Antlitz eine sehr kleine und feine Abweichung von dem scharf Rechtwinkeligen der Kreuzung sehr wohl an, während die mathematisch geradlinigste Schärfe nie verfehlen wird, einen starren toten Ausdruck mitzuteilen, auch in Wahrheit nicht eigentlich vorkommt. — Dabei ist es sehr merkwürdig, zu beachten, wie sehr verschieden in ihrer

Bedeutung eben diese zarten Abweichungen von reiner Kreuzform des Antlitzes, so weit sie von der Spaltung der Augenlider bedingt werden, erscheinen! — Zuvörderst steht nicht ganz selten ein Auge etwas höher als das andere (wie bei Fig. 82), und wenn diese Abweichung, welche im höhern Grade entstellend sein würde, sich eben nur so mäßig zeigt, so hatte man längst schon bemerkt, daß sie mehr an denkenden und bedeutenden, als an gewöhnlichen Menschen vorkomme. Will man sich über diesen Zusammenhang bestimmtere Rechenschaft zu

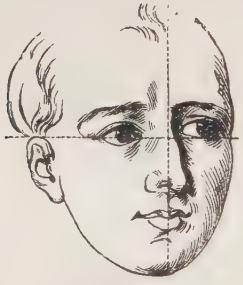


Fig. 82

Fig. 83

Fig. 84

geben versuchen, so ist das insbesondere festzuhalten, daß eine etwas verschiedene Stellung beider Augen, welche das Sehen allerdings auch von etwas verschiedenern Seiten ermöglicht als sonst, so zu sagen ein leibliches Gleichnis abgebe für den denkenden Kopf, welcher den Gegenständen auch geistig verschiedenere Seiten abzugewinnen weiß. Weiter aber senkt sich das ganze Auge zuweilen etwas nach dem innern Winkel abwärts (s. Fig. 83), woraus denn ein besonderes magnetisches Fixiren des Blicks hervorgehen kann, und wie es dann den gegen ein Wirkliches gerichteten Menschen von Gemüt ankündigt; oder aber es hebt sich am innern Winkel etwas (so bei Fig. 84, also eine Abweichung gerade entgegen der tierähnlichen Richtung), und es wird dadurch teils der vom Wirklichen schmerzlich bewegte, teils der mehr gegen das Übersinnliche, das Ideale, gerichtete Gemütsmensch charakterisiert.

Außer der Richtung der Augenlider ist auch die Längeihrer Spaltung, die Stärkeihrer Decken und die Wimperbildung charakteristisch

und symbolisch. Die lange Spalte, welche viel Weiß sehen läßt (Fig. 85), gibt dem Auge entschieden etwas mehr Schmachtendes, Sensibles, eben weil das Weiß der harten Augenhaut, wie ich oben gezeigt habe, das Nervengebilde der Netzhaut, man möchte sagen selbst schon durch seine weiße Farbe, symbolisch andeutet, und dieses Weiß hier mehr zur Geltung kommt. Das Auge der Orientalen neigt zu langer Spaltung und gilt da für so schön, daß man mitunter die Augenlider dort sogar etwas aufschlitzt. Das typische Götterauge des alten

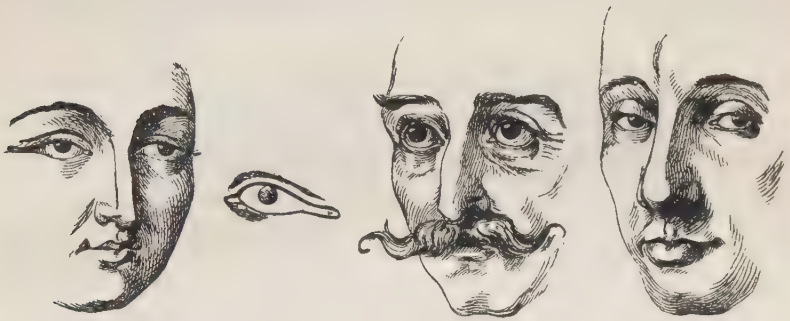


Fig. 85 Fig. 86 Fig. 87 Fig. 88

Ägypters ist auch so (Fig. 86). – Dagegen ist die kurze, aber hochaufgerissene Augenlidspalte (Fig. 87) durchaus mehr tierisch und deutet auf großen Augapfel; das Auge des Rosses, des Löwen ist in dieser Art, und ein solches Auge kommt gewöhnlich bei athletischer plethorischer Konstitution, cholerischem Temperament und starker Tatkraft vor. Kurze und kleine Augenlidspalten (Fig. 88) haben etwas durchaus Verkümmertes und deuten auf Schwäche, Schläfrigkeit und Geistlosigkeit. Sie sind gewöhnlich auch nur bei sehr kleinen Augäpfeln vorhanden. Sehr wichtig ist endlich auch noch *das nahe aneinander Gerücktsein* der Augen, oder *das weiter auseinander Gestelltsein* derselben. Beides im höhern Grade ist *tierisch*, vorzüglich jedoch das *weit* auseinander Gerücktsein; denn sehr nahe zusammenstehende Augen finden sich doch nur in den höhern Tieren (Affen und verwandten Geschlechtern). Im allgemeinen wird man daher namentlich bei höher geistigen

Naturen stets die Augen nahe aneinandergestellt finden, was denn natürlich auch allemal nur bei einer feinern Bildung der Nase möglich wird. Goethes Kopf zeigt z. B. eine Augenstellung dieser Art. – Die zu nahe stehenden Augen dagegen erinnern zu sehr an die Affenphysiognomie, und da es auch das jüdische Gesicht auszeichnet, daß die Augen sich näher stehen, so erhält eben dadurch die Physiognomie alter Juden oft etwas so auffallend Pavianartiges. – Die zu weit auseinandergestellten Augen, indem sie an die tiefsten Tierbildungen (Ochse, Pferd, Hund, Schwein) erinnern, sind auch in ihrer geistigen Bedeutung von schlimmer Prognose.

Was die Stärke der Deckel des Ober- und Unteraugenlides betrifft, so versteht es sich von selbst, daß ein so hohes sensibles Gebilde als das Auge auch nicht in seinen Außengebilden durch Anhäufung von Fett und Zellstoff belästigt sein darf, wenn es nicht den Ausdruck böotischer Konstitution und phlegmatischen Temperaments, welche beide nie mit größern Geistesgaben verbunden vorkommen, sofort geben soll. – Im Gegenteil hebt eine feine Bildung des reingezeichneten Ober- und Unteraugenlides sehr den Ausdruck des Geistigen und Sensibeln im Auge. – Auf ähnliche Weise erhöhen oder vermindern auch die Wimpern durch ihre verschiedene Beschaffenheit die geistige Macht des Auges. – Da jede stärkere Beschattung dieser Sinnesfunktion günstig ist, so tragen dunkle und lange Wimpern allemal bei, dem Blick mehr Kraft zu geben, während entgegengesetzt helle, dünngestellte und kurze Wimpern das Auge nur um so schwächer erscheinen lassen*).

An die Augenlider reiht sich als ausgezeichnet symbolisches Gebilde die Augenbraune oder Augenbraue. Ihre Bedeutung ruht darauf, daß sie die Grenzlinie bildet zwischen der eigentlichen Geistes- oder Hirnregion und der sensibeln oder Sinnenregion des Kopfes, und zwar eine Grenzlinie, welche dadurch hergestellt wird, daß hier an dem obern Rande des Antlitzes jene Be-

*) Eben daher erklärt sich die Theatersitte, die Augenränder bläulich zu untermalen, in dem Tränenwinkel etwas Rot aufzutragen und die Wimper mit Kohle zu imprägnieren. Lg.

haarung, welche noch in den dem Menschen am nächsten stehenden Säugetieren das ganze Gesicht bedeckte, allein übrig geblieben ist. Wird daher die Augenbraue sehr dick und stark, breitet ihre Behaarung sich wieder mehr aus, so muß sie an sich schon auf rohere mehr tierische Natur deuten, während notwendig die fein gezogene stets eine höhere und feine Individualität ankündigt. Je mehr daher die Augenbraue sich hebt, desto mehr dehnt sich symbolisch die Gemüts-

Fig. 89

Fig. 90

und Sinnesregion in die des Geistes aus, je mehr sie sich senkt, um so mehr ist das Entgegengesetzte der Fall. Selbst die verschiedenen Seiten haben verschiedene Bedeutung, namentlich die nach innen gekehrte Endigung deutet durch ihr sich Erheben (man könnte es gleichsam ein Hinaufziehen der Augenregion gegen den Scheitel, d. i. gegen die höchste Gefühlsregion nennen) den Schmerz ebenso bestimmt an, als das Erheben am äußern Ende bei Senkung nach innen die heitere Stimmung begleitet. — Natürlich muß nun, da die Augenbraue vorübergehend alle diese Richtungen annehmen kann, einiges davon, was am meisten geübt wird, zuletzt bleibend werden, und hiermit wird dann auch ihre Bedeutung bleibend sein, und man wird bei heitern offenen Charakteren mit vorherrschendem Gemüt (immer ist wieder die enge Beziehung zwischen Gemütsregion und dem von dort seine Sinnesnerven ableitenden Auge festzuhalten) den ruhig offenen höhern Bogen der Augenbraue vorherrschend finden (s. Fig. 89), bei tiefen Denkern (an Newtons Totenmaske tritt dieser Zug besonders hervor) mehr herabgesenkte und geradlinige Augenbrauen (Fig. 90), bei sehr

Melancholischen die hochgehobene Innenendigung derselben (Fig. 91), und bei sehr unruhigen, die Stimmung wechselnden, und zu heftigen Ausbrüchen des Affekts geneigten Personen eine nicht geradlinig, sondern mit mehreren Biegungen verlaufende Augenbraue (Fig. 92) bemerken; – kurz, es liegt in diesem kleinen Gebilde eine sehr tiefe und mannigfaltige Symbolik, so daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn Herder sie: „den Regenbogen des Friedens" nennt, wenn sie sanft sei, im Gegenteile aber: „den aufgespannten Bogen der Zwietracht, betrifft, so wäre darüber noch folgendes nachzutragen. Zuvörderst wurde bereits

Fig. 91

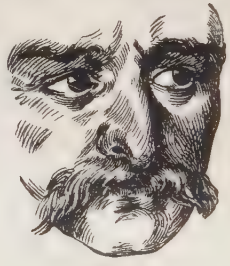


Fig. 92

der nahen Beziehung gedacht zwischen dem Weiß der harten Haut und der dem Himmel über sich Zorn und Wolken sendet." Eine hübsche Stelle findet sich darüber auch schon bei Hippokrates*): „Die Augenbrauen deuten besonders den Hochmut an und es ist auch in ihnen ein Teil Seele. Wir verneinen, wir bejahen damit. Des Stolzes Ursprung zwar ist anderswo, doch hier hat er seinen Sitz. Im Herzen geboren, dringet er hier ein und hänget hier." (Wie abgeschmackt aber es dabei sein würde, deshalb etwa in den Augenbrauen das „Organ des Stolzes" zu suchen, ist jedermann klar.)

Endlich nun das innere Auge mit der tiefsinnigen, oft leichter zu empfindenden als in Worte zu fassenden Symbolik seines Gesamtausdrucks! – Von dem Verhältnis zwischen Augenstern und Augenweiß ist schon oben im allgemeinen die Rede gewesen, was aber die Symbolik ihrer Färbung der innern Ausbreitung der an sich auch graulich weiß gefärbten Nervenhaut. Eben diese Beziehung ist daher der physiologische Grund dafür, daß ein recht

*) De morbis vulgaribus, lib. II, sect. V, p. 1640.

klares reines Weiß im Auge uns unwillkürlich den Eindruck eines reinen klaren Nervenlebens, und somit auch Geisteslebens, macht, während ein schmutziges Weiß oder gelblich Weiß den entgegengesetzten Eindruck hervorbringt, und ein zu blaulich Weiß (wie es bei zarten Kindern erscheint) stets eine gewisse Unreife ankündigt. – Das dabei das Gelbliche dieser Gegend oft noch auf kranke Leberzustände und melancholisches Temperament, sowie atrabiläre Konstitution deutet, hängt wieder ab von den physiologischen Beziehungen, die das Auge ebenso zu den Verdauungsfunktionen hat, wie das Ohr zu denen der Atmung, und ebenso versteht man leicht, warum ein, ohne Entzündung, von vielen Blutgefäßen überzogenes Weiß des Auges die plethorische Konstitution und ein heftiges cholerisches Temperament ankündigt. Jede heftige Gemütsaufregung nämlich führt unausbleiblich Kongestionen nach den Augengefäßen herbei, und natürlich werden diese Blutüberfüllungen bleibend, wenn sie allzu häufig zurückkehren. – Abermals sehr charakteristisch für verschiedene Individualitäten sind dann die Färbungen des Augensterns oder der Iris. – Um auch hier die richtigen physiologischen Deutungen zu erfassen, muß man zunächst wissen, wie die Farben der Regenbogenhaut entstehen. Es ist aber dieser bewegliche Vorhang, durch welchen alle überflüssigen Lichtstrahlen ausgeschlossen und somit Gesichtsvorstellungen möglich gemacht werden, eigentlich aus zwei Membranen gebildet, von welchen die vordere Iris, die hintere, schwarzgefärbte, Traubenhaut genannt wird. Die Dunkelheit der letztern und das schwarze Pigment, welches sie bedingt, geben also, nach dem Gesetz aller Entstehung durchscheinender Farben, den Grund davon ab, daß, wenn die vor diesem Dunkel gelagerte Iris sehr zart, leicht durchscheinend und an sich selbst farblos ist, diejenige Färbung zustande kommen muß, welche allemal hervortritt, wenn ein erleuchtetes durchscheinendes Trübes vor einem absolut Finstern gesehen wird, nämlich ein mehr oder weniger reines Blau*). – Mischt sich dagegen der Iris

*) Man sieht sonach, daß das Blau des Auges wirklich ganz ebenso entsteht wie das Blau des Himmels, und kann darin eine Rechtfertigung der Dichter finden, welche so oft die blauen Augen ihrer Geliebten mit dem Himmelsblau vergleichen.

an sich eine etwas gelbliche Färbung bei, so wird dies nebst dahinter liegender Dunkelheit ein mattes Grün erzeugen, ebenso wie andernteils das stärker ihr beigemischte Rot, welches in dem Farbstoff des Blutes seine Quelle findet, notwendig ein helleres oder dunkleres Braun bedingen muß. – Die blaue Iris wird sonach eine gewisse Klarheit der Bildung allemal zeigen, welche stets irgendwie symbolisch für geistiges Leben bleibt. Dunkleres Blau wird ein zarteres durchsichtigeres, helleres Blau oder Grau, ein stärkeres minder durchscheinendes Gefüge der Iris stets als Ursache haben, und man versteht hiernach wohl, warum man das erstere mehr bei Kindern, zarten Frauen und überhaupt feinern Naturen antrifft, während letzteres, und namentlich das Grau, schon eine stärkere festere Textur verkündigt, und also mehr bei harten lebhaften Naturen gefunden werden wird, so daß uns nicht Wunder nehmen darf, wenn den alten Germanen blaue Augen dieser Art eigen gewesen sind, und wenn sie noch unter uns zuweilen in ähnlichen Verhältnissen sich finden*). – Das Grün der Iris schließt sich unmittelbar an das letzterwähnte Grau, und hat auch mit ihm im allgemeinen dieselbe symbolische Bedeutung während das Braun, indem es auf stärkerer Kohlenstoffausscheidung, lebhafterem Verkohlungsprozeß im ganzen, ruht; mit dem stimmt, was man Brünet-sein nennt, was auch durch dunkleres Haupthaar sich kundgibt, und wodurch mehr auf cholerisches Temperament, leichter gereizte Nerven und lebhaftern Geist hingewiesen wird.

Wie nun aber das trockene Ölbild etwa seine volle Wirkung erst erhält durch den darüber gelegten glänzenden Firniß, so zuletzt auch das innere Auge durch die feine Glätte der dasselbe überziehenden Bindehaut und deren stete Anfeuchtung mittels der rastlos sich absondernden äußern Feuchtigkeiten des Auges. Der Glanz des Auges ist sofort ein sehr wichtiges Moment seiner Wirkung, und ganz richtig schließen wir von seiner Lebhaftigkeit auf Macht und Lebendig-

*) Das graue Auge soll ein nur durch Mangel an roten Blutkörperchen zu erklärendes blaues Auge sein. In Höhenlagen werden daher graue Augen hellblau; hellblaue dunkelblau; doch erreicht die Vermehrung der roten Blutkörperchen bald eine individuelle, nicht mehr überschreitbare Grenze. Lg.

keit des Nervenlebens und Geistes, sowie auf das Entgegengesetzte von der Mattigkeit des Auges. Beträchtliche Verstärkung der Absonderungen schwächt übrigens den reinen Glanz ebenso wie die zu geringe, und zwar ist es nicht gleichbedeutend, welche der beiden unter die Augenlider sich ergießenden Absonderungen, die der Tränendrüse, oder die mehr schleim- und fettreichen der Maibomschen Drüsen, zu stark hervortreten. Die letztern bezeichnen durch ihr Übergewicht gemeiniglich ein Sinken der Lebensenergie wie im hohen Alter; die erstern hängen mit jeder tiefen Aufregung des Gefühls genau zusammen, was abermals nur verständlich wird, wenn man sich des Ursprungs des Sehnerven in der mittlern Hirnmasse erinnert und weiß, daß die Tränen die wahre und eigentümliche Absonderung des Auges darstellen, daß sie also schon an sich allemal stärker sich ergießen müssen, wenn in jener mittlern Region des Hirns eine Steigerund der Fühlung stattfindet*).

Wie man leicht sieht, gehören alle die hier erwähnten Zustände, als schneller vorübergehende, wesentlich zu Dem, was man pathognomische Zeichen nennt; doch wird auch hiervon, wie von so viel anderm Vorübergehenden manches allmählig und zum Teil bleibend, und begründet dann namentlich mit Das, was für den gesamten Menschen so sehr charakteristisch und doch so schwer schärfer zu beschreiben ist, nämlich den ihm eigentümlichen Blick. — Schon Herder sagt mit Recht: „Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand als er mit seinen Augen machen kann. Dies Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verdunkelt alle übrigen Vorzüge und macht einen Sokrates zu einem schönen Mann in besonderm Verstande." — Analysiert man das, was man den Blick nennt, näher, so findet sich freilich, es sei das Gesamtresultat aller Bildung und Tätigkeit beider Augen (der Einäugige wird daher stets nur

*) Ein Moment, das Carus hier nicht berücksichtigt, ist das Verhältnis der Farbe des Auges zu Haar- und Hautfarbe. So ist tieferregend und merkwürdig das stahlblaue oder graublaue Auge bei dunklem Haar, wie es zumal bei den Südslaven häufig vorkommt. Am tiefsten ergreift uns das Auge des Seehundes und der Robben; nur noch übertroffen vom Auge des Kormoran. Es erinnert zugleich an die Sonne und an das Auge des Blinden. Lg.

einen unvollkommenen Blick haben), insbesondere aber ihrer Beschattung, ihrer Richtung und ihres Glanzes. Nur durch die ganz reine, weit mehr als gläserne*) Durchsichtigkeit der vordern Augengebilde, und durch den richtigen Grad ihrer Anfeuchtung, wird das geheimnisvolle Hindurchwirken der Innervationsstrahlung, aus dem tiefen Grunde des Auges hervordringend und von seiner Nervenhaut unmittelbar ausgehend, möglich, welche dann die bekannte eigene magnetische Wirkung des Augenstrahls bedingt. Natürlich wird diese Wirkung aber dadurch namentlich auf ihre Spitze gesteigert, daß der Augenstrahl beider Augen in einem Punkte sich konzentriert, und wie dann das Bild dieses Punktes am deutlichsten in der Seele des Blickenden selbst erscheint, so wird auch das Lebendige, welches gerade in jenem Punkte sich befindet, am meisten die Wirkung des Blicks erfahren. Sieht nur ein Auge allein, so hat auch dieses, vermöge des innern Akkommodationsvermögens des Auges, bald einen weiter ab-, bald näherliegenden Punkt, in welchem der Augenstrahl sich sammelt, und diese Stelle wird allemal auch etwas mehr von Blickwirkung empfinden; weit stärker muß jedoch allemal diese Wirkung werden da, wo beide Augenstrahlen genau konvergieren. – In dieser Beziehung versteht man also, daß man allerdings berechtigt sei, den eigentlichen Blick als durch den Horopter**) bestimmt anzunehmen. Richten wir den Blick auf einen entfernten Gegenstand, so bildet die Spitze des Horopters einen spitzen Winkel; richten wir ihn auf einen nahen, so wird dieser Winkel mehr und mehr stumpf. Den mittlern Horopter (Mesoropter) finden wir durch diejenige Gegeneinanderneigung beider Augenachsen bestimmt, welche gerade der Individualität dieses oder jenes Men-

*) Der eigene Unterschied zwischen der warmen Durchsichtigkeit des Auges und der kalten Durchsichtigkeit eines Glases möchte wohl zumeist darauf beruhen, daß, während die erstere gerade das Feuer des Blicks hebt, bei dem letztern man immer das Unorganische, das jede der elektrischen ähnliche Strömung Abweisende, und deshalb Isolierende, empfindet. Daher der so kalte Ausdruck eines Auges, das man hinter einer Brille erblickt.

*) Horopter bezeichnet das ideelle Dreieck, welches beide in einem Punkte konvergierende Augenachsen mit der geradlinigen Entfernung der Mittelpunkte beider Augäpfel als Grundlinie bilden. Alles Betrachten ist gleichsam ein Herumtasten der Spitze des Horopters auf einem Gegenstande. Vgl. mein System der Physiologie, 2. Ausgabe, II, 468.

schen am meisten entspricht, und welche wir also immer dann an ihm gewahr werden, wenn er, ohne ein bestimmtes Objekt zu fixieren, sich ruhig seinen sinnenden Gedanken überläßt, und dieser mittlere Blick wird daher nie fehlen charakteristisch für den Menschen zu sein. Personen, welche auf äußere Naturbeobachtung im großen gewiesen sind, wie der Jäger, Soldat, Seemann, haben einen weiten, Handwerker, Buchgelehrte, Künstler, einen kürzern Mesoropter, und wiederum erscheint bei Personen, welche sich philosophisch dem Erwägen abstrakter Dinge hingeben, der mittlere Horopter abermals weiter. — Dabei ist noch zu bemerken, daß die Verschiedenheit des Horopters auch auf das Verhältnis der Pupille einwirkt, denn unter gleicher Lichtstärke wird sich stets die Pupille bei weiterm Horopter etwas erweitern, bei kürzerm etwas verengen, und auch dadurch wird die Verschiedenheit des Blicks sich wesentlich modifizieren.

Aus allem diesem erklärt sich nun ferner auch, wie sehr namentlich die verschiedenen Gemütszustände durch eigentümliche Art des Blicks sich bezeichnet finden müssen. So bemerkt Ruete*), indem er (zum Teil nach J. Müller) die Symbolik des gesunden Auges abhandelt: der Konvergenzpunkt der Sehachsen falle beim Lachen hinter, beim Verliebtsein vor das fixierte Objekt, bei der Sehnsucht in weite Ferne; bei Gedankenlosigkeit sei er schwankend, und beim Zorn werde das fixierte Objekt in einer Richtung bald flacher bald tiefer gleichsam durchbohrt. So geben ferner die erhebenden Affekte (Freude, Erstaunen) eine fernere Sehweite mit erweiterter Pupille, während deprimirende Affekte (Furcht, Trauer, Scham) das Gegenteil ergeben, und ist der Affekt lähmend (Schreck), so verlieren die Augenachsen fast ganz die Konvergenz und bei weit offener Pupille, ohne scharf mehr zu sehen, starren die Augen wie ins Leere hinaus. — Selbst in den Seiten- und Kreisbewegungen der Augen spiegeln sich verschiedene Gemütszustände. Mit der Spitze des Horopters folgen wir mit Lust Bogen- und Wellenlinien, während geraden und eckigen Linien zu folgen ermüdet, und so geben auch Augen, die in leichten Wellenlinien sich bewegen, den Ausdruck heiterer, mehr sinnlicher Stimmung, während z. B. die

*) Lehrbuch der Ophthalmologie (2. Ausg., 1853), I, 336.

Andacht die etwas feucht werdenden Augen in leichten schwankenden Bewegungen nach oben richtet usw.*).

Von allen diesen verschiedenen Zuständen und Richtungen des Auges also, welche in dem sich vereinigen, was wir den Blick nennen, wird natürlich das, was am häufigsten geübt wird, nach und nach dem Menschen habituell, und nie wird daher z. B. ein Porträt ähnlich gefunden werden, welches nicht insbesondere gerade diesen habituellen Blick einigermaßen wiedergibt, und bedenken wir daher, welcher mächtigen Einwirkung überdies solcher Augenstrahl auch auf andere Individuen fähig ist, so wird man jedenfalls mit größerm Rechte, als es da heißt: „Le style c'est l'homme", sagen dürfen: „Der Blick ist der Mensch."

Das dritte besondere Sinnesorgan des Hauptes ist **der Mund.** Im Munde vereinigen sich zwei verschiedene Sinnesfunktionen (Gefühl und Geschmack) mit der wichtigen leiblich erhaltenden Funktion der Nahrungsaufnahme und der des Ausgebens und Einziehens des Atems, sowie der Modulation geatmeter Luft zur Sprache und zum Gesange; ja selbst eine gewisse geschlechtliche Bedeutung haftet noch an diesem wunderbaren Organe. Wie nun sollte ein in so vieler Hinsicht bedeutungsvolles Gebilde nicht im höchsten Grade charakteristisch sein für die innere seelische Eigentümlichkeit des Menschen! Ist es doch schön, daß unsere Sprache schon ein eigenes Wort hat für dieses Organ beim Menschen, während sie dasselbe bei den Tieren durch niedere Worte, als Maul, Schnauze, Schnabel usw. bezeichnet. — In Wahrheit hat aber auch das Tier eigentlich ebenso wenig Mund als eine Nase, und schon deshalb ist es klar, daß die Physiognomen aller Zeiten ein großes Gewicht auf seine besondere Beschaffenheit legen mußten. Im

*) In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf die zumal für Ästhetik der bildenden Künste so wichtigen geometrisch-optischen Täuschungen, welche zuerst Müller-Lyer physiologisch zu erläutern versuchte. Das wichtigste Werk über dieses Thema ist die Raumästhetik von Theodor Lipps (Schriften der Gesellsch. für psycholog. Forschung II. 9—10. Leipzig. J. A. Barth.). Im gleichen Verlag erschien 1898 die feine Schrift von Stefan Witasek „Über die Natur der geometr. optischen Täuschungen". Instruktiv für den Anfänger ist die Schrift „Augentäuschungen" von Paul Bader. Leipzig. Dürr. 1907. Lg.

allgemeinen war es bald herausgefunden worden, daß, ebenso wie Stirn, Auge und Nase mehr auf das Theoretische und die Intelligenz sich beziehe, dagegen die untere Gesichtshälfte und namentlich der Mund mehr das Ethische, den Charakter, namentlich in Hinsicht auf die Sinnlichkeit und das praktische Leben, andeute, und so manches Einzelne in diesem Gebilde ist insbesondere von Herder fein und poetisch gedeutet worden; dessen ungeachtet fehlt es noch gar sehr an einem wahren und physiologischen Verständnis, welches, wenn wir es erreichen wollen, abermals die Betrachtung des Gegenstandes nach seinen einzelnen Momenten fordert. Wir unterscheiden zunächst die eigentliche Mundöffnung mit den darin sichtbaren Gebilden, dann Ober- und Unterlippe, endlich Außengebilde: Kinn und Wangen. — Die menschliche Mundöffnung, verglichen mit denen der Tiere, zeigt nun abermals, gleich so viel anderm, ein durchaus mittleres Verhältnis der Größe, denn in der Reihe der Tiere gewahren wir nach beiden Seiten die höchsten Extreme, und zwischen dem enormen Rachen eines Walfisches wie dem eines Löwen, und andererseits der kleinen Maulöffnung eines Ameisenfressers, die nur der wurmförmigen Zunge den Durchgang gestattet, liegt die schöne mäßige Bildung des menschlichen Mundes vollkommen in der Mitte. Natürlich liegt nun auch darin der Grund, warum jede Überschreitung nach der Seite übermäßiger Vergrößerung sowohl, als nach der ähnlicher Verkleinerung, sogleich von widerwärtigstem Eindrucke ist, und, indem es die Tierähnlichkeit im Menschen hervorhebt, zugleich von schlimmer Prognose sein muß für sein geistiges Leben. Etwas größerer Mund deutet auf größere Lebensenergie und ist dem männlichen Geschlecht eigen, während der etwas kleinere Mund das weibliche Geschlecht charakterisiert und geringere Kräfte anzeigt. Zugleich hängt es nun aber von dieser Größe ab, ob mehr oder weniger von den Innengebilden des Mundes, den Zähnen und der Zunge gesehen werden kann, und auch für diese Teile besteht eine eigentümliche Symbolik. Was die merkwürdigen Gebilde der Zähne betrifft, so muß man zunächst ihre Bedeutung als Glieder eines besondern Skeletts, des Eingeweideskeletts, kennen, muß wissen, daß sie von dem eigentlichen oder Nervenskelett in

Struktur und Leben sich wesentlich unterscheiden, und zu den übrigen Formen des Eingeweideskeletts, von welchem im Menschen nur noch das Zungenbein und die Luftröhrenknorpel übrig sind, in ähnlichem Verhältnis stehen, wie die Nägel zum Hautskelett. Insofern also die Zähne nicht dem Skelett eignen, dessen nähere Beziehung zum Gehirn auch allen seinen Gliedern die entschiednere geistige Bedeutung gibt, kann es nicht vorausgesetzt werden, daß ihnen an und für sich besondere psychische Beziehung einwohnen werde, vielmehr muß alle ihre Symbolik einzig und allein dem Stande des bildenden Lebens sich zuwenden. Schon die Alten haben deshalb von starken und dichten Zähnen nur das Zeichen eines energischen und langen, von kleinen und einzeln stehenden das eines schwachen und kurzen Lebens entnommen*), eine Bedeutung, welche jedoch sobald die verschiedenen leiblichen Konstitutionen verglichen werden, durch die Stellung der einzelnen organischen Systeme sich noch bedeutend modifiziert, indem z. B. wahrgenommen wird, daß bei der phthisischen Konstitution, d. h. einer gewissen angeborenen Unvollkommenheit der respiratorischen Organe, welche stets auf kurzes Leben deutet, lange und sehr weiße Zähne häufig vorzukommen pflegen, während bei einer skrofulösen die Zähne häufig unvollkommen sich entwickeln und zeitig verderben, ohne deshalb eine so üble Prognose für die Kürze des Lebens zu gewähren, usw.**). – Das Sinnlichste in der sinnlichen Region des Mundes ist die Zunge, und eben darum entzieht es sich gewöhnlich aller äußern Wahrnehmung, so daß dann ebenso, wie einesteils nur die äußerste Gemeinheit sie ohne ärztliche Zwecke absichtlich frei zutage bringt, es wieder die

*) Dentes fortes et spissi hominem longae vitae notant, comedonem, audacem et fortem, ut est equus. Starke und dichte Zähne läßt Porta nach Scotus einen Menschen von langer Lebensdauer, vieler Eßlust, Kühnheit und Kraft, dem Pferde ähnlich, bezeichnen. (Daher noch heute in Träumen und Traumdeutungen Zähne mit Leben und Tod in Verbindung gebracht werden. Lg.)

**) Der Vertrauensarzt einer großen Lebensversicherungsgesellschaft sagte uns: „Ich bevorzuge Menschen mit kleinen festen Zähnen und kleinen festen Buchstaben in der Schrift; sie verbrauchen weniger Lebensenergie". Lg.

höchste Liebesinnigkeit bezeichnet, wenn Zunge und Zunge sich berühren*). — Dabei ist denn die Form der Zunge abermals mehr für das Physische als das Psychische symbolisch, obwohl man nicht zu vergessen hat, daß dem dort eingepflanzten Sinne des Geschmacks doch wieder eine tiefsinnige Beziehung auf feineres Seelenleben einwohnt, und zugleich die Wichtigkeit der Zunge für das Vermögen der Sprache hier mit in Rechnung zu bringen ist. — Eine dicke, fleischige und sehr große Zunge kann daher nur bei geringerer psychischer Bedeutung und böotischer oder phlegmatischer Konstitution des Menschen vorkommen, während dünne, platte, sehr bewegliche Zungen sich mehr bei lebhaften, leichtgesinnten Personen finden, und sehr derbe, schmale, mehr zugespitzte Zungen vorzüglich bei hartnäckigen, scharfen Charakteren angetroffen werden. Die mittlere Bildung also, d. h. die mäßig volle, vorn schön oval gerundete und zarte Zunge, wird auch hier von bester psychischer Bedeutung sich zeigen. Daß hingegen außerdem für die mannigfaltigsten Zustände des Ernährungslebens, der Zunge in der jedesmaligen Beschaffenheit, Temperatur und Farbe ihres Überzugs, eine außerordentlich merkwürdige und sehr tiefgreifende Bedeutung einwohnt, dafür enthalten die Bücher der Ärzte über die Symptomenlehre dieses Organs die vielfältigsten und sprechendsten Tatsachen, auf welche jedoch näher einzugehen hier der Ort nicht sein kann**).

Waren nun die bisher betrachteten Momente des Mundes wesentlich Zeichen leiblicher Bedeutung, so sind die Lippen es wieder um so mehr für die gemütliche und geistige Eigentümlichkeit des Menschen. Herder sagt: „Jedermann weiß, wie viel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust und Liebesart eines Menschen entscheide; wie diese der Stolz und Zorn krümmen, die Feig-

*) Das Altertum, welches für die Symbolik des Kusses merkwürdige Klassifikationen besaß, bezeichnete dies als „Kataglottisma". „Symbolik des Kusses", Th. Lessing: Fröhlicher Eselsquell, Berlin. Verlag Oesterheld. 1910. Lg.

**) Da der n. vagus gleichzeitig Hirn, Herz und Magen versorgt, so kann z. B. Schreck als Erbrechen, Angst als plötzlicher Durchfall, umgekehrt Magenstörung als Glanz des Auges wahrgenommen werden; merkwürdig nun ist, daß alle solche Verstimmungen im Organismus sofort an der Zunge sichtbar werden; daher hypochondrische Personen immerfort vor dem Spiegel ihre Zunge betrachten. Lg.

heit spitze, die Gutmütigkeit runde, die schlaffe Üppigkeit welke, wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Sehnen hange, und die Unterlippe sie umschließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht. Wenn man etwas artikuliert nennen kann, so ist's die Oberlippe eines Menschen, wo und wie sie den Mund schließt." – Versuchen wir nun dieser fein empfundenen Schilderung der Gesamtheit die physiologische Bedeutung im einzelnen hinzuzufügen, so müssen wir zuerst beachten, daß der

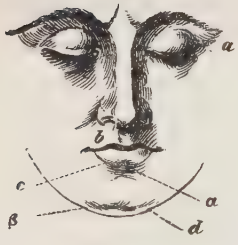


Fig. 93

Fig. 94

Fig. 95

obenerwähnte Gegensatz zwischen oberm und unterm Antlitz, in welchem das erstere die intelligente, das andere die sinnlich praktische Hälfte darstellt, sich entschieden am Munde selbst wiederhole durch den Gegensatz der obern und untern Lippe. – Selbst in der Zeichnung dieser Organe drückt eine solche doppelte Beziehung sich aus, und es bedarf nur der Verfolgung der Gestalt der Hauptlinien beider Augen (Fig. 93a) und einer Vergleichung derselben mit der Gestalt der Oberlippe (b), sowie ferner der Vergleichung der Linie der Unterlippe (c)*) mit der des Kinnes (d), um die ursprüngliche Übereinstimmung hier wahrzunehmen; eine Übereinstimmung, die auch dadurch sich ausspricht, daß die Bewegungen beider gleichen Schritt halten, so daß, wenn die Augenbrauen nach außen sich senken, ebenso die Mundwinkel niedergehen (siehe Fig. 94), und wenn

*) Unterlippe sowohl als Kinn können auch beide wieder etwas eingekerbt sein (s. α β) und wiederholen dadurch in umgekehrter Richtung abermals die Linien a b.

die Augenbrauen nach außen sich heben, auch die Mundwinkel hinaufgezogen zu werden pflegen (Fig. 95). Die Oberlippe für sich, in ihrer feinen zartgeschwungenen Zeichnung und in ihrer genauen Verbindung mit der Nase, hat also offenbar mehr den Ausdruck höherer Sensibilität, und schon in der Tierwelt, wenn besondere Tastorgane am Munde vorkommen, pflegen sie namentlich nur von der Oberlippe auszugehen; die Unterlippe dagegen wird allemal mehr der Nahrungsaufnahme dienen und geringer in ihrem psychischen Ausdrucke sich verhalten. Faßt man diese Bedeutung richtig auf, so versteht man sogleich, warum es als Nötigung für jede edlere menschliche Gesichtsbildung erscheint, daß die obere die untere Lippe überrage und beherrsche. Es ist in Wahrheit unge-

Fig. 96

Fig. 97

Fig. 98

heuer, wie sehr es den gesamten Ausdruck des Menschenantlitzes herabsetzt, wenn dieses Verhältnis sich umkehrt! Man kann kaum einen stärkern Gegensatz sehen, als den von Gesichtsformen edler Art, wie Fig. 96, und stumpfer roher oder fast blödsinniger Art, wie Fig. 97 und 98.

Indes auch Oberlippe sowohl als Unterlippe an sich ist einer außerordentlichen Formenmannigfaltigkeit fähig, deren fast jede einer bestimmten Beziehung auf die gesamte menschliche Individualität nicht ermangelt. Schon der große Gegensatz der Tag- und Nachtvölker bietet hierin ein merkwürdiges Beispiel, indem die aufgeworfenen dicken rundlichen Lippen der Neger eine ganz andere und weit mehr sinnliche Geistesweise bezeichnen, als die straffer gezeichneten Lippen des kaukasischen Stammes. Indes auch in letzterm selbst kommt hierin abermals eine große Mannigfaltigkeit vor, so daß dann von den großen magern und mehr eingezogenen Lippen, wie sie häufig bei gemütlosen trockenen Verstandesmenschen

gesehen werden, durch die weiche und schön geschnittene Form in feinsinnlichen poetischen Naturen, und durch ihre straffe markierte volle Durchbildung bei willensstarken tüchtigen Individualitäten, bis endlich zur Fülle der übermäßig genährten Lippen von Schlemmern und Phlegmatikern, eine große und allezeit charakteristische Verschiedenheit gefunden zu werden pflegt. – Was insbesondere die Oberlippe betrifft, so ist noch ihre Verbindung mit der Nase charakteristisch für die Gesichtsform. Kurze und feine Zeichnung dieses Raumes ist die Bildung, welche von der griechischen Skulptur als die edelste dargestellt wird

Fig. 99

Fig. 100

Fig. 101

(s. Fig. 99), gleichsam andeutend, daß der Mund so der intelligenten Region näher gerückt sei. Eine lange Oberlippe, zumal wenn sie in der Mitte aufgetrieben und gewulstet ist (s. Fig. 100), findet sich daher in der Regel nur bei gemeinen und rohen Naturen, eine Gestaltung, welche auf die Spitze getrieben zu werden pflegt, wenn noch überdies die Oberlippe durch eine Warze bezeichnet ist (Fig. 101). An der Unterlippe ist es merkwürdig, daß ihre Bewegung und namentlich ihre Hebung sehr entschieden den Ausdruck des Widerwillens und der Verachtung gewährt, gleichsam als sollte dadurch, daß irgendeinem mißliebigen Gegenstande gegenüber sogar das untergeordnetste Gebilde des Angesichts sich aufrichtet und erhebt, eben die geistige Überhebung im allgemeinen angedeutet werden. – Natürlich gibt nun, wenn etwa aus Eitelkeit oder Stolz eine solche Überhebung sich sehr oft wiederholt, dies zuletzt dem Gesicht einen

bleibenden Ausdruck, und es kann nicht leicht die Aufgeblasenheit und der Stolz schärfer charakterisiert werden, als durch eine bleibende hochgehobene Unterlippe in Verbindung mit der früher schon erwähnten gleichfalls aufgestülpten Nase (s. S. 263, Fig. 68).

Eine ähnliche merkwürdige Symbolik liegt in der Bewegung der Mundwinkel, deren Herabsinken und Hinaufgezogenwerden von ausnehmend sprechender Bedeutung ist für die so mannigfaltig wechselnden Zustände des menschlichen Gemüts. Das erstere nämlich ist ebenso der sichere Begleiter jeder Ermattung, jedes Kummers und jedes Schmerzes, als im Gegenteil das letztere, eben weil es von lebendigerer Spannung und Bewegung des Antlitzes im allgemeinen bedingt wird, auf Fröhlichkeit und Lust und heitere Stimmung deutet. Das Lachen charakterisiert sich im letztern (s. Fig. 95), das Weinen im erstern (s. Fig. 94), und natürlich entstehen auch hier bis auf einen gewissen Grad bleibende Physiognomien, je nachdem die eine oder die andere Gemütsrichtung anhaltend vorherrscht; kurz, aus allem Bisherigen wird man klar erkennen, welche tiefsinnige Symbolik denn auch in Form und Bewegung des Mundes gegeben sein kann, und wie sehr Herder recht hat, wenn er sagt: „ein reiner zarter Mund ist vielleicht die schönste Empfehlung im gemeinen Leben; denn wie die Pforte, so glaubt man, sei auch der Gast, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele."

Wenn nun aus allem Obigen schon hervorgeht, wie sehr der Mund überhaupt ein wichtiges symbolisches Zeichen genannt werden muß, und wie viel Pathognomisches zugleich, durch Bleibendwerden häufig geübter Bewegungen sich in ihm anzeigt, so darf ich hier auch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, wie merkwürdig innere Veränderungen eines und desselben Menschen, wie sie längere Lebensperioden herbeiführen, in den Umgestaltungen des Mundes sich darstellen. Schon was weiter oben über Einfluß der im hohen Alter meistens schwindenden Bezahnung und dadurch verkürztes Maß der Gesichtslänge gesagt wurde, gehört ganz hierher; denn es bedingt meistens auch Einfallen und Schwinden der Lippen; aber auch das Bequemwerden höherer Jahre

bei Wohlhabenden, sowie das Verkommen in Not und Gemeinheit älterer Personen, symbolisiert sich stark in den Formen des Mundes – im ersten Falle durch weiche dicke gedunsene Lippen, im zweiten durch schlaffe und widrig verzerrte Mundformen, so daß die Lebensgeschichte eines Menschen nicht selten schon aus der Zeichnung des Mundes von einem erfahrenen Physiognomen herausgelesen werden könnte.

Das Gebilde, dessen Bedeutung nun zunächst in Betrachtung kommen muß, ist das Kinn, und zuerst ist dann abermals die organische Signatur zu deutlicher Vorstellung zu bringen. Es wird nämlich das Kinn dargestellt durch das Zusammenstoßen der beiden Arme des Unterkiefers, welche an sich wiederum nur

Fig. 102

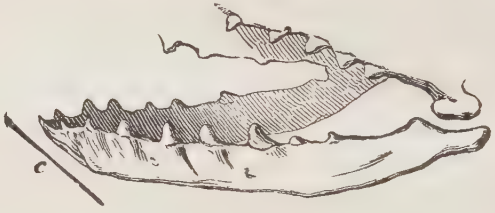


Fig. 103

als ein Paar ganz eigentümlicher, an ihren Enden jedoch verwachsener Kopfgliedmaßen morphologisch begriffen werden können. Diese Kopfgliedmaßen, welche auf den untern Stufen des Tierreichs (z. B. bei Käfern und Krebsen) noch horizontal wie Zangen von beiden Seiten gegeneinander sich bewegen und beißen (s. Fig. 102), bewegen sich jetzt nur in ihrer Verbindung aufwärts und abwärts, und schon die große Beschränkung, welche somit die Bewegung dieser Kopfglieder erleidet (ungefähr wie zwei Arme, deren Hände verwachsen wären), darf charakteristisch und symbolisch für höhere Entwickelung des Kopfes gehalten werden, des Kopfes, wo die Wirbelsäule das hohe geistige Gebilde des Gehirns umfaßt, und dadurch, indem sie selbst alle Ortsbewegung aufgibt, auch ihre Glieder über die Bedeutung gewöhnlicher Gliedmaßen hinaushebt. – Eben hierin liegt es nun auch, daß, während noch in den niedern Tieren dieser Unterkiefer gewöhnlich von einer im Verhältnis zum Schädel unförmlichen Größe

vorkommt (ſ. Fig. 103), er im Menſchen nicht nur im allgemeinen ſehr verkleinert wird, ſondern auch durchaus unterhalb des Oberkiefers ſich zurückzieht, dagegen in einer Breite und Vollſtändigkeit ſich in ſeinen Hälften verbindet, daß dadurch eben die Eigentümlichkeit des menſchlichen Kinnes entſteht, welches allen Tieren noch fehlt. Ein ſchematiſcher Überblick dieſer Stufenfolge, wo Fig. 102 die Inſektenkiefer, Fig. 103 Amphibienkiefer, Fig. 104 die Kiefern eines Pavian und Fig. 105 das menſchliche Verhältnis darſtellt, wird am beſten zeigen, worauf es denn hauptſächlich hierbei ankommt.

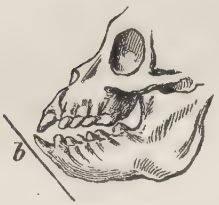


Fig. 104

Fig. 105

Auf den erſten Blick ſieht man hier, wie die Linie a eine ganz andere Richtung des Unterkiefers andeutet, als die Linie b und c, und wird nun erſt den divinatoriſchen Ausſpruch Lavater's richtig deuten und verſtehen: „je mehr Kinn, deſto mehr Menſch.“ — Abermals zeigt ſich daher, wie bei Naſe und Lippen, in dem Gegenſatz der beiden ſchärfſten Abteilungen der Völker, in denen der Tag- und der Nachtſeite der Menſchheit, auch ein ſcharfer Gegenſatz in der Bildung des Kinns, deſſen Richtung in den erſtern ganz die von a iſt, während in den letztern ſie mindeſtens gegen b hin ſich neigt. — Natürlich muß nun der Knochenbau des Unterkiefers überhaupt, und ſeines Vorderrandes insbeſondere, von entſchiedenem Einfluſſe ſein auf die Geſtaltung des weichen Kinnes ſelbſt, und es iſt klar, daß namentlich, ob das Kinn klein, rundlich und wenig vorragend ſei, oder ob es groß, mehr breit dem Quadrat ſich nähernd und ſtark vorragend erſcheine, hauptſächlich von ſeiner knöchernen Grundlage abhänge. Hiernach wird dann die be-

sondere Symbolik des Kinnes notwendig zum Teil mit der der Gliedmaßen übereinstimmen, und wenn z. B. stärkere Gliederbildung im ganzen mehr das männliche Geschlecht und energischen Willen und Tatkraft bezeichnet, während schwächere Gliederbildung charakteristisch ist für das weibliche Geschlecht und verminderte Tatkraft, so wird auch an dem Kinne eine ähnliche Symbolik gelten. In Wahrheit beurteilen schon die alten Physiognomen die Form des Kinnes in dieser Weise, betrachten das mentum subquadratum als Zeichen des männlichen, das mentum rotundum als Zeichen des weiblichen Charakters, und rechnen es daher als unnatürlich, und sonach auch für das Geistige von übler Bedeutung, wenn in den Geschlechtern die Verhältnisse sich umkehren, so daß z. B. das sehr kleine Kinn beim Manne als übles Zeichen angesehen wird, welches „Falschheit und Bosheit wie bei den Schlangen" anzeige, während das dicke viereckte Kinn der Frau den Virago bezeichnet. – Es ist indes nicht bloß der Knochenbau, welcher die Form des Kinnes bestimmt, sondern das Verhältnis des dort unter der Haut sich anlagernden Zellstoffs und Fettes stellt es erst vollkommen her. Nun wird aber auch darin der schon oben gedachte symbolische Unterschied zwischen oberer (intelligent-theoretischer) und unterer (sinnlich-praktischer) Gesichtshälfte ausgedrückt, daß bedeutendere Fett- und Zellstoffablagerungen an der obern Hälfte so gut wie gar nicht vorkommen können (das hohe Gebilde des Schädels leidet ja an der Stirn und in deren Nähe nicht einmal irgend stärkere Fettlager), während sie an der untern oft in so großem Maße sich zeigen. Das letztere ist, was bei weichlichen phlegmatischen und böotischen Naturen dann insbesondere das Kinn auszeichnet, und wodurch das Doppelkinn oder Fettkinn zustande kommt, als welches für die erwähnten Persönlichkeiten im höchsten Grade bezeichnend genannt werden darf, während ein ganz abgemagertes Knochenkinn, zumal wenn es spitz hervortritt, entweder Zeichen hohen Alters, oder einer auch in jungen Jahren schon alten, trocknen, geizigen, habsüchtigen Individualität abgibt. Im ganzen wird übrigens die Bedeutung des Kinnes gleich der der gesamten untern Gesichtshälfte immer mehr auf die sinnlich-praktische Seite, als auf das höhere geistige Leben sich richten, und wenn

daher neuere Physiognomen noch außerdem z. B. scharfe Einschnitte mitten im Kinn auf kalten berechnenden Verstand und Festigkeit deuten, so ist diese Beziehung doch nur in sehr entferntem Grade zuzugeben, nämlich inwiefern überhaupt alle schärfere Individualisierung und Durchbildung des Organismus nie ohne einen gewissen Reflex auf den Geist bleiben kann, als welcher ja nicht ein qualitativ anderes als die im allgemeinen waltende und bildende Idee, sondern nur deren höchste Blüte und Spitze darstellt.

Das, was ich nun vom Kinn bemerkt habe, daß es weniger unmittelbar mit dem Stande geistigen Lebens, als vielmehr mit dem vegetativen und sensiblen in unmittelbarer Beziehung stehe, gilt in noch vollerem Maße von den Wangen. Übermäßige Fülle und lebhaft gerötete Färbung, sowie denn auch höhere Grade von Magerkeit und sehr blasse gelbe Färbung, haben ganz denselben symbolischen Ausdruck, wie er vom Kinn aufgeführt worden ist, und hier wie dort, ja im ganzen Antlitz, wird denn auch die eigentümliche Beschaffenheit der Haut an sich immer ein bezeichnendes Moment bleiben; feinere Textur, die zartere Empfindungsweise, gröberes Inkarnat, die größere Rohigkeit der Seele anzeigen. Was übrigens das Massige der Hautbedeckungen betrifft, so will ich noch darauf aufmerksam machen, daß selbst in der Wange die größere und vollere Fettablagerung nie bedeutend an deren obern, wohl aber oft übermäßig an deren untern Hälfte hervortritt, so daß auch hier das, was vom Gegensatze geistigen Lebens gegen wucherndes Bildungsleben im allgemeinen früher gesagt wurde, sehr bestimmt sich bewahrheitet; ja es geht dies so weit, daß selbst in einem und demselben Menschen diese stärkere Fortbildung einmal nur im ganz zarten Säuglingsalter besteht, und späterhin in einzelnen Fällen nur dann erst wiederkehrt, wenn die Sonne des Geistes ihrem Untergange sich zuneigt. Studiert man in dieser Beziehung die Geschichte ausgezeichneter Personen, und nimmt dabei zugleich Rücksicht auf die organischen Veränderungen ihrer körperliche Masse, namentlich auch inwiefern sie am Kopfe durch Abmagerung oder weichliche Fettablagerung um Kinn und untern Teil der Wangen sich kundgibt, so gelangt man ebenso bei Kinn und Wangen, wie nach obigem beim

Munde, zu vielfältig interessanten Resultaten; denn während Männer wie Kant, Talleyrand, Friedrich der Große auch im hohen Alter in diesen Gebilden eine besondere Magerkeit sich erhalten haben, tritt bei andern, wie Thorwaldsen und Luther, um diese Zeit eine starke Stoffzunahme hervor, ja selbst Feuergeister wie Napoleon setzen wohl dann Masse an; indes zeigt doch gerade die Totenmaske des Letztern, dessen übriger Körper in spätern Zeiten sehr angedrungen war, stets Wangen und Kinn von diesem Überfluß befreit, und bietet eine Großartigkeit der Verhältnisse dar an Schädel und Antlitz, welche vollkommen dem Dämonischen seines Wesens entspricht. — Merkwürdig auch in dieser Beziehung sind die Verhältnisse an Goethe, an dessen Leiche schon Eckermann mit Begeisterung das Hohe, von aller übermäßigen Masse Freie der Organisation rühmt, während doch immer, und so auch in höhern Jahren, eine gewisse gesunde Fülle an Wangen und Kinn auf jenen reichen und bequemen Zug seines geistigen Lebens deutete, welcher durch die meisten seiner Werke, aber durchaus in schönem Maße, hindurchgeht.

Eine eigentümliche Symbolik liegt nun auch in dem Haarwuchs um Lippen, Kinn und Wangen, oder in dem Barte. Er ist zunächst symbolisch für Alter, Geschlecht und Volksstamm, dann aber auch für Individualität, obwohl weniger für die geistige. Daß diese stärkere Haarbildung in ihrer letzten physiologischen Bedeutung eigentlich als Wiederholung jener Tastfäden anzuerkennen sei, welche in sehr verschiedenen Formen bei vielen niedern Geschöpfen um die Mundöffnung sich entwickeln, muß zuerst hervorgehoben werden. Sie tritt dadurch mit in die Reihe jener tausendfältigen ausstrahlenden Glieder, oder gliederähnlichen Bildungen, welche allemal da stärker sich zu zeigen pflegen, wo die respiratorische Seite des Organismus vorzüglich hervorgehoben ist, also überhaupt in der gereiften Lebensperiode, dann aber besonders im männlichen Geschlecht, und in diesem abermals mehr bei der muskelstarken und atmungskräftigen Persönlichkeit, sowie bei den Volksstämmen, welche diesen Charakter tragen, also namentlich bei den Tagvölkern. — Was nun die Färbung, allmähliche Farbenänderung, Dichtigkeit und Derbheit des Barthaares betrifft,

so ist das, was in dieser Beziehung über das Kopfhaar gesagt wurde, auch hier anwendbar; nur liegt dann noch eine eigene Symbolik darin, ob Haupthaar und Barthaar sich entsprechen oder nicht. Es wird nämlich allemal einen Begriff eigener gestörter Harmonie im Menschen ausdrücken, wenn das letztere der Fall ist. Schon die alten Maler geben dem Judas gewöhnlich bei schwarzem Haar einen roten Bart, während es niemand einfallen wird, ähnliches bei einer Christusgestalt anzubringen. Daß ferner eine besondere Wucherung in diesen äußern Gebilden nicht ein Zeichen eines höhern und geistigen Hirnlebens, sondern vielmehr vom Gegenteile sein werde, läßt sich wohl ohne weiteres einsehen, und ein dunkles Gefühl davon, sowie denn doch zugleich auch von einer gewissen größern Tierähnlichkeit, welche in der stärkern Behaarung eines so großen Teiles vom Antlitz liegt, hat dem größern Teil gebildeter Tagvölker unfehlbar die Gewohnheit des Rasierens aufgedrungen, eine Gewohnheit, die schon in so frühen Zeiten sich geäußert hat und so weit über kultivierte Länder sich verbreitet, wobei es indes doch gewöhnlich üblich blieb, einen oder den andern Teil des Bartes, entweder am Kinn oder an der Oberlippe, oder an der Seite der Wangen stehen zu lassen, gleichsam als einen Beweis, daß dies Zeichen männlicher Energie nicht ganz fehle. Eine tiefsinnige Symbolik der Natur liegt hierbei übrigens noch darin, daß dem Kastraten ebensowenig ein Barthaar kommt als der Frau, und daß in der letztern, wenn irgend ein leichter Bartwuchs (namentlich auf der Oberlippe) ihrem Gesicht entsprießt, es stets eine entweder etwas mehr männliche, oder doch überhaupt sehr energische Natur andeutet, wie denn in letzterer Beziehung oft bei spanischen oder italienischen Frauen dieser dunkle Anflug oberhalb des Mundes ebenso beiträgt, einen eigentümlich interessanten Ausdruck zu geben, als er bei andern mannweiblich trockenen Naturen das widerwärtige hexenartige Bild vollenden kann. — Merkwürdig endlich, welche Symbolik dann noch in den verschiedenen künstlich gegebenen Formen des männlichen Bartes liegen kann, und zwar namentlich dadurch, daß gewisse Tierähnlichkeiten in ihm nachgebildet werden, ein Bestreben, das freilich immer als ein sehr geringer Zug im Bilde des Menschen

erscheint, und von Goethe schon in einem seiner Briefe an Frau v. Stein sehr treffend in folgenden guten Worten, obwohl in sehr mangelhaftem Französisch, geschildert ist*): „Ils (nämlich die vorgestellten wilden Amerikaner) me faisoient plustot voir les efforts de l'espece humaine pour rentrer dans la classe des animaux. Ils n'ont aucune idée qui les eleve au dessus d'eux memes; après avoir satisfait aux besoins les plus pressants ils regardent autour d'eux, ils appercoivent les oiseaux bien peints, les quadrupedes à belles fourrures, ils se voient nuds et leur peau unie ne fait que les enuyer. Les voila donc à imiter cette varieté dont la nature scut habiller ses enfans." – Dies Bestreben also, was schon in der Anordnung des Haupthaares allerhand kuriose Moden aufgebracht hat, ist bei dem Tragen des Bartes sehr unverkennbar. So ahmen z. B. die abstehenden Schnauzbärte alter Krieger entschieden die großen Tasthaare um die Schnauzen der Löwen und Tiger nach, so erinnern die Kinnbärte alter Stutzer oft auffallend an ähnlichen Haarwuchs des Kapuzineraffen und Pavians usw., kurz! auch in dieser Verzierung der Oberfläche des menschlichen Hauptes ist nichts, was ohne verschiedene Bedeutung bliebe für das Allerinnerste der Individualität. Eble**) führt noch, namentlich über die Physiognomik des sehr starken Bartes für große Körperstärke, mannigfaltige interessante Beispiele auf, so den durch seine kuriosen Zweikämpfe berühmten schlesischen Riesen Rauber, welcher einen Bart von 7 Fuß Länge hatte, der im Gehen wie ein paar Fahnen nachflog, und einen Hans Adam Baron v. Oxenstierna, dessen Bart 6 Fuß 2 Zoll maß, und der sich auch durch große Körperstärke auszeichnete, und andere.

Nachdem wir somit sämtliche Gebilde des eigentlichen Antlitzes ihrer physiognomischen Bedeutung nach durchgegangen haben, bleibt noch das wichtige

*) Er war 1784 mit dem Herzoge am Hofe zu Braunschweig, und sah dort bei einem Feste treu nachgeahmte wilde Amerikaner mit ihrem bunten Federschmuck, Tätowierungen und Tierfellen. Dem damaligen Gebrauch des Französisch an allen deutschen Höfen genügend, schrieb er französisch.

**) In dem oben erwähnten Buche über das Haar, Bd. 2, S. 202.

Sinnesorgan des äußern Ohrs zu näherer Erwägung übrig. Das Ohr ist aber der Sinn des Tiefinnerlichen, der Sinn des Geheimnisses, der Sinn, welcher die Welt in den Menschen hineinzutragen bestimmt ist, und deshalb ist es wenig ausgebend, mitteilend, viel weniger also auch darstellend und aussprechend als das Auge; selbst die Bewegung, deren es noch in so vielen Tieren fähig ist, so daß dort in seinem Heben und Spitzen, oder Senken und Vorwenden der Gemütszustand und die geistige Aufmerksamkeit oder Nichtaufmerksamkeit des Geschöpfs sich verrät, sie ist mit der vollen Höhe und Feinheit der Ausbildung des Sinnes im Menschen fast durchaus aufgegeben. Nach allem diesem ist keineswegs vom Ohr jene sprechende und in vieler Beziehung stets sich ändernde Symbolik zu erwarten, welche im Auge liegt, dafür aber wird es nicht fehlen, daß auch dem äußern Ohr in seiner bleibenden Form eine stumme Sprache einwohnt, welche doch für gewisse geistige Grundeigenschaften um so mehr bedeutend sein muß, je mehr das innere Ohr überhaupt das wichtigste und vielsagendste Organ der psychischen Entfaltung genannt werden darf. Vergleicht man die Formen des äußern Ohrs in der Tierreihe mit der des menschlichen, so gewahrt man abermals, wie in so viel andern Beziehungen, das letztere in einem durchaus mittlern Größenverhältnis, dergestalt, daß nun jede sowohl bedeutende Vergrößerung als Verkleinerung, die man in einzelnen Individuen wahrnimmt, sofort als vermehrte Tierähnlichkeit hervortritt. Man muß ferner, um zu einem bestimmten Urteil zu gelangen, sich fragen, welche Eigenschaften charakterisieren Tiere mit sehr großen, und welche die mit sehr kleinen Ohren?

Was die erstern betrifft, so tragen sie in der Regel den Ausdruck von Furcht an sich, werden leichter die Beute der stärkern und entbehren somit wesentlich die erste Bedingung geistiger Entwickelung, Kraft und Selbständigkeit. — Dabei ist es nicht gleichgültig, welche Gegend, ob die obere oder untere des Ohrs es ist, durch welche das Ohr groß erscheint. — Im allgemeinen tritt die oben erwähnte ungünstige Bedeutung mehr hervor, wenn das Ohr in seinem obern Teile, der sogenannten Ohrmuschel, sich vergrößert (sowie beim Hasen,

Kaninchen, Esel, der geöhrten Fledermaus usw.), als wenn es in seinem untern Teile, dem Ohrläppchen, anwächst (so beim Elefanten). Kleinere Ohren, bis zum völligen Mangel des äußern Ohrs, finden sich dagegen mehr bei den mit größerer Energie ausgerüsteten, so bei den reißenden Tieren (vom Maulwurf an bis zum Bären und Löwen) und bei den enorm großen Wasser-Säugetieren, wo sie allmählich ganz verschwinden.*) Beurteilen wir nach diesen wichtigen Tatsachen die Größe oder Kleinheit des Ohrs beim Menschen im allgemeinen, so kann es nicht fehlen, daß, womit auch schon die Aussprüche der alten Physiognomen übereinstimmen, eine gewisse Kleinheit des Ohrs ebenso entschiedenes Zeichen größerer geistiger Energie sei, als im Gegenteil das zu große Ohr einer geringen, ja selbst bei zugleich ungünstiger Kopfform, einer entschiedenen Fatuität. Ganz kleine Ohren (sie kommen im höhern Grade gewöhnlich nur im weiblichen Geschlecht vor) werden dagegen immer den Ausdruck einer gewissen Verkümmerung geben, und ebenso wenig als die zu großen, Zeugnis ablegen für höhere und edlere Entwickelungsfähigkeit des Geistes. Der rechte Maßstab für Länge des Ohrs ist jedenfalls die Länge der regelmäßig gebildeten Nase.

Von merkwürdiger Bedeutung ist übrigens die Zeichnung der innern Windung und des äußern Umfangs der Ohrmuschel, um so mehr, da man deren eigentümlich gewundene Bildung nicht betrachten kann, ohne darin eine Art von symbolischer Wiederholung des tiefverborgensten und geheimnisvollsten Organs des Gehörs, d. h. der Schnecke, zu finden, eines Organs**), dessen besondere Formen zuverlässig von der höchsten Bedeutung sind für alle individuelle Auffassung der Welt des Klanges und der Töne, d. h. für eins der wichtigsten Mittel aller geistigen Entwickelung. – Es ist auch merkwürdig, wie gerade in

*) Daß die Wassergeschöpfe sich nicht durch Gehör orientieren, kommt wie in ihrer Stummheit, so auch am häufigen Fehlen der Ohrmuschel bei den Seesäugetieren zum Ausdruck. – Das Gehör ist das erste Sinneswerkzeug, das sich beim Embryo bildet, und das letzte, das den Dienst versagt; Sterbende hören noch, auch wenn sie sich nicht mehr regen. Lg.

**) Daß die Schnecke das höchste unter den innern Hörorganen ist, beweist sie dadurch, daß sie zuerst in der höchsten Tierklasse, der der Säugetiere, auftritt.

dieser Beziehung selbst das menschenähnlichste Ohr der Tierwelt, das der Affen (Fig. 106), von einem reingebildeten menschlichen Ohr (Fig. 111) abweicht, und welche mannigfaltige Formen sodann zwischen diesen Extremen liegen können, von denen ich hier nur einige der absonderlichsten abbilde. — Im allgemeinen hat die bisherige Physiognomik die Verschiedenheit der Ohren keines-

Fig. 106

Fig. 107

Fig. 108

Fig. 109

Fig. 110

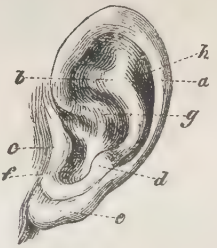


Fig. 111

wegs sattsam aufgefaßt, und selbst Porta, in welchem sonst vieles der Art aus den Alten zusammengetragen gefunden wird, ist in dieser Beziehung sehr dürftig; indes wird doch auch schon bei ihm auf die, wie von einem geschickten Bildhauer tief ausgearbeiteten Ohren (Fig. 111) (exsculptae aures) besonderer Wert gelegt und bemerkt, daß Menschen mit solchen Ohren der Lehre und Erkenntnis besonders zugänglich seien, während ein nicht ausgearbeitetes, d. h. in seinen Windungen weniger bestimmtes und mehr rundes Ohr (Fig. 107) den rohen und schwer zu belehrenden Menschen anzeige. Auf dem Gefühle von dieser Wahrheit mag denn mit beruhen, was Winckelmann in seiner Kunstgeschichte bereits anführt, nämlich, daß in antiken Bildwerken die Ohren meist

mit besonderer Sorgfalt ausgebildet seien, dergestalt, daß allerdings die Beachtung einer solchen bessern Durchbildung dazu dienen könne, das antike Kunstwerk der guten Zeit richtiger zu erkennen. – In Wahrheit erkennt man eine große Mannigfaltigkeit in dem Verhältnis der besondern innern Windungen des Ohrs, wenn man viele Köpfe vergleicht, und ich kannte einen Schullehrer, welcher ohne Kenntnis wissenschaftlicher Grundsätze, bloß aus Erfahrung, die Fähigkeiten seiner einzelnen Schüler namentlich nach dem verschiedenen Bau der Ohren beurteilte und selten fehl griff. Um übrigens bei diesem Gebilde recht aufmerksam zu werden und Vergleichungen richtig anstellen zu können, muß man zuerst die einzelnen Erhöhungen und Vertiefungen der Ohrmuschel gehörig unterscheiden. Jedes anatomische Handbuch gibt darüber Belehrung, doch will ich hier an Fig. 111 gleich die wichtigsten Teile bezeichnen, um deren genauere Kenntnis zu erleichtern. a heißt also helix (Ohrkrempe), b ist der anthelix (Gegenkrempe des Ohrs), c die vordere Ohrklappe (tragus), d die hintere (antitragus), e das Ohrläppchen (auricula infima), f bezeichnet dann den Ausschnitt (incisura auris), welcher durch die Muschel g (concha) in den innern Gehörgang führt, und endlich die Vertiefung h heißt die Kahngrube (scapha). – In allen diesen Teilen nun finden vielerlei Varietäten statt, indes sei hier darüber nur im allgemeinen bemerkt, daß eben die normale Ausbildung aller das darstellt, was oben das wohlausgebildete Ohr genannt wurde, und welches gutes Zeugnis ablegt für die geistige Begabung. – Der Abweichungen natürlich sind unzählige: so wird z. B. die Ausglättung des helix am obern Rande (wie Fig. 109 bei *) eine entschiedene Tierähnlichkeit darstellen. Die Alten bildeten so das Ohr des Faun, und etwas faunisches im Charakter wird sich bei Menschen mit solchen Ohren oft entdecken lassen. So wird auch der plumpe rohe Ausschnitt des Ohrs (Fig. 109 **) den im musikalischen Sinne unbildsamen Geist bezeichnen, während größere in der Windung breit ausgebildete Ohren mit weitem Ausschnitt oft bei Menschen mit bedeutendem plastischen Talent (s. Fig. 113) vorkommen usw. – Um eine Abbildung nach dem Leben noch beizufügen, gebe ich hier nach den Totenmasken

das Ohr Mendelsſohns (Fig. 112) und das Ohr des alten Bildhauers Direktor Schadow in Berlin (Fig. 113), welche beide zu dem eben Geſagten gute Belege darbieten. – Übrigens wird man auch nie eine gewiſſe Übereinſtimmung zwiſchen Ohrform und Kopfform verkennen können, nur bei edel und rein geformtem Schädel wird die feine und reine Eiform des Ohrs (wie bei Fig. 111) vorkommen, lange ſchmale Ohren (Fig. 108) werden meiſt bei hochgebauten, breite und kurze (Fig. 110) mehr bei runden und breiten Schädeln gefunden werden, und die affenartig geſpitzten Ohren (Fig. 109) werden ſtets zu eckigen

Fig. 112

Fig. 113

Schädeln mit zugeſpitztem Hinterhaupte gehören, ſo daß denn natürlich dieſelbe ſymboliſche Deutung, welcher nach frühern Angaben jene Kopfformen unterliegen, ebenſo dieſen Ohrformen zukommen muß. – Selbſt die Stellung der Ohren, ob ſie mehr flach am Kopfe anliegen, oder flügelförmig davon abſtehen, iſt phyſiognomiſch bedeutend.*) Das Letztere iſt dem ſchärfern Hören allemal günſtiger, und findet ſich alſo mehr bei Menſchen, wo der Gehörſinn überhaupt vorherrſcht, alſo bei Muſikaliſchen, Verheimlichenden, Gedächtnisſtarken, aber auch Furchtſamen. Wird das Abſtehen zu ſtark, ſo wird es tieriſch, und kommt dann auch bei Idioten vor, ja es mag überhaupt bei dieſer Gelegenheit bemerkt werden, daß in mehreren Fällen pathologiſche Veränderungen der Ohren ſelbſt

*) Als Beiſpiel ſei genannt: 1. das Ohr der ägyptiſchen Göttin Nath, ein weit abſtehendes, ſpitz zulaufendes Katzenohr. 2. Das Henkelohr Buddhas, rundartig und feſt anliegend. Wer fühlte nicht im erſten Ohr das Spähen und Wachen nach außen; im zweiten das volle Inſichabgeſchloſſenſein und Verſinken gegen die Welt? Lg.

als Symptom oder wenigstens öftere Begleiter von Geisteskrankheiten beobachtet worden sind. So hat F. G. Saxe*) eine Blutgeschwulst (Othaematoma) beschrieben und abgebildet, welche vielfältig, und zwar häufiger bei Männern als bei Frauen, neben Wahnsinn oder Melancholie beobachtet worden ist und etwa in der Größe einer halben Pflaume mit bläulicher Färbung erscheint und den größten Teil der Kahngrube oder Ohrmuschel einzunehmen pflegt. – Was endlich das anliegende Ohr betrifft, so ist es weniger dem Hören geeignet, und kommt daher mehr bei Menschen mit vorwaltenden Augensinnen vor, bei Leichtsinnigen, Schmalköpfigen, Mutigen, oft aber auch Gedankenlosen. – Kurz, wer sich gewöhnt, auf alle Verhältnisse des äußern Ohrs gehörig zu achten, der wird es in vieler Hinsicht als sehr charakteristisch für den ganzen Menschen erkennen.

– – – – – –

Also hätten wir nun diejenige weite und breite Region der Symbolik in ihrem ganzen Umkreise überblickt, welche nur allein dem hohen Gebilde des menschlichen Hauptes gewidmet sein muß, und wir nehmen schon hier eine solche Bedeutsamkeit und eine Mannigfaltigkeit der Zeichen wahr, daß, wer nur diese sich einprägen und in der Natur aufsuchen und recht beachten lernen will, daran ausnehmend viel über innere Verhältnisse des geistigen Menschen zu entziffern und zu erkennen vermag.

Auf zweierlei will ich indes nun noch besonders aufmerksam machen, und hiervon betrifft das eine die Wechselbeziehungen, welche zwischen den verschiedenen Teilen und Gliedern des Hauptes stattfinden, und das andere die wichtige und im eigentlichen Sinne sprechende Symbolik, welche nun, außer der festen bleibenden Bildung dieser Organisation, in ihren Lebensbewegungen gegeben sein kann. Was die Wechselbeziehung einzelner Momente der bleibenden Form betrifft, so verstehe ich darunter namentlich das Ziehen eines Gesamtresultates aus der bald günstiger, bald ungünstiger sich gestaltenden Bedeutung alles einzelnen am Haupte. Unendlich verschiedene

*) Dissertat. de Othaematomate s. thrombo auriculari vesanorum (Leipzig 1853).

Verhältnisse nämlich sind hier denkbar, eine Unendlichkeit, in welcher ja das Wunder allein begründet ist, daß von so vielen Millionen lebender und gelebt habender Menschen noch nie es vorgekommen ist, und infolge höherer Gesetze nie vorkommen kann, daß zwei Menschen vollkommen dieselbe Bildung des Hauptes erhalten hätten; aber es wird natürlich nun auch durch eben diese Mannigfaltigkeit bedingt, daß nicht jedesmal alle die einzelnen Zeichen gerade in derselben Richtung ihre Bedeutsamkeit dartun werden. So kann es z. B. leicht vorkommen, daß einem sehr gut gebildeten Schädel ein nicht ganz so günstig gebildetes Antlitz zugegeben ist, oder umgekehrt; so werden die einzelnen Schädelwirbel selten ein ganz harmonisches Verhältnis ihrer Entwickelung zeigen, am häufigsten wird der eine zurückgeblieben sein, wenn der andere bedeutend ist, oder, wenn die räumlichen Verhältnisse, die Maße, günstig sind, wird die Modellierung der Oberfläche ihnen nicht gleichkommen, am Gesicht werden die einzelnen Sinnesorgane nicht alle in gleichem Maße entwickelt sein, sie werden vielmehr, wie überhaupt alles Leben stets auf den Wechsel von einem Mehr oder Weniger basiert ist, immer gewisse Gegensätze zeigen, usw. — Diese Verschiedenheit also ist es, welche durchaus einem gewissen Kalkul zu unterwerfen ist, wenn man das Resultat für die psychischen Verhältnisse richtig zu ziehen beabsichtigt, und man wird hierbei leicht finden, wie das wahre Gesamturteil nur dadurch erst hervortreten kann, daß man gehörig abwägt, inwiefern einzelne günstige Momente durch andere entweder noch mehr gehoben, oder in ihrer Bedeutung irgendwie neutralisiert oder paralysiert werden. Diese Abwägung und richtige Folgerung ist nun keineswegs überall leicht, sie fordert vielmehr große Umsicht, große Schärfe der Auffassung und sehr sorgfältige Scheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen! — Daß so selten vollkommen richtige Urteile über das Grundwesentliche einer Individualität nach ihrer äußern Bildung gefällt werden, liegt demnach großenteils daran, daß eben diese Vergleichungen und Abstraktionen nicht zu den leicht zu vollziehenden Geistesoperationen gehören. — Was sich hierüber in allgemein gültigen Regeln ausdrücken läßt, möchte folgendes sein:

1. Man unterscheide stets gehörig das mehr Wesentliche an der Bildung des Hauptes von dem Unwesentlichern. Natürlich wird das Allerwesentlichste stets die Gesamtform des Schädelbaues sein und bleiben. Sie ist es also, welche zuerst genau erforscht werden, und an welcher Verhältnis räumlichen Inhalts und äußerer Modellierung genau erwogen werden muß; wobei man oft genug finden wird, wie sehr das Bedeutungsvolle eines solchen Baues steige, wenn selbst bei relativ kleinerm Schädel die Modellierung schön und ausdrucksvoll ist, gegen Schädel, deren Bedeutung herabgezogen wird durch eine vernachlässigte und rohe Ausbildung ihrer Oberfläche, selbst bei beträchtlichem Umfange. Freilich darf dies auch wieder nicht zu weit gehen, da wir angemerkt haben, daß Überschreitung gewisser Grenzen des räumlichen Verhältnisses durchaus nicht mit irgend höherer geistiger Entwickelung bestehen könne. — Ebenso ist beim Antlitz die obere Hälfte bedeutungsvoller für geistige Eigentümlichkeit und, obwohl in geringerm Maße, auch für das Temperament, während für dieses, namentlich aber für die leibliche Konstitution, die untere Hälfte die bedeutungsvollste genannt werden muß, überall aber besonders auf daß Maßverhältnis der Antlitzgegend überhaupt, ob sie wirklich (ohne Unterkiefer) den halben Modul erreiche, genau zu achten bleibt.

2. Man berücksichtige genau, bei Beurteilung von Schädel- und Antlitzbau, die individuellen Verhältnisse: Alter, Geschlecht, Volksstamm und persönliche Eigentümlichkeit im allgemeinen. Natürlich muß nämlich ein und dasselbe räumliche Verhältnis des Schädels, eine und dieselbe Gesichtsbildung, ein und dasselbe Haar eine andere Bedeutung haben, wenn wir sie bei einem jungen oder alten Individuum, einem weiblichen oder männlichen, einem Nord- oder Südländer beobachten; und alles dies verdient sonach eine sorgfältige Erwägung.

3. Man lasse im Urteil sich nicht irren durch einzelne nur zeitweise vorhandene krankhafte Zustände. Daß ein von Hirnwassersucht aufgetriebener Schädel nicht mit einem natürlich großen gesunden Kopfbau verwechselt werden könne, dazu führt leicht teils die Erkenntnis der hier selbst dem Laien wohl bemerklich

werdenden pathologischen Zeichen, teils die so sehr andere Modellierung der Schädelform, teils auch das ungewöhnliche Verhältnis zwischen Schädel und Antlitz überhaupt. Desgleichen wird wenig Umsicht dazu gehören, einzelne Knochenauftreibungen der Schädelwölbung von natürlichen und gesunden Schwellungen zu unterscheiden, oder eine krankhafte und deshalb gewöhnlich unsymmetrische Geschwulst oder sonstige Verbildung und Verstärkung am Antlitz nicht mit gesunder bleibender Bildung zu verwechseln. Freilich gibt es auch feinere dergleichen Nüanzierungen in der äußern Erscheinung des Menschen, die nicht so leicht ihrem besondern Werte oder Unwerte nach beurteilt werden können, und am besten stets nur vom Arzte zu bemerken und zu würdigen sind, so daß man allerdings in dieser Hinsicht behaupten dürfte, der beste Physiognom oder Symboliker werde doch zuletzt nur der wahrhaft befähigte Arzt bleiben. — Jedenfalls hat man, nebst Berücksichtigung aller hier erwähnten Momente, endlich auch das Größen- und Bildungsverhältnis zwischen Kopf und Stamm und Gliedern in Anschlag zu bringen, um so zuletzt aus der Symbolik des Hauptes ein gesamtes reines und richtiges Resultat zu erhalten.

Wäre aber vielleicht hiermit der Beachtung der Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Kopfgegenden Genüge geschehen, so haben wir nun doch auch noch einen Augenblick bei den Lebensbewegungen des Hauptes und deren Symbolik zu verweilen; denn obwohl es nicht die Absicht dieses Buches sein kann, das ganze umfangreiche Gebiet der Mimik, oder der Lehre von der symbolischen Sprache gesamter Körperbewegungen, hier durchzugehen, so muß doch soviel davon angedeutet werden, als ausreicht darzutun, daß auch für das Symbolische, welches in allen diesen räumlichen periodischen Umstellungen unserer Gebilde liegt, der wahre Schlüssel nur in dem Verständnis der örtlichen bleibenden Bildung gegeben sein kann.

Am Haupte also unterscheiden wir zunächst die allgemeinen, oder die Bewegungen des Ganzen, und die besondern, oder die Bewegungen der einzelnen Teile, d. h. der Teile des Antlitzes; denn

im Schädel, in ihm, der das tiefe Geheimnis des innersten Seelenlebens verbirgt, soll jede Bewegung ausgeschlossen sein, mit Ausnahme jenes regelmäßigen mysteriösen stillen Wogens, welches in seinem Innern die Hirnmasse von den Pulsschlägen und Atmungsströmungen der Blutmasse regelmäßig erfährt. – Schon die ersten allgemeinen Bewegungen des Hauptes aber treten mit einer merkwürdigen Bedeutsamkeit hervor, und seit den ältesten Zeiten und in allen Völkern hat man erkannt, wie sehr anders die Bedeutung sei von Heben oder Senken des Hauptes, gegen die der Seitenbewegung desselben. – Bei dem Vorwärtsneigen nämlich ist es das Vorderhaupt, das Symbol der Intelligenz, welches sich senkt oder herabläßt, – und notwendig wird dadurch Anerkennung einer von außen entgegengebrachten Wahrheit, Bejahung, ferner Unterwerfung unter fremde Einsicht, auch Herablassen zu fremder Fassungskraft oder Erkenntnis, endlich aber auch Abspannung, Aufgeben der bewußten Geistesregung, kurz Übergang zum Schlaf, entschieden ausgesprochen. – Zugleich liegt darin, daß hierbei die Gemütsregion, d. h. die Scheitelgegend, sich vorwärts neigt, ein entschiedenes Symbol innigerer Teilnahme, und nicht ohne tiefen Sinn haben romanische und germanische Sprache: Inclinatio, Neigung, diejenige Regung des Gemüts selbst genannt, welche eben durch diese obgedachte veränderte Stellung des Hauptes am sprechendsten kundgegeben wird. – Gerade das Entgegengesetzte muß demnach nun die entgegenstehende Bewegung, das Erheben des Vorderhauptes, bezeichnen. Jede solche Aufrichtung nämlich erhöht insbesondere die Region der Intelligenz allem Äußern gegenüber, und unwillkürlich wird dadurch ausgedrückt, jetzt halte sich unsere Intelligenz denn wirklich für mächtig erhaben über alles ihr Entgegentretende, sie halte es unter sich, und entziehe ihm zugleich durch Ab- und Rückwärtswenden der Gemütsregion jede Teilnahme des Gefühls. – Fanden wir doch aus gleichem Grunde schon früher, daß das Aufheben der Augenbrauen, das Aufziehen der Oberlippe und selbst das bleibende Gehobensein der Nase, entschiedene Mißachtung des Äußern bedeute. – Bedenkt man alles dies näher, so wird man

alsbald sich überzeugen, daß eine wahrhaft mittlere Stimmung der Seele, gleich entfernt von Neigung und Abneigung, Herablassung und Verachtung, wesentlich nur durch die ruhige horizontale Haltung des Kopfes äußerlich sich abbilden könne, und es muß ferner dann auch begriffen werden, daß, welche von diesen drei besondern Seelenstimmungen und Geistesrichtungen im Leben eines Menschen nun die durchaus vorherrschende ist, nie verfehlen werde, einen solchen besondern Charakter auch durch die eine oder andere vorherrschende Haltung des Hauptes mit Bestimmtheit auszusprechen, dergestalt, daß es daher längst in die unbewußt verstandene Symbolik der Völker übergegangen ist, daß der Stolze oder Eitle an dem rückwärts aufgeworfenen Haupte, der Milde, Nachgebende, Herablassende oder Unterwürfige an dem stark vorwärts geneigten, der Ruhige, in sich still Beharrende an der einfach, aber festen und wagerecht geraden Haltung des Kopfes erkannt werde. — Eine vierte Art der Bewegung muß indes den erwähnten hier sogleich noch hinzugerechnet werden, und dies ist das starke Rückwärtsüberwerfen des Kopfes, als welches allemal entschieden auf das Vorherrschen der durch die Region des Hinterhauptes symbolisch bezeichneten wollenden und begehrenden Richtung der Seele hinweist. Jede übermäßig heftige Aufregung der Tatkraft und des Willens, jedes heftige Begehren und Sehnen, und insbesondere (wegen der steten Beziehung der Sexualität auf das kleine Gehirn) jedes höchste Gefühl geschlechtlicher Erregung und geschlechtlichen Sehnens, macht das Hinterhaupt zum vorherrschenden Pol der Kopfbewegung, zieht gleichsam den gesamten Kopfbau gegen die Occipitalregion hinab, und so wird denn bereits auf alten Kunstwerken die thyrsusschwingende Bacchantin gleich dem Fackelträger in den Eleusinischen Mysterien, mehr noch an dem in seliger Trunkenheit zurückgeworfenen Haupte als an sonstigen Attributen erkannt.

Merkwürdig verschieden endlich ist die Bedeutung aller Seitenbewegungen des Kopfes, Bewegungen, an welchen die seitliche Beugung und Seitendrehung auch in ihrer Symbolik zu unterscheiden ist. Die erstere, gleichsam das Fallenlassen des Kopfes auf eine Seite,

gibt überall den Ausdruck von Erschöpfung oder geistiger Abgespanntheit, die andere, das Abwenden des Antlitzes von dem gerade vor uns befindlichen Gegenstande, gewährt den Ausdruck eines gewissen Abgestoßenwerdens von dem Gegenüberstehenden, darum also auch einer Entsagung, Versagung oder Verneinung. Der letztere Ausdruck wird übrigens verstärkt durch das Wiederholen der Bewegung im sogenannten Kopfschütteln, ebenso wie es kaum einen stärkern Ausdruck von Mißachtung gibt, als die aus der Verbindung von Abwendung des Kopfes mit Erhebung des Vorderhauptes entstehende Bewegung, beim sogenannten Ansehen über die Achsel. — Von diesen letztern Bewegungen, so sehr sie ihre Bedeutung aus der bleibenden Symbolik der Organisation entlehnen, geht übrigens am wenigsten über in die gewöhnliche Haltung, und sie sind deshalb auch hier am flüchtigsten zu erwähnen; ja ich füge nun überhaupt für alle Gesamtbewegung des Kopfes nur noch die Bemerkung bei, daß, indem eben jene Anforderung an innere tiefe Ruhe, welche das in sich gekehrte Dasein des Gehirns mit sich bringt, im allgemeinen eigentlich nur mäßige und gehaltene Bewegungen des Kopfes gestatten kann, jede heftige Bewegung eines so edlen Gebildes entweder nur im gewaltsamsten Sturm der Leidenschaft sich rechtfertigt, oder, wenn sie außerdem vorkommt, allemal auf eine niedere geistige Stellung des Individuums deuten wird.

Jetzt denn nur noch eine kurze Erwähnung der wichtigsten und bedeutungsvollsten örtlichen Bewegungen am Kopfe. Wir finden sie wesentlich nur noch in den äußern Weichgebilden, mit Ausnahme der knöchernen Gliederbildung des vorzüglich zum Zweck der Nahrungsaufnahme beweglichen und bewegten Unterkiefers. — Das Auge, in ganz geringem Maße die Nase, am meisten aber der Mund, und nächstdem die Hautbildungen des gesamten Antlitzes, sie sind es, deren Bewegungen namentlich eine tiefe Symbolik enthalten. — In bezug auf Auge und Augenbraune sind früher schon die wichtigsten für Gemütszustände bedeutungsvollsten Bewegungen aufgeführt worden, doch diejenige Symbolik sei nun hier noch besonders hervorgehoben, welche durch das

Schließen der Augenlider jene periodische Rückkehr der menschlichen Seele zu ihrem ursprünglich unbewußten Zustande wesentlich andeutet, die wir mit dem Namen des Schlafes belegen. Bedürfte es noch eines schlagenden Beweises für die Bedeutung der Mittelregion des Gehirns, als der des ursprünglich unbewußten Seelenlebens, so ist er gewiß dadurch gegeben, daß der große, aus dieser Region hervortretende Sinnesnerv zu einem Sinnesorgane sich entfaltet, dessen Lider durch ihr unwillkürliches Zusammengehen und Sichschließen, vor allem andern die Neigung zum Übergange in dieses Unbewußtsein und den Schlaf selbst (das Gleichnis des bleibenden Zustandes des Embryo) symbolisch aussprechen. — Natürlich wird nun, ebenso wie das, was wir den Blick nannten, stets symbolisch sein muß für Stimmung und höhere Lebendigkeit des bewußten Seelenlebens, auch jedes unwillkürliche Schließen der Augenlider ebenso symbolisch für das Herannahen des Zustandes unbewußten Seelenlebens, namentlich für das Einschlafen; eine Wahrnehmung, die freilich alle Welt immerfort zu machen gewohnt ist, die aber an sich allerdings erst höhere Bedeutung gewinnt, wenn wir sie in allen ihren geheimnisvollen und tiefen Beziehungen verfolgen, so daß dann hier wieder, wie auch sonst so oft, gerade das als das Wunderbare und Tiefbedeutsame erscheint, was der Oberflächliche für das ganz Gemeine und Alltägliche erklärt.

Das Merkwürdige und Tiefinnerliche ferner, das dem Geruchssinne zukommt für menschliches Seelenleben, macht sich abermals bemerklich in dem Verschwinden fast aller willkürlichen Bewegungen in dem äußern Geruchsorgan, in der Nase. Wenn man erwägt, wie oft unter den Tieren noch dasselbe Organ als äußeres Bewegungswerkzeug, ja zuweilen als starkes Ergreifungsorgan (so im Rüssel des Elephanten) hervortritt, so muß es wohl sehr zum Nachdenken anregen, daß im Menschen es fast ganz bewegungslos bleibt, nur durch seine verschiedene ursprüngliche Bildung so viel von geistiger Symbolik enthaltend. — Nur zwei Bewegungen kommen hier noch vor, welche als symbolisch für das Innere des Menschen aufgeführt werden können, einmal das Aufschwellen der Nasenlöcher, welches als Symbol höchsten

Affekts und stärkster Kraftentwickelung so charakteristisch ist, daß es Shakespeare schon als Schlachtruf braucht:

„— — schwellt die Nüstern,
den Atem hemmt, spannt alle Lebensgeister
zur höchsten Höh'!"

und das Rümpfen der Nase, welches unmittelbar die Bedeutung des Abwendens vom Gegenstande einer widrigen Geruchsempfindung hat, mittelbar aber dann die symbolische Bedeutung innern widerwilligen Mißachtens erhält, eines Ausdrucks, den edle Naturen indes, als vom Erkennen doch irgendeiner Göttlichkeit alles und jedes Wirklichen durchdrungen, in der Regel sich nicht in höherem Grade zuzulassen pflegen, und der deshalb an sich wieder in diesem Sinne symbolisch für die Eigentümlichkeit geringerer Seelen werden muß.

Am expressivsten endlich für Seelenzustände bleiben freilich immer die Bewegungen des Mundes, namentlich inwiefern gerade sie es sind, durch welche zugleich das allerwichtigste Bildungsmittel des Geistes, die Sprache, erst möglich wird. Über den symbolischen Ausdruck jener verschiedenen Regungen, Hebungen und Senkungen, welche bloß mimischer Bedeutung sind, ist denn das ganz Allgemeingültige schon oben mitgeteilt worden, allein ich kann nun hier nicht umhin, auch noch auf das ungeheuere Gebiet solcher Bewegungen der Mundteile mindestens hinzudeuten, durch welche alle die unendliche Variation der Sprache und des Gesanges hervorgebracht wird. Allerdings ist der Mund hier bloß das Organ, welches den Stoff dieser Ertönungen, d. h. die aus den Atemorganen hervorströmende und nach Höhe oder Tiefe des Tons bereits im Kehlkopfe gestimmte Luft moduliert und zum Worte, ja überhaupt zur Sprache bildet, indes gerade diese letztere ist eben das besonders Begeistigte, Geist-Bildende, Geist-Anregende, und eben von hier aus bekommen der Mund und die innern Gebilde des Mundes ihre größte Bedeutung, eine Bedeutung, welche man am besten ausdrückt, indem man sagt, sie sei zwiefach symbolisch, denn einmal sind diese Gebilde Symbole durch eigene Gestalt, sodann aber bringen sie unendliche Symbole hervor in der Rede.

Denn was ist das Wort anders, als ein halb willkürlich, halb nach einer gewissen Naturnotwendigkeit gesetztes Symbol, oder, wie ich es anderwärts auch ausgedrückt habe, *Äquivalent* eines Objekts, ja zuhöchst selbst einer Idee. -- Durch das Wort und durch die Zahl, die selbst wieder erst durch ein Wort ausgedrückt wird, ist es ja allein, daß der Geist in sich allmählig eine Welt erbaut, welche der äußern immer nur bald mehr, bald weniger ähnlich, nie aber vollkommen gleich ist, in welcher er jedoch fortwährend selbstschöpferisch sich betätigt. – Diese merkwürdige Betrachtung, indem sie dazu führt, einzusehen, wie ganze Völker wieder, als größere Individuen, ihre eigenen, andern Völkern zunächst geradezu unverständlichen Sprachen schaffen mußten, läßt nun auch verstehen, wie jeder Mensch doch auch wieder gewissermaßen *seine eigene Sprache* in sich finden und haben müsse, ein Sprache, die zwar zumeist durch ihre eigentümlichen Denkformen und Wortfolgen ihre Besonderheit beweisen wird, die aber zugleich auch durch ihren besonderen Tonfall, Ausdruck, Klang und Gesamtcharakter eine Art *luftiges Abbild*, d. h. *eben Symbol*, *des gesamten Menschen* notwendig darstellen muß.

Von hier aus nun wird es erklärlich, daß, fast mit gleicher Deutlichkeit und Wahrheit, als der Gesamtbau und insbesondere der Kopfbau die Wesenheit eines Menschen charakterisiert, auch die *Art des Sprechens* (worunter ich sowohl Wortsetzung als die besondere Aussprache und Redeweise verstanden wissen möchte) sein eigentümliches Sein bestimmt, dergestalt, daß Lavater in der folgenden ganz hierher gehörigen Stelle keineswegs zu viel behauptet; er sagt nämlich: „Wenn der Mensch auch nur Ohr wäre, oder nur den Sinn des Gehörs brauchen wollte, so könnte er es schon in der Physiognomik sehr weit bringen. Wer sein Ohr zum Beobachten gewöhnt hätte, der würde vor dem Zimmer einer Gesellschaft von Personen, die ihm ganz unbekannt wären, oder die sogar in einer ihm ganz fremden Sprache sprächen, schon viele Eigenschaften der Redenden genau bestimmen können. Der Ton der Sprache, die Artikulation samt der Schnelle und Höhe oder Tiefe, alles charakterisiert gar sehr, und die Sprache oder der Ton der Verstellung, ja auch der feinsten, ist diesem ge-

übten feinen physiognomischen Ohr so ausnehmend merklich, daß sich beinahe keine Verstellung so leicht entdeckt, als die der Sprache, obwohl dieselbe sehr weit getrieben werden kann. Aber wer will diese unendlich nüancierten Tonarten mit Zeichen ausdrücken? – Wenn ich einen Menschen durchaus im geraden Tone, den der ganzen Redlichkeit, die durchaus jede Nebenabsicht, die nicht offenbar sein soll, respuiert, in diesem so unerhört seltenen Tone, sprechen höre, so hüpft das Herz in Freuden und ist in Versuchung, auszurufen: „Das ist eine Stimme Gottes und nicht eines Menschen!" – Und Schande dem, der diese allererhabenste Natursprache nicht versteht; gewiß wird er Gottes Stimme weder in der Natur, noch in der Schrift, noch in seinem Herzen verstehen."*) – Man darf wohl dieser Stelle des redlichen Lavater noch die Hinweisung auf eine abermals merkwürdige und sinnige Eigentümlichkeit unserer Sprache hinzufügen, zufolge welcher man nur einen Menschen mit derjenigen Sinnes- und Tatenweise, welche ihn jederzeit und überall so recht wie er in seinem Innern fühlt und erkennt, sich aussprechen läßt, d. h. also, welche ihn bestimmt stets sich selbst in seiner wahren echten Rede hervortreten zu lassen, vorzugsweise als einen „Redenden", gleichsam einen R e d e n d e n par excellence, oder R e d l i c h e n, zu bezeichnen pflegt. – Wäre nur die menschliche Gesellschaft nicht so seltsam zusammengefügt, daß überhaupt d i e s e s Symbol des Geistes häufiger hervortreten könnte! Allein in einer Welt, wo eigentlich niemand sein wahres Innere überall auszusprechen imstande ist, und Begegnungen, wo dieses eigentümliche Glück wirklich im ganzen Umfange des Wortes hervortreten darf (wie auch Lavater sagen mußte), immer nur zu den höchst seltenen gehören, da muß notwendig der Ausspruch Talleyrand's: „die Sprache sei dem Menschen ge-

*) Vielleicht ist folgende Wahrnehmung an dieser Stelle gut aufgehoben. Ich besaß einen Hund, Foxterrier, mit welchem ich in einem Miethause wohnte, auf dessen Treppe den ganzen Tag über Geräusch von Menschenfüßen war. Hielt ich den Hund eingesperrt in der an der Treppe liegenden Küche, so war er, auch wenn ich nicht zu Hause war, ganz ruhig; kam ich aber nach Hause, so mochte ich noch so leise schleichen, sobald ich die ersten Schritte auf der Treppe tat, begann oben das Freudegebell des Hundes; er konnte also den Klang meiner Schritte aus tausend anderen herauskennen. Lg.

geben, seine Gedanken zu verbergen", eine größere Wahrheit werden, als man ihr gemeinhin dann zuschreibt, wenn man bloß der absichtlichen und böswilligen Täuschung gedenkt.

Halten wir uns hier übrigens an den Ausdruck der Rede, welcher eben, weil er aus der ganzen Individualität des Menschen hervorgeht, stets größtenteils unwillkürlich sein muß, und eine besonders sprechende durchaus wahrhafte Physiognomik kann darin gewiß nicht verkannt werden. Auch der Vater aller neuern Symbolik des Menschen, Porta, hat deshalb der Redeweise einen eigenen Abschnitt gewidmet, welchen er sehr gut durch Sokrates' schöne und bedeutungsvolle Worte eröffnet: „Damit ich dich sehe, rede etwas!" — ein Ausdruck, welcher ganz mit dem stimmt, wodurch ich weiter oben die Rede als ein luftiges Abbild des gesamten Menschen bezeichnet habe, so daß hiermit klar wird, wie, sobald neben dem körperlichen Bilde auch dieses Abbild dem Geistesauge vernehmbar werden kann, allemal die Kenntnis der Individualität im höchsten Grade gesteigert sein muß. — Um sich nun dies alles recht deutlich zu machen, denke man zuvörderst an die großen Verschiedenheiten der Redeweise und ihres Klanges, wie dadurch einmal die verschiedenen Volksstämme und ein andermal in jedem Stamme die verschiedenen Alter und das verschiedene Geschlecht charakterisiert werden. Welch außerordentlicher Unterschied zwischen dem vollen starken Klang der Rede des wahren Mannes und dem weichen feinen Ton der echten Frau! und welche unendlichen Abstufungen durch die verschiedensten Redelaute in den einzelnen Stufen kindlichen Alters und der zarten und reifern Jugend! — während endlich im hohen Alter bei den meisten Individuen die Rede ebenso heiser und schwach wird, wie dort die gesamte Organisation zusammenzusinken pflegt. — Wer auf alle diese verschiedenen Nüancen gehörig zu achten versteht, wird daran schon einen merkwürdigen Maßstab haben für Beurteilung der Symbolik der Rede sehr vieler besondern Persönlichkeiten; denn häufiger als man glauben sollte, kommt es z. B. vor, daß bei voll ausgewachsenen männlichen Individuen bald die quäkende Stimme des unreifen Knaben bald die heisere schwache Stimme des Greises, bald auch wohl eine

wahre Weiberstimme heraustönt, und hieran ebenso bestimmt, als wenn wir von einer Frau eine harte, tiefe, männliche Stimme ausgehen hören, wird sich sehr leicht das Ungemäße der Seele, im ersten Fall die unreife oder überreife, dürftige oder weibische Wesenheit, im andern Falle der unschöne Charakter des Mannweiblichen erkennen lassen. Außerdem gibt es freilich noch unzählige Modifikationen und Modulationen der Rede; namentlich ist auch wieder darauf zu achten, daß jegliche Gemütsbewegung ebenso wie durch bestimmte Veränderung der Gesichtszüge, so auch durch veränderte Redeweise sehr deutlich sich charakterisiert, und daß, wenn nach Verschiedenheit des Temperaments und der Konstitution die eine Art der Gemütsstimmungen zur vorherrschenden und immer sich wiederholenden wird, notwendig auch die ihr eigene Art des Tonfalls in der Rede ebenso bestimmt, als die der charakteristischen Gesichtszüge, großenteils bleibend und gewöhnlich werden müsse, woraus dann abermals eine sehr sprechende Symbolik sich ergibt, da wir natürlich mit Sicherheit schließen dürfen, daß in demjenigen, dem die Redeweise eines besondern Affekts fast immerfort eigen ist, auch dieser Affekt selbst der vorherrschende sein werde. Der für gewöhnlich polternd, rauh und schreiend Sprechende wird aus diesem Grunde ebenso sicher als zornmütig und schroff im Charakter sich anzeigen, als der gedehnt, halblaut und schläfrig Sprechende das phlegmatische Temperament verrät, usw., kurz, auch in dieser Beziehung trägt ein menschliches Wesen so deutliche Zeichen seines innerst Wesentlichen an der Oberfläche, daß es nur an der Unkenntnis und Unachtsamkeit der andern liegt, wenn sie nicht mit größerer Bestimmtheit, als es gewöhnlich geschieht, sein Mysterium zu entziffern vermögen.

Ergänzungen.

In Carus „Symbolik der menschlichen Gestalt" nehmen Darlegungen über Symbolik des Gehirns und des Schädels den meisten Raum ein. Dies kommt daher, daß Carus in erster Linie Kranioskopiker war und als Naturforscher aus der Schule Goethes das Ausmessen und Betrachten der Knochen besonders wichtig nahm; er hinterließ denn auch der Stadt Dresden eine reichhaltige Schädelsammlung. Dazu kam, daß im Zeitalter Goethes die von Franz Joseph Gall begründete, von seinen Freunden Spurzheim und Combe weiter-

geführte Phrenologie die Gemüter erregte, so daß die erste Hälfte der ‚Symbolik der Gestalt' zugleich auch eine Widerlegung von Galls Lokalisationslehre sein sollte .... Für Liebhaber der Charakterforschung dürfte es von Nutzen sein, daß ich im Folgenden das Carussche Werk ergänze durch einige Bemerkungen zu den folgenden Thematas: 1. Neuere Gehirnforschung. 2. Lokalisationslehre. 3. Nase. 4. Mund. 5. Zähne. 6. Korrelation der Organe. 7. Auge. 8. Haar. 9. Haut. 10. Subjektive und objektive Sinne.

1. Zur Gehirnforschung. Gehirn und Seele.

Da es unmöglich ist, das durch die mikroskopische und experimentelle Forschung sehr bereicherte Wissen um das Hirn hier auch nur andeutend zur Darstellung zu bringen, so begnüge ich mich damit, zwei historisch einflußreiche Werke in Erinnerung zu bringen: 1. Marie Jean Pierre Flourens „Recherches experimentels sur les proprietés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés", 2 éd 1842. (Dies Werk, welches den Gall bekämpfte und die Gehirnphysiologie begründete, ist das klassische Beispiel für den verdummenden Einfluß der kartesianischen Philosophie). 2. Henry Charlton Bastian: „The brain as an organ of mind." Deutsch: Leipzig 1882. (Auch dies Werk zeigt, daß der Verfasser nie weiß, ob ‚mind': Seele oder Geist sei). Flourens und Bastian sind lange überholt, z. B. durch Paul Flechsig, Theodor Meynert und Eduard Hitzig. Aber erst die neueste Psychiatrie, z. B. die Arbeit Theodor Ziehens und Wladimir Bechterews hat philosophischen Geist in die Gehirnforschung gebracht. (Als instruktiv seien genannt die Schriften von Erich Bechert über das Verhältnis von ‚Gehirn und Seele') ... Betrachtet man die Gedanken der neueren Gehirnforschung so tritt zunächst klar zutage, daß sie allesamt nie recht wissen, ob sie die Gehirnstudien in Beziehung bringen sollen zu ‚Geist' oder zu ‚Seele', denn entweder gebrauchen sie Worte wie mind, esprit, psyche doppeldeutig oder sie reden abwechselnd bald mal von einer Seelennatur, bald mal von einer Geistesnatur des Gehirns. Da muß denn nun hier mit großer Entschiedenheit gesagt sein, daß es keinen Sinn hat, dem Gehirn eine besondere Beziehung zu Seele oder Seelenleben zuzusprechen; ja wir dürfen ruhig behaupten, daß Seelenforschung (Psychologie) überhaupt nichts mit Gehirnforschung zu tun haben kann, da die Natur überall Seelenleben offenbart, das nicht an Gehirnsubstanz gebunden ist. Wenn man nun freilich, wie es seit Descartes üblich ist, die lebendige Natur betrachtet als Bewußtseinswirklichkeit und wenn man Psychologie definiert als Lehre vom Bewußtsein (seiner Inhalte oder Vorgänge), dann freilich hat man allen Grund, das Gehirn als ‚Sitz der Seele' zu bezeichnen, ja, man wird dann folgerichtig sogar zu der Annahme Lamettries gedrängt, daß alles Leben rational und mechanisch abläuft, auch dort, wo es scheinbar von menschlicher Willkür gelenkt wird. In Wahrheit ist das ganze Gerede von ‚Gehirn und Seele' eine Borniertheit. Der Glaube an eine „körperlose Seele" welche den Menschen unterscheide von Stein, Pflanze und Tier ist eben das böse Erbe der christlichen Jahrtausende, welche das Seelenleben hineinverlegten in die urteilende Tätigkeit, in Logik oder Ethik, also die Natur völlig vermenschlichten. Das Gehirn ein „Organ der Seele" zu nennen, hat genau so viel Sinn, als wollte man die Schilddrüse den Träger der Logik nennen, weil

nach Entfernung der Schilddrüse (wofern man nicht künstlich Schilddrüsenstoffe dem Blute zuführt) die Intelligenz völlig verfallen muß; oder als wollte man den nodulus vitae des Rückenmarks, dessen leiseste Verletzung unsern Tod herbeiführt „Sitz des Lebens" nennen. Das Gehirn ist nur das Ordne- und Richte-Organ sämtlicher Lebens bewegungen oder richtiger gesagt: des Bewußtseins solcher Bewegungen. Bewegung aber ist nicht Leben. Reflextätigkeit nicht Seele ... Da aber alle Bewegung vom Gehirn innerviert wird, so haben wir grundsätzlich auch anzunehmen, daß jede beliebige Funktion, welche sich ablösen und herauslösen läßt aus dem Gesamtleben des Organismus auch in einer umgrenzten körperlichen Zone „lokalisiert" ist. Dieser Nachweis ist bereits für sehr viele Tätigkeiten geglückt: für Sprechen, Hören, Rechnen, Sehen, Kauen, Zeichnen, Riechen, Musizieren usw.: indem mit bewunderswertem Fleiß die Hemmungs-, Lähmungs- und Ausfall-Erscheinungen infolge von stellenweisem Abtragen von Gehirn beobachtet worden sind ....

Diese Art Charakterkunde ist möglich und berechtigt. Aber das ist nicht die symbolische. — Es gibt also zwei Arten der Charakterologie. Erstens: jene, welche die Gesamtpersönlichkeit auch durch ihre Teile und Funktionen hindurch erlebt. Zweitens jene, welche zerteilend (analytisch) oder aufbauend (synthetisch) den Organismus betrachtet als eine Summe oder als einen Niederschlag isolierbarer Funktionen. Dabei handelt es sich denn freilich nicht um die Charakterisierung der unwiederholbaren Eigenart, sondern um das Aufsuchen ihrer allgemeinen Bestandteile oder Elemente. Über dieses Verhältnis waren sich weder Gall noch Carus klar. Ihre Polemik ist daher ebenso unnütz und irrtümlich, wie die Goethes und Schopenhauers gegen Newton. Es handelt sich um zwei gar nicht zu vergleichende verschiedenen Betrachtungsweisen. Übrigens hat Goethe selbst (obwohl ihm jede analytische Wissenschaft völlig ferne blieb) durchaus richtig über die Einwände gegen Gall geäußert: „Es ist ein sonderbarer Einwurf, den man gegen das Gallsche System davon hergenommen hat, daß es eine partielle Erklärungsweise sei von Erscheinungen, die aus dem gesamten organischen Wesen ihre Erklärung schöpfen, als wenn nicht alle Wissenschaften partiell sein müßten." ... Ich will nunmehr die beiden Arten Charakterkunde folgendermaßen gegeneinander stellen. Ich habe den Charakter „Karls" zu erforschen. Ich betrachte nun einmal wie Karl lacht, tanzt, küßt, spricht, geht, ißt usw. und finde in alle dem immer wieder: Karl. Ich kann ihn aber auch dadurch kennenlernen, daß ich erforsche, welche von alle diesen Tätigkeiten bei ihm vorwiegt und welche zurücktritt. Nur im zweiten Sinne kann uns das Gehirn Auskunft geben. Zunächst schon zeigt seine Vorherrschaft überhaupt: das auf Reflexion und Willkür gerichtete Tier. Wir sehen an den pferdeartigen Tieren (die wegen ihres massenhaften Auftretens in zahlreichen Resten der Tertiärzeit uns so genau bekannt sind), daß das heutige Pferd durch fast unmerkliche Übergänge mit einem fünfzehigem Verwandten aus der Eocänzeit verknüpft scheint, welcher den tapirähnlichen Tieren nahestand. Während nun aber die Pferde an Gehirn im Verhältnis zu allen anderen Organen ungeheuer zunehmen, ist bei dem heutigen Tapir das Gehirn noch so klein, wie bei den allerältesten Huftieren. Auch sonst sehen wir, daß die Domestikation eine Bereicherung des Gehirns (und mithin eine eigentümliche Vermenschlichung und

Verdummung) auf Kosten anderer Organe mt sich bringt. Das Katzengehirn mit seinen 13 000 Hörzellen in der Schnecke, das Hundegehirn mit breit daliegenden Riechwulsten, das Gehirn des Stieres mit gewaltigem Übergang zum Mark und weit vorquellendem Kleinhirn, jedes zeigt vollkommen, welche Anlage vorherrscht oder nur zeitweise, wie der Geschlechtstrieb oder auch später als andere Triebe hervortritt. Die Natur lügt nicht. Da das ganze Leben des Vogels Flug ist und Gesang, da die Spinne immer feine Netze webt, der Specht hämmert, der Biber baut, die Tanzmaus tanzt, so wird auch ihr Gehirn das regulative Zentrum dieser Tätigkeiten aufweisen. Somit waren es ganz richtige Gesichtspunkte, die Gall unter einem Wust von Gerede verbarg.

2. Lokalisierungslehre.

Indem ich somit Galls Standort in Schutz nehme gegen den Standort von Carus, bin ich andererseits wohl bewußt: der Unsinnigkeit nahezu aller Deutungen, welche Gall seinen Beobachtungen gegeben hat. Schuld daran trägt nicht die Naturkunde, sondern die Psychologie jener Tage. Sie besaß weder klare Begriffe noch eine brauchbare Technik des Charakterisierens. Schon das elende Wort Phrenologie zeigt den Widersinn. φρήν, heißt Geist (dessen Sitz man im Zwerchfell suchte); λόγος, heißt noch einmal Geist. Und so bringt dieses Wort doppelt zum Ausdruck jenen Irrtum, der seelisches Leben mit der urteilenden und wertenden Bewußtseinstätigkeit des Menschen gleichsetzt. Man las in Tiergesichten, als wäre die Natur eine Beispielsammlung für die wertende Namengebung der Menschenwelt. Ich will einige Beispiele anführen für diese Mischung von richtiger Beobachtung und schiefer Deutung. Gall kam zu seiner ersten Lokalisationsdeutung auf folgende Weise. In seiner Nachbarschaft brannte ein Haus nieder. Man beobachtete, daß eine Katze, welche sieben Junge geworfen hatte, sieben Mal in das brennende Haus zurückkehrte und ihre Jungen herausholte. Gall betastete den Schädel dieser Katze und fand eine auffallende Protuberanz am Hinterhaupt. Er hatte damals gerade Affenschädel zu untersuchen. An vielen dieser Schädel war ihm dieselbe Protuberanz aufgefallen. Er erinnerte sich nun, daß man bei so vielen Affenarten ein unausgesetztes Herumtragen, Ablecken und Hätscheln der Jungen beobachtet hat, wonach die übertriebene Mutterzärtlichkeit den Namen Affenliebe erhalten hat. Seine Affenschädel waren zum Teil männliche, zum Teil weibliche. Er fand nun zu seinem Erstaunen, daß die Erhebung am Hinterkopf bei vielen männlichen Affen fehlte; aber nur bei solchen Arten, in denen ausschließlich die Weibchen die Brutpflege übernehmen; da es auch Arten gibt, in denen umgekehrt die Aufzucht der Jungen ausschließlich oder vorwiegend von den Männchen besorgt wird, so suchte er auch deren Schädel zu erlangen und fand nun, daß bei diesen nur die männlichen, nicht die weiblichen Schädel das betreffende Merkmal aufwiesen. Ein Freund brachte ihm einige Kuckucksschädel. An diesem Vogel (der niemals seine Brut aufzieht) fehlte offenkundig jene Schwellung. Nunmehr begann Gall zu experimentieren, indem er den unter jener Schwellung gelegenen Hirnteil herausschnitt. Entfernt man den betr. Gehirnteil bei Kaninchen, Fröschen, Mäusen, so beginnt das so enthirnte Tier gleichgültig gegen seine Jungen zu werden, ja, beginnt sie zu fressen. So schien denn in der Tat die Auffindung eines Organs der Mutterliebe geglückt zu sein. Nehmen wir an, alle diese Beobachtungen

seien richtig, wie hätte ein wissenschaftlich Denkender weiter fragen müssen? Welche Beziehung hat die betr. Gehirnstelle zur innern Sekretion? Etwa zur Entleerung der Milchdrüsen? Warum frißt die Mutter das Junge? Kann sie es etwa nicht mehr identifizieren? Oder ist ihre Wahrnehmung jetzt behindert? – Es war zweifellos richtig: eine Funktion war von einer bestimmten Gehirnstelle aus zu unterbinden. Aber die Ausdeutung war unsäglich abstrus. Ganz ebenso liegt es aber bei wohl allen Ausdeutungen der Phrenologie. Möbius fand z. B. eine Erhebung des oberen Augenhöhlenrandes im vorderen Teil der dritten Stirnwindung bei fast allen Schädeln von Mathematikern und behauptete nun, er habe das „Organ für Mathematik" gefunden. Aber abgesehen davon, daß z. B. Raumanschauung und rechnerische Analysis ganz verschiedene Fähigkeiten sind (so daß z. B. die meisten Größen der nichteuklidischen Mathematik keine Raumanschauung besitzen), so umfaßt mathematische Begabung: Gedächtnis, Kombinationsfähigkeit, Apperzeptionsvermögen, Sprachfähigkeit und noch vielerlei weitere Komponenten; und so überzeugend es auch klingt, daß man ja am Schädel des Bibers das Tektonische, am Schädel des Hamsters den Erwerbssinn, am Schädel des Fuchses die Vorsicht, kurz, an jedem Schädel seinen Typus ablesen könne, so sind doch eben alle solche Charakteristiken viel zu weitschichtig; so haben ja auch in der Graphologie Michon und Crépieux zuerst nach einem System fester Zeichen gesucht, denn für die Laienwelt hat es etwas Bezauberndes, sich vorstellen zu können, daß man einfach in einer Tabelle von Formtypen nachschlagen kann, welche Eigenschaften der Schreibende habe, oder daß man an Dellen, Knorpeln, Blasen, Beulen, Buchten und Nähten die Charaktere der Menschen einfach abzulesen vermöge. Wäre es so einfach, so könnte man ja auch schließlich daran denken, durch Verstärken oder Verkümmern bestimmter Gehirnteile künstlich hervorzubringen: Baumeister, Volksredner, Raubmörder, Diebe, bessere Dichter und bessere Mütter.

3. Nase.

Der Geruchssinn ist von allen Sinnen der naturnächste und älteste und tritt im Laufe der Kultur zurück, zumal dadurch, daß Wolf und Hund in den Dienst von Beutezwecken gestellt werden und somit das Geruchsvermögen im Gegensatz zu anderen Tätigkeiten minder nötig wird. Gegenwärtig wäre das Menschenleben zumal in den mammutartigen Riesenstädten völlig unerträglich, wenn dieser zudringliche Nahsinn noch ähnliche Stärke hätte wie im Naturzustand ursprünglicher Völker. Wir finden an allen durch Instinkt und Witterung geleiteten Geschöpfen eine der Hundenase ähnliche Nasenverbreiterung, große Nasenlöcher, tartarischen Ansatz, während die schmale längliche Nase (im Altertum als Beweis der Kriegstüchtigkeit geltend) erst in verhäuslichten Kulturgeschlechtern auftritt. Es dürfte wahrscheinlich sein, daß in der kommenden Menschheitsgeschichte die Nase mehr und mehr verkümmert, ja, daß schon heute das Überwiegen des Geruchssinns (als welcher der Sinn unserer Kindheitserinnerungen ist, späterhin aber erschreckend verblaßt) auf größere biologische Jugend schließen läßt, wie ich denn das Überwiegen der Riechwulste an den Enden des nervus olefactorius am Gehirn männlicher Embryonen sowie die weit stärkere Empfänglichkeit für Gerüche auf Seite des Mannes neben vielen anderen entscheidenden Tatsachen mitangesprochen habe als Beweis für die fortgeschrittenere Entsinnlichung und höhere

Rationalisierung des weiblichen Habitus gegenüber dem männlichen; womit ich ins Gegenteil umkehrte die falsche Lehre des Aristoteles, daß das Logische männlich sei, das Weib aber „der Natur näher stünde" (vgl. Th. Lessing, Weib, Frau, Dame. München 1908, Verlag der Ärztl. Rundschau).

Es sei hier, durchaus zustimmend, hingewiesen auf die von Gustav Jäger im 3. Bande seines Lehrbuchs der allgem. Zoologie (1879) zusammengetragenen Tatsachen zur Charakterologie der Gerüche. Nicht nur jede Blumenart und Tierart, sondern auch jedes Organteil, Altersstufen, Familien, Krankheiten, Leidenschaften usw. haben ihre ex- und inkretorischen Düfte. Daß wir Personaldüfte oder den immergleichen Duft bestimmter Landschaft nicht mehr wahrnehmen können, liegt begründet im Nachlassen der Nahsinne (Tast- und Geruchsvermögen) zugunsten der Fernsinne, welche uns objektivierend abtrennen von der Welt und die Welt von uns.... Folgende Beobachtung, die jeder nachprüfen kann, ist mir für das Vorhandensein eines Angst- und Krankheitsduftes durchaus beweisend. Aus einem Nest weißer Mäuse war mir ein Junges entlaufen, welches ich einige Tage später wieder einfing, ermattet und verängstet. Ich setzte es ins Nest zurück, aber zu meinem Erstaunen fiel die Mutter darüber her und biß es tot. Ich ließ ein zweites entlaufen, fing das geängstete Tier wieder ein und gab es der säugenden Alten. Diese biß es wieder tot. Ein drittes Junges, welches ich entschlüpfen ließ, setzte ich zunächst für sich, bis es gut ausgeruht war, und ließ es dann erst wieder zur Mutter, die es nun willig annahm. Dieselbe Erfahrung machte ich an Vögeln...

Es scheint mir merkwürdig zu sein, daß Polizeipersonen, Spione, Detektivs, Vigilanten, Diplomaten in der Regel lange Nasen haben. Die Polizei ist ja gleichsam das Spürorgan des Staates. Ferner glaube ich beobachtet zu haben, daß dort, wo der Geier haust auch viele Geiernasen, dort wo der Adler haust auch viele Adlernasen in der Bevölkerung vorkommen.

4. Mund.

Wie das Ohr eine Beziehung zum Verbrechen hat (Darwins „Spitzohr", Lombrosos „Verbrecherohr"), so scheint der Mund eine Beziehung zum Laster zu haben. Hier nun gerade bei Betrachtung des Mundes werden auch andere eine Beobachtung bestätigt finden, welche mir zumal in den Gesichtern der englisch-amerikanischen Menschen auffällt. Es ist fast unmöglich, am Tiere oder Naturmenschen aus Einzelgliedern (z. B. aus Formen des Mundes) abgeschnürte Teileigenschaften zu entnehmen, weil hier das ganze Wesen, nicht als ein Individuelles, sondern als Wesen des Typus und der Gemeinschaft in jedem Teile der Gestalt vollkommen sich ausprägt. Überall dort aber wo Arbeitsteilung, Vereinzelung, Mechanisierung Platz greift, prägt sich das auch aus als Sonderleben der Organe. Nun führen aber in der Kulturmenschheit, zumal in der amerikanischen, Eßgewohnheit und Geschlechtssitte ein von der sonstigen Geisteshöhe noch völlig abgetrenntes Leben. Man beobachte an differenzierten Gesellschaftsmenschen wie oft (zumal bei Männern) die durch künstlerische oder geistige Arbeit modellierte Stirn Lüge gestraft wird von gemeinen Mundpartien. — Auf eines der tiefsten und umfassendsten Gebiete der Charakterologie kann ich hier nur im Vorübergehen flüchtig verweisen: auf das der Stimme. Es ist für mich völlig unzweifelhaft, daß selbst das mystische Moment des „Blickes" weit unwichtiger und un-

wesentlicher ist als die Offenbarung der Wesensart in Rhythmus, Modulation, Farbe (Timbre) und Agogik der Stimme. Alle Erfahrungen der Charakterkunde versinken in fast lächerliche Weise, sobald ein Wesen t ö n e n d wird und seine Musik seinen Kern entschleiert. Ich will auch hierzu auf eine der Nachprüfung harrende persönliche Beobachtung verweisen, welche ich bei Gelegenheit von Operationen, die in Narkose vorgenommen wurden, mehrfach gemacht zu haben glaube. Läßt man den Patienten zu Beginn der Narkose zählen, dann wird das Zählen allmählich zum Stammeln, seine Stimme „klingt" nicht, sondern wird rauh, unfrei, ängstlich, gequält. Das ändert sich aber im Tiefschlaf nach Erlöschen alles Bewußtseins, wo nunmehr die Töne des Schmerzes wieder musikalisch werden und oft rhythmisch und schön klingen. – Zwischen der optischen (visuellen) und akustischen (motorischen) Erfassung des Lebens besteht übrigens ein wunderlicher Widerstreit, derart, daß die Gestaltenwelt um so r u h i g e r wird, je mehr wir ihr entgegenhalten das geschaute Spiegelbild, das O b j e k t; während im ursprünglicherem musikalischem Erleben die Welt zu Bewegung wird. So macht die Anschauung alles Bewegte starr und klar. Sie hat ihr Gleichnis in der Meduse, welche stirbt, wenn sie sich selber sieht.

5. Zähne.

Beim Betrachten der Äginetengruppe in der Münchener Glyptotek fiel mir auf, daß in den geöffneten Mündern die Zähne nicht einmal angedeutet sind. Auch bei den Köpfen der Ägypter, die doch eine hohe Zahnhygiene hatten, ist das Gebiß vernachlässigt. Man könnte vielleicht vermuten, daß in früheren Zeiten die Zähne gleichgültiger behandelt wurden als in der unsern, die mit fortschreitender Entartung auch fortschreitender Hygiene bedarf. Es läßt sich ja schwerlich sagen, ob Hygiene (Bakteriologie, Serologie) erst zu einer Entartung hinführt oder ob die Entnatürlichung diese künstlichen Hilfsmittel nötig macht. In der griechischen Plastik der Blütezeit (die wie alle hohe Kultur wohl mit körperlicher Degeneration verbunden war) sind die Zähne offenbar vernachlässigt; aber ebenso: Behaarung, Achselhaare, Schamhaare, auch Augenbrauen. Dagegen findet man bei Naturvölkern, z. B. bei Negerstämmen, die ihre Zähne färben und fortwährend säubern, auch an den Fetischen ausgeprägte Zähne. Dies Gebiet fordert noch viele Untersuchungen.

6. Korrelation der Organe.

Unsere Darlegung über das Campersche Gesetz sei ergänzt durch kurzen Hinweis auf das zahlenmäßige Entsprechen aller Teile des Organismus. Die Symmetrie der Körperhälften rechts und links einerseits, oben und unten andererseits erstreckt sich sogar auf zufällige Neubildungen. (Stippen, Warzen, Pusteln.) Wie auf unsichtbarer Wage scheinen die Organe abgewogen, und wenn ein Organ nach rechts (wie die Lunge) überwiegt, so geschieht es, weil ein anderes (Herz) nach links vorgeneigt ist. Diese Symmetrie, die als Norm für vollkommene Bildung gelten mag, wird nun aber niemals völlig verwirklicht. W. Fließ hat die Behauptung aufgestellt, daß Abweichungen dort sich finden, wo Gebilde aus väterlichem und mütterlichem Keimmaterial sich entwickeln. Der Verschmelzungsprozeß der beiden Erbmassen, beginnend mit den merkwürdigen Tatsachen der „Amphimixis", soll angeblich hinführen zu einer Auswägung und Angleichung von Erbanlagen, wobei der in den ersten

Wochen doppelgeschlechtliche Embryo das Material des Geschlechtsbildners (bei Mädchen der Vater, bei Knaben die Mutter) vorwiegend in der rechten, die Erbmasse des zurückgedrängten Erzeugers in der linken Körperhälfte aufspeichert. [Ich lasse diese biologische Hypothese auf sich beruhen; es müßten nach ihr die beiden Gesichtshälften ungleiche Ähnlichkeiten aufweisen, bei Männern das rechte Gesicht in die Ahnenkette der Mutter, das linke mehr auf die väterliche Geschlechterreihe zurückweisen; bei Frauen umgekehrt . . .] Eine weit richtigere Beobachtung birgt ein wohl auf Oken zurückgehender Gedanke, den ich den „Mimischen und Physiognomischen Studien" des Anatomen Huschke entnehme. Danach sollen die Körperteile oberhalb und unterhalb des Zwerchfells einander entsprechen; „der Kopf ist ein umgewandelter Rumpf, jedem Kopfmuskel entspricht ein Rumpfmuskel, z. B. dem sphinctor oris, der sphinctor ani. Wenn ein Tier sich zum Sprunge anschickt, so spannen sich nicht nur die Muskeln des Hinterbeins, sondern auch die entsprechenden des Oberkiefers; daher öffnet sich im Sprunge der Mund, es bleken die Zähne. Beim Ergreifen mit Händen oder Vorderfüssen ziehen sich auch Muskeln des Oberkiefers zusammen und es hebt sich die Oberlippe. Wenn in der Furcht der Mensch in sich zusammenkriecht, also die Beugemuskeln in Tätigkeit setzt, werden auch die Augenbrauen zusammengekniffen und die Nase heruntergezogen", usw.

Vorsichtig sei hingewiesen auf die von den alten Physiognomikern behaupteten Analogien. (Scriptores Physiognomoniae Veteres, herausgegeb. von H. G. F. Franz, Altenburg, 1780.) Hippokrates behauptet, daß das Auge die Wiederholung des Gesamtorganismus sei und daher sämtliche Vorgänge an den anderen Organen irgendwie spiegele. (Darauf baut noch heute die Krankheitsdiagnostik aus den Augen.) Besonders häufig begegnet uns die Behauptung einer Korrespondenz der Lippen beim Weibe, der Nase beim Manne mit dem geschlechtlichen Organ („noscitur ex labiis quantum sit virginis antrum; noscitur ex nasis quanta sit hasta viri") – (Nach Kleinpauls plausibler Deutung soll das Wort für Küssen in allen Sprachen ursprünglich mit der Bezeichnung für lieben identisch sein; lieben aber ursprünglich eine Ausdrucksbewegung meinen, und zwar entweder das Berühren der Lippen oder das der Nasen (Aneinanderschnuppern.) Immerhin zeugt für eine Korrelation die Tatsache, daß wir neuerdings bestimmte Erkrankungen in der Geschlechtssphäre von der Nase aus behandeln. (Man kann auch erinnern an die Sprachwendung: Man sieht's ihm an der Nase an.) Nach Galen soll die Behaarung an Mund und Schamberg proportional sein. Eine gewisse Anschauung steckt wohl auch darin, daß das Volk Gesicht und Hinterteil korrespondieren ließ (Hinterbacken, Hintermaul, Hinterbrust). Angeblich sollen Male und Ekzeme an korrespondenten Teilen wiederkehren. – Eine alte Lehre läßt den plexus solaris dem Gehirn korrespondieren, „wie der Mond der Sonne". – Die wechselweise Anpassung (Kompossibilität, Reciprocität, conveniance) der Gestaltenwelt stellt uns vor Rätsel, die wir nur dann lösen können, wenn wir das scheinbar Teilbare und Zusammensetzbare als Lebenseinheit auffassen.

7. Auge.

Tatsachen wie die, daß ein Auge mit magischer Gewalt bannen und verzaubern kann, daß man ohne weitere Hilfsmittel allein mit gesammelter Kraft des Blicks hypnotisieren kann,

einzig dadurch, daß man scharf das Auge des andern festhält, während noch niemals ein Blinder tätig Hypnose ausübte; ferner, daß Schlangen sogar mit der Magie des Blickes einen Singvogel oder ein Kaninchen zwingen können, in ihren ruhig wartenden Rachen sich hineinzustürzen; ferner, daß man durch Blicke sich unvergleichlich leichter als durch Worte verständigt; diese und viele ähnliche Tatsachen haben in mir den Gedanken rege gemacht, es müsse durch das lebende Auge eine der elektromagnetischen ähnliche, also mit dem Wesen des Lichtes gleichartige durchaus körperliche Energie verströmen; worauf hin sich auch Goethes Wort deuten läßt: „Wär nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken?" Von allen lebenoffenbarenden Organen der Gestalt, mit der einzigen Ausnahme der noch aufschlußreicheren Stimme, ist keines so unmittelbar Wesensspiegel wie das allabbildende Organ der Bilder; darum fühlen wir durch die Augen vor allem das Generelle und Überpersönliche: Rasse und Gemeinschaft; das will sagen: wie viel Gebekraft, Selbstaufgabe, Liebeswärme, Seele der andere zu verströmen hat, weswegen die gütigsten und edelsten Worte uns niemals warm werden lassen, wenn das Auge hart und unergiebig bleibt; während ein einziger unbewußter Blick gewinnen, beschenken, ja das ganze Leben lang unvergeßlich bleiben kann, ganz ohne Worte. Eben darum sagt wer der Redlichkeit und Natürlichkeit seiner Gefühle den andern versichern will: „Blick mir ins Auge", oder beim Gegenteil: „Er kann mir nicht ins Auge blicken"; unter Liebenden ist der Blick mehr als die Umarmung die eigentliche Gewähr aller Gemeinsamkeit, wie denn zumal unter vertrauten Personen Willensübertragung und ganze Gedankenketten bloß durch stumme Blicke übermittelt werden ... Diese Überlegungen führten mich auf einen technischen Gedanken, den ich nur als eine Art Zukunftsphantasie hier anzuführen wage. Die Entwicklung der Technik, welcher es gelungen ist, einerseits jedes Raum und Zeit überwindende Sinnesvermögen auf Bewegung zurückzuführen andererseits jede Form von Bewegung in jede andere zu übersetzen, diese Entwicklung wird auch nicht vor den Rätseln der Seele Halt machen. Vielleicht gelingt es, schon in sehr naher Zeit, die materielle Seite psychischer Vorgänge als Bewegung im Raum *sichtbar* zu machen, so z. B. die persönliche Aura oder individuelle Lichtstrahlung eines Menschen auf der photographischen Platte aufzufangen. Ist aber dieses einmal gelungen, so können wir auch, da wir Lichtbewegung in elektrische Wellen und diese wieder in Lichtwirkung umsetzen können, die Ausstrahlungen einer Person ihr „Od" wenn wir wollen um die ganze Erde leiten und an jedem beliebigen Ort neuerdings sichtbar machen. Ich könnte mir darauf eine Art Seelenphotographie und eine neue Kunst der ärztlichen Diagnostik aufgebaut denken; denn da jede Krankheit, jede körperliche Veränderung auch die menschliche Aura spezifisch verändert, diese aber photographierbar geworden ist, so ließe sich eine Spektroskopie ausbauen, die ich nur der Spektralanalyse vergleichen kann, welche uns befähigt, aus irgend einer Linie im Spektrum mit Sicherheit zu erkennen, daß in noch so fernem Raum und in noch so entfernter Zeit ein bestimmtes chemisches Element vorhanden war. Einstweilen sei auf die weniger sichere Augendiagnostik aufmerksam gemacht, die z. B. in der vergessenen Krankenphysiognomik von Baumgärtner (2. Aufl. Stuttgart 1841 – 43 mit Atlas) systematisch ausgebaut wurde.

Die von der Gestalt ausgehenden Reize treffen in der Menschenwelt, als einer Sehwelt zumeist das Auge. So ist denn das Auge für fast alle Menschen das Organ, durch welches

die meiste Lockung ihnen zuteil wird, denn abgesehen davon, ob die sichtbare Welt ihrem Gehalte nach leid- oder lustvoll sein mag, ist doch alles und jedes als ein bloßes Schauspiel erfreulich; daher das Wort Buddhas: „Alles ist schön zu sehen und schrecklich zu sein." Man kann somit auch das Auge als das Instrument einer beständigen Illusion betrachten; denn für alle Symbolik der Gestalt gilt das Wort: „Zuweilen sind die allerschönsten Züge doch weiter nichts als eine große Lüge," Der beruhigte und friedliche Ausdruck im Antlitz der Blinden mag wohl daraus zu erklären sein, daß für sie die Hauptquelle des Trugs und der Täuschung vertrocknet ist. Das Auge ist auch das Organ, welches für fast alle Menschen die Illusion der Liebe (fall in love) vermittelt. Daher sind fast alle ästhetischen Bezeichnungen und wohl zwei Drittel aller Eigenschaftsworte der Augenwelt entnommen. Unsere Sprache bezeichnet sehr treffend das Sichverlieben als: Sichvergaffen, Sichverkucken, Sichverschauen.... Es ist eine eigentümliche Erfahrung, daß die Macht und Wesenseigenheit des Blicks am tiefsten dann fühlbar wird, wenn wir, Auge in Auge getaucht, langsam uns voneinander entfernen. „Doch hatte niemals tiefere Macht Dein Blick, als da Du Abschied nehmend stumm am Ufer standest, schwandest. Nur Dein Blick noch zitterte über den Wassern." (Richard Dehmel.) Außerordentlich schön bezeichnet Franz Werfel die im Blicke erfühlbaren Rangstufen: „Sieh in jeglichem Augenstrahl das unverblinzelte Zeichen des Rangs in den richtigen Reichen: Paria- und Adelsmal. Denn eh Du wurdest gestellt in Geburt und vergeßliche Stunden, warst Du in der heimlichen Welt gezählt, gewogen, befunden." ... Das Auge ist 22mal „empfindlicher" als das Ohr. (Wundt.)

8. Haar.

Die Charakterkunde aus dem Haar ist wohl kaum über das von Carus zitierte Werk von Eble („Die Lehre von den Haaren in der gesamten organischen Natur") hinausgelangt. Gutes Anschauungsmaterial bietet Waldeyers Atlas der menschlichen und tierischen Haare. (Lahr 1884). – Borsten, Stacheln, Flaum, Daunen, Wolle. Ferner: Fettigkeit, Trockenheit, schnelles oder langsames Wachstum, Dichtigkeit, Dünne, Pigment, Pigmentlosigkeit alle das gibt Gesichtspunkte der Klassifikation. Es dürfte auch geboten sein, das Gefieder der Vögel, die Schuppen der Fische, sogar die Blätter der Pflanzen mit dem Haar zu vergleichen. – Man sollte einmal untersuchen, in welchem Verhältnis die Anzahl der Kopfhaare (durchschnittlich etwa 150tausend bei blonden, 120tausend bei schwarzen, 80tausend bei rothaarigen Menschen) sich verhält zur Dichtigkeit des einzelnen Haars. Seit Alters hat man die Behaarung („Simsons Haar") in Beziehung gebracht zur Regenerationskraft. Eine merkwürdige symbolische Verwendung davon machte Henrik Ibsen in dem Drama „Hedda Gabler", indem er drei verschiedene Frauentypen durch das Haar charakterisiert, die mütterliche, innerlich reiche durch reiches blondes Haar; die sinnlich lockende Schönheit durch üppiges rotes Haar und die unfruchtbare problematische durch besonders dünnes braunes Haar. Daß der blonde Mensch der abgeblaßtere zugleich aber der seelisch spätere und logisch verfeinerte ist, das bezeugen viele Beobachtungen. Er ist der bevorzugte Typus der nordischen Klimate, biologisch schwächer und jünger; was sich daran erweist, daß bei Kreuzungen heller und dunkler Individuen fast immer die dunklere Gattung sich stärker erweist. Der Blonde ist auch sensitiver und zarter, daher bestimmten endemischen

Leiden, insbesondere der Tuberkulose zugänglicher; nach einer Unterscheidung Karl Lamprechts „lenksamer aber minder reizsam als der Dunkelhaarige". Daher ist sanguinisches und phlegmatisches Temperament häufiger unter blonden, dagegen cholerisches und melancholisches häufiger unter schwarzen zu treffen; offenbar ist der blonde Typus vom Blutkreislauf, der dunkle vom Nervenkreislauf mehr vorbestimmt. Die alte Volksweisheit birgt vielleicht auch hier ein Körnchen Salz, wenn sie sagt, helles Haar und blaues Auge deute auf minder primitive Sinnlichkeit, dunkles Haar und dunkles Auge sei ursprünglicher; die Mischung aber, zumal das graue Auge und das aschblonde oder rote Haar sei immer weniger eindeutig als entweder der reine dunkle Naturtyp oder der reine blonde Kulturtyp . . Sehr zu unrecht verbindet Carus mit der Symbolik der Gestalt auch eine Symbolik des Bartes; dieser gehört nicht zum Ausdruck der Gestalt, sondern wie die Kleidung zur Stil- oder Formenlehre; daher der Charakterologe wohl beachten muß, daß Formen (wie Handschrift, Bart usw.) oft gerade das Gegenteil des natürlichen Wesens, nämlich das Wunsch- oder Ziel-Ich des Menschen uns vor Augen stellen. So wird z. B. der buschige Tartarenbart Nietzsches, der fromme Patriarchenbart Tolstois, der Mut markierende brülldeutsch-großschnauzige Schnurrbart des Kaisers Wilhelm II. durch einen einzigen Blick auf Mund und Auge als bloße Maskierung entlarvt. Eine andere Frage ist die, ob das Barthaar im männlichen Gesicht als ein Geschlechtsabzeichen nicht mit zur Charakteristik der Gestalt gehöre. Eine Schrift des Kaisers Julian „Misopygon" verwarf den Bart als Ausdruck von Geschlechtlichkeit, ebenso hat eine sehr merkwürdige Ethymologie (nach Kleinpaul) das Wort Anthropos, Mensch als „ohne Stachel" erläutert, mithin im Rasieren das eigentliche Spezifikum des Menschen gesucht. – Es dürfte bei männlichen Physiognomien richtig sein, klassische und romantische, mehr plastische und mehr malerische Köpfe zu unterscheiden. Dort wo Strenge und Regelmäßigkeit der Formen das Antlitz auszeichnet, kann der Bart nur schaden; umgekehrt verstärkt er den seelischen Ausdruck des Auges . . . Zu Carus Unterscheidung der Nacht- und Lichtvölker sei noch dies bemerkt: Desto heller das Licht den Menschen bescheint, um to tiefer dunkelt die Gestalt; und je dunkler sein Kerker und Turm ist, um so heller bleicht der Mensch und wird weiß; hierin äußert sich eine Polarität, auf welche auch Goethes Farbenlehre verweist. Mit einem schönen Bilde könnte man wohl sagen, daß das seelische Leben für den Menschen ist, was der Duft ist für die Blumenwelt. Man sollte daher einmal versuchen, die Beziehung der Düfte zu den Farben der Blumen zu untersuchen; vielleicht ergäbe sich dann ein Unterschied von „Lichtgestalt" und „Nachtgestalt". – Dieses Gesetz der Polarität macht es mir wahrscheinlich, daß die dunkle schwarzhaarige Menschheit die ursprüngliche ist, die blonde hellhäutige aber erst im Norden der Erde infolge der Domestikation und ihrer langen Absperrung vom Lichte, gleichsam als sekundäre Menschheit sich entwickeln konnte. Hierfür spricht auch die Tatsache, daß die vagierenden Typen (Zigeuner) dunkel sind; in Deutschland sind die Franken (frank = schweifend) mehr dunkel; die Sachsen (Sassen = Seßhaften) mehr blond. Indes kann man darauf hinweisen, daß im höchsten Norden die Eskimo dunkel sind. (Sie sind wohl ein über die Beringstraße nach Norden abgewanderter entarteter Hindustamm.) Umgekehrt zeigen im Süden die Kelten den blondesten Einschlag. – Man bedenke

aber, daß es überhaupt nicht möglich ist, Menschentypen voneinander abzuleiten. Blondheit und Dunkelheit ist Ausdruck des Bluts. Die Natur bringt auf demselben Rosenbeet rote und weiße Rosen hervor. Wollten wir behaupten, daß die eine Art aus der andern entsteht, so gerieten wir in den Irrtumsring des Darwinismus. – Ich verweise auf folgendes: Jeder Baum, der unbehindert sich entfalten kann, entwickelt seine Äste nach Sonnenaufgang zu. An den Jahresringen sehen wir, daß der erst entwickelte Teil jedes Stammes nach Osten zu liegt. Später erst, gleichsam als Rückschlag, sprossen Äste und Blätter auf der entgegengesetzten, der Schattenseite. Und zwar scheint ein Gesetz der Entsprechung zu obwalten: Je stärker der Baum nach Osten zu blüht, um so schneller erfolgt auf der Westseite ein Gegenwachstum. Die treibende Kraft aller Gestaltentfaltung ist die Sonnenwärme. Man kann recht wohl die Gestalt einer Pflanze ansprechen als Ausgleich oder Auswägung gestaltgewordener Lichtenergien. Diese Wachstumsgesetze der vegetativen Welt dürften nun im Tier- und Menschenreich wiederkehren. Die Entwickelung von Osten her und nach Westen hin, die Tatsache, daß die Gestaltenwelt auf der Schattenseite die sekundäre (Rückschlags- und Ausgleichs-)Welt ist, scheint mir allgemeine Geltung zu haben. – Ich halte somit die Carussche „Welt der Lichtvölker" – (diese vermutliche Gipfelblüte einer evolutionistischen Ahnenkette) – in Wahrheit für das Ergebnis der Nacht und des Schattens. Ihr Geist und ihre Kultur ist Notprodukt und Notausgang entnaturter Entsinnlichung.

Es sei endlich noch angemerkt, daß v. Zumbusch neuerdings mit Sicherheit nachgewiesen hat, daß dunkles Haar in der Sonne nicht bleicht, sondern daß im Gegenteil helles Haar durch Belichtung zu dunklerer Pigmentbildung angeregt wird. Auch dies scheint mir ein Beweis zu sein dafür, daß die hellhäutige blonde Menschenart das Ergebnis der Verhäuslichung ist.

9. Haut.

Besondere Beachtung verdient das Inkarnat, teils als Ausdruck von Rasse und Landschaft, teils als Ausdruck der fließenden Gemütszustände. Ich unterscheide Grundfarbe und funktionelle Verfärbung. Was die Grundfarben betrifft, so könnte man etwa daran denken, die Haut der Menschen nach der Farbe ihres Bodens oder nach der Farbe ihrer hauptsächlichen Nahrung und der Vegetation der Landschaft zu charakterisieren. Man könnte etwa unterscheiden nach den Farben der Getreidearten: schwarze Roggenbrotmenschen, Graubrotmenschen, wasserhelle Hafermenschen, goldhelle Weizenmenschen usw. Was die Verfärbungen betrifft, welche durchweg Begleiter seelischer Vorstellungen sind, so beschränken sie sich keineswegs auf das Erröten; es gibt charakteristisches Ergilben, Ergrünen, Erblauen, Erbleichen, Ergrauen usw. – Es scheint mir wichtig, zu bemerken, daß der Charakter der Farben immer durch unmittelbares Ahmen erlebt wird, nicht aber etwa, wie man so oft behaupten hört, assoziativ hinzugedacht wird. Beispielsweise: Rot ist die Farbe der Leidenschaft, des Zornes, der Liebe. Nicht etwa darum, weil wir sehen, daß das heiße Feuer rot ist oder daß der Zornige ein rotes Gesicht bekommt; sondern einzig darum, weil das Rote unmittelbar als heiß erfühlt wird. „Grün ist die Hoffnung", nicht darum, weil wir uns erinnern an Blatt und Baum Grün gesehen zu haben, sondern unmittelbar, weil im Erlebnis Grün

Erwartungsgefühle miterlebt werden. – Eine besondere merkwürdige Frage scheint mir die zu sein, ob bei sogen. Errötungsangst (Erythophobie) das Erröten auch im dunklen Zimmer erfolgen kann. Ich vermute, daß dies unmöglich ist, wofern das Dunkelsein des Zimmers im Bewußtsein gegenwärtig wird.

10. Subjektive und objektive Sinne.

Der Unterschied der drei Zonen: Stirn, Auge, Mund, kommt hinaus auf den Unterschied unwillkürlicher und willkürlicher, subjektiver und objektiver Wesensoffenbarung: Die Mimik des Mundes ist unwillkürlicher als der Ausdruck des Auges (den wir von der Vorstellung her beherrschen); die Falten der Stirne vollends lassen sich willkürlich verändern. Wir sehen das an Photographien, auf denen durch Stirnfalten und Blick die Menschen sich den Ausdruck geben, den sie gern haben möchten, während doch der untere Teil des Gesichts sich unwillkürlich enthüllt. Es scheint nun aber diese Unterzone das Generelle („genos"); die Augenzone das Seelische (die distanziierte Sinnlichkeit); die obere Partie das Spirituelle zu offenbaren. Darin liegt mähliches Abrücken von der gefühlsmäßigen Subjektivität. Man könnte sagen: der Mund ist Lyrik, das Auge Drama, die Stirn Epos. Oder: der Mund ist Gefühl, das Auge Empfindung, die Stirn Urteil. Je „ichbefangener" der Mensch ist um so mehr wird die untere Zone; je gefühlsfreier und mithin „kälter" er ist, um so mehr wird die obere Zone dominieren. Das Auge zeigt wie der Äquator die Grenze zwischen heißen und kalten Ländern. Es ist nun eine bedenkenswerte Tatsache, daß aller Fortschritt zum „Objektiven" gleichsam Fortschritt vom Fühlen zum Empfinden, d. h. zum Abstellenkönnen, Distanziieren und Verdinglichen ist. Das erfordert den Sieg der Fernsinne (Gehör und Auge) über die Nahsinne (Geschmack und Geruch). Dadurch bestimmt sich die Natur der „Sinnlichkeit". Als Sinnlichkeit im engeren Sinne bezeichnet man die Sexualität, d. h. die entpersönlichte „Liebe". Der in vulgärer Bedeutung sinnliche Mensch reagiert nicht auf das Einmalige der Person, sondern auf das Generelle des Geschlechts. Daher sind bei ihm die intimsten Sinne, die kein „Absehen von sich selbst" gestatten die eigentlich entscheidenden. Hiermit hängt zusammen, daß bei primitiv-sinnlichen Naturen wie zur Kompensation ihres auf Fressen, Küssen, Berühren, Umschlingen hindrängenden Nahetriebs oft eine Angst vor der Nähe (Berührungsangst) sich geltend macht, so daß die paradoxe Verkoppelung vorliegt des Triebs zur Nähe mit der Angst vor Nähe, d. h. des nicht auf das Einzelne gerichteten „Gattungstriebes" mit kapriziösesten Träumen der Distanz. So weit wir aber wirklich „lieben", lieben wir ausschließlich das Einmalige, Ganzpersönliche. Man wird daher stets finden, daß die stark „sinnlichen" Naturen – schwache Erotiker sind. Daraufhin beobachte man die Physiognomien. Man wird stets finden, daß starke fanatische Erotiker wie Dante und Petrarka Nasenlöcher und Lippen, als die allgemeinsamen Sinne der Nähe, minder stark ausgeprägt zeigen denn Auge und Ohr; das aber ist um so merkwürdiger als in der ganz entpersönlichten Sinnlichkeit (Onanie) jene Scheu vor Nähe verborgen liegt. Für den Charakterologen ist es wichtig, festzustellen, ob Fernsinne oder Nahesinne in einem Antlitz dominieren. Diese Richtung aufs Subjektive oder Objektive kommt auch in Gang und Haltung stets zum Ausdruck. Es dürfte aber für den

Menschen unmöglich sein, nur durch Nahsinn oder nur durch Fernsinn sich zu orientieren. – Es ist z. B. sehr schwierig und beinah unmöglich, im Dunkeln zu essen, weil uns das Essen nicht schmeckt, wenn wir es nicht sehen. (In Zolas Germinal vermag Etienne in der dunklen Grube nicht zu essen.) Auch das Rauchen schmeckt nicht in der Dunkelheit. (In den Memoiren Casanovas sagt ein türkischer Philosoph: „Das Hauptvergnügen beim Rauchen ist der Anblick des Rauchs. Dies Vergnügen geht so weit, daß du nur selten einen Blinden rauchen sehen wirst. Versuche während der Nacht und ohne Licht im dunklen Zimmer zu rauchen, einen Augenblick nachdem du die Pfeife angezündet hast, wirst du sie fortwerfen.") Wir bedürfen also stets einer Unterstützung der Nahsinne durch die „objektive" Zone.

II. Symbolik des menschlichen Stammes.

1. Der Stamm an und für sich.

Das Gebiet der Symbolik wird hier im ganzen etwas dunkler, nicht sowohl deshalb, weil diese Regionen selbst in ihrer Gestaltung unbedeutsam für den innern Menschen wären (obwohl sie auch an sich, weil entfernter von den Organen des Geistes und der höchsten Sinne, eine weniger reiche Symbolik zeigen), sondern weil sie nach unsern Sitten durch die verschiedenartigsten Verhüllungen sich mehr und mehr den Blicken der Untersuchung und Vergleichung entziehen, Sitten, welche einmal durch die Strenge des Klimas geboten wurden, ein andermal aber auch wohl denselben Grund haben, den ich oben schon für die Entstehung der Mode des Perückentragens aufführte, nämlich das Häßliche und Übelbedeutende gerade dieser Formen in so vielen Menschen zu verstecken. – Natürlich wird nun durch einen solchen Gebrauch einmal die Möglichkeit der Untersuchungen, ein andermal aber auch der Sinn selbst für Wahrnehmung all der unendlichen Verschiedenheiten, welche im Bau eines menschlichen Halses, Nackens, einer menschlichen Brust oder eines Leibes und Rückens vorkommen können, sehr wesentlich vermindert, und eben darum erschien die Symbolik des Stammes bisher so viel ärmer als die am Haupte. Das glückliche Klima und der glückliche Sinn der alten Griechen hatte freilich eine reichere Wahrnehmung auch hier möglich gemacht, und der Kunst des Altertums sind darauf die schönsten Früchte erwachsen. Ich habe öfters an modernen, sonst äußerst lobens-

werten Kunstwerken, und insbesondere an Skulpturen, Gelegenheit gehabt, in dieser Beziehung Betrachtungen anzustellen, die mich zu manchem merkwürdigen Resultate geführt haben. Es fand sich nämlich häufig, daß, wenn auch irgendeine Individualität in dem Ausdrucke des Kopfs recht sprechend und gut dargestellt war, doch jeder, der irgend genauer mit der Symbolik des menschlichen Torso vertraut sein konnte, in ihm sowohl als in der Bildung der Glieder, die Darstellung von Individualitäten erkennen mußte, welche mit jener durchaus nicht stimmten, so daß nun hierdurch das Gefühl eines gewissen Unharmonischen entstand, welches endlich sogar in denjenigen angeregt zu werden pflegte, denen der tiefere Grund jener fehlenden Übereinstimmung durchaus nicht ganz klar werden konnte. — Unter diesen Umständen wird nun freilich auch die Schilderung der tausendfältig verschiedenen Eigentümlichkeiten in der Bildung des Stammes mannigfaltig erschwert, eben weil den gegenständlichen Begriff jeder dieser Bildungen einem Leser zu erwecken, dem die eigentliche Anschauung der gemeinten Besonderheit mangelt, kaum erreicht werden kann; ja selbst die kleinen Abbildungen, welche hier beizufügen möglich wäre, werden in dem ihnen gegönnten Umfange weniger Deutlichkeit bieten können, als bei der so viel bekanntern Bildung des Kopfes. Die Berufung auf berühmte und viel gekannte plastische Kunstwerke zu Hilfe zu nehmen, kann indes vielleicht eher hier zum Ziele führen; und sei es daher versucht, mit allen diesen Mitteln zugleich doch die irgend mögliche Vollständigkeit der Darstellung zu erstreben.

a) Hals und Nacken.

Um die Bedeutung des Halses auch in der menschlichen Gestalt vollkommen zu überblicken, wird die Übersicht eines Teils der hier enthaltenen wesentlichern Innengebilde, und andern Teils der Mannigfaltigkeit der Gestalt des Ganzen in den verschiedenen Reihen der Lebendigen jedenfalls unerläßlich. — Was die erstere betrifft, so erhält der Hals im Menschen als höchstes und wesentlichstes Gebilde: a) den obern Teil des Rückenmarks als die Kommunikation sämtlicher Nervenprimitivfasern des Stammes mit dem Gehirn, und zwar eingeschlossen

in die sieben Halswirbel des Rückgrats, b) die Luftröhre, als den zum Leben unerläßlichen Kanal zwischen obern Luftöffnungen des Hauptes und den Lungen; hinter derselben sodann c) die Speiseröhre, als den einzigen Weg aller durch den Mund aufgenommenen Nahrungsmittel zum Magen; außerdem endlich d) mächtige Nerven, die ernährenden ab- und zurückleitenden Blutgefäße des Hauptes, und seiner großen und kleinen bewegenden Muskeln. – Schon aus diesem Überblick stellt sich die außerordentliche Wichtigkeit dieser gesamten Körperregion dar; Trennung derselben bedingt augenblicklichen Tod, und die Sprache selbst hat längst die große Lebensbedeutung entschieden hier ausgesprochen, indem sie von irgend etwas, das die höchste Gefahr dem einzelnen droht, sich auszudrücken pflegt: „Es geht ihm an den Hals." – Gewiß von einer Körpergegend also, welche drei, oder vielmehr vier wesentliche innere Kommunikationswege des Organismus einschließt, Wege, auf deren Unversehrtbleiben die Existenz des ganzen Menschen durchaus beruht, wird es nicht anders erwartet werden können, als daß sie, je nach der Verschiedenheit menschlicher Individualität, allemal in sehr verschiedenen Formen auftreten werde*).

Blicken wir nun zweitens auf die Verschiedenheit der Halsbildung in der unabsehbaren Reihe der Lebendigen, so ist schon als ein Merkmal ihrer im ganzen wichtigern psychischen Bedeutung festzuhalten, daß ein Hals überhaupt erst in den höhern Gattungen auftritt und auf tiefern Stufen noch ganz fehlt. So z. B. ist selbst noch in den beiden tiefern Klassen höherer Wirbeltiere, den Fischen und niedern Amphibien, von der Bildung eines eigentlichen Halses noch wenig oder gar nicht die Rede. Erst in den Schildkröten, Plesiosauren und Eidechsen kommt diese Region zur Darbildung und wird so-

*) Ein im Jahre 1924 in Hannover verhandelter Mordprozeß gegen einen Massenmörder Haarmann machte offenbar, daß dieser Verbrecher mindestens dreißig Knaben und Jünglinge tötete, indem er den noch jugendlichbeweglichen „Adamsapfel" zwischen die Zähne nehmend, durch Drosselung des nervus vagus und glossopharyngeus Herzschlag und Atmung zum Erlahmen brachte. Der Kriminalfall, einer der merkwürdigsten aller Zeiten, wurde dargestellt in der Sammlung: „Außenseiter der Gesellschaft", herausgeg. von Rudolph Leonhardt unter dem Titel: Haarmann, Geschichte eines Werwolfs, von Th. Lessing. Lg.

dann ganz allgemein, und zwar zuweilen in ausnehmender Länge und Vollkommenheit dargestellt in der ganzen Klasse der Vögel. Wie in so viel anderer Beziehung wiederholt ferner auch hinsichtlich der Halsbildung die Klasse der Säugetiere die sämtlichen drei vorhergegangenen. Den Walfischen fehlt das, was man einen Hals nennen könnte, fast vollständig, gerade so wie in den Fischen; in den übrigen Sippschaften dagegen entwickelt sich dann, und zwar in den verschiedenartigsten Schwankungen nach Länge und Stärke, der Hals ungefähr ebenso verschieden, wie in den höhern Amphibien und Vögeln hierin sich die größte Mannigfaltigkeit zeigt, mit der merkwürdigen Eigentümlichkeit jedoch, daß mit ein paar kleinen Ausnahmen, hier allen Gattungen, mögen sie einen sehr langen Hals zeigen (gleich der Giraffe) oder einen noch so kurzen (wie etwa der Maulwurf und Elephant), immer die gleiche Zahl von *sieben* Halswirbeln eigentümlich bleibt, während z. B. bei den Vögeln die Zahl der Halswirbel noch im hohen Grade variiert. – Fragen wir nun weiter, welche Eigentümlichkeiten sind es, die wir bei Tieren mit langem und zartem Hals, und welche, die wir bei solchen mit kurzen und starkem Halse bemerken? so kann man sich nicht verbergen, daß die erstern allemal mehr durch Leichtigkeit und feine Beweglichkeit, die letztern meistens mehr durch Kraft und eine gewisse Schwerfälligkeit ihres Wesens sich auszeichnen werden, Momente, welche jedenfalls sehr wichtig sein müssen, um die symbolische Bedeutung verschiedener Bildungen des menschlichen Halses danach zu bemessen.

Gleich das erste Moment eigentümlicher Beschaffenheit, nämlich die Verschiedenheit im männlichen und weiblichen Geschlecht im allgemeinen, stimmt vollkommen hiermit überein, da seine Kürze und Stärke mehr dem Manne eignet, während Zartheit und Schlankheit den weiblichen Hals charakterisieren. Der kindliche Hals dagegen ist im allgemeinen kürzer und rundlicher, und zwar um so kürzer, je jünger das Kind, dergestalt, daß im kleinen Embryo, wieder wie in niedrigern tierischen Geschöpfen, ein Hals fast ganz zu fehlen scheint. Notwendig werden nun schon durch die gefundenen physiologischen Verschiedenheiten zugleich wesentliche Momente der Symbolik des Halses bestimmt, da z.

B. auf männlichen Schultern ein zarter schlanker Hals eine schwächliche nervöse Individualität entschieden anzeigt; die Gestalt des Halses nämlich wird nie verfehlen, ein sehr bestimmtes Verhältnis zum Kopfbau zu verraten, und daß die hieraus resultierende Dürftigkeit und Kleinheit der Schädelbildung nun wieder auf eine beschränkte Geistessphäre deutet, haben die frühern Schilderungen sattsam dargetan; ebenso wird dagegen ein stark muskulöser kurzer Hals der Frau für eine gewisse Roheit und unweibliche Energie sehr bestimmtes Zeugnis ablegen, während ein fast ohne Hals dick und breit wie beim Embryo auf den Schultern aufsitzender Kopf des Erwachsenen, immer den halben, ja oft den ganzen Blödsinn zu verraten pflegt.*)

Schon aus diesen wenigen ersten Andeutungen geht demnach hervor, welche tiefe Symbolik im Baue des Halses liegt, und schon Herder sagt deshalb in seiner Plastik von ihm recht schön: „Das Haupt steht auf dem Halse: das ist der Olympus auf einer Höhe, die Festigkeit und Freiheit, oder Schwanenfanftheit und Weiche zeigt, wo sie ist, was sie sein soll: ein elfenbeinerner Turm, sagt das älteste und wahreste Lied der Liebe. Der Hals ist's der eigentlich *operiert***), nicht was der Mensch in seinem Haupte ist, sondern *wie er sein Haupt und Leben trägt*. Hier der freie, edle Stand, oder das geduldige Vorstrecken, ein Opferlamm zu werden, oder die starke Herkulesfeste; oder seine Mißgestalten, sein Krümmen und Vorbeugungen zwischen den Schultern, sein Bärenfett, samt dem kalekutischen Unterkinne und wilden Schweinsröcheln, sind auch in Charakter, in Tat und Wahrheit unsaglich. Sowohl was die Griechen die schönen Nacken, als was die Ungriechen Gurgel und Adamsapfel nennen, ist äußerst bedeutend." – Übrigens ist sehr einleuchtend, daß die besondere Halsbildung, gleich der des gesamten Stammes, allemal unmittelbar und zunächst mehr für Konstitution und Temperament, sodann aber mittelbar, inwiefern sie zugleich auf Bildung des Kopfes schließen läßt, auch für geistiges

*) Es kommen zuweilen Mißgeburten vor, denen geradezu die Schädelwölbung fehlt (Hemicephali), bei ihnen sitzt der Kopf stets unmittelbar und fast ohne Hals zwischen den Schultern.

**) hervorstreckt, offenbar macht.

Leben bezeichnend sein müsse. – Man denke nur die sensible, athletische, phlegmatische, böotische, plethorische, atrophische, phthisische, cholerische, lymphatische Konstitution, nebst den ihnen entsprechenden Temperamenten, und wie sehr wird in alle diesen die Bildung des Halses verschieden sein! – Man nehme den Hals des farnesischen Herkules, mit seiner ausgeprägten mächtigen Muskulatur, seinem auf das starke Hinterhaupt deutenden Stiernacken, seiner straffen Streckung, und das Athletische, Plethorische, zugleich wohl auch Cholerische der Konstitution, ist daran mit unverkennbaren Lettern geschrieben. – Man sehe dagegen die feine Halsbildung eines Rafael Sanzio (nach dem von ihm selbst gemalten Bilde in Florenz, gestochen von Fr. Müller), nicht schwach und frauenhaft, aber schön, schlank und gerundet, sinnlich etwas rückwärts gebogen mit leicht gewölbt hervortretendem Kehlkopf, und das Sensuelle, Arterielle und Pneumatische der Konstitution, sowie das Psychisch-Sanguinische des Temperaments spricht sich so klar darin aus, als die Schönheit seines Gemütes in der vom Haupt und Antlitz auf den Hals sich fortsetzenden Schönheit seiner Linien und Flächen. – Wieder so viel anders der Hals eines pythischen Apollo und eines olympischen Jupiter. Im erstern die volle große Tatkraft des Geistes, ausgedrückt in der schönen kühnen Muskelschwellung und dem vollendeten Ebenmaße jugendlich reifer Bildung, während im andern nur die breite und großartig schöne Basis eines Hauptes gegeben scheint, dessen Lockenbewegung den Olymp zu erschüttern bestimmt war. – Man hat gesagt*): „alle Helden seien kurzhalsig," und Cäsar, Karl XII., Napoleon und ähnliche angeführt, auch ist schon nach frühern, aus Gründen komparativer Psychologie und Symbolik sich ergebenden Sätzen, kein Zweifel, daß der kürzere muskelstarke Hals sich mehr mit dieser tatkräftigen Individualität verbunden zu zeigen pflegt; nichtsdestoweniger ist jener Satz in solcher Allgemeinheit zu weit greifend, da nicht jedes Heldentum in unmittelbarer Muskelwirkung sich aussprechen wird und aussprechen kann. Die schönen Münzen des Altertums von Alexander dem Großen, dem niemand das Heldentum streitig machen wird, zeigen einen ziemlich

*) Scheidler, Psychologie, I, 119.

langen Hals und eben darum möchte ich es nicht für einen Mißgriff Goethes gelten lassen*), wenn er seinem Egmont einen Hals beilegt, von dem Jetter sagen darf: „er sei ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter"; denn der feinfühlende sensuelle Held Egmont ist ein ganz anderer, als etwa ein Cäsar oder ein Götz v. Berlichingen – ihm, wie ihn Goethe sich gedacht hat, eignet bei aller Kraft doch sehr wohl eine feinere und schlankere Organisation. – Eine ganz andere Gestalt des Halses ist es wieder, welche bei phthisischer Konstitution, d. h. bei angeborener Anlage zur Schwindsucht, vorkommt; auch hier ist der Hals lang und fettlos, sehr blaß von Farbe, dabei mehr gerade, mit vorstehendem Kehlkopf und vorspringenden Dornfortsätzen der Rückenwirbel, und selten wird auf solchem Halse ein bedeutender Kopf sitzen. – Das gerade Gegenteil ist der Hals, welcher die böotische Konstitution ankündigt, er ist es, wo das, was Herder das Bärenfett nennt, die kürzere Halswirbelsäule und die kürzern, aber dicken Muskeln umlagert; ein solcher breiter und meist dunkel gefärbter Hals trägt gewöhnlich einen ziemlich großen, ebenfalls mehr breiten, aber wenig modellierten Schädel, und unter dem Kinn pflegen schwere Massen von Zellstoff und lockerm Fett sich anzulagern. Das Plethorische der Konstitution gesellt sich oftmals hinzu, und wird durch die starken Halsadern und die bläuliche Röte der Haut noch entschiedener bezeichnet, während das Lymphatische durch größere Blässe und Magerkeit, aber deutlicheres Sichtbarwerden der Lymphdrüsen sich verrät, Organe, welche hier zuweilen in höherem Grade anschwellen und bei irgend nachteiligen äußern Einflüssen das Anschwellen der Schilddrüse nach sich ziehen, deren stärkere Vergrößerung dann, als Kropfgeschwulst, nicht nur eine der widerwärtigsten Verunstaltungen dieser ganzen Region darstellt, sondern, in einer merkwürdigen Wechselbeziehung mit dem Hirnleben stehend, die Veranlassung wird, daß bei jenen unglücklichen Geschöpfen, welchen man in engen Gebirgstälern häufig begegnet, den fast immer starke Kröpfe tragenden Kretinen, zugleich die Hirn- und Schädelbildung un-

*) Scheidler, a. a. O.

vollkommen sich entwickelt und eine äußerste Verkümmerung gesamter geistiger Existenz hervortritt.

Haben wir nun im Vorhergehenden hauptsächlich die verschiedenen Formen der männlichen Halsbildung ihrer Symbolik nach im Auge gehabt, so läßt sich jetzt wohl erwarten, daß sehr ähnliche Beziehungen auch bei der Betrachtung des weiblichen Halses sich aufdringen werden. In Wahrheit gelten für beide Geschlechter wesentlich dieselben Gesetze, nur mit der Ausnahme, daß, angemessen den physiologischen ursprünglichen Unterschieden, für die Frau ein Hals schon sehr muskulös und stark ist, der für die männliche Individualität noch zart erscheinen kann, und umgekehrt. Namentlich die Einfügung des Nackens in die Schultergegend, und die der Kehlgegend und des Vorderhalses in die Brust, ist bei der im allgemeinen hier schmälern und zartern Region eigentlicher Atmung, für dies Geschlecht im hohen Grade bedeutungsvoll. Eine außerordentliche Schönheit der Linien und Flächen kann sich daher in dieser Gegend entwickeln, und die Verhältnisse, welche dabei sich ergeben, pflegen für Anmut und Holdseligkeit im höchsten Grade bestimmend zu sein. Auch hier bietet die Antike die mannigfaltigsten Muster dar, und mit feinem Gefühl haben die alten Künstler in dieser Region den Charakter einer Venus und Minerva, einer Juno und einer Nymphe unterschieden, ja in den verschiedenen Auffassungen des Charakters der Venus (man vergleiche z. B. die Mediceische Venus, die Venus genitrix und die herrliche Venus von Milo) wird man wieder in dieser Beziehung sehr merkwürdige Züge fein aufgefaßter Individualität nicht vermissen. Selbst unter den neuern Künstlern darf man in der Regel mit dem Festhalten des Charakters der Individualität in Hals und Nacken weiblicher Gestalten mehr zufrieden sein als bei männlichen, und in andern Regionen, und zwar offenbar nur deshalb, weil die Sitte unserer Frauen und Jungfrauen, bei allen einigermaßen festlichen Gelegenheiten Nacken, Hals und Oberteil der Brust unverhüllt zu tragen, das Auge der Künstler mehr an das Erkennen der so charakteristischen Verschiedenheit dieser Partie gewöhnt hat. – Überhaupt! wer die Gelegenheit zu vielfältigen derartigen Vergleichungen und Beobach-

tungen ausreichend benutzt, der wird hierbei noch zu Erkenntnis einer allgemeinen Wahrheit gelangen, welche beide Geschlechter angeht, und darin sich zeigt, daß am Halse die Rückseite, der sogenannte Nacken, mehr für die Art des geistigen, die Vorderseite mehr für die des leiblichen Lebens bedeutungsvoll erscheint. – Wo eine besondere Feinheit und Formenreinheit an der Bildung des Nackens in seinem Übergange zum Rücken auftritt, da wird man fast nie irren, wenn man ähnliche Eigenschaften des geistigen Lebens voraussetzt, und ich kann hier nicht umhin, einen verkleinerten Kontur beizufügen (Fig. 114) nach Kästners Zeichnung von einer der berühmtesten römischen Schönheiten aus Albano, nämlich von der Vittoria Caldoni, deren feine und bedeutende Geisteseigentümlichkeit man in den „Römischen Studien"*) geschildert findet und für welche denn gerade auch der Bau ihres Halses wie ihres Antlitzes äußerst charakteristisch erscheint.

Fig. 114

Ebenso wird dagegen jene trockene sterile Form des Halses und Nackens, welcher man besonders bei skrofulösen Konstitutionen begegnet, auf eine gewisse geistige Sterilität deuten, während wieder die derbere muskulosere Gestalt des Nackens einen schwerer fassenden Geist ankündigt; Dürftigkeit und mager vorstehende Halswirbelstacheln aber fast immer den überhaupt geringern und ärmlichen Geist verraten. – Der physiologische Grund aller dieser verschiedenen Bedeu-

*) A. Kästner, Römische Studien (Berlin 1850), S. 81.

tungen von Vorder- und Hinterfläche des Halses ist aber offenbar *der*, daß eben das höhere, das eigentlich allein schon sensible Gebilde des Halses, das *Rückenmark*, wie oben schon bemerkt worden ist, nicht an der Vorderseite, sondern ganz an der Rückenseite des Halses innerhalb der sieben Halswirbel herabsteigt, während in der Kehlgegend gerade nur niedere vegetative Organe (Luft- und Nahrungswege) gelegen sind. — Gerade so daher, wie etwa am Haupte die Wölbung des Schädels und der Oberteil des Antlitzes, an welchem die Nase die letzte vordere Endigung der Wirbelsäule andeutet, in höherm Grade symbolisch sind für geistiges Leben als die Gegend des Unterkiefers, allwo sich mehr das sinnliche Element ausspricht, so muß auch die hintere Gegend der Halswirbelsäule, welche die unmittelbare Fortsetzung ist der obern Schädelwölbung, teils an und für sich, teils in den nächsten von ihr abhängenden Gebilden, notwendig symbolischer für höheres nervoses Leben sein, als die der Atmung und Ernährung dienende Kehlgegend. Es ist sehr merkwürdig, daß dieser Unterschied zwischen Vorder- und Rückenseite des Halses deshalb auch sehr bestimmt in dem *bleibenden* Verhältnis sich ausspricht. Die Nackengegend ist weit mehr stetig, die Halsgegend weit mehr sich ändernd, und besonders in höhern Jahren starken Anschwellungen zumal beim weiblichen Geschlecht unterworfen. Die Symbolik dieser Schwellungen gleicht sehr der Schwellung von Wangen und Kinn.

Liegt sonach unzweifelhaft in der mannigfaltigen Bildung des Halses schon eine Bedeutung, so gewährte seit alten Zeiten noch verständlicher die Art seiner Bewegung und Haltung einen sehr kenntlichen psychischen Ausdruck, einen Ausdruck, welcher zum Teil mit dem zusammenfällt, was oben schon über die Haltung des Kopfs erwähnt wurde, indem er dieselbe nur im höhern Grade hervortreten läßt, zum Teil aber auch noch neues darbietet. So bleibt es z. B. stets ein großer Unterschied, ob bloß der Kopf auf dem geradebleibenden Halse sich vorwärts oder rückwärts neigt, oder ob der ganze Hals an diesen Bewegungen teilnimmt. Erst der ganze vorwärts gebogene Hals gibt den Ausdruck des eigentlichen Kopfhängers, eine Haltung, welche bald die Leerheit des Geistes

bezeichnet (wie es bei Porta heißt: Collum incurvum stultum demonstrat, „der vorgeneigte Hals zeigt den Dummen an"), bald auch den Heuchler und Betrüger ankündigt. Von dem zur Seite hängenden Halse wollen die alten Physiognomen ebenso wenig gute Bedeutung zulassen, indem es geistige Beschränktheit und Liderlichkeit anzeige (Cervix ad sinistram declinans stultos et cinaedos ostendit, sagt Porta, „der links hängende Nacken verrät den Dummen und Liederlichen", und dasselbe fast wird auch von dem nach rechts hängenden verkündigt); indes physiologisch erwogen, möchte eine solche Schiefheit im ganzen mehr die Schwäche und Schlaffheit der Lebensenergie überhaupt charakterisieren, obwohl nicht zu leugnen ist, daß alles, was das edle Gebilde des Hauptes aus seiner schönen geraden Haltung zu irgend einer Art von Schiefheit bestimmt, dem Geiste sofort einen Schatten von Niedrigkeit der Gesinnung anwirft. – Man gedenke nur, wie schon nichts als ein schief seitwärts aufgesetzter Hut dem ganzen Menschen sogleich einen wüsten und oft selbst verruchten Charakter aufdrücken kann*). – Aber auch der ganz steif aufgerichtete Hals, wo er zur gewöhnlichen Haltung des Menschen wird, eine Haltung, von der man im gemeinen Leben zu sagen pflegt: „es sei, als habe der Mensch eine Elle verschluckt", gibt kein günstiges Zeugnis für die Eigentümlichkeit des Geistes, indem es sehr bestimmt Ungelehrsamkeit, Unverschämtheit und Hartnäckigkeit anzeigt. (Selbst dies Wort, von: „einen harten Nacken haben" abzuleiten, deutet darauf.) Wendet endlich der Hals sich sogar für gewöhnlich stärker nach rückwärts, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß zu den oben erwähnten unangenehmen Eigenschaften noch ein gutes Anteil Arroganz hinzutrete**).

Bei dieser Gelegenheit will ich übrigens erwähnen, daß die so merkwürdig verschiedene psychische Bedeutung der teils streckenden teils beugenden Bewegungen

*) Sehr hübsche Analysen solcher Linien- und Raumgefühle findet man in der kleinen Schrift von Th. Volbehr: Bau und Leben der bildenden Kunst. Leipzig 1905. Lg.

**) Schon bei Porta steht: Supinum caput arrogantiam denotat – „der rückwärts gehaltene Kopf bezeugt Anmaßung".

des Rumpfs, ja der beugenden und streckenden Bewegung überhaupt, schon mannigfaches Nachforschen nach deren physiologischen Ursachen veranlaßt hat. Wie in einem frühern Aufsatze von mir**) bemerkt wurde, hatte z. B. der bekannte Naturphilosoph Graf Buquoi nachzuweisen versucht, daß zwischen Beugemuskeln und Streckmuskeln im allgemeinen ein Gegensatz bestehe wie zwischen vegetativem und animalem, idealem und reproduktivem, geistigem und gemütlichem Leben, wie zwischen Hirn und Ganglien, zwischen Nadir und Zenith usw., und daß hieraus denn auch der andere Sinn des Streckens als des Beugens abgeleitet werden müsse. Ebendaselbst habe ich nun indes auch den Ungrund dieser Theorie nachgewiesen und auf den weit wesentlichern, ja zuletzt jedenfalls hauptsächlich erklärenden Grund hingedeutet, welcher geradezu als alleiniger physiologischer Schlüssel hier anzusehen sei. Ein solcher Grund nämlich ist geboten durch die Entwickelungsgeschichte; denn indem das Zusammenkrümmen, das Sichineinanderbeugen, gleich den sich bildenden Blättchen in der Knospe, allemal auf das unbewußte Werden, also auf den untergeordnetern, niedern, schlafähnlichen Zustand hindeutet, muß es notwendig zugleich ebenso das Symbol werden der Unterwerfung und einer gewissen Demut, wie das Aufrichten und Sichstrecken das Symbol wird des Erwachens, der Überhebung und zuletzt des Stolzes, woher denn nun also auch die Symbolik in der Bewegung von Hals und Rücken sich sattsam erklären wird.

Überblickt man sonach jetzt noch einmal die gesamte Symbolik, welche in diesem großen Verbindungsgliede zwischen Haupt und Brust mit sehr verständlichen Zügen geschrieben ist, so wird man jedenfalls über ihren Reichtum und ihre feine Mannigfaltigkeit erstaunen. Gleich der Säule, die das reichverzierte

**) Vgl. „Blätter für literarische Unterhaltung", Jahrg. 1853, Nr. 26, S. 610. – Georg Franz de Longuenal, Baron v. Vaux, Graf v. Buquoy, geb. 1781 in Brüssel, gest. 1851 in Prag, Naturphilosoph der Okenschen Schule. Die von Carus erwähnten Ideen setzt er auseinander in folgenden verschollenen Schriften: „Ideelle Verherrlichung des empirisch erfaßten Naturlebens", 2 Bde. Leipzig 1824. „Skizzen zu einem Gesetzbuch der Natur", Leipzig 1826. „Anregungen für philosophisch-wissenschaftliche Forschung und dichterische Begeisterung", Leipzig 1828. Lg.

Kapitäl trägt und in ihren Dimensionen durchaus von letzterm bestimmt wird, sieht man daran, wie sehr genau Hals und Nacken teils in ihrer Bildung auf den Kopfbau selbst allemal sich beziehen, teils wie sehr sie überhaupt nur in einer einfach edeln Haltung und Bewegung die Würde ihrer Bestimmung vollkommen erfüllen.

b) Die Brust und der Oberteil des Rückens.

Von hier an werden wir am eigentlichen Stamme weniger von bestimmten Symbolen einzelner geistiger Anlagen, als von einem besondern Ausdruck für die einzelnen Konstitutionen und Temperamente Rechenschaft zu geben vermögen, und zugleich ist zu bemerken, daß in den hier folgenden Gegenden die wirklichen Verbildungen, sowie die leichtern Bildungsabweichungen infolge krankhafter Zustände oder Lebensverwöhnung, weit häufiger und bedeutender hervortreten und so die ursprüngliche Individualität verschleiern können. — Scheint deshalb auch zunächst hier das Feld der höhern Symbolik beschränkter, so ist doch bei alledem nicht genug zu sagen, wie sehr die größern Verschiedenheiten geistiger Macht, oder die Geistesstufen: „Genius, Talent, elementare Menschheit, Idiot," im Baue und in der Haltung auch dieser (freilich bei uns zumeist immer verhüllten) Regionen sich aussprechen, wie sehr die höhere so zu sagen mehr psychische Zeichnung bei dem geistig hoch Befähigten auch durch alle diese Formen hindurchgeht, und wie sehr dagegen eine niedere und rohere Plastik diese Gebilde am geistig Verkümmerten charakterisiert.

Was zuerst die Region der Brust betrifft, so ist wieder, wie am Halse, die Rückseite, wegen des hochsensibeln dort herabsteigenden Gebildes des Rückenmarks, die geistig mehr bezeichnende, während die, Lungen und Herz umschließende Vorderseite mehr den Stand der im Gemüt sich widerspiegelnden unmittelbaren Lebensfülle des Organismus durch ihre Bildung symbolisch darstellt. — Die wirklich edle und höher bedeutsame Form des Rückens in seinem obern Teile ist indes freilich etwas sehr Seltenes; im ganzen findet sie sich, sowohl in der Natur als in künstlerischen Darstellungen, noch häufiger bei dem weiblichen

als beim männlichen Geschlechte deutlich ausgedrückt, jedenfalls deshalb, weil im letztern diese Gegend, durch größere Schulterblätter und stärkere Entwickelung hier liegender großer Muskeln für Bewegung der obern Gliedmaßen, durchaus mehr zum Charakter des Motorischen hindrängt, und dabei denn ihre feinere sensible Seite gewöhnlich nur mangelhaft darstellt. Der berühmte Apollino der Antike und der Ganymed unserer Dresdener Sammlung haben etwas hiervon; indes ist die Gestalt im ganzen noch zu unreif gehalten, als daß gerade an ihr schon ein höherer psychischer Ausdruck in dieser Beziehung hervortreten könnte; daß dagegen gerade eine feine künstlerische Fühlung des geistigen Elements selbst, neben Darstellung der groß und kräftig gebildeten Muskulatur des Rückens es sei, was dem schon von Winckelmann so enthusiastisch bewunderten Torso des Vatikans den ganz eigentümlichen Reiz verleiht, den Reiz, den man allemal mehr gewahrt, wenn man diesen herrlichen Marmor mit den Fingerspitzen überfährt, als wenn man ihn bloß betrachtet, das wird niemand verkennen können, der überhaupt tiefer das Wesen eines Kunstwerks zu erwägen imstande ist.

Was den Rücken im andern Geschlecht betrifft, so gilt recht eigentlich von ihm, was oben schon von dem Nacken gesagt wurde, als dessen unmittelbare Fortsetzung er ja überall erscheint, d. h. das geistige Element des Individuum verrät sich darin nicht nur mit größerer Deutlichkeit, sondern zugleich auch mit größerer Ausdauer, als in der Vorderseite der Brust. – Es ist außerordentlich, wie wenig der Rücken altert! – Wenn Vorderteil des Halses und der Brust Falten zeigen und abmagern, oder widrige Fettmassen ansetzen, überhaupt sehr durch die Jahre markiert werden, bleiben Nacken und noch mehr der Rücken größtenteils unverändert. Auch hier bietet Antike und altitalienische Kunst treffliche Vorbilder geistig vollendeter Formen dar. Die großen Werke der erstern Art, die Venusstatuen, namentlich schon weil der Künstler hauptsächlich auf die Vorderansicht rechnete und die Rückseite deshalb mit minder großer Sorgfalt ausführte, zähle ich indes weniger hierher als manche kleinere, zarter ausgeführte Bronzen und geschnittene Steine. Unter den erstern findet sich nament-

lich ein kleines ausnehmend gelungenes Werk (wahrscheinlich aus der frühern römischen Kaiserzeit), eine zarte jugendliche Frau vorstellend, welche, dem Bade entstiegen, die Toilette ihrer Füße macht, woran der Rücken von solcher Vollendung ist, daß er das einigermaßen anzudeuten geeignet wird, was ich oben den geistigen Ausdruck dieser Form genannt habe. Eine kleine Zeichnung davon hier (Fig. 115) mitzuteilen, können wir uns nicht versagen, obwohl der Reiz der Plastik bei weitem nicht davon erreicht wird.

Fig. 115

Einigermaßen ähnlich ist der Rücken einer Muse auf dem Bilde des Parnas von Tintoretto in der Dresdener Galerie, und die Behandlung dieses so viel feinern Baues weicht nicht unbeträchtlich ab von dem kleinen Bilde einer liegenden, dem Beschauer den Rücken zukehrenden Venus von Maria Viani ebendaselbst, als welches zwar in vieler Hinsicht weit mehr vollendet und mit höchstem Schmelz der Karnation ausgeführt ist, aber einen Rücken von weit mehr sinnlicher als geistiger Schönheit darstellt. —

Könnte man indes irgend zweifeln, wie tiefsinnig die hier verborgen liegende Symbolik sei, so bedenke man ferner, welchen ganz eigentümlichen Charakter diejenige bedeutendere Verunstaltung des Rückens, welche man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen des „Verwachsenseins" oder des „Buckels" belegt (die Kyphosis, Scoliosis, Lordosis, nach der wissenschaftlichen Bezeichnung), dem geistigen Leben aufdrückt! Vieles trifft allerdings in diesen Fällen zusammen: angeborene Skrofeldisposition, unglückliche Gewohnheiten, zuweilen besondere Verletzungen und Körperkrankheiten, dann, die durch diese Ver-

bindungen verschobene Brust, das gehemmte Atmen, der gehinderte Herzschlag, endlich der Verdruß der gestörten verhäßlichten Gestalt, die Erbitterung, oder, im besten Falle, der Humor darüber, alles dies wirkt erklärend ein; allein Tatsache ist es, daß, sowie diese einzelne und lokale Verunstaltung dem ganzen Körper eine gewisse besondere Verschiebung und Umstimmung der Bildung mitteilt, so auch das geistige Leben dieser Personen eine durchaus eigentümliche Färbung annimmt, und somit einen neuen und sehr schlagenden Beweis liefert, wie merkwürdig zwischen Rückenbildung und Geistesverhalten eine besondere Beziehung bestehe. – Der aufmerksame Beobachter wird hier sehr sonderbare Verhältnisse entdecken! – Der launische, ironische, mißtrauische Charakter, gemischt oft mit sattsamem Witz, den wir bei vielen Buckeligen bemerken, ist etwas, das schon der Volksbeobachtung kaum entgeht, auch ist dergleichen schon von den Alten, und zwar am frappantesten in der kleinen Herme des Äsop*) mit satirischem Kopfe, hochaufgebautem spitzen Buckel der Brustgegend und ganz zusammengezogenem Unterleibe dargestellt worden. Shakespeare im Richard III. hat übrigens Beziehungen dieser Art sehr scharf ausgesprochen in jenem bekannten Monolog, wo es heißt:

„Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt,
Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
In diese Welt des Atmens, kaum halb fertig –
Weiß k e i n e Lust, die Zeit mir zu vertreiben, –
Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt ein Bösewicht zu werden,
Und feind den eiteln Freuden dieser Tage."

Auch hier ist es merkwürdig, zuweilen im Leben eines und desselben Menschen zu verfolgen (sowie etwa weiter oben schon bei dem im Alter kommenden Embonpoint der untern Gesichtshälfte und des Halses), wie sehr Charakter und

*) Man sehe sie treu abgebildet auf Taf. X in meiner mehrangeführten großen Proportionslehre. (Die Anlage zur Kyphose wird von vielen „geistreichen" Persönlichkeiten berichtet: Aesop, Scarron Swift, Pope, Moses Mendelssohn, Leibniz usw. Lg.)

Geisteseigentümlichkeit sich ändern können, wenn die Wirbelsäule und Rippen erst in spätern Jahren sich verkrümmen und verunstalten. Derselbe Mensch, der jung und schlank oft gutmütig und heiter war, wird dann, wenn Krankheit ihn verschoben hat, oft bitter, ironisch und verschlossen werden, was alsdann nicht bloß der Reflexion über die Ungestalt selbst, sondern auch mit der unmittelbaren Einwirkung derselben auf Nervenleben zugeschrieben werden muß.

Es sind indes nicht bloß die wirklichen Verwachsungen, welche Bedeutungen dieser Art tragen, sondern schon die Bewegung und Haltung der Rückenwirbelsäule, und namentlich in ihrem obern Teile, lassen immer sehr verschiedene psychische Signatur erkennen; hat doch Unterwürfigkeit und Schmeichelei kaum irgend ein bestimmteres Merkmal, als den stark gekrümmten Rücken; während die gerade, nicht steife, aber ruhig feste Haltung desselben mit so großer Deutlichkeit die entschiedene und mit Sicherheit auf dem eigenen Schwerpunkt des Charakters ruhende Persönlichkeit klar anzeigt, und hinwiederum unbestimmte hin- und herschwankende Seitenbewegungen des Rückgrats den vagen und unsteten (nach dem altdeutschen Wort, schlottrigen) Geist des Menschen gern verraten.

Wenden wir uns nun zu der Vorderseite der Brust, welche, wie ich schon oben bemerkte, mehr die, gerade dieser Persönlichkeit eigentümliche, im Gemütsreichtum sich spiegelnde Lebensfülle ausdrückt, und das Symbolische auch dieser Gegend wird sehr deutlich sich offenbaren. Schon Herder (in der Plastik) spricht darüber recht schön in folgenden Worten sich aus: „Wie auf der Stirn Gesinnung herrscht, so birgt die Brust die edeln Eingeweide und ist ihr Zeuge. Ein Mensch von freier Brust wird in aller Welt für frei und edel gehalten, er kann doch atmen. Das Pectus hirsutum, der eherne Panzer um die Seele ist aller Nationen Sprichwort; dagegen die eingebogene, zusammengeklemmte, keuchende, schon von Natur sich verbergende Thersitesbrust auch ein natürliches Organ ist von eingeschlossenem, zusammengekrümmtem, kriechendem Mute. Bekannt ist, daß zu dieser Mißbildung nichts so sehr beiträgt, als das liebe Sitzleben, das arbeitende Kriechen auf der Brust. Zagend schwebt

das Herz in seiner engen bedrückten Höhle, glaubt jeden Augenblick zertreten zu werden, und kriecht nach Speise und Verleumdung. Welcher Freund, der sein Haupt an eine solche Brust lehnen und sagen könnte: Du bist mein Fels! — welcher hilflose Unterdrückte, der sich an ihn aufrichten könnte und sagen: Hier wohnt meine Zuflucht!" Wieder sind hier die verschiedenen Bildungen der Geschlechter von merkwürdiger Bedeutung. Die normal größere breitere mächtigere Brust des Mannes trägt offenbar das Symbol einer größern Kraft des Charakters und eines mehr leuchtenden Mutes, während die zartere engere Brust des Weibes soviel mehr nur die Dulderin bezeichnen würde, trüge nicht wieder der an ihrer Außenfläche schön sich wölbende Busen die edelste Beziehung auf das Geschlecht und das unverkennbare Siegel der Liebe. — Darum also ist es, daß wir nicht m e h r einem Wesen unser ihm zustrahlendes Gemüt, unsere Liebe, bezeichnen können, als indem wir es an die Brust drücken, darum sind hundertfältige auf Brust und Herz sich beziehende Redensarten in die Sprachen übergegangen, um das Regewerden der Neigung wie ihren Gipfelpunkt zu bezeichnen, und eben darum, weil die Beziehung zwischen Brustbau und Gemütsleben so innig ist, wird man nun auch verstehen, warum sogar Änderungen dieses Baues, insoweit sie durch Krankheiten hervorgerufen werden, wesentliche Unstimmigkeiten, zwar nicht in der Schärfe des Geistes, wohl aber in der Art des Gemütszustandes hervorzubringen vermögen. In Wahrheit wird derselbe Mensch, sonst von frischem und freiem Mut, wenn etwa eine verwahrloste Brustentzündung ihm eine Verwachsung und teilweise Zerstörung der Lungen mit Einsinken der Brustwand zugezogen hat, nach diesem allen nicht mehr derselbe sein, sein frischer Mut wird in Ängstlichkeit, seine Heiterkeit in Trübsinn, seine Offenheit und sein Vertrauen in Mißtrauen und feindliche Gesinnung übergegangen erscheinen.

Dabei ist nun ferner an das zu erinnern, was schon weiter oben über die verschiedene Proportion der Brust zum Gesamtbau mitgeteilt wurde, und endlich darauf überzugehen, was nicht sowohl in dem knöchernen Baue der Brust, sondern namentlich in deren weicher Bekleidung durch Muskulatur, Zellstoff

und Fett ſymboliſch ausgedrückt ſein kann. — In letzterer Beziehung iſt zunächſt darauf aufmerkſam zu machen, daß ſchon nach phyſiologiſchen Bedingungen die ſtärkere Fett- und Zellſtoffablagerung weſentlich auf die Vorderſeite der Bruſtgegend fällt, und daß jene mehr ſinnliche Bedeutung, welche eben dieſe Seite ſchon mittels der Entwickelung der Brüſte erhalten hat, allemal um deſto ſtärker ſich hervorheben wird, je übermäßiger jene Ablagerungen ſich bilden. Es iſt dabei nicht überflüſſig zu bemerken, daß hier wieder ein eigener Gegenſatz des Senſibeln und Motoriſchen ſich herausſtellt, vermöge deſſen jede beſondere Verſtärkung der Weichgebilde am Rücken, weil es hier Muskeln ſind welche zunehmen, auf Erhöhung der bewegenden Kräfte deutet, während durch eine ähnliche Verſtärkung der vordern Bruſt, in der über den Muskeln mehr von Drüſengewebe, Fett und Zellſtoff gebildete Maſſe, allemal eine Erhöhung des ſenſibeln und ſinnlichen Lebens ſymboliſiert wird. Es wird kaum nötig, hierfür beſondere Beiſpiele anzuführen, da die Sache für ſich ſpricht, indes man darf nur des Farneſiſchen Herkules gedenken, oder der ſchönen koloſſalen Gruppe des Ajax, welcher die Leiche des Patroklus verteidigt, und die Rückenbildung an beiden wird in der Fülle dort ſchwellender Muskeln den höchſten Ausdruck des motoriſchen Elements verraten, und Zeichen abgeben der in ſolchen Individualitäten gedachten ausnehmenden Muskelkraft. Wiederum von der weichlichen Fülle der Bruſt an männlichen Geſtalten, welche den Ausdruck beſonders vorherrſchenden ſinnlichen Lebens gewähren ſollen, geben namentlich Darſtellungen des Silen mit ſchwammig herabhängenden Brüſten auf vielen antiken Reliefs das merkwürdigſte Zeugnis, und nicht minder iſt ein üppig überquellender Buſen der Frau, wie ihn z. B. Carlo Cignani in dem ſchönen Bilde von Potiphar's Weibe auf der Dresdener Galerie malte, ſtets für den verführeriſchen Ausdruck eines vorzugsweiſe ſinnlichen Temperaments gehalten worden.

Endlich iſt denn auch die Beſchaffenheit der Haut der Bruſtgegend und die Entwickelung einer Behaarung derſelben keineswegs ohne ſymboliſche Bedeutung. Schon die Haut an ſich, welche ausnehmende Verſchiedenheit ihres

Korns, ihrer Glätte, ihrer Weichheit, ihrer Farbe zeigt sie als Hals, Nacken und Brust, und es läßt sich wohl erwarten, daß, wenn die feinere und reinere Beschaffenheit der Haut schon am Antlitz auf eine höhere und mehr sensible Eigentümlichkeit der Seele hindeutete, ganz ein Gleiches von den letztgedachten Gegenden der Haut gelten werde. In Wahrheit ist die Feinheit, die Weiße, die Glätte der Hautflächen von Hals, Nacken, Schulter und Brust von jeher als ein besonderer und bedeutungsvoller Vorzug einer Persönlichkeit gehalten worden, und unzählige Gedichte preisen Schönheiten dieser Art an den Geliebten der Sänger, während runzelvolle verfärbte und rauhe Oberflächen dieser Gegenden entweder als unerläßliche Begleiter hohen Alters und überkommener Krankheit, oder als Zeichen einer niedrigern und innerlich gesunkenen Lebensidee mit Recht aufgeführt werden können. – Ebenso ist denn auch der Haarwuchs in diesen Gegenden nicht ohne symbolische Bedeutung. Am Halse und Nacken soll im normalen Verhältnis irgendeine stärkere Behaarung, außer schwachen Fortsetzungen des Bartwuchses bis zur Kehlkopfgegend des Mannes, und ähnlichen feinen und einzelnen Fortsetzungen des Kopfhaares an den Seiten und Nackenflächen in beiden Geschlechtern, überhaupt nicht vorkommen, dagegen ist die männliche Brust und in geringerem Grade einige Stellen ihrer Rückenfläche dieser Entwickelung günstiger, doch finden in derselben große Verschiedenheiten statt, indem sie bald weniger, bald stärker hervortritt. -- Schon die alten Physiognomen betrachteten den Haarwuchs als Zeichen höherer innerer Lebenstemperatur; „Calor est qui pilos creat, die Wärme ist es, die das Haar erzeugt", sagt Porta, und führt die Entwickelung des Haares in der Sexualregion als namentlichen Beweis dafür an. Aus diesem Grunde war es schon die Meinung des Galen, daß die glatte Brust des Mannes ein kaltes Naturell desselben anzeige, und schon deshalb, weil man dies Verhalten doch entschieden als Annäherung an den weiblichen Typus betrachten muß, darf man diesen Ausspruch als wohlbegründet ansehen und kann Eble Recht geben, wenn er beim Manne eine kräftige Behaarung der Brust als ein

besonderes Merkmal allgemeiner Stärke aufführt*), wie denn auch schon Galen deshalb bemerkt, daß, sowie der Bart, so auch diese Entwickelung dem Eunuchen abgeht. – Freilich ist nun wieder das Gegenteil im Übermaße geradezu tierisch, und eben weil es dann an das Fell des Wolfs oder Bären erinnert, eignet sich die sehr starke Behaarung nur für die Brust eines Kaliban oder Satyr, und wird allemal, wo sie vorkommt, das Zeichen einer geringern Natur abgeben.

c) Der Leib und Unterteil des Rückens.

Der Gegensatz zwischen Vorder- und Hinterfläche wird, wo möglich, in dieser Region des Stammes noch bedeutender als an der Brust, und die Symbolik muß sonach auch die Bedeutung beider noch weiter auseinanderrücken. Die Vorderseite, in ihrer Mitte durch jenes merkwürdige Grübchen (Umbilicus, Nabel) bezeichnet, welches zeitlebens die Stelle andeutet, wo der werdende Mensch einst durch eigene Blutgefäße seine Verbindung mit dem mütterlichen Körper zehn Mondumläufe lang erhalten hatte, sie umschließt die wichtigsten erhaltenden und ernährenden Gebilde des Menschen, Magen und Darmkanal, nebst der Leber und den andern großen für Assimilation und Blutbildung wichtigen drüsigen Gebilden. Diese Vorderseite ist gar nicht durch Knochen geschützt, der Mensch ist hier weichlich anzufühlen, ist Verletzungen sehr zugänglich, welche allemal an diesen Stellen größere Gefahr drohen, und ist mehr als anderwärts in kurzen Zeiträumen besonderer Aufreibung, wie besondern Zusammenfallens dort fähig, so wie denn auch hier zuweilen jene Geschwülste, von innerer Lagenänderung der Eingeweide bedingt, vorkommen, welche man Brüche (Herniae) nennt, und welche meistens auch Zeichen einer übermäßigen Stoffaufnahme und insofern geringerer geistiger Natur, abgeben. Die Bewegungen und Gefühle der Verdauung machen in dieser Gegend vorzüglich sich bemerkbar, und es ist deshalb höchst natürlich, daß die größern Volumenvermehrungen derselben ebenso bestimmt auf Vorwiegen mächtiger Er-

*) A. a. O., 2, 200.

nährung hinweisen, als daß das Einfallen derselben ein gewisses Darben der ganzen Organisation bezeugen müsse; daß also durch das eine wie durch das andere auf sehr entschiedene Weise die Stimmung der Individualität des Menschen charakterisiert werde, und zwar charakterisiert, allerdings zunächst in bezug auf seine Konstitution, dann aber zugleich, und zwar durch einen gewissen sehr bestimmten Antagonismus, auch in bezug auf den Stand seiner geistigen Fakultäten.*) – Freilich habe ich an mehreren andern Orten bereits auf grelle Mißverständnisse hingewiesen, welche in der gewöhnlichen, um nicht zu sagen gemeinen Anschauungsweise dieses Verhältnisses liegen, nämlich, daß nicht durch Vorwiegen der Ernährung etwa eine besondere Last entstehen müsse für den als ein vom Körper ganz unbedingt Verschiedenes gedachten immateriellen Geist, und die herabgezogene Intelligenz bei einem zu reichlichen Embonpoint des Leibes allein aus diesem Grunde begriffen werden könne, und umgekehrt; sondern daß Organisation für Denken im Hirn und Organisation für Verdauen im Magen durchaus nur als zwei polar verschiedene Richtungen einer und derselben sich darlebenden individuell göttlichen Idee anzuschauen seien, von welchen dann notwendig das stärkere Hervorgehen der einen, das Herabdrücken der andern ungefähr ebenso bedingen muß, als allemal die eine stärkere Absonderung an der Außenfläche des Körpers die andere an der Innenfläche desselben herabsetzen wird, und umgekehrt. – Sei das nun aber auch so, so wird doch der symbolische Sinn eines übermäßig ausgedehnten Leibesvolumens immer derselbe bleiben, d. h. er wird eben durch jenen Gegensatz stets eine ungünstige Prognose für geistige Fähigkeiten gewähren, und wenn ja eine vorzügliche Hirnbildung, selbst diesem Gewicht zum Trotz, eine lebhaftere Geistestätigkeit verkündigt, so ist doch zehn gegen eins zu wetten, daß dann eher die leichtern Blüten des Verstandes und Gemütes, wie sie als Witz, Humor (wer

*) Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die antike Bezeichnung für die zwei Grundtemperamente von der Verdauung hergenommen wurde. Man unterschied Eukoliker und Dyskoliker. So rühmen antike Biographen von Sophokles, er sei ein Eukolos (εὔκολος) d. h. ein gut Verdauender gewesen. Lg.

denkt hierbei nicht abermals an den unsterblichen Sir John Falstaff), schnelles Gedächtnis, musikalisches Talent und dergleichen heraustauchen, einer solchen Persönlichkeit eignen werden, als die schwerern aber freilich auch leuchtendern Schätze der Seele, wie sie als Reichtum der Idee und Tiefe der Wissenschaft sich nur unter besonderen Konstellationen entwickeln. Zwar darf man daher also keineswegs eine gewisse feinere Magerkeit des Leibes an und für sich als positives Zeichen höherer geistiger Begabung aufführen, wohl aber mag man sagen, daß, wenn durch andere Zeichen verkündigt, die letztere wirklich gegeben ist, gewiß eine ähnliche Leibesbeschaffenheit niemals fehlen werde*).

Fig. 116

Um diese Verhältnisse ganz deutlich zu machen, kann ich nicht umhin, hier eine Zeichnung eines Schlemmers mit vollem oben erwähnten Übermaß des Leibes wiederholen zu lassen (Fig. 116), welche wir dem teuern Meister Albrecht Dürer verdanken**) und allwo jene charakteristische Schwerfälligkeit und Roheit der der Form überhaupt, und der des Unterleibes insbesondere so vortrefflich hervorgehoben ist, daß es eigentlich gar keines weiteren Kommentars bedarf, denn auch das in physiognomischen Studien ganz ungeübte Auge wird sofort aus einer Körperbildung dieser Art eine Schwerfälligkeit des Geistes und eine Lebensgeschichte herauslesen, wie

*) „Ventres vacui animi bonam valetudinem et mentis altidudinem significant (Eine gewisse Leerheit des Leibes deute auf geistige Gesundheit und höhere Gesinnung)" sagt schon Porta.

**) Die Figur ist entlehnt aus den bekannten merkwürdigen lithographisch wiederholten Arabesken jenes Gebetbuchs, welches A. Dürer eigenhändig verzierte und welches in der Münchener Bibliothek verwahrt wird.

sie anderwärts nur durch Zuhilferufen des ganzen wissenschaftlichen Apparates ausgemittelt werden können.

Übrigens ist nun früher schon bei Betrachtung der verschiedenen Proportionen bemerklich gemacht worden, daß selbst die Teilung des Leibes mittels des Nabels nicht ohne Bedeutung bleibe, denn da entschieden die Hälfte unterhalb dieser Grube *mehr dem Geschlecht, die oberhalb mehr der Selbsternährung* angehört, so wird Vorherrschen der einen oder der andern notwendig auf wichtige Verschiedenheiten der Konstitution hindeuten, und niemals der Reflex solcher besondern Bildung auf geistige Stimmung fehlen. – Die Antike setzt gewöhnlich die Nabelgrube etwas tiefer als die Mitte zwischen Herzgrube und Schambogen, und übertreibt selbst dieses Verhältnis in Gestalten, wie die des alten Silen, dessen schwammig geschwollener Leib die Schlemmerei versinnlichen sollte, während der feinere geistigere Genuß durch das Bildnis des jugendlichen Bacchus angedeutet wurde. Auch Herder sagt daher bei dieser Gelegenheit: „Darauf bezieht sich jene edle Beschreibung Winckelmann's von dem, was Bauch des Bacchus heiße: die jugendliche Nüchternheit und Mäßigkeit und sanfte, wie aus schönem Traum erwachte Fülle, deren Gegenteil eine Form und ein Zustand ist, der selbst in der Beschreibung widert." – Dieselben Gegenstände einer wilden Üppigkeit und jener schönen feinern Sinnlichkeit, einer widerwärtigen Schwellung und jener hagern traurigen Magerkeit, der Zeichen des Elendes oder des Geizes, wiederholen sich ihrer Bedeutung nach selbst in der Bildung der äußersten Oberfläche des Leibes, welche entweder von reiner Weiße und glatter elastischer Wölbung, ohne irgend stärkere Haarentwickelung, gefunden wird und dann die erwähnte edlere Signatur verstärkt, oder, abweichend von dieser reinen mittlern Bildung, einmal den Fettglanz und jene gedunsene Oberfläche annimmt, welche auf Schlemmerei deutet, und oftmals wohl noch bis zur mittleren Region mit stärkerer Behaarung sich bedeckt, ein andermal aber teils starke Querfalten bildet, im weiblichen Körper namentlich zum Merkmal vorausgegangener Geburten dienend, teils eine gelbe mehr trockene, lederartige Beschaffenheit annimmt, und dann

diejenige Bedeutung noch erhält, welche wir oben schon von der dürftigen Magerkeit dieser Gebilde erwähnt haben.

Ein besonderes Verhältnis bietet die Hinterseite des Leibes, oder der untere Teil des Rückens, in seiner Bedeutung dar. – Wir hatten bemerkt, daß die obere Rückengegend entschieden noch einen gewissen geistigen Ausdruck hatte, der am meisten in der so sehr mannigfaltigen Nackengegend sich verriet, und davon abhing, daß dort das hochsensible Gebilde des Rückenmarks herabsteigt. Von der untern Rückengegend, der der Lenden und Kreuzwirbel, kann nun jedenfalls etwas Ähnliches nicht ausgesagt werden, und sucht man sich den Grund hiervon deutlich zu machen, so ist es gar keiner Frage unterworfen, daß derselbe darin gegeben sei, daß dort kein Rückenmark mehr vorhanden ist, als welches im Erwachsenen stets nur bis zu Anfang der Lendengegend herabreicht und seine Nerven allein weiter und tiefer herabsendet. – In Wahrheit hat also wirklich diese untere Rückengegend durchaus einen mehr vegetativen und sexuellen Charakter, d. h. nicht etwa, als wenn nicht auch hier die Form einer besondern Schönheit fähig wäre (schon der oben Fig. 115 vorgelegte Kontour des Rückens der kleinen Antike kann davon die Überzeugung gewähren), aber nur die symbolische Bedeutung wird hier nie auf irgendeine besondere geistige Anlage sich richten, sondern einzig und allein die eigentümliche Konstitution anzeigen, sie wird durch ihre größere Breite im allgemeinen die höhere materiell produktive Natur des weiblichen Körpers verraten, sie wird unter verschiedenen Frauen die verschiedene Energie der bildenden hervorbringenden Kraft bestimmen (man achte bei den Antiken auf den Unterschied dieser Gegend in der meerentstiegenen jungfräulichen Venus und der Venus als Erzeugerin), und so wird auch im männlichen Geschlecht die Verschiedenheit der athletischen und böotischen, sowie der asthenischen und phlegmatischen Konstitution usw., durch sehr verschiedene Zeichnung dort sich aussprechen, indem die Knochenstärke und Muskelschwellung im erstern, und die breitere gröbere Form im zweiten Falle hier ebenso charakteristisch bleiben wird, als die feinere Bildung im dritten, das Schwammige und Schlaffe dieser gesamten Hüftengegend

aber im vierten (man vergleiche hier wieder die dicke schwammige Lendengegend auf Fig. 116 wie charakteristisch sie ist)*). –

Und so schließt sich denn das ganze schöne organische Gewächs des Stammes nach unten ab in dem Gebilde des Beckens, dessen Rückenwand schon wesentlich die eben erwähnte untere Rückengegend mit vollendet, während es im Innern und Äußern ganz besonders den Organen des Geschlechts bestimmt ist. Mehr als jeder andere Skeletteil hat deshalb das Becken in jedem Geschlecht seine eigentümliche Physiognomie, und die Hüftenbreite, welche mehrmals schon als Eigentümlichkeit des Weibes aufgeführt worden ist, wird hauptsächlich von hier aus bestimmt. Auch die äußern nun so ganz auf die Gattung sich beziehenden Formen dieser Gegend gäben, um, insofern sie im einzelnen eine in vieler Hinsicht sehr sprechende Symbolik verraten, manches vor unser Forum Gehörige zu erwägen, müßten wir nicht hier der Stelle von Herder**) gedenken, wo er sagt: „Wenn schon Winckelmann es beklage, daß er nicht für Griechen schreibe und also Vieles müsse verschweigen, so habe ich diese Vorsicht, leider! noch mehr nötig, kann also auch nur mit wenigen Zügen reden." – Sei daher hier nur noch beigefügt, einmal, daß in einer merkwürdigen Weise gerade diese Gegenden es sind, in welchen gewisse Rassenunterschiede einzelner Menschheitsstämme sich kundgeben, und ein andermal, daß der Geschlechtsunterschied auch in der verschiedenen Bildung der Sexualorgane insofern sich verrät, als die Symbolik derselben für gewisse Eigentümlichkeiten der Konstitution (denn nur von diesen Beziehungen, und nicht von denen auf geistige Anlagen, kann hier begreiflicherweise die Rede sein) in dem einen Geschlechte so viel deutlicher hervortritt, als im andern***). – Was das erstere betrifft, die Rassenunterschiede,

*) Berühmt ist die Kallipygos (schönpopoige) Venus sowie der Herkules Melaspygos, (hinten behaarte Herkules) in Neapel.

**) Plastik, S. 312.

***) Im allgemeinen pflegt bei männl. Geschlechtscharakter die obere Haargrenze der Schambehaarung im spitzen Winkel zum Nabel zu verlaufen; bei weiblichen im flachen Bogen oberhalb des Schambeins. Lg.

so haben wir von äußerer Formenverschiedenheit dieser Geschlechtsgegend das einzige Beispiel im weiblichen Geschlecht, und zwar auch nur bei einem einzigen Volksstamme, dem der Hottentotten unter den Nachtvölkern. — Fr. Cuvier bildete auf den Eingangstafeln seines großen Werkes: Histoire des mammifères, die in ihrer Art hübsche Hottentottin ab, welche einige Zeit unter dem Namen der Venus-Hottentotte in Paris gesehen wurde, und auch bei ihr, deren Körper in anderer Hinsicht sehr regelmäßige Verhältnisse darbot, zeigte sich diese Verschiedenheit in Form einer enormen Fettablagerung (Steatopyge) in der hintern Hüftengegend, wie sie in durchaus keinem andern Volksstamme sonst vorkommt, und diese Auftreibung sowohl, als derjenige Fortsatz von Hautfalten unterhalb des Venusbergs an den meisten dieser Frauen, welchem man den Namen der Schamschürze (Tablier) beilegt, stellen also wirklich merkwürdige und nationale Bildungscharaktere dar, in denen sich die Buschhottentotten Südafrikas von andern Stämmen unterscheiden, zugleich aber symbolisch eine Hinneigung des rein menschlichen Bildungstypus zu dem tierischen dadurch ziemlich stark ausdrückend.

Was nun das andere betrifft, nämlich die individuelle Verschiedenheit in der äußern Bildung der Sexualorgane, so darf hier nur soviel hervorgehoben werden, daß mit Recht es als bedeutungsvoll für den Gegensatz der Geschlechter angesehen werden dürfe, daß im männlichen jene Verschiedenheit wirklich im hohen Grade nach außen hervortritt, so zwar, daß sie für die Persönlichkeit allerdings in vielen Fällen als sehr bezeichnend betrachtet werden mag*), während im weiblichen äußerlich eine Verschiedenheit hier nur in sehr geringem Grade offenbar wird, indem vielmehr hier fast alles persönlich Charakteristische dieser Region tief im Innern sich verbirgt, dadurch aber gerade jenem Geheimnisvollen und jener schamhaften Zurückgezogenheit auch in Wahrheit orga-

*) Bis zu welcher, für das Allgemeine dann allerdings immer sehr charakteristischen Roheit der Form diese Gebilde sich hier zuweilen verirren können, davon gibt Fig. VII auf Taf. VIII meiner früher erwähnten großen Proportionslehre ein merkwürdiges Beispiel.

nisch entspricht, welche in so hohem Grade zu schönem Eigentume sowohl der Jungfrau als der Frau von jeher bestimmt sind*).

2. Die Gliedmaßen des Stammes.

Zuerst einige Betrachtungen über die Physiognomie des Stammes im allgemeinen! – Wir mögen vor allem bedenken, daß schon darin eine der Gliederbildung eigentümliche Bedeutung gegeben sein müsse, daß am Stamme zwei Paar Glieder sich entwickeln, während am Kopfe nur das einzige Paar, der zum Unterkiefer verwachsenden Kinnladen, vorkommt. – Dieses Verhältnis nämlich ist keineswegs das ganz allgemeine, es gibt Tiergattungen, wo nur der Kopf Gliedmaßen hat, und der Rumpf gar keine (wie die Schlangen), und andere, wo der Kopf eine ebenso große Reihe Glieder hat, als der Stamm (wie bei den Krebsen mit 5 – 6 Gliederpaaren in jeder dieser Körpergegenden). Daß sich also in den höhern Tiergattungen, und namentlich so im Menschen die Gliedmaßen des Hauptes dergestalt zusammenziehen und vereinfachen, während die des Rumpfes so entfaltet und groß und zwiefach hervortreten, wird an sich schon darauf hinweisen, daß hier ein gewisser Gegensatz zwischen Höherem und Niederem bestehe, daß da, wo die Entwickelung des höchsten, sinnigsten und geistigsten Gebildes zur großen Aufgabe wird, wie am Kopfe, die Bildung der

*) Eine charakterognomische Bedeutung ist wie dem Überwiegen der linken oder rechten Körpermasse überhaupt (Rechts- und Linksläufigkeit) sowohl auch der Präponderanz des rechten oder linken Hoden zuzuschreiben. Unter 100 Individuen ist bei etwa 80 die linke Skrotalhälfte größer und hängt tiefer. Ungemein selten ist Gleichheit der Hälften. In warmen Jahreszeiten und Ländern ist das Skrotum auffallend schlaffer als bei Kälte. Ein darauf eingestellter Beobachter müßte an ihm ebenso viele Ausdrucksformen ablesen können wie an Schwanz oder Ohren der Tiere. Das paarige Vorkommen des Hoden wird bezeichnet als ὄδυμοι (Zwillinge); die Gestalt durch das Wort ὄρχις (Orchideen) und κυαμος (Bohnen). Es ist sicher, daß das Pythagoräische ἐχάπυο κυάμων (das Verbot Bohnen zu essen) geschlechtssymbolische Bedeutung hatte. Die Injektion von Hodensekret ist seit Versuchen von Brown-Séquard und den Verjüngungskuren Steinachs eine neue Organotherapie geworden. Eine sehr tiefe Symbolik liegt darin, daß bei den Römern der Eid geleistet wurde, indem der Schwörende seine Hoden zu berühren hatte (das Plasma aller Vor- und Nachwelt). Daher der Name testis = Zeuge (Hoden). Die Kastration (von castor, Biber, weil man annahm, daß der Biber sich selbst den Hoden ausbeiße),

Gliedmaßen sich stets zurückziehen und vereinfachen werde, während da, wo das innerlichste Gebilde nur auf das Vegetative und Materielle sich bezieht, wie am Stamme, gerade die Gliederausstrahlung allerdings zu einer höheren Geltung kommen kann und muß. — Werfen wir jetzt einen Blick auf die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Stammes, so sehen wir, daß in seiner allerfrühesten Bildungsperiode die Gliedmaßen noch ganz fehlen, daß sie dann im zweiten Monat des Embryolebens als kleine knospenartige Keime zu beiden Seiten des Stammes hervortreten, und daß sie fernerhin, bis zur vollen Größe, nach Oberglied, Unterglied und Endglied stets dergestalt sich entwickeln, daß einmal die vollkommnere Entfaltung ihrer Endglieder (Hand oder Fuß) überall als höchste Aufgabe ihrer Bildung erscheint, und ein andermal, daß die größte Feinheit, Beweglichkeit und Sensibilität in allen drei Gegenden jedes Gliedes stets auf Seiten der obern Gliedmaßen bleibt, während die größere Masse, bewegende Kraft und Ausdauer allemal den untern Gliedmaßen eignet. Die obern sind die Glieder der Brust, der Atmungsgegend, und sind Organe des Tastens, die untern sind Glieder des Beckens, also der Geschlechtsgegend, und sind namentlich Organe der Ortsbewegung. Beide Gliedmaßenpaare sind indes im ganzen im Verhältnis zur Kopfgliedmaße von einem außerordentlichen Umfange, und beweisen sonach sowohl durch ihre zwiefache Zahl, als durch ihre

wurde im ganzen Altertum mit Recht für Unzuchtsdelikte vorgesehen (per quod quis peccat, per idem punietur et item). Ein kurzer Hinweis sei gegeben auf den Symbolcharakter der Circumscission. Sie entstammt ältesten Opferriten; nicht aber der Sorge um Reinlichkeit und Angst vor Phimose. [Das praeputium hieß ursprünglich pellis, φέλλος, Fell. Daher der Name A-pelles für Beschnittene (Horaz: credat Judaeus Apella)]. Angedeutet sei auch, daß Erektion der Schwellkörper nicht etwa symbolum vigoris, sondern oft Schwäche des Organismus anzeigt. (Kohlrausch: Zur Anatomie und Physiologie der Beckenorgane. Leipzig 1854). — Die Tiefe der mittleren Naht (Raphe) scheint mir, obwohl ich die Ordnung der Hodensacklinien für minder wichtig halte als die der Handlinien doch immerhin bedeutsam für Symbolik des mannmännlichen Fühlens. Diese Spaltung ist ja bereits Annäherung an die labia maiora. Verbunden mit Kryptorchismus, Ungeschlossensein der Harnröhre, Einmündung des ductus ejaculatorii in die abnorme Spalte der Urethra, haben wir bereits Hermaphroditismus. Eine Fülle charakterologischer Gesetze könnte man auch dem Studium der Reflexbewegungen entnehmen. (Romberg: Klinische Wahrnehmungen, Berlin 1851). Lg.

größere Masse, daß im Stamme das Äußerlich-Sein eben in dem Grade vorwalten müsse, wie im Haupte das Innerlich-Sein. – Der Geschlechtsunterschied, welcher in der Gliederbildung des Stammes insbesondere dadurch sich verrät, daß die Frau in der Regel zartere, der Mann kräftigere Gliedmaßen besitzt, wird notwendig eben dadurch auch bedeutungsvoll, und stimmt mit der größern Innerlichkeit des Weiblichen, gegen das entschiedenere Wirkungsvermögen nach außen im männlichen Geschlechte, genau überein. – Das erste Resultat, welches wir nun aus alle diesen Tatsachen ziehen dürfen für die Symbolik, würde also sein: „eine sowohl im Verhältnis der Masse des Stammes als des Kopfes beträchtliche Vergrößerung der Ober- und Untergliedmaßen des Stammes wird stets die innerliche, geistige Bedeutung des Menschen, deren Zentralpunkt im Hirnleben ruht, wesentlich herabsetzen, während umgekehrt eine größere Zartheit und Massenverminderung, zwar nicht unbedingt die geistige Bedeutung des Menschen steigert, wohl aber mittelbar dieselbe hebt, so daß eine solche, ohne einen gewissen feinern Gliederbau, nicht vorkommt, dagegen aber, unter gewissen Umständen, wohl Kleinheit und Zartheit der Gliedmaßen vorhanden sein kann, ohne besonderes Ausgezeichnet-Sein der geistigen Kraft." – Eine zweite Folgerung für die Symbolik der Gliedmaßen im allgemeinen würde sein: „Es kann kaum ein der Bedeutung höherer Seeleneigentümlichkeit ungünstigeres Verhältnis der Gliederbildung gedacht werden, als wenn die beiden Gliederpaare ihre Beschaffenheit ins Entgegengesetzte umkehren, dergestalt, daß die untern Gliedmaßen in demselben Maße klein und schwächlich werden, als die obern massiv, groß und unförmlich sich darstellen." Notwendig nämlich wird ein solches, dann mehr oder weniger in Wahrheit an die

größeren Affenarten erinnerndes Verhalten stets einen gewissen innern Widerspruch der Organisation voraussetzen, so daß dabei nicht füglich mehr jenes Gleichgewicht inneren Lebens gedacht werden kann, welches unerläßlich ist, wenn überhaupt eine irgend höhere Geistesentwickelung erreicht werden soll. — Endlich dürfen wir als drittes und letztes Ergebnis für diese allgemeine Symbolik feststellen, daß, eben weil das Endglied jedesmal die Spitze und wahre Vollendung der Gliederbildung darstellt, diejenige Form von Gliedmaßen, an welchen das eigentliche Endglied (Hand oder Fuß) eben nur roh und unvollkommen durchgebildet erscheint, stets von sehr ungünstiger Prognose für die psychische Individualität gehalten werden müsse; daß dagegen dieses weniger der Fall sein werde, wenn diese mangelhafte Entwickelung nur im Oberglied oder Unterglied einer solchen Gliedmaße (Ober- und Unterarm, oder Ober- und Unterschenkel) sichtbar werden sollte. — Wir wenden uns nun zu den einzelnen Paaren.

Bevor ich indes zu der Symbolik der wirklichen einzelnen Gliederpaare übergehe, wird es nicht unwichtig sein, auch der Symbolik derjenigen Glieder zu gedenken, welche ein freies Walten poetischer Plastik dem menschlichen Stamme auf Kunstwerken zuweilen angedichtet hat. Zeigt sich doch auch in allen solchen Bewegungen des menschlichen Geistes ein tiefes geheimnisvolles Gesetz! denn keineswegs regellos darf auch in Dingen dieser Art die Phantasie gebahren. Es würde sogleich als durchaus abgeschmackt und widersinnig erscheinen, wenn ein Künstler z. B. aus dem Kopfe hervor ein Paar Arme sich entwickeln ließe, oder ein Paar Füße als aus der Brust hervorgehend bildete; selbst die oft so ganz aberteuerlichen Gestaltenbildner indischer Mythologie haben derartiges nicht gewagt, und auch jetzt würde nicht einmal in der ungebundensten Arabeske eine solche Verunstaltung als erlaubt erscheinen, woraus denn also entschieden hervorgeht, daß auch in diesen Dingen die Gesetze organischer Bildung selbst,

oft mehr von den Künstlern geahnet, als irgend deutlicher begriffen, immer maßgebend für die Gestaltung der Kunstwerke gewesen sind und sein müssen. — Was nun die symbolische Gliederbildung des Stammes betrifft, so ist hier namentlich der **Flügelbildung** zu gedenken, womit so viele Künstler in einzelnen Werken die menschliche Gestalt bald verschönt und bald verhäßlicht haben. Bereits in meinem großen anatomischen Werke „Von den Ur-Teilen des Knochen- und Schalengerüsts", dann aber in meiner „Physis" (S. 130) habe ich gezeigt, daß in unserm organischen Baue sehr bestimmt die Hindeutung auf Flügelbildung gegeben sei, indem ebenso wie an dem Brustringe des Schmetterlings nach der Vorderseite zu ein Fußpaar hervortritt, nach der Rückenseite zu aber ein Flügelpaar, so am Schulterringe des Menschen nach der Vorderseite zu die Arme sich entwickeln und also potentia eigentlich das Flügelpaar an der Rückenseite gefordert wird. — In Wahrheit erscheint demnach das Andichten von Flügeln an menschlicher Schultergegend (an einem andern Orte, z. B. an der Hüftengegend, oder mehr noch am Unterleibe, wäre es ein Unsinn) als eine Vollendung, Vervollkommnung, der menschlichen Gestalt, und wie schön, daß eine so bestimmte Vorahnung dieses Verhältnisses schon vor undenklicher Zeit die Künstler getrieben hat, in dieser Weise durch ein neues Symbol den Ausdruck menschlicher Gestalt steigern zu können. — Dabei ist aber natürlich auch die Wahl der Form des Flügels bedeutend; es durfte nicht ein Flügel sein, der eine Karikatur der menschlichen Hand war, wie der fünffingerige der Fledermaus, sondern es mußte die höchste befiederte Form des Organs, der Vogelflügel sein, die Form, welche wieder einen reinen Gegensatz (wie im Schmetterling der Flügel zum Fuße) zum Arme und der Hand darstellt. Der Schwanenflügel an der Schulter erhebt daher den Menschen zum Genius oder Engel, der Fledermausflügel ebenda erniedrigt ihn zum Teufel. — Nach solchen Grundsätzen nun, sieht man wohl, ist auch die Symbolik der Cherubform zu verstehen, wo die ganze Menschengestalt kindlich unvollendet gedacht ist, nur das Haupt des Kindes aber sich ausgebildet zeigt und beide Gliedmaßenpaare des kaum angedeuteten Stammes als vier Flügelchen er-

scheinen, deren zwei das Unvollkommene zusammengeschlagen verhüllen, während zwei andere das leichte Gebild schwebend erhalten. (Wie schrecklich würde dagegen ein bloßer Rumpf mit verkümmerter Kopf- und Gliederandeutung am erstern sich darstellen! – nicht einmal die Phantasie eines Höllen-Breughel hat so etwas zu bilden versucht.) – Ich gedenke nur noch, daß selbst, wenn man die erwähnten wundersamen Gestalten der indischen Mythologie mit ihren überzähligen Gliedern und Köpfen nach diesem Maßstabe der Symbolik betrachtet, man gar merkwürdigen Ideenverbindungen begegnen wird.*) Hier jedoch soweit genug!

a) Die Brustgliedmaßen.

Herder sagt ganz hübsch von ihnen: „Und wie der Arm des Mannes strebt! Muskeln seine Siegeskränze und Nerven seine Bande der Liebe. – Mächtig und frei gehen sie von den Schultern hervor, die Werkzeuge der Kunst und die Waffen der Tugend. Sie sind da, die Brust zu schützen, Geliebte, Freund und Vaterland zu umschlingen, ans Herz zu drücken und zu verteidigen. Und die Hand ein Gebilde voll feinen Gefühls und tausendförmiger organischer Übung." –

Wie schon gesagt ist, und jeder an sich weiß, zerfällt die Brustgliedmaße in Oberarm, Unterarm und Hand. Wenn die erstern beiden den Blütenstengel darstellen, so erscheint in der letztern die Blüte selbst, und wir sind so gewohnt in ihr den Inbegriff der ganzen Gliedmaße zu sehen, daß (zumal da auch die obern beiden Abteilungen meistens verhüllt getragen werden) wir dem übrigen häufig nicht Aufmerksamkeit genug in physiognomischer Beziehung zuwenden. Nichtsdestoweniger bereitet schon die ganze Eigentümlichkeit der Hand im Arme sich vor, und dem feiner beobachtenden Künstler hat längst sein Gefühl wie seine Erfahrung gelehrt, welcher enorme Unterschied bestehe zwischen dem Arme

*) Man wird bei mythischer Symbolik zunächst festzuhalten haben, daß Betonung eines Gliedes hindeutet auf Verstärkung der Funktion, welcher das Glied dient: Der denkende Buddha wird durch mehrere Köpfe oder Stirnerhöhungen gekennzeichnet, die Gnadengöttin Kvannon durch unbegrenzt viele Hände, der schnelle Merkur durch beflügelte Füße, die fruchtbare Erdgöttin durch zahllose milchspendende Brüste usw. Lg.

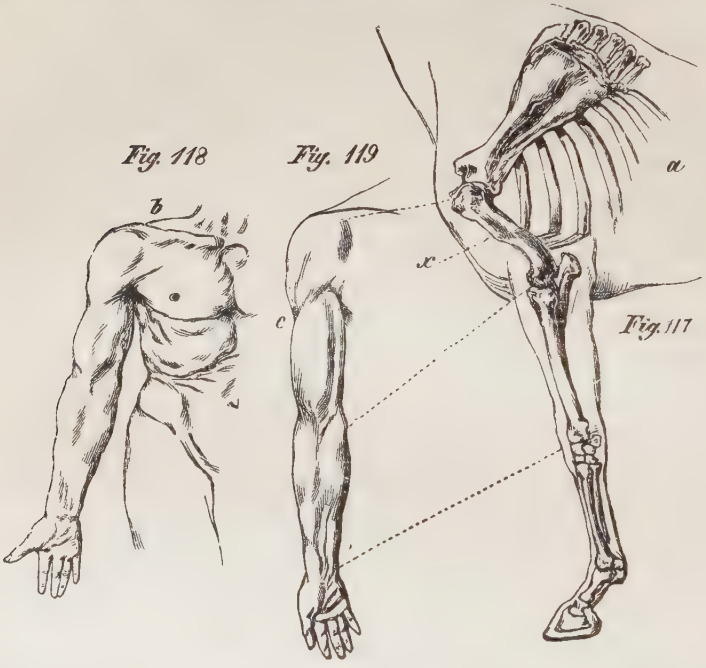
der Frau und des Mannes, des Jünglings und Greises, dem Arme, der eine zarte, schlanke, feinfühlende Hand trägt, und dem Arme, aus dem die elementare Hand hervorging, usw. – Wie indes es ganz richtig ist, daß die Besonderheit der Pflanze am meisten in ihrem höchsten Organe, der Blüte, erkannt wird, wie eben deshalb auch der Kopf und insbesondere der Schädel das am meisten charakteristische Gebilde des ganzen Menschen bleibt, so tritt allerdings auch in der Hand alle die Verschiedenheit, welche wir am Arme irgend nachzuweisen imstande sind, erst mit vollkommen augenfälliger Deutlichkeit hervor. Eine gewisse Stufenfolge in Variabilität der Bildung, und also auch in Verschiedenheit der Symbolik, ist von oben nach unten an der Brustgliedmaße unverkennbar. Der Oberarm, wie er nur durch einen Knochen bestimmt wird, ist der geringsten Mannigfaltigkeit fähig; hierauf folgt der Unterarm, mit zwei Knochen, an welchem schon eine größere Formenverschiedenheit vorkommt, und zuletzt die Hand mit 27 Knochen und von einer solchen Mannigfaltigkeit der Formen, welche fast mit der der Physiognomie des Gesichts verglichen werden darf. –

α) Oberarm.

In ihm ist vorzugsweise das wahre motorische Element der ganzen Gliedmaße gegeben. An den oberen Teil seines Knochens (Humerus) heften sich die Brust-, Schulter- und Rückenmuskeln, welche den ganzen Arm heben, senken, vor- oder rückwärts ziehen, und von seinem mittlern entspringen die Muskeln, welche den Vorderarm beugen, strecken, vor- oder rückwärts wenden. Diese physiologische Bedeutung wird denn auch die symbolische des ganzen Oberarms wesentlich bestimmen, und man kann schon von hier aus es sich vollkommen deutlich machen, warum er am wenigsten irgend einen besondern sensibeln oder gar geistigen Ausdruck anzunehmen imstande ist, während er die leibliche Konstitution, und insbesondere diejenigen Seiten, welche wir die athletische, cholerische, asthenische und phlegmatische genannt haben, mit großer Bestimmtheit charakterisiert. Die athletische Konstitution gibt sich hier kund durch besondere Muskelfestigkeit und Größe, die cholerische durch anlaufende

Adern über den starken Muskeln und die gerötete Haut; die asthenische durch Magerkeit und Dürftigkeit der Muskeln, und die phlegmatische durch die schlaffe Muskulatur und die schwammig geschwollene Haut. In Wahrheit gewährt für die Muskelstärke eines Menschen schon das Anfühlen des Oberarms, namentlich während der angespannten Schwellung des zweiköpfigen Armmuskels, ein sehr sicheres Kennzeichen, und das geringere Wirkungs- und Willensvermögen des Weibes spricht sich daher, im Verhältnis des so viel größern, des muskelstärkern Mannes, vorzüglich deutlich im Baue dieser Gliedmaßen-Abteilung aus. – Dabei ist die Bedeutung, welche die Länge des Arms hat für edlere menschliche Bildung, keineswegs zu übersehen. Vergleicht man nämlich die Einteilung der gesamten Brustgliedmaße im Menschen mit der der Tiere, so zeigt sich, daß der Oberarm stets der am spätesten auftretende Teil der ganzen Gliedmaße ist. Die Fische haben noch eine unmittelbar an der Schulter sitzende Hand wie der kleinste menschliche Embryo, und in den höhern Klassen wächst dann der Oberarm erst allmählich hervor, um in den Vögeln sodann als Grundgebilde des Flügels die mächtigste Ausdehnung zu gewinnen. Was die Säugetiere betrifft, so wird man ein eigenes Verhältnis des Oberarms zum Unterarm ebenfalls sogleich deutlich gewahr; indem nämlich beim Menschen der Oberarm regelmäßig den Unterarm etwas an Länge übertrifft, wächst dagegen die Länge des letztern gegen die des erstern, fortschreitend, d. h. je mehr sich die Gattungen vom menschlichen Typus entfernen. Schon die langarmigen Affen, und selbst die Säugetiere, welche die allergrößte Ausdehnung der Arm- und Handknochen zeigen, die Fledermäuse und Vampire, haben immer den Unterarm beträchtlich länger als den Oberarm, während der letztere, bei fast allen andern, sogar so kurz wird, daß er aufhört als freie Gliedmaße aus der Brust hervorzutreten, sondern mit von deren allgemeinen Bedeckungen umhüllt wird (s. Fig. 117, x, der Oberarm). – Bedenken wir diese Eigentümlichkeit, so ergibt sich ohne weiteres, daß auch am Menschen ein gegen Unterarm und Hand verkürzter Oberarm entschieden als Tierähnlichkeit erscheinen müsse. Daß schon

zwischen den Tag- und Nachtvölkern hierin ein Unterschied stattfindet, scheint unbezweifelt, und würde sich bei zahlreichen Messungen noch entschiedener herausstellen. Die längern Oberglieder des Negers (namentlich durch längern Unterarm bedingt), die mit ihrer schmalern Hand schon längst als eine gewisse



Ähnlichkeit mit dem Affen dargestellt wurden, versteht man nunmehr ihrer Bedeutung nach noch vollkommner.*) In Wahrheit empfinden wir daher, auch bei Individuen unseres Stammes, schon ohne dieses tiefern Grundes uns bewußt zu sein, es stets als niedrige Bildung, wenn der Oberarm an Länge bedeutend zurücktritt, auch pflegt dies nicht selten eben da vorzukommen, wo

*) Es versteht sich von selbst und ich brauche dafür nur auf mein Hauptwerk „Der Untergang der Erde am Geist (Europa und Asien)" zu verweisen, daß ich die Carussche Vorwertung der europäischen Menschheit und die geringere Wertung der schwarzen, braunen und gelben Menschen nicht billige. Lg.

der Stamm selbst durch Verkrüppelung verunstaltet erscheint (so dargestellt in der Fig. 118 neben dem regelmäßigen Verhalten Fig. 119), und vollendet dadurch wesentlich das Charakterbild des verwachsenen Menschen, über dessen psychische Individualität bereits weiter oben das Nähere dargelegt worden war. — Fälle von übermäßiger Länge des Oberarms sind sehr selten, und kleine Überschreitungen des normalen Verhältnisses finden sich noch am ersten bei demjenigen Habitus, den wir überhaupt als Bild der phthisischen Konstitution bezeichnen dürfen, und wobei auch flügelförmig abstehende Schulterblätter gewöhnlich ein sprechendes Zeichen dieser krankhaften Anlage abgeben.

β) Unterarm.

Wie der Oberarm das motorische Element enthält für den Unterarm, so enthält es dieser für die Hand, und da die Bewegungen der letztern so unendlich viel mannigfaltiger sind, als die des erstern, so muß seine Muskulatur zahlreicher, und das Spiel seiner Schwellungen so sehr viel abwechselnder werden, als am Oberarm selbst. Wie demnach die eigentümliche Bewegung, so kündigt auch der eigentümliche Bau der Hand schon in dieser mittlern Gliedmaßen-Abteilung mit weit größerer Bestimmtheit sich an als in der obern, und die Verschiedenheit dieser Formen, wie die der Physiognomie der Hand selbst, wird deshalb außerordentlich groß. — Man beobachte den rauhen sonnengebräunten langen und starken Vorderarm des gröbern Handarbeiters, und den magern, gedehnten, eckigen des gewöhnlichen Schreibers, den kräftigen und doch fein gebildeten des Virtuosen, den schlanken weichgerundeten der schönen Frau, oder den vertrockneten und vergilbten, mit spitzigen Ellenbogen, der zänkischen Alten, und eine ganze Reihe symbolisch verschiedener Formen, zwischen denen noch unzählige andere liegen, wird uns entgegentreten. Wenn ich daher hier nicht zu weit in Schilderung aller dieser Einzelheiten eingehe, so liegt der Grund davon nur darin, daß sie eben durchaus so genau sich beziehen auf die besondern Bildungen der Hand. Ich werde daher gegenwärtig damit beginnen müssen, schon vorläufig auf die Hauptverschiedenheiten der Hand selbst aufmerksam zu machen, indem ganz bestimmt nach diesem Maße die verschiedenen Formen

des Vorderarms sich einteilen lassen. Nun wird sich aber alsbald das Nähere ergeben, warum wir das schön gegliederte Endgebild der Brustgliedmaße eben in vier Hauptformen einzuteilen haben, d. h. in die elementare, motorische, sensible und psychische Hand. Der Grund nämlich ist: weil in ihrer einen Bildung zwei Funktionen, d. i. Sinnesorgan und feinstes Bewegungsorgan in gar mannigfaltigem Verhältnis, sich auf das engste verbinden, eine Verbindung, wo dann entweder beide Bedeutungen nur roh und unvollkommen auftreten (elementare Hand), oder die Bewegung stark vorwaltet (motorische Hand), oder die Sensibilität überwiegt (sensible Hand), oder endlich beide Funktionen in höchster Feinheit und Schärfe, gleichsam als zu einem Seelenorgan sich verbinden (psychische Hand). – Diese vierfache Signatur also hat allerdings den merklichsten Rückschlag auf den Vorderarm, und es wird in eben der Weise nun ganz gut möglich sein, einen elementaren, motorischen, sensibeln und psychischen Vorderarm deutlich zu unterscheiden. – Die Bilder eines jeden einzelnen sind dann auch wirklich durchaus nicht schwer zu entwerfen. – Hier, wie bei der Hand selbst, ist zunächst wieder auf den Typus des Geschlechts Rücksicht zu nehmen. Der wahre motorische Vorderarm ist der des vollkräftigen Mannes, der wahre sensible der der vollwüchsigen schönen Frau. Der besondere Liebreiz, der in der letztern Form an sich schon liegen kann, dieser Liebreiz, den das weibliche Geschlecht so oft mit feiner Koquetterie benutzt, und wozu es die Schönheit dieses Armteils selbst durch Anlegen von Schmuck und Spitzenhüllen zu erhöhen weiß, er spricht deutlich genug aus, wie mächtig diese Bildung auf fremdes Gefühl wirkt, und wie empfindend sie selbst auch wohl in eigener Gesichtssphäre sei. (Namentlich die Innenfläche des Vorderarms hat ein sehr feines Gefühl.) Verlangt man ein deutliches Abbild dieser Form, so sehe man den Arm der großen Tizianschen Venus auf der Dresdener Galerie, oder den aufgestützten Arm der Agrippina unserer Antiken, und man wird keiner weitern Beschreibung bedürfen, um vollständig zu erkennen, was wir hier anzudeuten beabsichtigen. – Ebenso deutlich wird das Bild des mo-

torischen Vorderarms hervortreten, wenn man die Muskelschwellungen desselben an dem Farnesischen Herkules, oder an dem Atlas des Michel Angelo betrachtet. Am leichtesten sind Beispiele des elementaren Vorderarms aufzufinden; größere Länge, dickere Muskelbäuche an seiner obern Gegend, und gröbere starkbehaarte Haut charakterisieren ihn hinreichend. — Schwer dagegen sind Beispiele des wahrhaft psychischen Vorderarms nachzuweisen, als dessen Eigentümlichkeit immer nur bei sehr fein ausgeprägten Persönlichkeiten und neben der nicht minder seltenen psychischen Hand vorkommen wird. — Das Seelische des Vorderarms wird sich aber stets insbesondere aussprechen in dem feinen Verhältnis seiner untern zur obern Partie; die erstere nämlich enthält wesentlich die die Hand und die Finger regierenden schlanken Sehnen, während die letztere das Fleisch der bewegenden Muskeln umschließt; und natürlich pflegt es stets die höhere geistige Energie zu bezeichnen, wenn durchaus ohne Aufwand großer Fleischmasse, schon durch ihre Federkraft wie durch die feine Beweglichkeit des Sehnen-Apparates, schnell und sicher aller und jeder Wille der Seele durch das reichgegliederte Gebilde der Hand sich verwirklicht. In diesem Falle wird, stets nur in zarter und allmählicher Zunahme, die Form des dann nie zu langen Vorderarms, von der Handwurzel nach dem Armgelenke hinauf, anschwellen, mit feinen Konturen wird sich das Spiel der bewegten Sehnen durch die hinreichend umhüllende Haut hindurch mehr ahnen als wirklich bemerken lassen, und eine feinfühlende, namentlich an der Innenseite des Arms zart organisierte Hautfläche wird die Schönheit einer Bildung vollenden, welche dann nur von dem noch weit feiner und mannigfaltiger gegliederten Gebilde der Hand übertroffen zu werden pflegt, zu welchem nun die Betrachtung sich wendet*).

*) Die Bezeichnung Arm (ἁρμός, armium) war ursprünglich nur für Tierläufe gebräuchlich. (Daher wohl das scherzende „Reich mir deine Bruderflosse“). Der Oberarm hieß bei den Römern lacertus, der Vorderarm brachium. Das helle Integument des Vorderarms galt als Attribut weiblicher Schönheit. Daher heißt Hera bei Homer λευκώλενος (weißarmig). Ovid singt, „Illa antem reducem niveis amplectitur ulnis“. Sie umschlang ihn mit schneeigen Armen. Lg.

γ) Die Hand.

Mit diesem Worte eröffnen wir eins der merkwürdigsten Kapitel der ganzen Symbolik menschlicher Gestalt, denn in diesem wunderbaren Gliede ruht ein solcher architektonischer Tiefsinn, seine Entwickelung gewährt eine solche merkwürdige Geschichte, sein Einfluß auf Erhebung der menschlichen Seele zur Vollendung des Geistes ist ein so ungeheurer, daß es nicht nur dem Forscher von jeher reichlich zu denken gegeben, sondern daß es, noch abgesehen von seiner besondern Bedeutung für die Eigentümlichkeit der Person, längst schon ein eigenes Symbol für religiöses und öffentliches Volksleben geworden ist.*) Weit ausführlicher als bei allen übrigen Gliedern des Stammes wird daher auch bei diesem die Symbolik der menschlichen Gestalt zu verfahren haben, wenn sie ihre Sätze hinlänglich begründen will, und wir teilen daher sogleich dessen Betrachtung ein: 1. in die morphologische Geschichte der Hand überhaupt, 2. in die Geschichte ihrer mannigfaltigen Bildungsverschiedenheiten im erwachsenen Menschen, 3. in die Erwägung der Bedeutung aller dieser verschiedenen Bildungen für die Eigentümlichkeit der Person, und endlich 4. in die Erwägung von Bedeutung der einzelnen Teile der Hand.

*) Wieder begegnen wir hier einem eigenen tiefsinnigen Ausdruck der deutschen Sprache, den sie vor vielen andern voraus hat, nämlich daß sie die mit Bewußtsein geübte Tat des Menschen eine „Handlung" nennt, d. h. eine durch Vereinigung sensibeln und motorischen Vermögens, (wie es sich so zusammen am reinsten in der Hand darbietet) ins Werk gesetzte Willensäußerung. ... Wir bitten, befehlen, drohen, schwören mit der Hand. Der männliche Handschlag gilt als Symbol freien Handelns. Wir bewerben uns um die Hand eines Mädchens. In buddhistischen Tempeln findet man an hundert verschiedene Haltungen von Hand und Fingern abgebildet, deren jede einer bestimmten Form des Gebets entspricht. Wir segnen mit der Hand, legen sie beteuernd an das Herz, strecken sie gelobend zum Himmel. — Aus neuerer Literatur sei hier genannt: H. Ottinger: Originalsystem der Handlesekunst; Max v. Kreusch: System der Chirologie; Margret Naval: Die Hand als Charakterspiegel; Ernst Issberner-Haldane: Wissenschaftliche Handlesekunst. — Die Kunst, Chiromantia, Blockbuch des 15. Jahrhunderts. Neu herausgeg. von Ernst Weiß. Dazu: Language of the Hand. Complete Practical Work on the sciences of cheirognomy and cheiromancy, containing the system, rules and experience of Cheiro. Nachträglich werde ich auch aufmerksam gemacht auf folgende mir unbekannte Bücher: Ottomar Enking: Mensch und Schrift; Jost Milde: Menschenkenntnis und Schrift; H. v. Klöckler: Körperform und Menschenseele; Georg Lomer: Die Sprache der Hand. Lg.

I. Morphologische Geschichte der Hand.

Hier wie überall ist diese Geschichte eine doppelte, indem sie entweder ihren Blick wirft auf die Heraufbildung des Organs in der gesamten Tierreihe, oder indem sie die allmähliche Entwickelung im Menschen allein ins Auge faßt.

Verfolgen wir die erstere Richtung, so kann es uns nicht entgehen, wie auch hier das menschliche Organ in sehr merkwürdiger Weise durchaus eine rein mittlere Bildung darstellt, eine Bildung, welche in Wahrheit von der zusammengezogensten einfachsten, der bloß für ein Leben im Wasser bestimmten Fischflosse, sowie von der unmäßig ausgedehnten, des bloß für den Flug in der Luft bestimmten Fledermausflügels vollkommen gleich weit entfernt ist. Man stelle sich denn jetzt zuvörderst diese extremen Bildungen selbst vor, man betrachte die Brustflosse etwa eines Karpfen oder Hechtes, und sogleich sieht man die Eigentümlichkeit derselben darin gegeben, teils daß eine solche Wasser- oder Schwimmhand noch fast unmittelbar, oder doch nur mit geringsten Andeutungen von Armknochen, an der Brustgegend ansitzt, teils daß hier die Handwurzel noch sehr unvollkommen ausgebildet bleibt, endlich aber darin, daß die Finger in sehr großer Zahl (oftmals 12 bis 20) und mit außerordentlich vielen kleinen unvollkommenen, zuweilen sogar sich wieder spaltenden Fingergliedern (auch oft über 20) sich entwickeln, so daß alle Finger (hier nennt man sie Flossenstrahlen) mittels einer verbindenden Haut zu einem gleichförmigen, weder der Beugung noch Streckung fähigen Blatte vereint bleiben. Im Gegenteil untersuche man dann die Hand einer Fledermaus oder eines Vampir, man beachte, wie da die übermäßig verlängerten dünnen vier Finger mit ihren langen höchst zarten Fingergliedern in der Flughaut sich ausbreiten, während der Daumen der einzige großenteils freie und kleinere Finger bleibt, welcher mit einem Fingernagel sich endigt, und wie also auch hier weder ein eigentliches Ergreifen, noch ein wahres Tasten dieser gleichsam durch Exzeß des Wachstums so ganz veränderten Hand denkbar ist. — Aus alle diesem wird man alsdann erkennen, wie vollkommen wir berechtigt sind es auszusprechen, daß die gesamte außerordentliche Mannigfaltigkeit einfingeriger, zweifingeriger, ja

drei-, vier- und fünffingeriger Hände, welche unter Amphibien und Säugetieren überhaupt vorkommen, überall nur als die verbindenden Zwischenglieder zwischen jenen extremen Bildungen der Flosse und des Flügels betrachtet werden dürfen, und daß unter allen diesen wieder, zwischen zu großer Dünnheit und Ausdehnung einerseits, und übermäßiger Plumpheit und Zusammenziehung andererseits, die edle Form der menschlichen Hand als die eigentliche höhere Mitte erscheine. In den meisten Tieren behält daher die Hand auch durchaus nur noch die Bedeutung des Fußes, und weicht oft wenig vom wahren Fuße ab, dergestalt, daß hiernach allerdings schon entschieden hervorgeht, wie jede Hinneigung menschlicher Handbildung entweder nach größerer Verkümmerung, oder nach vermehrter plumper Masse, allemal notwendig eine gewisse Herabwürdigung der Form, oder eine Tierähnlichkeit, ausdrücken müsse. Wie wir indes es nun weiter für unerläßlich hielten, sowohl bei der Gesamtheit menschlicher Gestalt, als bei den Teilen des menschlichen Hauptes, die eigentümliche Schönheit ihrer besondern Proportionsverhältnisse, je nach dem wahren organischen Modul vorauszuschicken, damit danach sodann auch die Bedeutung der Abweichungen von dieser Proportion schärfer dargestellt werden könne, so wird auch bei der menschlichen Hand dasselbe Verfahren unerläßlich sein, und das Merkwürdige ihrer innern Verhältnisse wird nun erst hierbei vollständig klar werden können. — Im allgemeinen ist jedoch früher bereits gezeigt worden, daß das Maß der normalen Handlänge des Erwachsenen genau bestimmt werde, ganz gleich der Höhe und Länge des Schädels, durch die Größe des Modul. — Schon hierin liegt etwas sehr Merkwürdiges!*) das Urmaß selbst also, das aus der Länge der freien Wirbelsäule gewonnene, es stellt sich in der Hand (abgesehen von der Handwurzel) entschiedener und weit reiner als im Fuße dar, es bedingt dadurch die Hand selbst als das von vielen Völkern gebrauchte Maß äußerer Gegenstände (der Mensch [manas] soll ja Maß und Messer der Schöpfung sein), und wenn man nun auch bald

*) Diese Tatsache wird noch merkwürdiger durch den Umstand, daß die Größe der geballten Hand auch die normale Größe des Herzens ist. Lg.

ſich überzeugen mußte, daß zu jeder ſcharfen äußern Meſſung allemal nur eine abſtrakte mathematiſche Größe angewendet werden könne, ſo iſt doch ſchon öfters der Name eines ſolchen Maßes (die Palma der Italiener z. B.) ebenſo von da entlehnt worden, wie für andere Maße der Fuß, oder der Ellenbogen (Cubitus, die Elle), Maße unter denen, wie nun klar ſein wird, die Hand allerdings allemal das phyſiologiſch am meiſten begründete genannt werden darf.

Fig. 120

Fig. 121

Iſt denn ſonach die eigentliche Handlänge in Wahrheit vollkommen gleich dem Modul, ſo fragt ſich weiter zuvörderſt: welches wird ſein das Verhältnis der Handwurzel, d. h. jenes aus zwei Knochenreihen, je von vier Knochen, gebildeten Mittelgliedes zwiſchen Arm und Hand, zu der aus Mittelhand und Fingern beſtehenden eigentlichen Hand? – Die Meſſung einer ſchönen menſchlichen Gliedmaße zeigt hier alsbald, das mittlere Verhältnis ſei das von $^1/_6$ zu 1, oder von 4 zu 24 Modulminuten, und abermals nehmen wir wahr, daß auch hier die menſchliche Bildung eine gewiſſe reine Mitte hält, dahingegen dieſe Verhältniſſe in den Tieren zu wahren Exzeſſen ſich ausdehnen. So iſt z. B. in dem Elefanten die Handwurzel ſo groß (Fig. 120), daß ſie ſich gegen die eigentliche Handlänge, aus Mittelhand und Fingern, ziemlich verhält wie 2 : 4, während dagegen ebendieſelbe wieder in einer Fledermaus (Fig. 121)

so klein erscheint, daß sie sich zu Mittelhand und Fingern verhält wie 2 : 32, Zahlen, zwischen denen dann wirklich das menschliche Verhalten von 2 : 12 die ziemlich genaue Mitte gewährt*).

Ist somit zuerst die rechte Proportion der Handwurzel zur übrigen Hand festgesetzt, so fragt sich nun weiter, welches sind die innern Proportionen der Finger und ihrer Glieder? – Hier ergeben sich abermals die merkwürdigsten, bisher großenteils unbeachteten Verhältnisse. Messen wir nämlich zunächst den längsten, die wahre Länge der ganzen Hand bestimmenden Mittelfinger nach Minutenteilen des Moduls, so finden wir in der Folge seines Mittelhandknochens und seiner drei Phalangen oder Fingerglieder, eine merkwürdig reine, höchst regelmäßig abnehmende Progression, welche genau die vier ersten ungeraden Zahlen (aber in umgekehrter Ordnung) darstellt, nämlich 9 : 7 : 5 : 3. – Die andern Finger haben dann ähnliche, aber nie ganz so reine Progressionen: der Zeigefinger nämlich 10 : 6 : 4 : 3, der Daumen dagegen nur 9 : 7 : 4.

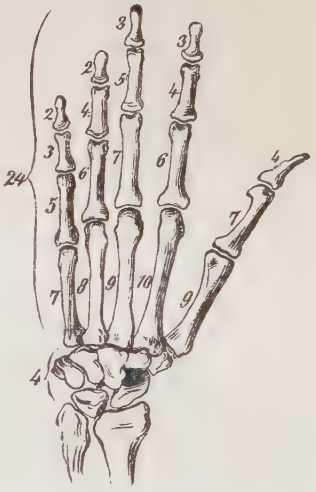


Fig. 122

– Auf der äußern Handseite zeigt der vierte Finger die Fortschreitung 8 : 6 : 4 : 2, der kleine Finger 7 : 5 : 3 : 2. – Ich gebe davon nun eine Zeichnung nach dem Skelett Fig. 122, und das so sehr Eigentümliche dieser Verhältnisse wird sich so noch deutlicher überblicken lassen. – (Die Zahlen bedeuten also stets Modulminuten, 24 auf 1 Modul.)

Man übersieht nämlich so zugleich die merkwürdigen Folgen der gleichnamigen Glieder *nebeneinander*, also die 5 Mittelhandknochen von außen nach innen: 7, 8, 9, 10, 9, dann die 5 ersten Phalangen: 5, 6, 7, 6, 7, die 5 zweiten

*) Palma heißt eigentlich das breite Ende am Ruder. Vola hieß die Grube der Hohlhand; palma, die Gesamthand. (palmariae, Handschuhe). Lg.

Phalangen: 3, 4, 5, 4, 4, und die 4 dritten: 2, 2, 3, 3, und wird nun an der Menschenhand, deren Schönheit man lange unbewußt empfunden hatte, jetzt auch den höhern geometrischen und arithmetischen Bau, dessen äußerste Umrisse ich immer hier nur erst gebe, etwas deutlicher begreifen, indem man einsieht, daß, sowie in einem Musikwerke etwa, die Verflechtung der Tonfolgen und Tonharmonien immer höher sich steigert, wenn, wie in einer Fuge, der Kunstbau im ganzen mehr sich vollendet, so auch die Verschränkung dieser Zahlenverhältnisse den größern Kunstbau der menschlichen Hand besonders und in sehr

Fig. 123

Fig. 124

Fig. 125

charakteristischer Weise ausdrückt. – Übrigens muß ich dabei noch ausdrücklich bemerken, daß hier immer nur die abstrakten Zahlen der Verhältnisse der Glieder angegeben sind, und daß man sich leicht vorstellen wird, daß bei den Gliedern wirklicher Hände immer noch kleine Bruchteile von Modulminuten bald hinzukommen, bald fehlen werden, um dadurch dann erst die wesentlichsten Verschiedenheiten des Handbaues verschiedener Personen zu bedingen.

Es muß übrigens jetzt auch noch deutlich gemacht werden, wodurch der Handbau, selbst der dem Menschen sich nähernden Säugetiere (Sohlengeher [Waschbär] Fig. 123 und Affen Fig. 124) vom menschlichen Typus (Fig. 125) doch immer noch wesentlich sich unterscheide, und in dieser Beziehung ist denn besonders hervorzuheben, daß eine solche Tierhand gegen die Menschenhand (Fig. 125) hauptsächlich teils eine so viel größere Mittelhand bei kürzern

Fingern zeige (s. Fig. 123), teils dann, wenn (wie bei einigen Affen) auch die Finger an Länge gewinnen, die gesamte Hand durch große Schmalheit von der menschlichen abweiche; Eigentümlichkeiten, aus denen sofort hervorgeht, daß auch am Menschen, selbst, wenn entweder die ganze Hand auffallend schmal wird, oder die Mittelhand, gegen Kürze der Finger, sehr hervortritt, stets eine gewisse Tierähnlichkeit hierin sichtbar werden müsse.

Insoweit hätten wir indes zuvörderst bloß den Grundbau der Hand, inwiefern er vom Skelett abhängt, in seiner morphologischen Entwickelung verfolgt, keineswegs jedoch hierin allein, sondern zugleich in der Durchbildung ihrer merkwürdig feinen Muskulatur, besonders in dem merkwürdigen Bewegungsverhältnis des Daumens, welches dem Menschen vor allen Geschöpfen eigen ist, und worin nur die Affen ihm nahe kommen, sodann in der reichen Nervenentwickelung im Innern und in den Hautflächen der Hand, welche sich insbesondere durch die Pacinischen Nervenkörperchen*) auszeichnet, und endlich durch die von allem Tierischen so sehr abweichende feinere Hautbildung, wird das Organ seiner vollen und hohen Bedeutung erst wahrhaft entgegengerückt. — Was die Muskulatur betrifft, so ist sie es, welche die eine Bedeutung des Organs, d. i. die motorische, bedingt, und welche in ihrer wunderbaren Künstlichkeit einen Apparat darstellt, wodurch allein jene feinsten Bewegungen ausgeführt werden können, denen der Mensch alles verdankt, was er an mechanischen und Kunstwerken erzeugt, wodurch hervorgerufen wird was das äußere Leben des gebildeten Menschen von dem des Tieres der Wüste unterscheidet, und wodurch ihm gegeben ist, zu den Organen, welche die Natur ihm verliehen, gleichsam noch unendliche neue hinzuzuschaffen. — Was den Nervenreichtum und die Feinheit der Haut an der Hand betrifft, so ruht darauf ihre andere Bedeutung, nämlich die sensible, und diese beiden Faktoren nun sind es, durch welche sie zum schönen und empfindlichsten vielbewegten Sinnesorgan wird, zu einem Sinnesorgan, welches um so mehr als Basis aller übrigen betrachtet

*) Vgl. meine „Physis", S. 339.

werden darf, weil durch die Hand die Einführung des Bewußtseins in das räumliche Dasein recht eigentlich erst gelingt.

Zwei Punkte sind bei dieser Entwickelungsgeschichte der Hand als sensibles Organ übrigens noch insbesondere zu beachten, und diese werden namentlich gegeben durch Umbildung in bezug auf die Behaarung und auf die Bewaffnung durch die Nägel. Alle Säugetiere zeigen noch Handwurzel, Mittelhand und Finger stark behaart, ja in den Gürteltieren wird die Hand, wie in den Eidechsen, noch mit Schuppen überkleidet, immer jedoch, wo, wie in den Sohlentretern und Affen, eine eigentliche innere Handfläche anfängt sich herauszubilden (die Huftiere und die Zehentreter überhaupt haben noch keine wirkliche Handfläche), ist diese schon größtenteils von Behaarung frei, obwohl immer noch mit starker schwieliger Haut bekleidet. – Natürlich wird also schon dadurch die Sensibilität in allen diesen Bildungen sehr vermindert und zurückgehalten, und erst die menschliche Hand, indem sie diese Überreste des Hautskeletts völlig abwirft und nur auf dem Handrücken noch eine leise Behaarung gestattet, kann ein zartes Sinnesorgan werden. Natürlich wird eben dadurch aber auch die außen stark behaarte und innerlich mit Hornschwielen sich bedeckende menschliche Hand zur entschiedensten Tierähnlichkeit. – Fast noch stärker sind diese Abstände hinsichtlich der Bewaffnung. In den Huftieren erreicht der Fingernagel die entschiedenste Stärke und modelt dadurch die oft nur noch ein- oder zweifingerige Hand durchaus zum bloßen Organ des Tretens und Gehens, stellt sie also vollkommen dem Fuße gleich, und durchaus gilt es als Gesetz, daß die Hand stets um so weiter von ihrer höhern Bedeutung entfernt bleibt, je mehr solche Gleichstellung besteht. Nicht viel besser ist dies Verhalten in den Raubtieren, wo ebenfalls alles an der Hand nur auf das motorische und gar nicht auf das sensible Prinzip deutet, nur daß der Zweck der Bewegung nicht mehr bloß Ortsbewegung, sondern namentlich Ergreifung ist; die Bewaffnung wird deshalb hier in Gestalt der sogenannten Kralle oder Klaue gesehen, und unterscheidet in dieser vollkommen konischen Form (Fig. 126) sich von dem Fingernagel, wie er in Sohlengehern und Affen (Fig. 127), zuhöchst aber im Menschen vorkommt, ebenso sehr

als von dem Hufe der Ein- und Zweihufer, besonders aber dem der erstern, Fig. 128.

Vergleichen wir nun mit diesen Bewaffnungen der Hand in den Tieren den menschlichen Fingernagel, so ist in dessen Zartheit und einfach platter Bildung, wo er fast nur als feine elastische Platte, gegenüber dem weichen nervenreichen Polster der Fingerspitze erscheint, nur ein noch mehr vervollkommneter Apparat der Sensation gegeben, und wieder hat ein natürliches Gefühl von der eigentlichen Bedeutung dieser Platte die Völker lange von früherher schon darauf geführt, den Nagel nie in huf- oder klauenartige Verlängerungen fortwuchern zu lassen, sondern ihm eine gewisse Kultur durch Beschneidung und Glättung

Fig. 126

Fig. 127

Fig. 128

zu erhalten, um teils dem bessern und feinern Tasten der Fingerspitzen zu dienen, teils auch das zartere Ergreifen feiner Gegenstände zu erleichtern. — Wenn daher im chinesischen Volke es gerade zu einem Zeichen der höchsten Aristokratie gehört, sich gewisse Fingernägel zu krallenartiger Länge von 1 und 2 Zoll heranwachsen zu lassen, so darf man dies, nebst ihrer Verunstaltung der Frauenfüße, für ein ebenso naturwidriges Gebahren erklären, als das Verdrücken der Köpfe bei gewissen amerikanischen Stämmen; versteht es sich doch nach dem Obigen von selbst, daß die unmäßige Vergrößerung der Fingernägel allemal als eine entschiedene Tierähnlichkeit anzusehen ist*).

*) Die Symbolik liegt hier anders. Die langen mit Betel oder Henna gefärbten Fingernägel der vornehmen Siameser oder die kleinen verkrüppelten Füße der Chinesinnen gelten als Ausweise der nicht arbeitenden Kasten. Die Abneigung gegen Arbeit, welche die Gestalt verunstaltet und zumal die Hand verändert, geht so weit, daß z. B. die Sekte der Paramanhansa weder berührt, noch genießt was aus Arbeit stammt. Lg.

Nachdem sonach über die morphologische Entwickelung des so schönen Gebildes der menschlichen Hand aus dem Vorhergehenden hoffentlich eine vollständige Übersicht hat gewonnen werden können, lassen wir nun folgen:

II. Bildungsverschiedenheiten der menschlichen Hand.

Man durchdringe sich aber zunächst, um für dieses allerdings sehr wichtige Kapitel der Symbolik den rechten Überblick zu erhalten von den ungeheuern Mannigfaltigkeit der Formen dieses Organs, man beobachte die Hände möglichst vieler Personen, und man überzeuge sich, daß, nicht minder als in den Gesichtszügen und in den Schädelformen, in der Handbildung eine wahrhaft unendliche Formenverschiedenheit gegeben sein könne. – Hat man nun aus solcher Anschauung zuerst den rechten Begriff ungeheuer vieler hier vorliegender Variationen erlangt, so kommt es weiter darauf an, eine gewisse Ordnung in diese Vielheit zu bringen, und aufmerksam zu bedenken, in welche, und in wie viel größere Abteilungen alle diese Verschiedenheiten wohl gereihet werden könnten? – Der erste, der einen glücklichen Versuch machte, in dieser Beziehung zu einem bedeutenden Resultate zu gelangen, war D'Arpentigny in seiner früher erwähnten Chirognomonie, in dem er die elementare, die mit spatelförmigen Fingern, die künstlerische, die nützliche, die philosophische, die psychische und die gemischte Handform unterschied. Diese sieben Formen haben für Beurteilung im praktischen Leben einen nicht zu verkennenden Wert, und man kann ihnen nur mit Recht vorwerfen, daß sie irgendeines innern, aus dem Begriff und der morphologischen Geschichte der Hand selbst hervorgehenden Grundes gänzlich entbehren. Als ich daher selbst, bald darauf, meine Vorlesung über Grund und Bedeutung der verschiedenen Handformen ausarbeitete, suchte ich diesem Mangel abzuhelfen, und, gestützt auf die bei D'Arpentigny völlig fehlende morphologische Geschichte und physiologische Bedeutung des Organes, war es denn auch nicht schwer zu erkennen, daß, rein wissenschaftlich betrachtet, nur vier Grundverschiedenheiten hier gedacht werden können. Von dem Gedanken ausgehend, nämlich, daß in der

Hand der Begriff eines höhern Sinnesorgans mit dem eines wichtigen feinen und zugleich kräftigen Bewegungsorganes sich in wunderbarster Weise verbinde, war es alsbald klar, daß, wie vorläufig schon bei der Physiognomik des Unterarms erwähnt wurde, hier entweder die Vereinigung obgedachter beider Funktionen zusammen nur roh und gleichsam elementar ausgebildet sein könne, oder aber so, daß insbesondere *eine* dieser Bedeutungen entschieden vorwiege, entweder die sensible oder die motorische, oder endlich so, daß beide Bedeutungen in höchster geistigster Vollendung ausgebildet erschienen. Die vier Grundformen der Hand also, 1. die elementare, 2. die motorische, 3. die sensible und 4. die psychische, wurden somit alsbald als die wahren und wesentlichen erkannt, und in dieser Ordnung werde ich denn auch hier die sämtlichen wesentlichen Verschiedenheiten dieses Organes betrachten.

1. *Die elementare Hand.* Zu ihr gehören alle diejenigen Handformen, welche durch Länge und Breite der Mittelhand, große dicke und harte Handfläche, kürzere dickere Finger, einen abgestumpften, oft zurückgeworfenen Daumen, und gröbere oder gleichsam unvollendetere Bildung im allgemeinen, nebst kurzen aber starken und breiten Nägeln, einerseits eine gewisse Annäherung an die Hand des kleinen Kindes, andererseits eine Verwandtschaft mit der Hand der menschenähnlichern Tiere verraten. Die elementare Hand kommt bei Frauen wie bei Männern vor, jedesmal natürlich durch den Geschlechtscharakter modifiziert, im ersteren Falle mit etwas feinerm, im andern mit etwas gröberm Bau, ist dabei gern voll und, wie man zu sagen pflegt, fleischig, ja, ist sie ganz besonders für diesen Typus charakteristisch, so bedeckt sie sich gern am Handrücken und der Außenseite der Finger mit Haar, und wird an ihrer Innenfläche öfters mit Hornschwielen versehen gefunden werden. Ihre Gestalt zeigt Fig. 129.

2. *Die motorische Hand.* Sie ist ganz besonders die Hand des Mannes, und wird nur bei ihm in ihrer vollen Ausbildung gefunden. Die motorische Hand charakterisiert sich teils durch ihre Größe, teils durch einen im allgemeinen kräftigen Knochenbau und stärkere Muskulatur, mit stärker fühlbaren Sehnen. Sie ist von mehr viereckiger Form der Handfläche und von längerm Bau der

dabei jedoch ſehr kräftigen Finger, unter welchen der Daumen durch beſondere Stärke und einen vollern Ballen ſich auszeichnet. Die Fingernägel ſind angemeſſen groß und länglich viereckiger Bildung, die Haut des Handrückens bedeutend derber als die der Handfläche, doch gewöhnlich nur leicht behaart; an den Fingerkuppen bemerkt man eine im ganzen mehr breite Endigung. Ihre Geſtalt zeigt Fig. 130.

Fig. 129

Fig. 130

3. Die ſenſible Hand. Sie iſt vorzugsweiſe die Hand der Frau, und kommt in ihrer reinſten Ausbildung weſentlich nur bei ihr vor. An der ſenſiblen Hand iſt ſchon der Knochenbau, und ebenſo Muskel- und Sehnenbildung zarter, und das Gebilde nie ſehr groß. In der Handfläche überwiegt die Längendimenſion etwas, aber wenig, die der Breite; die Finger ſind verhältnismäßig zur Handfläche nicht länger als in der motoriſchen, der Daumen aber entſchieden kleiner und ihr Bau im allgemeinen ausnehmend viel zarter. Die einzelnen Fingerglieder ſind in weichen und ovalen Formen geſondert, und zumal die Fingerkuppen gerundeter, dieſe dabei in ihren nach beiden Dimenſionen ziemlich gleichen Nägeln von beſonderer Feinheit, Abrundung und Elaſtizität. Das Ideal ſolcher feinſenſiblen Hände hat vielleicht künſtleriſch nur Correggio vollkommen dargeſtellt, und zwar an den Händen der Madonna in ſeinem berühm-

ten Bilde der Nacht auf der Dresdener Galerie. – Eine männlich sensible Hand (da auch die obigen Figuren männliche Hände darstellen) zeigt Fig. 131.

4. Die psychische Hand. Sie ist die schönste, aber in höherer Vollkommenheit auch seltenste Form, sie ist zugleich diejenige, welche von der elementaren und von der Kindeshand am weitesten absteht, und, gleich der elementaren in beiden Geschlechtern, in voller Ausbildung möglich, während sie unter

Fig. 131

Fig. 132

den Altersstufen in voller Ausbildung nur der mittlern Höhe des Lebens eignet, und einesteils im Kinde und Knaben noch gar nicht möglich ist, während sie in voller Reinheit selten noch in den höchsten Lebensjahren sich erhält. Ihre Größe wird im Verhältnis der Person immer nur die mittlere sein; d. h. wenn die motorische den organischen Modul gewöhnlich überschreitet, die sensible aber ihn nicht ganz zu erreichen pflegt, so wird sie denselben genau innehalten. Die Handfläche wird an Länge wenig die Breite überwiegen, sie selbst wird nie vielfältig gefurcht und gefaltet, sondern nur mit einfach größern Linien gezeichnet sein. Charakteristisch insbesondere ist der Bau der Finger, welche fein, schlank und um ein wenig verlängert erscheinen, nie sind die Gelenke stark vorragend, und namentlich sind die mit feinen länglichen Nägeln versehenen letzten Fingerglieder besonders länglich und fein gerundet. Auch der Daumen ist fein und

wohlgebildet, und immer nur mittlerer Länge. Die Hautbedeckung der ganzen Hand wird hier ſich ſtets durch zartere Bildung und eine ſelbſt an der männlich ſeeliſchen Hand nur ſehr ſchwach angedeutete Behaarung der Außenfläche unterſcheiden. Ihre Geſtalt ſehe man angedeutet durch die Fig. 132.

In dieſen vier Formen hat man übrigens immer nur die Hauptpunkte der unendlichen Variationen dieſes edeln Gebildes anzuerkennen, und daß daher eine außerordentliche Menge von Übergängen aller Art hier in der Mitte liegen müſſe, ergibt ſich nach dem Bisherigen leicht von ſelbſt. Die meiſten Hände, welche man genauer unterſucht, werden ſtets nur Übergangsformen dieſer Art darſtellen. Die am häufigſten vorkommenden, man darf ſagen die Hände des großen Haufens, ſind die, welche den Übergang von der elementaren zur motoriſchen und zur ſenſiblen zeigen. Schon etwas ſeltener pflegt der Übergang von der motoriſchen ſelbſt zur ſenſibeln zu ſein; ſie zeichnet ſich meiſtens dadurch aus, daß an einer im ganzen kräftigen und größern Hand die äußerſten Fingerglieder etwas angeſchwollen ſind und gleichſam größere zum vollſtändigen Taſten wohlgeeignete kleine Ballen (wie Fig. 133) darbieten. Es iſt dies die Hand, welche D'Arpentigny die ſpatelförmige nennt, und welcher ich in meiner erwähnten Schrift eine beſondere Tafel gewidmet habe.

Fig. 133

Wieder eine eigene Nüance liegt ſodann in dem Übergange von der ſenſibeln zur motoriſchen Hand, allwo zwar der Grundbau des Ganzen noch den Charakter der ſenſibeln trägt, allein durch kräftigeres Hervortreten der Finger und ihrer Gelenke eine zugleich muskelſtärkere Individualität ſich ankündigt. Es ſind das die Hände, welche D'Arpentigny als die künſtleriſchen (m. artistique) und nützlichen (m. utile) bezeichnet hat, und welche man unter Mechanikern und Malern öfters bemerken wird. — Übergänge zur ſeeliſchen Hand kommen nur an der ſenſibeln und motoriſchen vor, die elementare geht nie unmittelbar in dieſe höhere Form über; die erſtern Übergänge dagegen ſind nicht ſelten, und namentlich findet man, daß, ſobald durch mehrere Generationen eine höhere Bildung

und feinere Schonung des Organismus überhaupt, und der Hände insbesondere hindurchgeht, diese Übergangsform endlich feststehend wird, und nun auch die Entwickelung zur seelischen Hand weit leichter vorkommt. Dies ist der Grund, warum in regierenden Familien, deren Glieder seit Jahrhunderten jene Schonung und höhere Kultur genossen haben, meistens feine Handbildungen getroffen werden, ja schon in ältern Adelsgeschlechtern wird man diese Bemerkung größtenteils bestätigt finden, so daß bereits D'Arpentigny dergleichen Hände mit dem Ausdrucke „mains de race" bezeichnet hat. Findet man doch selbst unter den Juden, die seit so vielen Jahrhunderten großenteils den schweren Handarbeiten und dem Ackerbau fremd geblieben waren und nie mit andern Stämmen sich verschmolzen haben, in der Regel die feinere, oft zur seelischen sich neigende Handbildung vor, wie denn niemand in dem herrlichen Christus auf Tizian's berühmten Bilde der Dresdener Galerie (der Christus mit dem Zinsgroschen) einesteils den jüdischen Charakter des Messias, andernteils aber die vollendete Schönheit einer psychischen Hand verkennen wird.

Indem ich mir nun vorbehalte, von der besondern Bedeutung all dieser Formen weiter unten zu handeln, will ich gegenwärtig noch beifügen, daß die Mannigfaltigkeit der Hände überhaupt mit den obigen vier Gattungen verschiedener Individualitäten noch keineswegs vollkommen beschlossen ist, sondern daß nun auch nach andern Richtungen hin beträchtliche Unterschiede hervortreten, denen allemal besondere Rechnung getragen werden muß, wenn man die individuelle Deutung herausfinden will. Der erste ist der der Handformen *des verschiedenen Geschlechts*. Die Frauenhand ist in der Regel kleiner, schmaler, weicher, glätter, zarter und in den Fingern rundlicher gebaut, als die Männerhand, welche größer, breiter, oft etwas rauher, äußerlich behaarter, derber und in den Fingern und ihren Gelenken knochiger und fester gebildet zu sein pflegt. Nächst den Verschiedenheiten des Geschlechts werden dann ebenso die *des Alters* in der Hand sehr deutlich ausgedrückt. — Auch in dieser Hinsicht gilt das Bedeutungsvolle der Formen für die Jahre, wie es vom Gesicht bekannt ist, fast in gleichem Grade von der Hand. Wenn andern Gegenden des Körpers (so wurde dies bereits vom Rücken ausgesagt und wird künftig auch noch vom

Fuße bemerkt werden müssen) das Alter oft ziemlich langen Lebensperioden nach wenig oder keine Spuren eindrückt, so ist dagegen die Hand gleich dem Gesicht sehr empfindlich gegen die Fortschritte der Zeit, und verrät entweder durch Abmagerung, Faltung und Hervortreten der Sehnen und Adern, oder durch unschöne Fülle und rauhere Haut, die vorübergegangenen Jahre ganz gleich dem Gesicht, ja oft noch deutlicher. — Vom zarten Kinde mit seiner weichen, kleinen, breiten, überall zart gerundeten Hand, mit ganz kurzen zarten Nägeln (eigentlich dem wahren Repräsentanten der elementaren Hand, nur freilich in außerordentlicher Kleinheit und Zartheit), bis zum größern Kinde, mit mehr ausgebildeter, aber immer noch etwas breiter Hand, dann vom Jüngling und der Jungfrau an, in welchen nun die Sonderung nach den obigen vier Grundformen erst deutlicher und individueller hervorzutreten pflegt, da früher noch so wenig Eigentümliches in diesen Formen sich verrät (wieder gerade so wie im Gesicht) und endlich von diesem Blütenalter des Organismus bis zur völligen Reife und zum höhern Alter, erscheinen ganz ebensoviel wichtige und charakteristische Stufenbildungen der menschlichen Hand. Es würde zu merkwürdigen Betrachtungen führen, wenn man von einem und demselben Individium Abgüsse der Hand aus allen diesen verschiedenen Lebensperioden nebeneinander gelegt erblicken könnte, wenn man so auf einmal übersähe, wie dasselbe zarte feine kleine Gebilde allmählig sich vergrößert, seine Formenverhältnisse wie seine Oberfläche ändert, später sodann, durch Lebenseinflüsse (also pathognomisch) vielfach modifiziert, zur vollen Reife sich entwickelt, und zuletzt als Greisenhand wieder einwelkt und knochig hervortretend schon fast die Skeletthand andeutet, welche nun nach erloschenem Leben oft noch Jahrhunderte übrig bleiben kann, ein Skelettgebilde, welches dann freilich nicht im gleichem Maße wie der Schädel die größern Fragen der Symbolik lösen wird, indem auch hierin die Hand mehr mit dem Antlitz Schritt hält, und stets die ganze volle Existenz fordert, wenn sie in ihrer rechten tiefen Bedeutung erscheinen soll.

Noch eine wichtige und merkwürdige, leider aber noch gar nicht hinreichend studierte Verschiedenheit der Handformen wird endlich gegeben durch die Ver-

schiedenheit der vier großen Menschheitsstämme. Am auffallendsten, und auch am deutlichsten erkannt, ist in dieser Beziehung der Gegensatz zwischen den Händen der Tag- und der Nachtvölker, welche letztere nicht nur durch die der feinen Sensibilität des Hautorgans Eintrag tuende Ablagerung von Kohle in den Zellen der sogenannten Malpighi'schen Hautschicht, sondern auch durch den schmalern, schwächern, offenbar (wenn auch entfernt) etwas an die Affenhand erinnernden Skelettbau von derjenigen Handform sich unterscheidet, der alle unsere frühern Schilderungen galten. Über die Handbildung der östlichen und westlichen Dämmerungsvölker haben wir noch gar zu wenig Beobachtungen, um ein bestimmteres Urteil über dieselbe abzugeben, indes ganz im allgemeinen möchte es sich rechtfertigen lassen, wenn man es aussprächе, daß den erstern, d. i. den mongolischen und malayischen Völkerschaften, mehr die elementare, den letztern, d. i. den amerikanischen, mehr die motorische Hand eigen sei, während die feinern Formen der psychischen und sensibeln Hand bloß bei den Tagvölkern vorkommen, und die Nachtvölker mehr den Übergang zur Affenhand zeigen. – Zu erwähnen ist übrigens noch, daß jedenfalls auch die Falten im Innern der Hand (von welchen weiter unter die Rede sein wird) für die verschiedenen Menschheitsstämme nicht unwichtige Zeichen enthalten. Nach der Gazette médicale de Paris (1852, Juli, Nr. 31) las Serres in der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung, in welcher namentlich auf jene in der Hand perpendikulär gegen die Mittelfinger hinaufgehende Falte, welche die alten Chiromantiker „die Glückslinie" nannten, aufmerksam gemacht wird, als auf ein ausschließliches Zeichen des kaukasischen Stammes, in dem d'Abbadie wohl an tausend Hände von Abyssiniern untersucht habe, ohne an einer einzigen jene Linie zu finden. Ebenso wenig fand man sie an mehreren in Paris untersuchten Äthiopiern, javanesischen und nordamerikanischen Wilden, Chinesen und Mongolen, welches alles denn doch bedeutsam genug genannt werden muß. – Nachdem somit nun ein Überblick gewonnen sein wird, von der außerordentlichen Variabilität der Handbildung überhaupt, werden wir nun übergehen zu:

III. Einzelne Formen der Hand.

Wir müssen hier sogleich und zuerst diejenigen Bedeutungen, welche wir die rein physiologischen nennen dürfen, voranstellen, es sind diejenigen, welche aus den Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten unmittelbar sich ergeben. Ebenso nämlich, wie die im Erwachsenen bleibend gewordene Kindesstirn uns mit Recht auf ein mehr kindliches Gemüt schließen läßt, so wird die kleine weiche zarte Hand, welche auch noch im Erwachsenen an die Kindeshand erinnert, nie verfehlen, das sichere Anzeichen eines weichen zarten Gemüts, nicht großer Geistesgaben und keiner bedeutenden Willenskraft abzugeben. Es ist teils die elementare, teils die sensible Hand, in welche sie eingerechnet zu werden pflegt, obwohl sie doch noch eine besondere Modifikation beider darstellt, und natürlich in ihrer Bedeutung vorzüglich dadurch bestimmt wird, ob sie mehr zu einer oder der andern sich neigt. Ebenso kann nun aber auch die Hand des Erwachsenen an die Greisenhand erinnern, indem sie knochig, mager und trocken wie diese erscheint, und es liegt dann nahe genug, daß sie auf eine Individualität des Menschen deuten wird, welche der gewöhnlichen des Greisenalters verwandt ist, d. h., daß sie Mangel an Gemütswärme und Phantasie, dagegen Vorherrschen eines kalten Verstandes und habsüchtigen Willens, sowie eine mehr asthenische, atrophische, sterile Konstitution, und ein mehr melancholisch-psychisches Temperament anzeigt. Hände dieser Art, wenn sie dabei von sehr kräftigem Knochenbau sind, pflegen mehr in den Charakter der motorischen überzugehen, während eben dieselben, von feinerer und gestreckterer Bildung, eher den Übergang in die psychische Form wahrnehmen lassen*).

Auf gleiche Weise werden die Verschiedenheiten des Geschlechts hier von großem Einflusse sein. Die weibliche, zarte, weiche, kleinere, namentlich schmälere und vollere Hand, wenn sie am männlichen Körper vorkommt, wird entschieden allemal auf weniger echt männliche Konstitution

*) Carus bedient sich einer Mischung psychologischer mit physiologischen Begriffen. Die neuere Charakterologie kann nur entweder physiologisch oder psychologisch terminieren.

Lg.

und Seeleneigenschaft deuten, dagegen gewöhnlich eine Beimischung von weiblichem, ja weibischem Charakter ausdrücken. Furchtsamkeit, Empfindlichkeit, Schwäche des Willens, geringere Schärfe des Verstandes und eine mehr lymphatisch venöse Konstitution, wird man daher in Männern mit solchen Händen gewöhnlich vorfinden. Ebenso charakteristisch wird das umgekehrte Verhältnis sein, in dem *Frauen mit mehr männlich gebildeten Händen*, Händen, an denen Größe, stärkerer Knochenbau, mehres Vortreten der Gelenke, derbere Muskulatur, und gröbere festere Haut, ganz außerhalb des eigentlich weiblichen Charakters liegen, stets dadurch auch eine Individualität verraten werden, welche von der weiblichen sehr sich entfernt, vielmehr die schon oft erwähnte des Mannweibes (Virago) ist, in welchem stärkere Willenskraft und schärferer Verstand doch in der Regel keineswegs genügen, um das Unliebenswürdige der mangelnden Anmut und eigentlichen Weiblichkeit zu ersetzen.

Auf die Betrachtung der Bedeutung dieser Verschiedenheiten, welche wir die ursprünglich physiologischen nennen könnten, lassen wir nun die derjenigen folgen, welche wir unter den persönlichen als die primitiven ansehen durften. Auf die obigen Schilderungen ihrer einzelnen Formen sofort uns beziehend, wenden wir uns daher sogleich zur Charakteristik der Persönlichkeiten oder psychischen Individualitäten, an welchen jene vier Formen vorkommen.

1. Die elementare Hand. Sie ist ein Zeichen für dasselbe, was wir durch die derben ziemlich umfangreichen aber wenig und roh modellierten Köpfe angedeutet fanden, d. h. das Charakteristische für den eigentlichen materiellen Kern des Volks, für das, was die Römer übrigens ganz achtungsvoll mit dem Namen des Plebs bezeichneten, nämlich für jene große Majorität von Menschen, welche den Boden zu bearbeiten, ihm die Nahrung abzugewinnen und die ersten massivsten Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen bestimmt sind. Die elementaren Hände in diesem Sinne geben jene *Fäuste* der Volksmassen, die ebenso wie sie die materiellsten Stützen, die eigentlichen Grundlagen der Volksexistenz überhaupt darstellen, und somit die Basis bilden, auf welcher alles Regiment ruht, auch wieder so oft Throne gestürzt und Regierungen umgeworfen haben, kurz!

alle Festigkeit und Beharrlichkeit, aber auch alle Roheit der Völker, wird durch diese Handform repräsentiert. Ich muß hier die hübsche Stelle von D'Arpentigny wiederholen, welche ich bereits in der kleinen Schrift über die Hand angeführt habe. „Aux mains élémentaires, en Europe, le labourage, le soin des étables et la longue suite des travaux grossiers auxquels suffisent les confuses lumières de l'instict. A elles la guerre, entant, qu'il ne s'agit, que de prouesses personelles; à elles la colonisation, entant qu'il ne s'agit, que d'arroser machinalement de la sueur un sol étranger. Enfermées dans le monde matériel elles ne se rattachent guère à l'ensemble politique, que par l'élément physique. Les convictions se forment en elles dans une sphère inaccessible au raisonnement, et leurs vertus tiennent le plus souvent à des facultés négatives."

Wie denn nun diese Handform schon morphologisch das Symbol des unentwickelten Zustandes dieser Gliedmaße ist (sie erinnert ja sogar einigermaßen an die früheste embryonische Form, wo zuerst die im Verhältnis der Handfläche so kleinen Finger hervortreten), so wird sie auch im Psychischen notwendig immer auf einen weniger entwickelten Zustand deuten, und schwerfälligere Intelligenz, langsamere Entschließung und dumpfere Gefühlszustände anzeigen, während in der Beziehung des Psychischen auf das Leibliche sie das Vorherrschen des elementaren, zuweilen auch phlegmatischen Temperaments, und das Charakteristische der böotischen, venösen, oft auch apathischen Konstitution bezeichnet. Übrigens habe ich schon in der erwähnten frühern Schrift bemerklich gemacht, daß bei einer elementaren Hand, eben weil sie nicht einen verbildeten, sondern nur einen gewissen unausgebildeten Zustand des Organismus anzeigt, es stets weit eher möglich sein werde, daß ein solches Individuum unter günstigen Verhältnissen doch eine gewisse höhere Bildung sich erwerbe, als irgend es möglich bleibe, daß bei einer sensiblen Hand eine große Energie des Wollens, oder bei der motorischen eine große Zartheit des Empfindens, auftritt. Im allgemeinen ist das, was wir mit einem Worte eine rohere Natur nennen,

und was allerdings oft genug auch in den höhern Schichten der Gesellschaft sich findet, recht eigentlich die Bedeutung für die elementare Hand, nur daß diese Roheit sich zuweilen ebenso hinter einer gewissen äußern Kultur verbergen kann, wie die elementare Hand, wenn sie in höherm Maße gepflegt, verfeinert und durch keine schwere Arbeit verhärtet und entstellt ist, einen sehr viel andern Anblick gewährt, als die des Tagelöhners oder des Bauern.

2. Die motorische Hand. Wenn man nach der frühern Darstellung das Eigentümliche ihrer Form begriffen hat, und weiß, daß sie die eigentlich männliche Hand darstellt, so wird man zugleich das Wesen ihrer Bedeutung erfassen und verstehen, daß sie das Zeichen eines kräftigen Willens und der Anlage zu einer mit Kraft und Ausdauer geleiteten Tätigkeit darbieten muß. Menschen dieser Art pflegen weniger feinfühlend und intelligent, als entschieden willenskräftig und stark zu erscheinen. Der Charakter der alten Römer kann hier ein Vorbild abgeben, und was von Händen von Senatoren und Imperatoren auf plastischen Kunstwerken aus jener Zeit erhalten worden ist, trägt fast immer genau den motorischen Charakter. – D'Arpentigny sagt daher ganz scharfsinnig von den Römern, es sei ihnen in bezug auf irdische Macht das Christentum ebenso verderblich geworden, als der Platonismus den Griechen. Es wird dies in folgenden Worten von ihm hübsch ausgesprochen. Quand leurs fortes mains qu'ils avaient si longtems tenues appuyés sur la terre asservie, détournées enfin de leur spécialité, par la spiritualisme chrétien, voulurent se lever vers le ciel, aussitôt la terre leur échappa.

Kurz, es ist also das Zeichen der athletischen und arteriellen Konstitution, des cholerischen Temperaments und derjenigen intelligenten Kraft, welche, wenn das Glück gut ist, sich im Menschen und namentlich im Manne zuweilen ausprägt, ganz wesentlich in dieser Hand gegeben. Auch sie kommt in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft vor, und wird durch die besondere Art der Lebensführung, ihres festern Baues wegen, im allgemeinen weniger umgeändert, als die drei übrigen Formen. Nur diejenige Abart, welche als Übergang zur psychischen man mit dem Namen der philosophischen bezeichnet, wird durch schwere

Anstrengung nach und nach verdorben, und dann durch gröbere Form, der elementaren, wenigstens in ihren Oberflächen, näher gebracht werden.

3. Die sensible Hand. Ebenso wie bei der vorigen, ergibt sich auch bei dieser, schon aus ihrer morphologischen Eigentümlichkeit, wie aus ihrer innern Beziehung zum weiblichen Geschlecht, sogleich die besondere sensible Bedeutung. Menschen mit Händen dieser Art werden hinsichtlich ihrer Konstitution die sensible, zuweilen auch die psychische oder die asthenische, sowie die lascive vorherrschend verraten, ihr Temperament wird namentlich das sanguinische bleiben, und hinsichtlich ihrer seelischen Eigentümlichkeit werden sie sich im allgemeinen mehr durch Gefühl, Phantasie und Witz, als durch Geistesschärfe und Willensstärke auszeichnen. Ist die sensible Hand etwas fester organisiert, dergestalt, daß sie einen feinen Übergang zur motorischen oder psychischen andeutet, so wird sie namentlich das werden, was D'Arpentigny mit dem Namen der artistischen Hand belegte, und was im hohen Grade die Anlage zum Künstler und Poeten anzudeuten pflegt, und zwar so, daß im allgemeinen zu sagen ist, der bildende Künstler und Musiker werde mehr durch die Hinneigung der sensibeln zur motorischen, der Dichter mehr durch die zur psychischen sich bezeichnet finden. – Eine richtige Bemerkung des französischen Chirognomen ist es daher auch, daß die feurigen, mehr zur Kunst und Poesie aufgelegten Nationen Europas, namentlich Italiener und zum Teil auch Franzosen, durch häufiges Vorkommen dieser Handform ebenso sich auszeichnen, wie oben erwähnt wurde, daß die nördlichen Völker dagegen im ganzen mehr durch Vorwiegen der motorischen Hand charakterisiert sind. Von den Franzosen sagt D'Arpentigny: nos armées sont pleines de mains artistiques de tout genre; elles leur derivent le caractère de mobilité aventureuse, insouciante, pittoresque, cet élan fulgurant et primesautier, qui les distinguent — elles s'accomodent de tout es sont propres à tout. — On les enlève par la parole!" – Ein Charakter des Tasso, nämlich so wie ihn Goethe schildert, würde ohne solche Hände gar nicht zu denken sein.

Die sensible Hand in ihrer vollen und feinern Ausbildung wird sich meistens nur in den höhern Schichten der Gesellschaft und unter einer vollkommnern

Pflege entwickeln. Die Anlage zu derselben hingegen, und zuweilen wohl auch ihre reinere Ausbildung, wird sich in den untern Klassen der nördlichen Länder gewöhnlich nur unter Frauen bemerken lassen.

4. Die psychische Hand. Wenn aus der Schilderung ihrer morphologischen Eigentümlichkeit und der Erkenntnis ihrer vollkommensten Gegensetzung gegen die Kindeshand schon hervorging, daß sie die vollendetste und höchste aller Handformen ist, so wird, eben weil die Hand an sich ein so hohes Geistesorgan darstellt, daß wir sie zunächst nach Schädel und Antlitz in dieser Beziehung ordnen durften, daraus auch unbedingt folgen, daß diese Handform nur bei einer bedeutenderen Individualität vorkommen kann. Wer aufmerksam im Leben um sich blickt und die Handbildung vieler Personen vergleicht, wird dafür die merkwürdigsten Erfahrungen zu sammeln imstande sein. Das, was wir unter dem Ausdrucke: „eine schöne Seele" verstehen, und wodurch wir eine eigentümliche Reinheit und innere Großartigkeit der Fühlung im Gemüte und der einfachen Klarheit im Erkennen und Wollen zu bezeichnen pflegen, das findet sich, und zwar vielleicht sogar noch sicherer als durch ein schönes Gesicht, durch eine wirklich rein durchgebildete psychische Hand sehr bestimmt bezeichnet. Die Schilderung dieser Hände als Inbegriff der gesamten Individualität, wie sie D'Arpentigny gibt, ist so treffend, daß auch sie hier aufzunehmen ich nicht unterlassen kann; er sagt: „Elles attachent, elles ajoutent aux oeuvres du penseur — comme l'artiste à l'oeuvre de l'artisan — la beauté, l'idealité, elles les dorent d'un rayon de soleil, elles les élèvent sur un piedestal, elles leur ouvrent la porte des coeurs; l'âme oubliée et laissée en arrière par les mains philosophiques, est leur guide, — la vérité dans l'amour et la sublimité leur but, et l'expansion leur moyen." Dieser Typus ist sparsam verteilt und kommt im ganzen selten vor, wenn nicht schon durch mehrere Generationen eine edlere Geistesbildung stattfand; kommt sie im Volke vor, so charakterisiert sie oft Individualitäten, welche gerade durch diesen innern Beruf zu höherer, nun meist unerreichbar bleibender Wirksamkeit sich in hohem Grade ungeschickt fühlen, die rohern Handarbeiten

der untern Klassen auszuführen, und dadurch eine unglückliche oft verlorene Stellung erhalten. – D'Arpentigny hält, wohl sehr mit Recht, Asien, in den Gegenden des kaukasischen Stammes, für das Land, welches die meisten psychischen Hände erzeugt, und fügt eine Erzählung von einem orientalischen Weibe aus den Zeiten der Kreuzzüge, nach Joinville, bei, welche das unbefangene Großartige eines solchen Charakters so schön darstellt, daß ich nicht umhin kann, auch diesen Zug hier zu wiederholen: „Während der Belagerung von Damaskus", heißt es, „begegnete zwischen Stadt und Lager ein Geistlicher der Franken einem orientalischen Weibe, tragend ein Becken mit glühenden Kohlen und ein Gefäß mit klarem Wasser. „Was willst du tun mit diesem Wasser in deinem Gefäße, und was mit der Glut dieser Kohlen?" fragte der Mönch. „Ich trage sie", erwiderte das Weib, „um mit der Glut zu verbrennen das Paradies, und mit dem Wasser zu verlöschen die Flammen der Hölle, damit die Menschen künftighin Gott lieben und dienen mögen nur und ausschließend um der Liebe willen." Das Herz Ludwigs des Heiligen ward dermaßen erfreut von dieser ihm hinterbrachten Antwort, daß er in hohem Eifer die erhabene Frömmigkeit lobte, welche ihr diese Antwort eingegeben hatte." – Unter den europäischen Ländern billigt D'Arpentigny Deutschland eine besondere Häufigkeit psychischer Hände zu, England möchte indes ihm darin, namentlich unter den Frauen höherer Stände, vielleicht noch voranstehen. – Daß unter dem jüdischen Stamme diese Handform ebenfalls nicht allzuselten ist, wurde oben schon bemerkt, und ist eben entschiedene Folge seiner orientalischen Abkunft.

Hat man sich nun in dieser Weise die Bedeutung der vier wesentlichen Handformen deutlich gemacht, so wird es gegenwärtig nicht schwer fallen, auch teils die Übergangsformen aus einer in die andere, teils die Modifikationen, welche eine jede nach Geschlechts- und Altersverschiedenheiten erhält, ihrer Bedeutung nach, richtig zu verstehen. Wie die Beimischung des psychischen Elementes die motorische Hand veredelt und ihr diejenige Gestalt gibt, welche man, wegen ihrer Symbolik für einen kräftigen denkenden Geist, die philosophische nannte,

ist oben bereits ebenso, wie die künstlerische Bedeutung der durch starke weiche Fingerkuppen an der motorischen hervortretenden Annäherung zur sensibeln Hand erwähnt worden. In gleicher Weise begreift man, daß die Verbindung elementarer Formen sowohl die sensible als die motorische Hand in ihrer Bedeutung beträchtlich herabziehen müsse, und es versteht sich, daß ebenso die besondern Alters- und Geschlechtsformen jene vier primitiven Arten abändern werden, je nachdem sie sich mit ihnen verbinden.

Ganz in gleicher Weise werden die Charaktere der Altersverschiedenheiten wesentliche Modifikationen jener Urformen erscheinen lassen. Die sensible Hand mit der Gestalt der kindlichen gepaart, wird ein weicheres Gemüt anzeigen, als wenn sie durch Magerkeit und Hervortreten der Sehnen zugleich den Charakter der Greisenhand annimmt, und wenn die elementare Hand durch den Ausdruck der Kindeshand in ihrer rohern Form eher etwas gemildert erscheint, so wird ebendieselbe dagegen, sobald sie trocken und hart und knöchern, wie die des hohen Alters sich darstellt, gewöhnlich um so widerwärtiger und um so mehr von gemeiner Bedeutung für den Charakter des Individuums sein. — Man wird jetzt erkennen, wie demnach schon in diesen mannigfaltigen Kombinationen der Grundform der Hand in Wahrheit ein außerordentlich weites Feld für die Bezeichnung verschiedenartigster Persönlichkeit gegeben ist; indes selbst hiermit ist es noch nicht genug, da durch besondere Modifikationen auch der einzelnen Teile der Hand, namentlich durch die verschiedene Beschaffenheit der Handfläche, sowie durch das verschiedene Verhältnis der einzelnen Finger, dieser Mannigfaltigkeit der Formen und mit ihr deren verschiedene Bedeutung ganz ins Unendliche gesteigert werden kann. Also:

IV. Von den einzelnen Teilen der Hand.

Billig verweilen wir hier zuerst bei der Handfläche, bei ihr, aus welcher man in den dunkeln Zeiten der alten Chiromantie die gesamte Beschaffenheit und die sämtlichen Schicksale des Menschen herauszudeuten und zu entziffern versuchte, und deren sonderbar verschränkte und allerdings in jedem Menschen

anders gezogene Linien und Schwellungen einer lebhaften Phantasie freilich einen weiten Spielraum gewähren. — Mehr als historischen Rückblick, denn als wirkliche symbolische Förderung, will ich zuvörderst einiger der Punkte gedenken, welche die Chiromantiker des Mittelalters hier als besonders wichtig hervorheben. Das erste war ihnen natürlich auch in der Hand, wie in so viel andern Dingen, die Beziehung auf die sogenannten sieben Planeten. Sowie

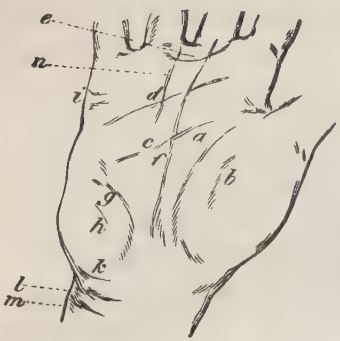


Fig. 134

die Finger dergestalt an diese überirdischen Mächte verteilt waren, daß der Daumen der Venus, der Zeigefinger dem Jupiter, der Mittelfinger dem Saturn, der Ringfinger der Sonne, und der kleine Finger dem Merkur gewidmet waren, so auch deren Ballen, während die beiden noch übrigen Planeten dergestalt in den Rest der Bildung sich teilten, daß dem Monde der dem Daumenballen gegenüberstehende unter dem kleinen Finger, und dem Mars die Hohlhand zufiel. — Wie die Linien der Hand bezeichnet wurden, wird nachstehendes Schema (Fig. 134) am besten übersichtlich darstellen.

a war die vitalis oder Lebenslinie, b die martialis, die des Mars, c war die naturalis, auch Kopflinie genannt, d die Tisch- oder Gedärmlinie, e der Venusgürtel, f die Glückslinie, g die hepatica oder Magenlinie, h die Milchstraße, i waren die Heiratslinien, k l m hießen Rasceta, Restricta und Discriminalis (Abschnitte gegen den Vorderarm und Handwurzel), endlich n, welche gegen den Ringfinger hinauflief, hieß die Ehrenlinie. Aus den verschiedenen Verhältnissen dieser Linien also wurden nun die Anlagen und Schicksale des Menschen herausgelesen, und wenn von alle dem entweder gar nichts, oder einiges durch Zufall, oder nur durch eine magnetische Clairvoyance des Propheten eintraf, so hinderte das doch nicht, Jahrhunderte hindurch an Prophezeiungen dieser Art zu glauben. Es bedarf nun keiner Gegenrede, um

darzutun, daß unsere physiologische Symbolik auf Deutung dieser Linien in solchem Sinne keineswegs eingehen kann, allein es fragt sich doch, da nichts am Organismus ganz ohne Bedeutung ist, welche Beziehung wird man ihnen denn wirklich beilegen können? Hierüber nun soviel. Die Faltungslinien der Hand (denn Reste oder Produkte wahrer Falten sind es, wie man sich leicht überzeugen kann) entstehen durchaus auf gleiche Weise, wie die Falten des Antlitzes in spätern Jahren als pathognomische Zeichen, d. h. als Spuren der am meisten geübten Bewegungen der Hohlhand. c und d werden durch Faltung beim Schließen der Hand, a und b besonders durch Anziehen des Daumens gegen die Hohlhand gebildet, e i gehen jedenfalls durch Schließung, f g h n durch seitliches Zusammendrücken der Hand, und k l m durch Beugung des Handgelenks gegen den Vorderarm hervor. Es folgt hieraus, daß jemehr diese Bewegungen geübt werden, und je trockener, mehr zum bleibenden Einbuge geeignet die Handfläche ist, um so stärker werden diese Falten sich zeigen. Insofern nun übrigens diese verschiedenen Bewegungen an und für sich durchaus keine besondere physiognomische Bedeutung haben können, so ergibt sich auch, daß den einzelnen Falten, als Resten dieser Bewegung, ebenso wenig eine besondere Bedeutung zukommen kann, und daß sie daher eigentlich nur insofern nicht ganz ohne Interesse sind, als sie teils durch die gesamte Form der Hand allemal mit bedingt werden, teils aber auch Anzeichen sind einer bald vollern, weichern und gesündern, bald mehr magern, trocknern und krankhaftern Beschaffenheit der Haut eines so wichtigen motorischen und Gefühlorgans, dadurch also auf die Verschiedenheiten der Konstitutionen und Temperamente allerdings manchen wichtigen Schluß erlauben. — So wird also eine reine längliche Bildung der Handfläche offenbar edlere Formen dieser Linien bedingen, und daß daher jene perpendikuläre Linie (Fig. 134 f), welche, wie oben bemerkt wurde, auch nur im Stamme der Tagvölker angetroffen zu werden pflegt, nur bei bedeutendern Handformen vorkommt, mag der ältern Chiromantie Veranlassung gegeben haben, sie als „Glückslinie" aufzuführen. Ferner wird ein frisches feines und gerötetes Ansehen dieser Linien entschieden auf eine gesündere mehr

arterielle und sensible Konstitution und sanguinisches Temperament, ein bleiches, gelbliches, rauheres Ansehen derselben dagegen mehr auf eine kränkliche atrabilarische, lymphatische, atrophische Konstitution, und auf ein phlegmatisches oder melancholisches Temperament schließen lassen usw. Selbst ob diese Linien einfach und rein gezogen, oder ob sie vielfach zerrissen sind und die Handfläche durch eine Menge kraus durcheinander gehender Furchen verunstaltet ist, kann nicht ohne Bedeutung bleiben, denn ebenso wie ersteres auf eine reine und klare

Fig. 135

Fig. 136

Fig. 137

Bildung im allgemeinen entschieden deutet, wird letzteres etwas Unklares, Gebrochenes im ganzen anzeigen. Um dies doch einigermaßen in Beispielen zu zeigen, und überhaupt den großen Unterschied der Handformen nach verschiedenen Individualitäten anschaulich zu machen, gebe ich hier die freilich sehr verkleinerten Abbildungen der Hand: 1. eines in jeder Beziehung liebenswürdigen zwölfjährigen Mädchens, in deren Hand sonach die größern Faltungen zwar regelmäßig angedeutet aber noch keineswegs vollständig entwickelt sind (Fig. 135), 2. einer gegen 40 Jahr alten fein gebildeten, sehr geistreichen, aber in höhern Beziehungen oft auch sehr konfusen Frau (Fig. 136), an welcher bei einer übrigens mehr psychischen Gesamtform fast sämtliche Linien durch ein krauses unregelmäßiges Ansehen sich charakterisierten, und 3. eines ganz gemeinen, späterhin wahnsinnigen und als Schwindsüchtige gestorbenen Weibes (Fig. 137), wo nächst der groben elementaren Form im ganzen die Rohigkeit und das Zerrissene der Handlinien sehr hervortritt.

Mit dem Verhältnis der Falten- oder Furchenbildung in der Handfläche steht sonach die Eigentümlichkeit dieser Fläche überhaupt in genauestem Zusammenhange, und so wird daher auch hier die reingefärbte, weiche, aufgelockerte, empfindliche, warme, feuchte Handfläche, auf Jugend, Gesundheit, feinere Sensibilität, raschere Vegetation und Fruchtbarkeit deuten. Schon der große Dichter, dem keine menschliche Regung und Bedeutung entgangen ist, läßt Othello von der Hand der Desdemona sagen:

„Diese Hand ist warm,
Dies deutet Fruchtbarkeit, freigeb'gen Sinn,
Heiß, heiß und feucht! Solch einer Hand geziemt
Abtötung von der Welt, Gebet und Fasten,
Viel Selbstkasteiung, Andacht, fromm geübt."

Dagegen werden in Trockenheit, Magerkeit, rauherer Hautbildung, Kälte und Unempfindlichkeit gerade die entgegengesetzten Charaktere sich aussprechen. Diese letztern Hände sind es daher auch besonders, welche unter anstrengender Arbeit sehr schnell sich ganz verhärten, und wenn eine feine Haut leicht von Anstrengung wund wird, so bedeckt sich die gröbere alsdann bald mit wirklichem Horn, und D'Arpentigny bemerkt daher schon: „Le cal de la main, presque toujours, jette une ombre sur l'esprit."

Überlegt man also nochmals die große Bedeutsamkeit der gesamten innern Hand, so muß es allerdings ein merkwürdiges Objekt des symbolischen Forschers werden, viele Handformen in dieser Beziehung zu vergleichen und auf irgend eine Weise auch zur Vergleichung zu fixieren, weshalb ich denn hier noch der Verfahren gedenken will, welche angewendet werden können, um Sammlungen von Handformen ebenso anzulegen, wie man Schädel- und Antlitzformen in Gipsabgüssen verewigt. Das erste und sehr einfache, wodurch namentlich alle Feinheiten der Zeichnung der Handfläche sehr gut erhalten werden können, ist dasselbe, was man in China anwendet, um dem Eigentümer eines Reisepasses es unmöglich zu machen, seinen Paß zu verwechseln; es besteht bloß in einem Abdrucke der mit feiner Ölfarbe sehr dünn überzogenen innern Hand auf zartes feuchtes Papier. Diese Abdrücke gewähren ein sehr vollständiges Bild der

Individualität der Hand, und eine von vielen, sehr verschiedenen Personen entnommene Stellung würde zu interessanten Vergleichungen veranlassen. Das andere ist die Abformung der ganzen Hand in Gips, welche wieder den Vorteil gewährt, die Muskulatur und den Knochenbau vollständiger zu konservieren. – Jedenfalls würden große Sammlungen beiderlei Art sehr zu wünschen sein und der Symbolik zu großem Vorteil gereichen.*)

So bliebe uns jetzt nur noch übrig, von der Bedeutung der einzelnen Finger schließlich das Wichtigste zusammenzufassen. Der merkwürdigste und bedeutungsvollste in dieser Beziehung ist jedenfalls der Daumen, er, von dem D'Arpentigny mit Recht sagt: „l'animal supérieur est dans la main, l'homme est dans le pouce," denn in Wahrheit! wie unvollkommen ist selbst noch der Daumen der Affen gegen die Bildung des menschlichen, welcher durch die Kraft seiner Gegenstellung und die Feinheiten seiner Bewegung dem Menschen so unzählige Kunstleistungen fast allein möglich macht. – Schon in den alten angelsächsischen Gesetzen wurde daher die Verstümmelung des Daumens mit 20 Schilling Strafe gebüßt, während die des Mittelfingers nur 4 Schilling gerechnet wurde; auch sein Name selbst, hergeleitet von „Duomen" oder „Doumen" (domare, zwingen), bestätigt seine bedeutungsvolle herrschende Eigentümlichkeit**). Bedenken wir demnach, daß der Daumen gleichsam den letzten,

*) Inzwischen ist durch Bertillon die Anthropometrie zu einer Wissenschaft ausgebildet worden und seit 1888 durch den Einfluß von Francis Galton und William Groschel auch die Daktyloskopie wissenschaftlich ausgebildet worden. (Robert Heindl: „System und Praxis der Daktyloskopie" (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Leipzig 1922). Lg.

**) Verschiedenes hierüber und über die andern Finger s. w. noch in M. G. Grießbach, Abhandlung von den Fingern, Leipzig 1756, und Th. Echtermayer, Proben aus einer Abhandlung über Namen und symbolische Bedeutung der Finger, Halle 1835. – Es sei auch erinnert an das schöne Werk von Ch. Bell „The human hand, its mechanism and vital endowments". 7. Aufl. London 1865. Deutsch, Stuttgart 1851. – Der Mathematiker und Logiker Cardanus hat in seinen Werken de rerum varietate und de subtilitate die Flecken auf den Nägeln „ähnlich den Sonnenflecken", als prophetisch angesprochen. Richtig davon ist wohl nur dies, daß Wachstumsanomalien oder Ernährungsstörungen am Nagel sichtbar werden. Das aber ist nicht „Symbolik der Gestalt"; sondern gehört zu der auf Hippokrates zurückgehenden Semiotik und Symptomatologie, im selben

nur erst im Menschen sich vollendenden Finger darstellt, so kann ihm eine gewisse psychische Bedeutung nicht fehlen, und ebenso gewiß wird ein starker und verhältnismäßig großer Daumen eine bedeutende und besonders kräftige Individualität anzeigen, als ein kleiner, zarter, oder gar verkümmerter eine schwächere oder dürftige. Daß die motorische Hand deshalb den größten Daumen haben müsse, ist schon oben so bezeichnet worden. D'Arpentigny macht übrigens noch einen Unterschied, den die Erfahrung wohl nicht selten bestätigt; er sagt nämlich, die untere Phalanx desselben deute auf Erkenntnis und Urteil, die obere auf Erfindung und Entscheidung. Mit dem letztern könnte es dann in Verbindung gestellt werden, daß die Bewegung (Erhebung oder Niederschlagen) des obern Daumengliedes wirklich nicht selten als Entscheidung benutzt wurde; so z. B. vom römischen Volk, wenn es im Zirkus durch diese Bewegungen die Tötung oder Schonung der Gladiatoren bestimmte*). So sagt der französische Chirognom denn auch ferner, daß in der Vendée ein großer Daumen als Anlage zum Schwarzkünstler betrachtet werde, jedenfalls aber eine Hartnäckigkeit des Charakters verkünde. Leute mit kleinem Daumen würden durch ihr Herz, die mit großem durch ihren Kopf regiert, der erstere sei duldend, der andere ausschließend. So bezeichnet er auch den Ballen des Daumens (Mons Veneris der alten Chiromantie) als Ausdruck des überlegten Willens, und, da dieser Ballen hauptsächlich durch die den Daumen regierenden Muskeln gebildet wird, so kann seine besondere Stärke allerdings auch nur bei sehr großen Daumen

Sinne wie gelblich blaßgrünlicher Kolorit auf Chlorose, ikterischer auf Leberleiden, weiße Lippen auf lymphatisches Blut, livide Lippen auf Herzschwäche, ataktischer Gang auf Rückenmarksleiden deuten usw. Lg.

*) Das Volk konnte durch Bewegungen des Daumens seinen Willen zeigen. Drücken des Daumens (pollicem premere) war Zeichen des Beifalls, Abkehren des Daumens (pollicem vertere; pollex infestus) Zeichen des Mißfallens, bei den Griechen hieß der Daumen ἀντίχειρ. Gegenhand. Albin nennt ihn manus parva adjutus majori, die kleine Hand, die Helferhand. Das Fehlen des Daumens galt als befreiend vom Kriegsdienst; wer ihn sich künstlich abhacken ließ, hieß pollice truncus, Feigling; daher das französische poltron. Bei den Bootsleuten auf der Themse herrscht die ständige Redensart I pledge my thumb. (Ich wette meinen Daumen). Merkwürdig ist, daß die Griechen das Zeigen des Mittelfingers καταπυρών; digitus infamis) für Schimpf hielten. Lg.

und folglich energischen Naturen vorkommen. Es kommt auf diese Weise sogar die oben erwähnte sogenannte Lebenslinie einigermaßen zu Ehren, denn da nur bei sehr kräftigen, stark aus der Handfläche vortretenden Ballen, diese Grenzlinie ebenfalls stark und tiefgezeichnet erscheinen kann, so wird dann auch sie hierdurch gewissermaßen mit zum Symbol eines kräftigeren Lebens.

Was die übrigen Finger betrifft, so sind sie mehr in den Begriff der Hand überhaupt eingeschlossen, und treten individuell und einzeln weniger scharf hervor. Schon bei Porta heißt es: „breves et tenues digitos stultum demonstrare dixit Albertus“ (nach Albertus bezeichnen kurze und dünne Finger den Dummen), und wie sehr dies, eben als Annäherung zum kleinen Kinde und Affen, mit den obigen Schilderungen der elementaren Hand zusammenstimmt, ist leicht abzusehen. Ebenso kommt bei ihm schon die Anerkennung der psychischen Hand mit der eigentümlichen Bildung ihrer Finger sehr deutlich vor, indem er vom Aristoteles anführt, daß dann, wenn er den trefflichen Mann schildere, er ihm längliche Handflächen und längere fein auslaufende Finger beilege („tribuit ei longas palmas longosque digitos declinantes ad subtilitatem“). Daß sehr lange Finger oftmals die Kürze des Lebens ankündigen, führt er außerdem nach Plinius und Aristoteles an, und allerdings rechtfertigt sich dies einigermaßen dadurch, daß dieser Bau gerade bei schwindsüchtigem Habitus am meisten gefunden wird. – Untersucht man die Fingerbildung nach physiologischen Rücksichten, so wird ihre Gelenkbildung und die Art ihrer Endigung in der Fingerspitze, stets am meisten ihre psychische Bedeutung verraten. Stark hervorgehobene Gelenkhöcker werden immer ein entschiedenes Vorherrschen des motorischen Elementes ausdrücken und die Hand wesentlich als Ergreifungsorgan darstellen. Eine solche Bildung deutet dann auf Vorherrschen von Wille und Verstand über Gemüt, und verbindet sie sich noch mit Trockenheit und Magerkeit, so wird gewöhnlich dadurch Härte und Geiz charakterisiert. D'Arpentigny sagt daher nicht mit Unrecht: „Die Menschen werden um so mehr geordnet, um so weniger gläubig und um so mehr logisch, je deutlicher die Gelenkköpfe ihrer Finger in den Umrissen sich herauszeichnen.“ Was

die Endigungen der Finger betrifft, so ist die einfachste die abgerundet viereckige. Sie bezeichnet die elementare und motorische Hand und erhält dadurch ihre Bedeutung. Eine andere ist die abgerundet konische; sie ist die zarteste und gehört wesentlich der seelischen Hand an. Gleichsam durch ein tiefes Vorgefühl findet man denn auch bei den verschiedensten Völkern die Hände der Engel und Heiligen, und auf den altgriechischen Kunstwerken die der Götter, durch Finger dieser Art bezeichnet. Freilich, wie die Extreme gern sich berühren, sehen wir dann auch Hände böser satanischer Dämonen ebenfalls mit langgestreckten spitzen Fingern abgebildet, allerdings dann jedoch roh und knochig gebaut und mit langen Nägeln als Krallen bewaffnet. – Die dritte Endigung ist die sanft angeschwollene rundliche, sie bezeichnet stets das Vorwalten des sinnlichen Elementes, und gehört, wie schon bemerkt wurde, wesentlich der sensibeln Hand an; der Fingernagel, welcher bei der vorigen Form ebenfalls sehr gestreckt zu sein pflegt, wird hier kurz, mehr breit und im ganzen kleiner, während auch er in der ersten Endigungsform größer und mehr quadratisch erscheint. Das stärkere Anschwellen der Fingerspitze gibt diejenige Form, welche D'Arpentigny: „Doigts en spatule" nennt, und die Bedeutung starker Sensibilität wird dann noch dadurch gesteigert. – Die alte Chiromantie wußte übrigens noch viel von den Fingernägeln zu erzählen, namentlich wurden den Flecken auf ihnen sehr verschiedene Bedeutungen beigelegt, den weißen glückliche, den schwarzen und gelben unglückliche, und dergleichen mehr. Für uns geht aus ihrer Bildung oft nur ein besonderes Zeichen gewisser krankhafter Zustände hervor, wie denn namentlich Schwindsüchtige ganz auffallend durch ihrer Länge nach krummgebogene Nägel charakterisiert zu sein pflegen. Kurz! nichts ist so klein und nichts so gering an der Hand, was nicht irgendein Gewicht werfen könnte in die Wage des symbolischen Forschers, und überblickt man nun nochmals im Geiste alle die mannigfaltigen Formen und Bedeutungen, welche an der Hand und durch die Hand sich erkennen lassen, so wird man gestehen, daß es nicht zu viel gesagt gewesen sei, wenn wir in physiognomischer Hinsicht die Hand unmittelbar nach Schädelwölbung und Antlitzbildung ordnen!

Ehe ich nun die symbolischen Bedeutungen der Hand ganz verlasse, ist noch der hier, wieder fast wie im Antlitz, obwohl auf ganz andere Weise, stark hervortretenden pathognomischen Beziehungen besondere Erwähnung zu tun. Daß die Lebensführung in der Hand sich großenteils sehr deutlich abspiegele, wer könnte dies leugnen! – Nicht wie im Gesicht freilich sind es Gemütsbewegungen und Leidenschaften, welche ihre Züge mit sehr leserlichen Lettern dort einzugraben pflegen, wohl aber dafür die materiellern, und doch auch wieder sehr auf das Geistige rückwirkenden Beschäftigungen, welche in der Hand mit großer Bestimmtheit sich verraten. Wie sehr weicht die Hand des tätigen Ackermannes ab von der des Maurers, Gerbers und Färbers, und diese wieder von der des Fischers und Schiffers; wie verschieden wird sich die Hand des Zimmermanns von der des Tischlers ausbilden, die der Nähterin von der der Wäscherin, und wie sehr werden alle dieser Hände materieller Tätigkeit wieder sich unterscheiden lassen von den einer geistigen Tätigkeit dienenden Händen des Künstlers, des Schriftstellers, des Wundarztes, und endlich alle dieser wieder von denen der aristokratischen nie eine Härte berührenden Dame! – Dabei ist keine Frage, daß die Entwickelung der feinern physiologischen Handformen, namentlich der sensibeln und psychischen, sehr gehindert und überhaupt verändert werden kann durch diese verschiedenen Arten von Lebensführungen. Gibt man Achtung auf die Hände des Volks, so wird man gar nicht so selten hier, wie in den Gesichtern, Formen gewahr werden, welche entschieden die Anlage zu einer der zarteren Bildungen ausdrücken, durch zeitige angestrengte mechanische Arbeiten aber, und Not, sich nur sehr unvollkommen entwickelt haben. – Jedenfalls hat also die Symbolik auch auf diese pathognomische Zeichensprache der Hand stark zu achten, wenn sie möglichst vollkommen alles das aus diesem wunderbaren Organ herauslesen will, was wirklich darin geschrieben steht. – Führt doch dergleichen dann noch immer weiter! Denn es versteht sich ja von selbst, daß z. B. nun auch die Handschriften, d. h. die einem jeden Lande eigentümlichen Züge der geschriebenen Symbole der Gedanken der Menschen, in ihrer individuellen Besonderheit, zum größten Teile mit durch den Bau der

Hand sich bestimmt finden werden, und dadurch dann selbst ihre fernere Bedeutung für die Persönlichkeit erhalten. – Daß demnach die grobe elementare, und die starke motorische Hand andere Züge schreiben werde, als die fein sensible oder die edle psychische, ist ja von selbst klar und gibt den eigentlichen physiologischen und somit auch einzig wahren Grund für die Bedeutsamkeit des Sammelns von Autographen. Freilich sind auch hierbei viele weiter nicht hierher gehörige Kautelen zu nehmen, und die Nivellierung neuerer Erziehung und Kultur wird ihnen bald auch die letzte Bedeutung rauben. So hat sich z. B. in England die Führung der deshalb auch sogenannten englischen Schrift schon sehr verbreitet; so ist in Deutschland die sogenannte Kaufmannshand unter den Männern des Verkehrs fast allgemein geworden, usw.*)

Fig. 138

Fig. 139

Zum Schluß aller dieser Betrachtungen gebe ich nun noch die verkleinerte Abbildung zweier sehr merkwürdigen Hände, gleichsam als Übungsstücke für den Leser, um die früher vorgekommenen Regeln auf die Entzifferung wirklicher Formen anzuwenden. Fig. 138 stellt nämlich die linke Hand von Dr. Martin Luther, Fig. 139 die gleichnamige Hand des jüngst verstorbenen russischen Kaisers Nikolaus nach

*) Die Beziehung der Hand zur Handschrift ist nicht so unmittelbar wie aus obiger Darlegung es zu folgern wäre. Ganz besonders aufschlußreich ist das Buch von Prof. Oskar Fischer in Prag über Rafael Schermann. Schermann, zu intuitivem Erfassen des Wesens aus der Schrift genial begabt und durch reiche, wenn auch nicht immer ganz einwandfrei verwendete Erfahrungen geleitet, vermag sich so in die Handschrift „hineinzuknien", daß er unwillkürlich Haltung und Gestus annimmt, die der Schreibende im Schreiben besessen hat. So griff er beim Anblick der Schrift eines Herzkranken nach dem Herzen; nahm beim Lesen der Schrift eines Ästheten eine snobistische Haltung an. Auf dem

genauer Gipsabformung dar. — Die außerordentliche Verschiedenheit beider fällt sogleich in die Augen, und will man Totalität sowohl als Charakter der einzelnen Fingerbildung nach dem früherer Anleitung durchgehen, so wird man Stoff genug finden zu mancher interessanten Bemerkung.

b) Die untern Gliedmaßen.

Das, was Archimedes vergeblich verlangte, um die Erde zu bewegen, nämlich das Stehen außer ihr, das ist dem Menschen wirklich gewährt, um die Erscheinung der ihn umgebenden Erdnatur umsichtiger und kräftiger zu bewegen, nämlich das Stehen auf ihr, und zwar ist es ihm gewährt durch die eigentümliche Bildung seiner untern Gliedmaßen, der Beine und ihrer Endglieder, der Füße. — In diesen Gliedmaßen also ist namentlich enthalten der Begriff der „Gestalt"; denn Gestalt kommt von „stellen", d. h. aufrecht hinstellen, womit auch der ins Deutsche übergegangene lateinische Ausdruck „statura" Statur, von „stare", stehen, vollkommen übereinstimmt. — Mehr als man glaubt aber ist der ganze Begriff des äußern Menschen gegeben in seinem „Stehen", denn damit, daß er steht, hängt die eigentümliche Bildung seines Hauptes zusammen, und dadurch, daß er steht, ist er anthropos, der aufwärts Schauende. Kein Tier steht in diesem Sinne; denn die, welche noch am meisten menschenähnlich zu stehen scheinen, die Vögel, halten dabei keineswegs das Rückgrat parallel der perpendikulären Mittellinie der Beine, sondern tragen das mittlere Rückenteil vorwärts geneigt und nur wieder den so viel längern Hals aufrecht gerichtet,

Umweg über den Gestus reproduziert er dann in sich selbst die seel. Zustände und Abläufe, deren Ausdruck die Handschrift ist. Noch lehrreicher sind solche Experimente, die von andern Niederschlägen des Charakters her zur Reproduktion der Handschrift führen. Man legt dem graphologischen Medium Zeichnungen vor, nennt ihm den Namen des Zeichners und bittet ihn, den Namen so an eine Tafel zu schreiben, wie nach den Formcharakteren der Zeichnung der betreffende wohl schreiben müsse. Schermann trifft annähernd die Formen der Schrift. — Er scheint sich dabei an freisteigende Vorstellungen zu halten. So sieht er beim Betrachten von Schriften wohl auch Stuben, Geräte, Gesichter usw. Die psychischen Untergründe dürften dieselben sein wie bei sogenannter Telepathie. (Oskar Fischer: Experimente mit Schermann. Ein Beitrag zu den Problemen der Graphologie, Telepathie und des Hellsehens. Wien 1924.) Lg.

während die Säugetiere mehr oder weniger alle nur wagerechten Leibes auf vier Gliedmaßen stehen, und ihr Aufrechtstehen auf den zwei Hintergliedern nur eine Karikatur des menschlichen Stehens genannt werden darf. – Wie also davon, daß der Mensch aufrecht steht, nebst seiner Kopfbildung und deren freier Wendung, auch der Gebrauch aller seiner Sinne, sein freieres Atmen und seine Stimme, und der höhere Gebrauch seiner Arme und Hände abhängt, so muß nun auch begreiflicherweise in der Art, wie er steht, ein großes physiognomisches Moment all seines Wesens, und in der Bildung seiner ganzen untern Gliedmaßen, durch welche er steht, ein wichtiges symbolisches Zeichen seiner ganzen Art zu sein gegeben werden.

In Wahrheit liegt hier eine unendliche Charakteristik! Wie bezeichnend ist für den Mächtigen und Starken die Art seines Stehens in seiner wie aus Erz gegossenen Haltung! wie der völlige Gegensatz hiervon die Stellung und der sie bedingende Bau von Schenkeln und Füßen in dem Schwachen, Geistesarmen oder gar Kranken! Die Sprache schon hat dieser Verhältnisse mehr oder weniger alle in sich aufgenommen; nennt sie nicht die ganze eigentümliche Einordnung eines Menschen in die Umgebung seiner Welt in dem Worte „Stand" oder „Stellung"? bezeichnet sie nicht deshalb seinen ganzen intellektuellen moralischen, ökonomischen oder politischen Ruin bloß mit dem Worte seines „Falles"? – Ja, es ist recht eigentümlich, und besonders darüber nachzudenken, warum man mit dem Worte der „Lage" eines Menschen sinnbildlich etwas ganz andreres bezeichnet, als mit dem ebenso gebrauchten Worte seiner „Stellung". Lage nämlich ist dasjenige Verhältnis, in welches der Mensch mehr unbewußterweise durch die Strömung der Weltzustände und deren Beziehung zu seinen eigenen gebracht wird, während Stellung entschieden immer auf dasjenige deutet, was er selbst durch bewußte Tätigkeit sich geschaffen hat und behauptet*). Kurz! alles dies macht sonach diejenigen Glied-

*) Es ist ein ähnlicher Unterschied wie der vom Existieren und Sein. – Die Existenz ist bedroht, d. h. die Stellung ist bedroht. Das Sein ist bedroht, d. h. die Lage ist bedrohlich. Lg.

maßen, wodurch der Mensch steht und geht, zu sehr merkwürdigen symbolischen Zeichen seines Wesens, und wir wenden uns nun zu deren besonderen Betrachtung.

Auch die Beckengliedmaße, gleich der der Brust, zerfällt aber in Oberglied, Unterglied und Endglied; auch hier ist das Endglied, der Fuß, das ausgebildetste, vielgegliedertste, der Gestaltung nach das am meisten charakteristische, und wieder ist auch hier überall zuerst die morphologische Eigentümlichkeit, durch welche das gesamte Glied im Menschen von dem der Tiere sich unterscheidet, ins Auge zu fassen, bevor von den besondern Bedeutungen der einzelnen individuellen Bildungen die Rede sein kann. Im allgemeinen ist hier zuerst der Proportion zwischen diesen drei Abteilungen zu gedenken, denn in ihr schon tritt der besondere menschliche Charakter auffallend und eigentümlich hervor. Nach der früher mitgeteilten Tafel (S. 92) verhalten sich die Maße so, daß der Oberschenkel 2½, der Unterschenkel 2 und der Fuß seiner vollen Sohlenlänge nach 1½ Modul mißt, und es ergibt sich demnach, daß eine sehr gesetzliche Folge von 2½ : 2 : 1½ hier durch die herrschenden Zahlen dargestellt wird. Diese Folge (Fig. 141) ist keineswegs eine schon im Tierreiche vorkommende, da, wie am Arme, so auch am Bein, die Tiere umgekehrt vielmehr das Oberglied, den eigentlichen Schenkel (femur), als kürzeste Abteilung zeigen (s. Fig. 140), dergestalt, daß er gewöhnlich ebenso wie der Oberarm mit in der Haut des Stammes sich verbirgt, und nur der Elefant (wie Burmeister*) schon ganz richtig bemerkt) zeigt, nebst einigen Affen, hier ein Verhältnis, welches dem menschlichen nahekommt, ja, hinsichtlich der verhältnismäßigen Kleinheit des Fußes, dasselbe noch übertrifft.

Natürlich folgt schon hieraus, daß auf ähnliche Weise veränderte Verhältnisse im Menschen (s. Fig. 142) sogleich eine Tierähnlichkeit darstellen, und unschön, wie sie an sich sind, zugleich das Zeichen einer verkrüppelten Organisation werden müssen.

*) Vgl. das Sammelwerk: „Der große deutsche Hausschatz" (Leipzig 1849), Lieferung 13 und 14, S. 407 fg. – Es sei auch hingewiesen auf die ausgezeichneten „Zoonomischen Briefe" (Leipzig 1856, 2 Bde.) dieses bedeutenden alten Naturforschers. Lg.

Übrigens ist es merkwürdig und liegt tief begründet in den innern Gesetzen des Organismus, daß die untere Gliedmaße in den Tieren eine weit weniger ausgedehnte Metamorphosenreihe zeigt als die obere. Auch sie nämlich fängt zwar gleich jener mit der Flossenbildung an, und dann fehlt noch jede Andeutung von Ober- und Unterglied, und alles ist bloß Endglied, indes niemals dehnt sie zum Flügel sich aus, sondern ihre höchste und weit greifendste Ausbildung ist diejenige, welche hinsichtlich der obern als eigentliche Mitte betrachtet werden mußte, nämlich in ihrem Endgliede die handartige Bildung mit freiwerdender daumenartiger Zehe, wie sie in den Affen sich darstellt. – Auf der tiefsten Stufe der Säugetiere, in den Walfischen, denen die Brustgliedmaße nie fehlt, fehlt dagegen dieses Unterglied noch ganz, und ist in den Robben noch sehr flossenartig verkümmert, dagegen wird sie in den Känguruhs und Springmäusen wieder sehr übermächtig an Masse, dient sonst überall als wesentlichstes Organ der Ortsbewegung und des festen Standes des Tieres, hört aber fast gänzlich auf (eben mit Ausnahme der Affen) zugleich Ergreifungs- und Tastorgan zu sein.

Wir betrachten nun die verschiedene Gestaltung der einzelnen Abteilungen und deren Bedeutung in den verschiedenen menschlichen Individualitäten.

a) Oberschenkel.

Wenn ich schon bei dem Oberarm bemerken mußte, daß er wesentlich nur das motorische Element ausspreche, so wird das für den Oberschenkel an und für sich, da die gesamte untere Extremität hauptsächlich der Stellung und der Bewegung, und zwar der Ortsbewegung, zugewiesen ist, in noch höherm Grade gelten. Niemand wird im Schenkelbau als solchen, für Verstand, Phantasie oder Willen ein Zeichen suchen. Dagegen ist insbesondere darauf aufmerksam zu machen, daß von Länge oder Kürze dieser, sowie der Unterschenkelgegend, es namentlich abhängt, welche Größe die ganze menschliche Gestalt erreichen solle, ein Moment, welches allerdings von Belang ist für die geistige Individualität des Menschen selbst; denn früher schon, wo von den veränderten Proportionen

im allgemeinen die Rede war, ist nachgewiesen worden, wie verschieden die ganze Persönlichkeit eines Menschen sich darzustellen pflege, je nachdem er entweder von kleiner, oder großer, und unter andern Menschen aufragender Statur erscheint: das erstere nämlich pflegt im ganzen (wenn es nicht durch einen sehr

Fig. 140

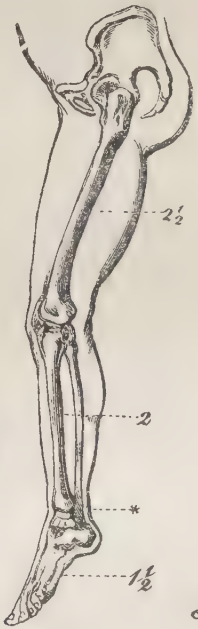


Fig 141

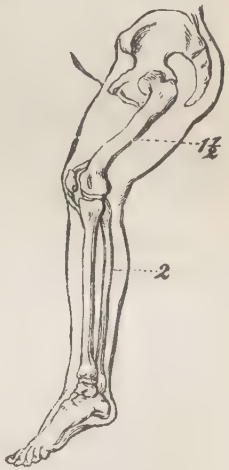


Fig. 142

distinguierten Kopfbau kompensiert wird) mehr mit Schwäche, Befangenheit und Kleinlichkeit verbunden vorzukommen, während das letztere mehr mit einer gewissen pedantischen Trockenheit und Rohigkeit zusammengeht, wenn nicht besonders günstige innere Verhältnisse und höhere Kopfbildung ein besseres Resultat herbeiführen.

Daß übrigens, eben weil die verhältnismäßig größere Länge des Oberschenkels eine den Menschen von den Tieren auszeichnende Eigenschaft ist, schon deshalb die größere Länge dieser Gegend auf eine edlere Individualität deutet, während deren Kürze als Tierähnlichkeit zurückweicht, versteht sich von

selbst, und man braucht in dieser Beziehung nur die beiden obigen Figuren 141 und 142 zu vergleichen, und man wird über deren physiognomischen Ausdruck nicht im Zweifel bleiben. Die verhältnismäßig etwas kürzern Schenkel charakterisieren daher entschieden (nebst so viel anderm) auch die Nachtvölker als zurückstehende Rasse. Aus demselben Grunde also, daß dem Neger (s. oben) längere Arme eigentümlich sind, bezeichnen ihn die kürzern Schenkel. – Auch bei Porta schon werden kurze Oberschenkel als ungünstige Bildung betrachtet: „Brevia crura malevolos, alienisque malis gaudentes et invidos ostendunt" sagt er (die Kürze der Schenkel deutet auf übelwollende, schadenfrohe, neidische Gemütsart) und führt den Tyrannen Selim, Sohn des Bajazet, an, der zwar vorragender Statur, aber von kurzen Schenkeln gewesen sei, und stets treulos, rachsüchtig und wollüstig sich erwiesen habe. Nach Burmeister's Bemerkung, die jeder Beobachter bestätigen wird, findet sich auch bei den Juden das Bein häufig kürzer, und es ist wohl möglich, daß die lange Verbannung und Unterwürfigkeit des Stammes, welche ihm so oft das gebogene Knie aufzwang, den Typus der Untergliedmaße dergestalt verdorben hat, während in manchen Zügen des Kopfbaues und in der oftmals edlern Handbildung die alte orientalische Schönheit sich noch vielfältig verrät.

Was die Stärke oder den Umfang dieses Gliedes betrifft, so muß zuvörderst der Geschlechtsunterschied hervorgehoben werden, indem die kräftigere Muskulatur desselben bei geringerer Fülle der Hüften, ebenso bestimmt das Männliche charakterisiert, als die größere aber weiche Fülle desselben überhaupt, und in der Hüftengegend insbesondere, der größern sexuellen Produktivität des weiblichen Körpers bezeichnend zu sein pflegt. Natürlich ergibt sich nun hieraus, daß, wenn bei Männern die letzterwähnte weibliche Fülle vorkommt, dies dem Individuum einen weiblichen weibischen (auch wohl den Kastraten-) Charakter verleihen muß, während umgekehrt die größere Magerkeit und stärkere Muskulatur im Weibe als mannweiblich erscheinen wird. Ebenso folgt hinwiederum schon aus dem Vorhergehenden, daß eine jede besondere Steigerung

dieses Geschlechtscharakters der Hüften und Schenkel auch den Charakter des Geschlechtlichen im Individuum selbst steigern muß, daß die Frau mit übermäßiger Fülle der Hüften darin eine gewisse Üppigkeit ebenso verraten muß, als die Muskelstärke dieser Gegend im Manne mit vorwiegender Geschlechtskraft notwendig zusammenhängen wird. Entgegengesetzte Bildungen werden auf entgegengesetzten Charakter schließen lassen.

Selbst die Richtung der Oberschenkel bleibt nicht ohne Bedeutung. Die Frau nämlich, mit breiterem Becken, wird eine stärkere Einwärtswendung beider Schenkel miteinander genäherten Knien notwendig verraten, während im Manne, mit schmalerm Becken, die Oberschenkelbeine mehr gerade herabgehen. Abermals folgt hieraus, daß bei weibischen Männern und Kastraten die erstere Stellung sich wiederholen wird, sowie bei der Virago die letztere. Ja selbst die Oberfläche der Schenkel ist nicht ohne Bedeutung, da ein stärkeres Behaartsein den Mann abermals vom Weibe unterscheidet, jedoch so, daß es auch im Manne nicht übermäßig stark werden darf, indem es sich außerdem dem Tierischen nähern und stets auf eine geringere Individualität und böotische Konstitution deuten müßte. Schon die alten Physiognomen sagten: „Quorum femora et lumbi — multis pilis intecta sunt — eos luxuriae obnoxios judicato“ (welcher Schenkel und Hüften stark behaart sind, mag man als Üppige und Schlemmer betrachten).

b) Unterschenkel.

Wie der Vorderarm an und für sich von minderer symbolischer Bedeutung war, sondern nur die eigentümliche Bildung der Hand vorzubereiten und vorzubedeuten pflegte, so gewährt auch der Unterschenkel an sich nicht so viel Stoff der Symbolik, als der Oberschenkel, aber seine individuelle Bildung wird immer schon bedeutungsvoll genannt werden dürfen für die des Fußes, und dadurch einen eigentümlichen Charakter erhalten. — Selbst das Längenverhältnis ist hier nicht so bedeutungsvoll als beim Oberschenkel, eine Eigentümlichkeit, die auch darin mit begründet ist, daß die normale Länge des menschlichen Unter-

schenkels ihn nicht so scharf von den Tieren unterscheidet, als die des Oberschenkels, da viele Tiere in dieser Beziehung wirklich ganz ähnliche Größenverhältnisse zeigen als der Mensch. Vergleicht man übrigens viele menschliche Skelette untereinander, so wird man sich auch bald überzeugen, daß die Länge des Schienbeins von 2 Modul hier ebenfalls weit weniger Variationen unterworfen ist, als die anderer Knochen; die individuellen Verschiedenheiten dieser Gegend werden sich daher größtenteils nur in deren Weichgebilden ausdrücken. Wie sonach der Bau der Wade sich darstellt, ob von ihr in seiner Verjüngung nach unten der Unterschenkel dünner wird, um in mäßig vortretenden Knöcheln sich zu endigen, oder ob auch sein unterer Teil schwer und plump geformt, jene zu einer guten Gestalt unerläßlich geforderte Verjüngung nicht darstellt, und wie überhaupt die Wade geformt sei, ob stark und dabei kräftig, oder weichlich, oder schwach und wenig anschwellend, daraus wird manches Charakteristische sich ergeben. Die erstere Bildung mit kräftigen Wadenmuskeln, schlanken Sehnen und feiner Verjüngung des untern Beins deutet stets auf eine elastische kräftige Organisation, der in den höhern Regionen denn auch ein energisches Geistesleben entsprechen wird. Die pneumatische, arterielle, lascive, sensible Konstitution und das sanguinische Temperament verraten sich in der Regel durch solchen Bau, ebenso wie umgekehrt der dicke plumpe Unterschenkel nur vorkommen wird bei böotischer, lymphatischer, venöser Konstitution und phlegmatischem Temperament, denen dann gewöhnlich schwerfälligere Geisteszustände entsprechen. – Endlich ist nun auch noch zu bemerken, daß die Beschaffenheit der Weichgebilde des Unterschenkels in einem und demselben Individuum außerordentlich beweglich und von den verschiedenen Gesundheits- und Krankheitszuständen desselben im hohen Grade abhängig ist. Für jede Art von Lebensverkümmerung ist zunächst das Einfallen der Wadengegend ein sehr bestimmtes Zeichen, und es wird deshalb bei hagern atrophischen Naturen (gewöhnlich mit trübem melancholischem und schwächlichem Geisteswesen verbunden) auch wohl bleibend; ja das herannahende Lebensende kündigt sich so oft durch wässerige Auftreibung (Oedema) der untern Hälfte des Unterschenkels an, so daß das

Volk selbst, wenn an ältern kränklichen Personen diese Zustände sichtbar werden, sie mit dem Ausdrucke „der Reisestiefeln" bezeichnet*).

Übrigens liegt nun noch eine sehr merkwürdige Symbolik in der Art der Verbindung des Unterschenkels mit dem Oberschenkel durch das Knie. Man kann von dem Knie auch fast sagen, wie wir oben von dem Kinn gesagt haben, daß es der menschlichen Bildung ausschließlich eigen sei. — In Wahrheit hat eigentlich

Fig. 143

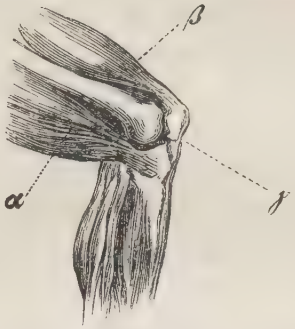


Fig. 144

kein Tier in diesem Sinne ein Knie. Diese schöne gerundete bewegliche Wölbung, welche ebenso erlaubt, daß Ober- und Unterschenkel, ganz gleich wie Ober- und Unterarm, in einer ganz geraden Linie sich ausstrecken, als sie im Gegenteil auch wieder die verschiedensten Grade der Beugung zuläßt, findet sich deshalb nicht in den Tieren, weil teils die Gelenkenden der Knochen von Ober- und Unterschenkel eckiger sind, und die schmalere Kniescheibe dadurch näher tritt der Bedeutung des Ellbogenhöckers (Olecranon), dessen Stelle sie in bezug auf die Streckmuskeln einnimmt, und teils, weil die Beugemuskeln zu weit an dem Unterschenkel herabgehen (wie Fig. 143 am Hunde zeigt gegen Fig. 144 am Menschen, α Beuger, β Strecker, γ Möglichkeit der Streckung), so daß schon

*) Im männlichen Geschlechte kann man die Übergangsstelle des Muskelfleisches der Wade in seine Sehnen deutlich als einen Absatz wahrnehmen, der am Weiberschenkel minder auffällt; aber dennoch von Lichtenberg als Ehrbarkeitslinie bezeichnet wurde, weil bei schlechtem Wetter die Frauen nur bis dahin und nicht weiter ihre Röcke aufheben durften. (Hyrtl.) Lg.

aus dieser Ursache nie ein Tier Ober- und Unterschenkel völlig in e i n e Linie zu bringen imstande ist, und in vielen (wie eben Figur 140 nachweist) deshalb das Knie sogar sich mit in den Hautbedeckungen des Stammes verbirgt*). Die Möglichkeit also, in schöner geraden Richtung das Bein zu strecken, ebenso wie wir den Arm zu strecken imstande sind, ist ein Hauptbedingnis der aufrechten Stellung, und darum in ihrer Besonderheit auch von großer Charakteristik für das Individuum. Nun verbirgt sich zwar in unserer Tracht bei den Frauen ganz, und bei Männern großenteils das Knie unter den Kleidern, indes schon aus der Haltung des aufrecht Stehenden oder Gehenden läßt sich über Stellung des Beins und die sie großenteils bestimmende Beschaffenheit des Knies manches symbolische Zeichen gewinnen. Was zuerst aus dem Obigen bestimmt hervorgeht, ist, daß die Haltung mit gebogenen Knien (sei sie Gewohnheit oder durch Bau der Kniegegend bedingt) eine entschiedene Tierähnlichkeit darstellt, daher als bleibende Stellung mit menschlicher Würde nicht vereinbar und da wo sie momentan hervortritt, stets ein Zeichen der Erniedrigung oder geringerer geistiger Zustände ist. – Eine andere Folgerung aus der gewonnenen Einsicht in die höhere Bedeutung des Knies wird es sein, daß jede Abänderung seiner reinen straffen Form, durch größere Schwellung in den Knochenenden und Plumpheit der Zellgewebs-, Sehnen- und Hautbildungen, der Schönheit und Sicherheit des menschlichen Standes Eintrag tun, und somit das Zeichen einer rohern und gröbern Individualität sein wird. Ähnliches endlich wird jedenfalls aus allen selbst noch so kleinen Schiefstellungen dieses wichtigen Gelenkes hervorgehen, indem auch die kleinsten Unebenheiten und Ungleichheiten der Gelenkflächen hier notwendig die rein gerade Fortsetzung von Oberschenkel zu Unterschenkel stören, und es wird sich, indem nun der letztere entweder etwas nach außen oder nach innen gestellt erscheint, alsdann sogleich im ganzen eine gewisse

*) In diesem Muskelbau liegt es auch, daß der Oberschenkel der Tiere so viel mehr seitlich platt gedrückt ist, gegen den schön gerundeten menschlichen Schenkel. Die Nachtvölker Neuhollands nähern sich deshalb durch ihre flachen schmalen und magern Schenkel entschieden etwas den Affen.

Schiefheit offenbaren, die darum keineswegs mit wirklich krankhafter Verbildung und Lahmheit verbunden zu sein braucht, durch welche wir aber, da sie dem Körper notwendig etwas von der ganz festen und würdigen Haltung nimmt, die den Menschen auszeichnen soll, stets den symbolischen Eindruck der Gestalt beeinträchtigt finden werden, und nun den Ausdruck einer geringern Eigentümlichkeit des Geistes und Charakters herbeigeführt sehen. – Wirkliches Schiefstehen der Knie, und Krüppelhaftigkeit der Beine überhaupt, ist allemal Zeichen eigentümlicher Krankheiten, hat aber in seiner psychischen Bedeutung etwas von jenen Verkrümmungen des Stammes, deren wir oben S. 341 f. gedacht haben, kommt auch häufig mit ihnen zugleich vor.

Welch mächtige Unterschiede in dem Bein des Apoll von Belvedere, des Farnesischen Herkules, des schönen Pariser Silen, des borghesischen Fechters und des Dresdener Ganymed einerseits, und in dem Bein der Diana vom Louvre, der Venus genitrix und der Mediceischen Venus andererseits, wie ausnehmend spricht sich der in jedem dieser Werke verewigte Charakter, in Hüften, Schenkeln, Knie und Unterschenkel aus, so sehr, daß jedem nur einigermaßen Kundigen nur die abgeschlagenen Gliederstücke dieser Extremitäten gesondert vorgelegt zu werden brauchten, und nicht einen Augenblick würde er in Zweifel bleiben, wessen Abbild und Zeichen in diesen Fragmenten wohl gegeben sein könne. –

c) Der Fuß.

Auch in diesem Endgliede, wie bei der Hand, beurkundet sich die so viel größere Komplikation des Gebildes, gegen Ober- und Unterglied, schon durch die so zahlreichen einzelnen Bestandteile. Wenn der Oberschenkel aus einem, der Unterschenkel, abgesehen von der Kniescheibe, aus zwei Knochen besteht, so enthält der Fuß deren 26, welche dann abermals, wie die Knochen der Hand in Handwurzel, Mittelhand und Finger, so hier in Fußwurzel, Mittelfuß und Zehen sich einteilen .Um nun auch beim Fuße eine physiologisch begründete Deutung seiner verschiedenen Formen in verschiedenen Menschen aufzufinden, werden wir auch hier mit einer Betrachtung über

beginnen müssen. Zweierlei ist für einen solchen Zweck deutlich hervorzuheben: 1. das Verhältnis des menschlichen Fußes zu dem der verschiedenen Tiere, 2. das Verhältnis des Fußes zur Hand. In ersterer Beziehung ist schon oben bemerkt worden, daß die Metamorphosenreihe des Fußes (d. h. hier eben nur des Endgliedes der untern, oder, wie sie in den Tieren genannt wird, der hintern Gliedmaße) weit geringer sei, als die der Hand, denn der Fuß entwickelt sich nie gleich der Hand zum Flügel, und wenn auch in den Fledermäusen und Vampiren Ober- und Unterschenkel mit in die Flughaut eingeheftet sind, so bleibt doch das Endglied überall mit wenig Ausnahmen ein wirklicher Fuß, nur bald mit 5, bald mit 4, bald mit 2, ja bald nur mit einer Zehe, und nur in dem Affen wird er zu einer unvollkommenen Hand, während er in den Robben noch eine völlige Flosse darstellt und in den Walen ganz fehlt. — Zwischen allen diesen auch der Ausdehnung nach unendlich variierenden Formen, von denen der Elefantenfuß verhältnismäßig zum Schenkelknochen der kleinste, der der Robben und Ein- und Zweihufer in eben dieser Beziehung der größte ist, steht die Größe des menschlichen Fußes, welcher in seiner Sohle um einen ganzen Modul kürzer als das Oberschenkelbein bleibt, abermals genau in der Mitte. In der Gestalt des Fußes bieten die Tiere vorzüglich den Unterschied dar, daß sie, insofern der Fuß nicht bloß Schwimmflosse ist, entweder auf Fußwurzel, Mittelfuß und Zehen zugleich, deren Länge nach, oder, wie man zu sagen pflegt, auf der Sohle oder dem Plattfuß, auftreten (so Dachse und Bären), oder daß sie nur (wie die Huftiere und reißenden Tiere) auf den Zehenspitzen gehen, und auch in dieser Beziehung hat der menschliche Fuß ein wahrhaft mittleres Verhältnis. Einesteils nämlich tritt er vollkommener und elastischer, d. h. nur mit den beiden Endpunkten der Sohlenwölbung auf, und zwar vermöge der bei ihm stärkern Entwickelung des Fersenbeins, und anderenteils kann er auch wieder bloß auf die Zehen auftreten, und wird dabei einer reinen geraden Streckung des ganzen Beins in einer Linie bis zur Fußspitze fähig (s. Fig. 141), umfaßt also eigentlich beide Endpunkte der tierischen

Reihe, die Sohlengeher und Fußspitzengeher, zugleich in sich und beweist auch auf diese Weise seine höhere Bildung. — Natürlich folgt nun aus alle diesem, daß jede beträchtliche, sowohl Vergrößerung als Verkleinerung des menschlichen Fußes schon deshalb häßlich und herabwürdigend für die Individualität sein müsse, weil beide Extreme stets als entschiedene Tierähnlichkeiten sich darstellen; da jedoch stärkere Verkleinerung des Fußes in der Tierreihe so selten vorkommt, daß die des Elefantenfußes fast das einzige auffallende Beispiel bleibt, so ist es damit sehr übereinstimmend, daß eine mäßige Verkleinerung

Fig. 145

Fig. 146

am menschlichen Fuße als weniger häßlich und entstellend wahrgenommen wird, als jede bedeutendere Vergrößerung, offenbar weil die letztere im Tierreiche eben um so viel allgemeiner stattfindet. Zweitens folgt aus dem Obigen auch, daß, hinsichtlich der Gestalt, der Fuß sogleich eine Ähnlichkeit mit dem der Sohlentreter unter den Tieren erhalten und ungünstig in seiner Symbolik für die Individualität erscheinen muß, sobald der Fersenknochen dergestalt nach oben gerichtet wird, daß der ganze Plattfuß die Erde berührt wie Fig. 145, während dagegen eine solche Wölbung der Sohle, daß (wie es schon die Araber als ein Schönheitserfordernis beschreiben) zwischen Ferse und Zehenballen ebenfalls ein Wasser durchfließen könnte (Fig. 146), unbedingt als die edlere, eigentlich menschliche Bildung sich geltend macht.*)

*) Es ist wahrscheinlich, daß die Mode, die Ferse mittels künstlicher Hacken oder Absätze noch mehr zu erhöhen und dadurch die untere Fußwölbung noch mehr zu steigern, nur durch das Gefühl von der natürlichen Schönheit dieser Wölbung veranlaßt worden sei. — In dem

Indes mit alle diesem ist es noch nicht genug! die Gestalt dieses Gliedes auch insbesondere hinsichtlich seiner Breite gibt ebenfalls zu einer Vergleichung mit den Formen des tierischen Fußes Veranlassung. Fast an allen Hinterfüßen der Tiere nämlich finden wir, und zwar um so mehr, je länger der Fuß ist, eine große Schmalheit als entschiedenen Charakter. Am auffallendsten ist dies da, wo, wie bei den Einhufern und Zweihufern, die Zehenzahl sich vermindert*) und der lange dünne Fuß nur auf der Zehenspitze auftritt; aber auch die hintern Füße der Sohlengeher, ja selbst die Fußhand der Affen ist gegen den menschlichen Fuß stets sehr schmal, und nur der des Elefanten, dessen relative Kleinheit wir oben schon bemerklich gemacht haben, ist dafür zugleich wirklich breiter.

Fig. 147

Fig. 148

Wir folgern denn hieraus gewiß wieder mit Recht, daß ein langer sehr schmaler Fuß (Fig. 147) jedesmal eine entschiedene Tierähnlichkeit gebe, und sonach allemal als niedere menschliche Bildung angesehen werden müsse, während jedoch auch hinwiederum ein sehr breiter Fuß (besonders bei verminderter Länge) dem Elefantenfuße ähnlich wird. In Wahrheit möchte man daher glauben, daß die letztere Bildung das eigentliche Ideal der Chinesen gewesen sei, denn nur ein solcher Wahn möchte es vielleicht erklären, warum dieses Volk seinen vornehmern Frauen auf so abscheuliche Weise die Füße ehemals verkrüppeln lassen konnte (Fig. 148).

Roman „Die Sebalds" von Wilhelm Jordan hat der Held, ein Naturforscher, sich zugeschworen, nur eine solche Frau zu heiraten, die sein Ideal des Rassefußes erfüllt. Daher mißt er überall die Spuren aus, welche Frauenfüße beim Baden im Meersand hinterlassen. Lg.

*) Natürlich darf man nicht etwa den bloßen Huf als Fuß betrachten, der nur ein Zehennagel ist, sondern den Fuß vom Fersenbein an bis zum vordern Hufrande (s. oben Fig. 140 von * bis **).

Wird nun nach den vorhergehenden Bemerkungen das Verhältnis klar sein, in welchem im allgemeinen der menschliche Fuß, dem tierischen gegenüber, steht, so bedarf es 2. auch näherer Betrachtung, um darzulegen, in welchem Verhältnis die Bildung des Fußes stehe gegenüber der Hand; denn auch aus dem vollkommenen Verständnis dessen, was diese beiden Bildungen teils von einander unterscheidet, teils einander nähert, wird sich für die Symbolik der individuellen Gestalten der erstern noch manches merkwürdige Zeichen ergeben.

Fig. 149

Fig. 150

– Diese, sowohl Gleichheit als Verschiedenheit, mit einem Blicke zu übersehen, denke man sich zuvörderst die Hand ebenso aufgestützt wie der Fuß auftritt (Fig. 149 und 150).

Man bemerkt hier sogleich als Eigentümlichkeit des Fußes, bei sonst völlig gleichen Elementen mit der Hand, 1. die weit stärkere Fußwurzel gegenüber der schwachen Handwurzel, 2. den beträchtlich größern Mittelfuß gegenüber der kleinern Mittelhand, 3. die im allgemeinen viel kleinern Zehen ohne freie große Zehe, gegenüber den so viel größern Fingern und dem freien Daumen. Recht eigentlich den Übergang von einer zur andern Form macht die Fußhand des Affen, und um auch dies anschaulich zu machen, gebe ich hier die verkleinerte Abbbildung des genauen Abdrucks vom linken Hinterfuße des Pavian (Fig. 151).

Jetzt wird man nun imstande sein, mannigfaltige Betrachtung darüber anzustellen, wie eigentlich der Gang organischer Metamorphosen in der Natur sei,

und durch welche merkwürdige Zwischenstufen, von einer besondern schönen Bildung aus, und zwar zuerst gleichsam durch ein Verhäßlichen, dann doch abermals eine neue Form erreicht werden kann, welcher die wahrhafte Schönheit ebenfalls nicht abzusprechen ist. In Wahrheit verhält es sich so mit dem Fuße als umgewandelter Hand! — Braucht man doch zunächst nur die innern Proportionen seines Skeletts zu erwägen (s. hier Fig. 152), um sogleich gewahr zu werden, daß so schöne und regelmäßig fortschreitende Verhältnisse im Fuße keineswegs vorhanden sind als in der Hand (vergleiche oben S. 298 Fig. 122). Hier nämlich stellen sich die Verhältnisse folgendermaßen.

Fig. 151

Wo bei der Hand die regelmäßige Fortschreitung in den Teilen des Mittelfingers sich findet von 9, 7, 5, 3, und in den fünf Mittelhandknochen von außen nach innen die von 7, 8, 9, 10, 9, da zeigt der Fuß an der Mittelzehe die Fortschreitung von 10½, 4, 1½, 1½, und in den Mittelfußknochen von außen an die von 10½, 10, 10, 10½, 9½ Modulminuten, und wenn die Handwurzel zur freien Hand sich verhielt wie 4 : 24, so tritt am Fuße ein Verhältnis auf, ähnlich dem des Elefantenfußes, nämlich die Fußwurzel zu Mittelfuß und Zehen wie 18 : 18 usw. —

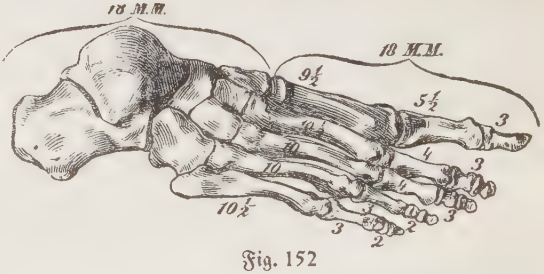


Fig. 152

Nach alle diesem kann man daher nicht anstehen zuzugeben, daß der Typus der Hand beträchtlich an innerer Formenreinheit verliert, indem er zu dem des Fußes sich umwandelt; aber aus dieser anfänglichen Verhäßlichung geht dann doch immer wieder ein neues und abermals schönes Verhältnis hervor, und so

haben wir nur dieselbe Geschichte, die uns bei Betrachtung der genetischen Folge der Tiergeschlechter so oft gleichsam auseinandergelegt entgegentritt, z. B. der hohe menschliche Typus verhäßlicht sich zuerst in der Umbildung zum Typus der Affen, aber dieser selbst ist wieder nur der Übergang zu der wieder eigentümlich schönen Bildung des Hundes und selbst des Löwen, und so in vielen ähnlichen Übergängen. – Dies alles ist nun hier deshalb so wichtig für die Symbolik des Fußes, weil man daran sogleich abermals einen neuen Maßstab erhält, wie die irgend vorkommenden Abweichungen von seiner gesetzmäßigen Gestalt zu beurteilen seien; wir können z. B. jetzt nicht mehr in Versuchung geraten, den Fuß gerade d a n n für schöner und vollkommener zu halten, wenn seine Verhältnisse durch Verkleinerung der Fußwurzel und Verlängerung der Zehen der Hand sich näher stellen, denn mit jeder solchen Umbildung wird er, anstatt zu gewinnen, nur dem Affenfuße ähnlicher werden; eben dasselbe wird gelten, wenn handartig die große Zehe mehr zurückbleibt und die zweite und mittlere Zehe sie überragen, und ebenso wenig wird ein flacherer Fußrücken nun, trotz seiner alsdann größern Ähnlichkeit mit dem Handrücken eine edlere Form gewähren, da die Schönheit des Fußes überhaupt ohne eine stärkere Entwickelung der Fußwurzel und ohne mehreres Vortreten des Fersenbeins gar nicht gedacht werden kann, als ohne welche Momente sogleich wieder Übergänge zur Tierbildung notwendig sich darstellen.*)

Nach alle diesen Vorbetrachtungen können wir nun übergehen zunächst zur

Geschichte der individuellen Verschiedenheiten.

Wie bei der Hand sind von diesen Verschiedenheiten wesentlich vier Klassen aufzuführen: a) die des Alters und b) des Geschlechts, c) die des Volksstammes

*) Die morphologischen Überlegungen von Carus leiden an dem Umstand, daß auch er die Gestalt des M e n s c h e n als etwas höheres, ja höchstes zum Maßstab der übrigen Gestaltenwelt macht, statt auf jede zeitliche Entwickelungsgeschichte verzichtend, nur die Angemessenheit einer jeden Gestalt zu i h r e m Lebenselement und für i h r e Lebensfunktion zu lieben. Der seit Leibniz siegreich gewordene Gedanke einer Kontinuität der Formen ist sehr zweifelhaft. Lg.

und d) die der Persönlichkeiten. Was zunächst die Verschiedenheiten des Alters betrifft, so entwickelt sich der Kinderfuß, ebenso wie die Hand, in solchem Verhältnis, daß anfangs Mittelfuß und Zehen kürzer, die Ferse weniger nach unten vorragend und die Formen im ganzen rundlicher erscheinen. Nach und nach tritt dann die Gestalt bestimmter hervor, die Länge im ganzen nimmt zu, und zwar anfangs auf Kosten der Breite, so daß im heranwachsenden Kinde der Fuß sich etwas schmäler zeigt als nach beendigtem Wachstum. Die Wölbung des Fußrückens hingegen und die Höhlung der Fußsohle, sie sind erst die Zeichen vollendeter Reife des Organs, stellen aber dann eine Bildung her, welche als wesentlich auf Festigkeit einer bedeutenden knöchernen Grundlage sich stützend, nun auch weit länger in vollkommner Integrität ausdauert, als die meisten übrigen Außengebilde des Körpers, namentlich Hand, Antlitz und Haupthaar, ja die selbst den Rücken, dessen lange Erhaltung einer jugendlichen Form ebenfalls früher erwähnt wurde, hierin noch überbietet. Schon Burmeister (a. a. O.) sagt daher mit Recht von der Schönheit des Fußes: „ihr Wert erhöht sich durch eine Zugabe, die keinem andern Organe des menschlichen Körpers in dem Grade zuteil geworden ist, durch eine Zugabe, die den schönen Fuß zu dem wertvollsten Schönheitsgeschenke des Himmels macht; durch die Dauerhaftigkeit, ja Unveränderlichkeit seiner Form." – In Wahrheit ist es nur das sehr hohe Alter, welches zuletzt durch Verhärtung und Runzligwerden der Haut, sowie durch Abmagerung und stärkeres Hervortreten der Bänder und Sehnen dem Fuße ebenfalls eine andere und verkümmerte Physiognomie aufdrückt, und natürlich hängt dabei, ob diese Veränderungen früher oder später, oder sehr spät erst eintreten sollen, das meiste ab von der Art der Lebensführung und der dem Gliede gegönnten oder nicht gegönnten Schonung. – Schon in diesen Verschiedenheiten liegt nun sofort wieder viel Symbolisches; ob die kindlich stumpfe Form des Fußes sich sehr erhält, ja dem Fuße auch im Erwachsenen noch immer etwas von dieser Eigentümlichkeit bleibt, oder ob zeitig schon die bestimmteren Formen hervortreten und der Fuß des gereiften Menschen gar nicht mehr an jene unreife Gestalt erinnert, darin

wird stets viel Bedeutsames für die Individualität gegeben sein, und das erste auf unbestimmtere stumpfere Geisteseigentümlichkeit ebenso gewiß hinweisen, als das letztere einen entschiedenen Charakter ankündigt, während auch in dieser Gliedmaße das Greisenhafte, wenn es dem mittlern Alter oder bereits den jüngern Jahren aufgedrückt erscheint, mit Recht auf eine entweder tiefkranke, oder in sich verkümmerte, trockne und im Gemüt verhärtete Individualität hindeutet.

Sehr wichtig ist ferner die große Verschiedenheit des Fußes nach dem Geschlecht. Mehr fast noch als bei der Hand weichen hier die Glieder in ihren Formen voneinander ab; der Fuß der Frau ist namentlich allemal entschieden schmäler als der des Mannes, welchem eben darin der eigentlich menschliche Charakter stärker aufgeprägt erscheint. (? Lg.) Ebenso ist im letztern die Ferse kräftiger und die Ausbildung der Zehengelenke, besonders des am Ballen der großen Zehe, mächtiger als in der Frau, zugleich treten die Sehnen schärfer heraus, die Zehen sind im Bau etwas stärker und die Nägel, besonders die der großen Zehe, breiter.

Ferner die Unterschiede des Fußes nach den vier großen Menschheitsstämmen. Sie sind am auffallendsten und auch am bekanntesten in der Gegenstellung der Tag- und Nachtvölker. Der Neger also, dessen längere Arme, schmälere Hände und kürzere Schenkel schon oben als eine gewisse Annäherung gegen den Affen in ihrer Bedeutung nachgewiesen sind, wird aus demselben Grunde auch durch einen schmalen flach auftretenden Fuß mit dünnen Zehen und tierähnlich hinten hinaustretenden Hacken von dem Kaukasier sich unterscheiden. Was die Dämmerungsvölker betrifft, so scheinen die westlichen, die Amerikaner, durch die Schmalheit ihrer Füße dem Negertypus sich mehr zu nähern und nur zugleich durch beträchtlichere Größe der Füße, welche jedoch bei längerm Baue der Schenkel nicht in dem Maße auffällt, sich von der erstgenannten Race zu unterscheiden*), während die östlichen,

*) Eine Mumie aus Zentralamerika, ähnlich der, welche Morton (Crania americana, Taf. 69) abbildet, und in meiner Sammlung sich befindend, zeichnet sich ganz durch die

die Mongolen, in denen überall die Dimension der Breite vorwiegt, auch durch einen breitern, im ganzen jedoch eher kleinen Fuß sich auszeichnen.

Es ist zu erwarten, und kommt in Wahrheit genugsam vor, daß alle die eben erwähnten Verschiedenheiten nun auch als individuelle Fußbildungen in einem und demselben, dem vollkommensten Menschheitsstamme der Tagvölker (? Lg.), sich einzeln zeigen, und es würde von hier aus daher eigentlich bereits ein Anhalt gegeben sein, um die ungeheure Mannigfaltigkeit, welche auch hinsichtlich des Fußes unter uns vorhanden ist, unter gewisse Abteilungen zu bringen. Bei alledem ist hiermit noch nicht gefunden, was wir bei der Hand bereits nachgewiesen hatten, nämlich ein wahrhaft physiologischer, d. h. ein auf die Tätigkeit des Organs sich stützender Einteilungsgrund, ja in jenem Maße kann ein solcher hier nicht existieren, weil eben im Fuße nicht zwei Funktionen (wie in der Hand die sensible und motorische), sondern nur eine (nämlich bloß die motorische) sich vorfinden. Blicken wir auf das Tierreich zurück, und zwar auf die einzige, gleich dem Menschen, zweifüßige Klasse der Vögel, so bieten sich dort zwar bestimmte, aus Bau und Funktion hervorgehende Einteilungsgründe der Füße verschiedener Gattungen dar, doch können wir auch davon, da sie auf wirklich verschiedener Zehenzahl und Stellung beruhen, hier keinen Gebrauch machen. Man unterscheidet dort namentlich Schwimmfüße (Pedes palmati), Gangfüße (P. ambulatorii), Schreitfüße (P. gressorii), Lauffüße (P. cursorii), Kletterfüße (P. scansorii) usw., alles Bewegungen, welche die menschlichen Füße mit einer und derselben Organisation bequem vollbringen, sobald sie sich eingeübt haben, und welche also hier zu keiner besondern Einteilung veranlassen dürfen. — Wenn daher die Hände sich ganz naturgemäß in die elementaren, sensibeln, motorischen und psychischen einteilen, so wird man bei den Füßen wesentlich, nächst der stumpfen und unvollkommnern Form des elementaren Fußes, nur verschiedene Arten des motorischen zu unterscheiden imstande sein; Arten, für welche

hier beschriebene Eigentümlichkeit aus; die Länge des Fußes an der Sohle verhält sich zur Länge des Schienbeins wie 8 : 13.

sich dann die drei Formen des sensibel-motorischen, rein motorischen und athletisch-motorischen Fußes als naturgemäße Unterabteilungen einzig darstellen.

Der elementare Fuß ist eigentlich der in jeder feinern Entwickelung der Form, trotz der gewonnenen Größe und Masse, zurückgebliebene Kinderfuß. Er unterscheidet sich daher nun, da Umfang und Gestalt nicht mehr wie im wirklichen Kinderfüßchen sich entsprechen, durch eine rohe plumpe Form im allgemeinen; das Volk selbst nennt einen solchen Fuß charakteristisch (gleichsam

Fig. 153

Fig. 154

an das Auftreten eines Elefanten oder Nilpferdes erinnernd) einen Trampelfuß, wir können ihn auch wegen der mangelnden Wölbung den Plattfuß nennen. Er wird im ganzen kurz, breit und fleischig sein, es wird ihm die schöne Wölbung des Fußrückens und die Höhlung der Fußsohle fehlen, und ohne jene feine Zusammenziehung des Unterschenkels in der Knöchelgegend, wird gleich den dicken Zehenballen und Zehengelenken, auch das Sprunggelenk dick und unförmlich den Anfang des eigentlichen Fußes ankündigen. Die Form im Umrisse also etwa gleich Fig. 153, und von der Sohle Fig. 154.

Füße dieser Art sind insgemein auch mit einer dickern zu Hornbildung sehr geneigten Haut bekleidet, in männlichen Individuen bedeckt sich der Fußrücken oft mit Haar, und die Zehennägel sind dick und breit. — Dergleichen Füße kommen nur bei entsprechender allgemeiner Organisation vor, die Schenkel pflegen kürzer zu sein, die Arme länger, die Hände sind ebenfalls von elementarer Form, und so versteht es sich von selbst, daß die symbolische Bedeutung hier wie dort die gleiche ist, und daß Füße dieser Art nur bei einer minder feinen Sensibilität vorkommen. Nebst den früher erwähnten dicken unmodellier-

ten Köpfen und schweren Fäusten bezeichnen solche Trampelfüße die rohere Menge des Volks, diese im einzelnen machtlose, aber in der Masse bedeutungsvolle und mächtige Vielheit des Plebs, welche schon der alte Menenius, indem er den Staat einem Organismus vergleicht, als den den Grund der Erhaltung des Ganzen darstellenden Bauch betrachtet wissen will, und welche allerdings als jenes sonderbare Magazin der Menschheit angesehen werden muß, aus dem, als aus einem rohen aber nahrungsreichen Boden, von Zeit zu Zeit jene neuen urkräftigen Geister hervortauchen, deren die Geschichte zu ihrer Fortschreitung immerwährend bedarf.

Fig. 155

Was den motorisch-sensibeln Fuß betrifft, so ist er der eigentliche Fuß der Frau, kommt jedoch auch bei feingebauten männlichen Gestalten vor, denen er indes in seiner vollen Ausbildung leicht einen schwächlichen weibischen Ausdruck geben kann, wenn er nicht durch eine im ganzen sehr harmonische leichte, von einem günstigen Kopfbau gehobene Organisation, selbst mit veredelt wird, allwo er dann den Ausdruck großer elastischer Kraft und energischer Schnelligkeit gewährt, und den Charakter einer pneumatisch-sensibeln Konstitution und des sanguinischen Temperaments entschieden vervollständigt. Den Merkur sehen wir im Altertum mit solchen Füßen gebildet (s. Fig. 155), denen die Poesie der Plastik wohl selbst Flügel an den Fersen anbildete. (Die nach der Antike entworfene Zeichnung konnte den Fuß hier nur in der Verkürzung darstellen, wovon man in Gedanken absehen muß.) — Ohne jene günstigern Momente allgemeiner Organisation wird der motorisch-sensible Fuß in den affenartig langgestreckten Fuß leicht übergehen, als die Form, welche den Nachtvölkern angemessen war, und welche vielleicht unter den europäischen Stämmen nur noch in den finischen Stämmen (insbesondere

Ungarn), Slawen (Polen) und den Kelten sich vorfindet, unter diesen aber oftmals wieder mit der Kraft und Freiheit des Merkurfußes auftreten kann. – Es ist nicht zu verkennen, daß der motorisch-sensible Fuß namentlich der ist, welcher die höhere rhythmische Bewegung der Unterglieder, den Tanz namentlich, begünstigt, ja gewissermaßen bedingt, und wie daher unter den Negern schon die Lust am Tanz das ist, was ihnen angeboren scheint und oftmals die Leiden der Sklaverei allein ihnen versüßt, so sind eben deshalb auch

Fig. 156

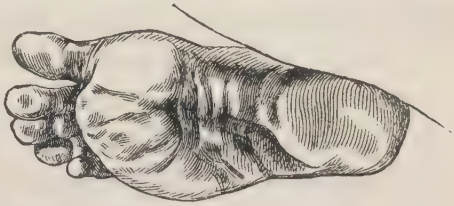


Fig. 157

Ungarn, Polen und die keltischen Stämme Europas die regsamsten und leidenschaftlichsten Tänzer.

Was diese Fußform in den Frauen betrifft, als denen sie insonderheit eignet, so variiert sie freilich auch da noch mannigfaltig, wird bald durch mehrere Füllung und Rundung oder Magerkeit, bald durch etwas längere oder kürzere Zehen und schwächere oder stärkere Ferse charakterisiert, und läßt dadurch auf die verschiedenen Konstitutionen ebenso schließen, wie die allgemeinen Zustände vermehrten oder verminderten Embonpoints es nach den frühern Mitteilungen erlauben. – Als Ideal dieses Fußes bilde ich hier den der Venus von Medici ab (Fig. 156), und nie wird es fehlen, daß da, wo wir eine Bildung dieser Art wahrnehmen, die Schönheit und der echt weibliche Charakter auch der gesamten übrigen Organisation, sowie der psychischen Eigentümlichkeit, aufgeprägt erscheine.

Ein solcher Fuß in seiner schlankern Form ist zugleich auch derjenige, an dem die gerade handartige Streckung desselben (vgl. S. 405, Fig. 141) allein in seiner

vollen Eigentümlichkeit und Schönheit hervortreten kann. Wer Lucilie Grahn oder Fanny Elsler gesehen hat, wenn sie auf den äußersten Spitzen der Zehen sylphenartig vorüberschwebten, oder mit dem rein gestreckten feinern Fuße Bewegungen in die Luft schrieben, denen der Ausdruck bestimmter seelischer Zustände nie fehlte, der wird entschieden zugeben, daß ebenso, wie wir die sensible Hand als eine sehr ausgesprochene Form aufstellen mußten, auch dem Fuße dieses Element unter gewissen Bedingungen unzweifelhaft beigelegt werden müsse*). – In einigen Minervenstatuten des Alterstum sieht man übrigens den Typus des hier beschriebenen Fußes mit einer gewissen Schärfe, Einfachheit und Großartigkeit dargestellt, daß man, wenn irgend einem, einem solchen Fuße selbst den Namen eines psychischen, analog der psychischen Hand, zulegen könnte. Auch in den ägyptischen Kunstwerken ist die langgestreckte Form des motorisch-sensibeln Fußes die vorherrschende.

Der reinmotorische Fuß. Dies ist eigentlich die wahrhaft mittlere Form des wohlausgebildeten Fußes überhaupt, und namentlich des männlichen. Als Beispiel eines solchen bilde ich hier (Fig. 157) den ausnehmend gut der Natur eines Gladiatoren nachgebildeten Fuß des sterbenden Fechters, und zwar zum Vergleich mit Fig. 154, von der Fußsohle aus, ab. Der Fuß, der ohne die stumpfe Unbeholfenheit der elementaren Fußform, doch weder zu der schlanken Zierlichkeit des motorisch-sensibeln, noch zu der großen Muskelstärke des motorisch-athletischen Fußes sich erhebt, ist mit diesem Namen zu belegen. Er wird in der Frau etwas schmaler, im Manne etwas breiter und muskuloser sein, in beiden aber nur einfach seine Bestimmung, dem Gewicht des Körpers eine wohlgeformte und kräftige Basis zu bieten, erfüllen, und mehr durch die Art, wie er

*) Fanny Elsler, Lucilie Grahn, Adele Granzow, das waren die berühmtesten deutschen Tänzerinnen um Mitte des 19. Jahrhunderts. Friedrich Gentz, welcher doch auch im Netze Fanny Elslers zappelte, hat die Vergötterung, die ihr zu teil ward, verspottet mit dem Verschen: „Jetzt kann ich ruhig sterben gehn, ich habe –, das höchste im Leben, – die Füße der göttlichen Fanny gesehen, hoch in den Himmel entschweben". Inzwischen hat eine ganz andere Tanzkunst auch in Deutschland uns einen ganzen Himmel neuer Schönheit geschenkt: Rita Sacchetto, Isadora Duncan, die Schwestern Wiesenthal, Madelaine G., Mery Wigman, Niddy Impekoven, Palucca-Bienert. Lg.

in jedem Menschen auf irgend etwas andere Weise diese Funktion, in Verbindung mit der Muskulatur des ganzen Beines, vollbringt, als durch viel Auszeichnendes der Form die Individualität verraten.

Endlich der motorisch-athletische Fuß. Er kommt kaum anders als im Manne vor, und ist unverkennbar, teils durch eine jedesmal beträchtliche Größe, teils durch seinen kräftigen Knochenbau und ausgezeichnete Muskulatur. Als ein Vorbild desselben gebe ich hier die verkleinerte Darstellung des Laokoonfußes (Fig. 158), wie er in höchster Kraftanstrengung des von Schmerz durchzuckten Mannes gegen den Boden sich stemmt.

Fig. 158

Noch auffallender trägt diesen Typus der Fuß des Farnesischen Herkules, und immer wird aus einer solchen Bildung mit Deutlichkeit das Zeichen einer mächtigen athletischen Konstitution hervorleuchten, zugleich aber auch ankündigen, daß der Schwerpunkt des Daseins hier nicht auf die psychische, sondern gänzlich auf die physische Seite des Menschen gefallen ist, und daß man in einem solchen zwar vielleicht Heftigkeit und Unbeugsamkeit des Willens, nicht aber das tiefere Schauen der Vernunft, das feinere Unterscheiden des Verstandes, oder das regere Schaffen der Phantasie zu suchen berechtigt sei.

Natürlich liegen nun auch zwischen diesen vier Hauptformen mancherlei Übergänge; man wird Füße finden, welche zwischen der elementaren und motorischen sich gestellt finden, andere, die zweifelhaft lassen, ob man sie der rein motorischen oder athletisch-motorischen zurechnen solle usw.; immer aber wird das, was wir über die Bedeutung jeder einzelnen bemerken konnten, eben deshalb auch ausreichen, die Bedeutung solcher Übergangsbildungen zu bestimmen.

Groß endlich sind die Einwirkungen, welche der Fuß durch die Lebensführung erfährt, und zwar um so mehr, weil er unter zivilisierten Nationen

überall, und meist von Kindheit auf, in eine mehr oder weniger fest anliegende und starke Bekleidung, Schuh oder Stiefel, eingezwängt wird. – Ist es doch gar keine Frage, daß auch diese Gliedmaße einer gewissen höhern geistigern Entwickelung fähig sein würde, fände sie sich nicht durch ihre tägliche und stündliche Aufgabe, das Gewicht des ganzen Körpers zu tragen und zu bewegen, sowie durch den Druck ihres steten Bekleidetseins, für höhere Zwecke bald ungeschickt gemacht, und zwar um so gewisser, als diesen Zwecken durch andere Glieder, die Hände, für gewöhnlich ganz hinreichend und besser vorgesehen zu sein pflegt. – Einzeln kommen jedoch Fälle vor, wo beim angeborenen Mangel der Arme wirklich dem Fuße eine solche weitere Ausbildung gegönnt wird, und ich habe dann gesehen, daß z. B. Handhabung von Messer und Gabel und Löffel, Federschneiden, Blattumwenden beim Lesen und dergleichen von einem wohlgebildeten Fuße vollkommen gut ausgeführt wurde, dem man dann allerdings auch durch freiere und reinere Ausbildung der Zehen die höhere Kultur entschieden ansah, obwohl daraus immer freilich nur auf das unglückliche Verhältnis im ganzen geschlossen werden durfte. – In der Regel also kommt nun dem Fuße irgendeine höhere Entwickelung zu geistigen Zwecken nicht zu, und wir haben nur der verunstaltenden Zeichen zu gedenken, welche durch zu viel oder zu wenig Anstrengung des Tragens und der Bewegung, sowie durch schwere und unangemessene Bekleidung ihm zugefügt werden. Die zu niedrige und zu hohe Kulturstufe des Menschen bringen die Gliedmaße fast in gleicher Weise hier in Gefahr. Im geringen Volke wird oft durch Lasttragen schon in jungen Jahren der Fuß auseinandergedrückt, die schöne Wölbung seines Rückens bildet sich nicht aus, der stärkere Druck gegen den Boden bedeckt seine Sohle mit Hornschwielen, und die Ballen und Gelenke treten ungeschickt hervor. In ähnlicher Weise wirken schwere eisenbeschlagene plumpe Schuhe, während der gänzliche Mangel an Fußbekleidung und vieles Barfußgehen abermals die Fühlung des Fußes abstumpft und ihn mit Hornüberzügen unterwärts bekleidet*). – Wiederum

*) Bis zu welchem Grade unter solchen Umständen die Hornbildung hier fortschreiten kann, davon habe ich mich in französischen Militärspitälern im Jahre 1813 überzeugt. Ich sah

bringt die Überkultur der Gliedmaße mancherlei Verunstaltungen, welche dann abermals gleich der vorher erwähnten symbolisch die Ursachen andeuten, aus denen sie hervorgingen. Ich will hier nicht an die hohen Hackenschuhe erinnern, welche unsere Damen am Ende vorigen Jahrhunderts trugen, und gegen welche, ihres nachteiligen Einflusses auf Gesundheit und Haltung des ganzen Körpers wegen, Pet. Camper in einem eigenen gelehrten mit anatomischen Abbildungen erläuterten Werke zu Felde zog, und noch weniger an die schon erwähnte Verunstaltung der chinesischen Damenfüße, aber schon die zu engen, den Fuß in widernatürliche affenmäßige Form pressenden Schuhe und Stiefel, welche unsere Zeit noch in Menge hervorbringt, geben in dieser Beziehung genug zu beklagen, und zwängen leicht durch Übereinanderdrängen der Zehen, Umbiegen usw. den Fuß in eine ihm nicht angemessene Form. In solchen Fällen wird dann der Beobachter, der in der Regel doch nur den bekleideten Fuß zu sehen bekommt, leichter getäuscht werden, indem er z. B. den in einem langen schmalen Stiefel eingezwängten Fuß für einen feinen motorisch-sensibeln hält, während er, könnte man ihn nackt untersuchen, eher zu den rein motorischen, oder wohl gar mehr elementaren Füßen gerechnet werden müßte, und noch dazu vielleicht die Spuren der angetanen Gewalt, und insofern eines naturwidrigen Handelns des Individuums, verraten würde. Indes geht denn auch wieder aus der Fußbekleidung selbst eine eigene Symbolik hervor, aus welcher der tiefere Menschenkenner manche Vervollständigung zu dem Gesamtbilde eines individuellen Charakters entnehmen wird*). — So ist die Sorgfalt und Eleganz,

unter andern einen jungen Soldaten, der nach vielen und langen Märschen dort den Typhus überstand und bei dem, während des nachfolgenden Schälens der Haut, an beiden Füßen eine Hornsohle sich ablöste, welche gut die Stärke einer gewöhnlichen Schuhsohle zeigte. C.

Zu dieser Anmerkung von Carus will ich hinzufügen, daß ich an einem Inder einen Fuß gesehen habe, dessen Sohle vollkommen aus hartem Horn bestand. Dies war dadurch erreicht, daß der Eigner von Jugend an so lange in Glassplitter trat, bis sich der Schutzpanzer gebildet hatte. Er konnte nun, ohne sich zu verletzen, in einem Haufen von Glas herumtreten oder an einer Leiter aus haarscharfen Rasiermessern auf und ab laufen. Lg.

*) Hier unterläuft wieder die getadelte Vermischung von Gestaltenkunde und Formenkunde. Lg.

welche Französinnen und Polinnen auf ihre Fußbekleidung verwenden, mir immer sehr charakteristisch erschienen, und wie sehr der sarmatische Stamm diese Symbolik verstand, beweist der alte Gebrauch, bei festlichen Gelegenheiten aus dem Schuh der gefeierten Dame Gesundheiten zu trinken. – Ebenso rechnet Burmeister in seiner mehr erwähnten Symbolik des Fußes viel auf die Physiognomik seiner Bekleidung. „Wer in der Fußbekleidung sorgfältig ist", heißt es da, „hält sicherlich überall auf Ordnung, Reinlichkeit, Zierlichkeit oder Eleganz, je nachdem sein Stiefel bloß heil, bloß rein, oder zugleich knapp, wohl angemessen und fein geputzt ist. Der heile Stiefel zeugt für Ordnung, der reine für Reinlichkeit überhaupt; der knappe spiegelnde verrät Zierlichkeit und Eleganz des ganzen Wesens. Noch nie habe ich mich darin getäuscht, und ich kann sagen, ich habe drob Studien gemacht."

Wir können endlich die physiognomische Geschichte des Fußes nicht verlassen, ohne noch einen Blick zu werfen auf die Haltung und Bewegung des Fußes und des ganzen Beines *im Gange und in der Stellung* des Menschen. – Ich darf hier wohl zuerst noch eine andere Stelle aus Burmeister mitteilen, weil sie das hierher Gehörige so vollständig ausdrückt, daß es schwerlich auf andere Weise bündiger und besser sich ausdrücken ließe. Es heißt dort*): „Die Seele des Menschen wird nicht im Zustand der Ruhe erkannt, denn auch der Traum, den sie schlafend träumt, ist eine Tätigkeit; die Seele tut sich kund im Schaffen, im Bewegen, ihre Natur ist produzierend und verrät sich im Produzieren. So auch im Fuß. Der plumpe ungeschlachte Gang zeigt ebenso sicher eine gemeine Natur an, wie der zierliche und graziöse den feinen und gebildeten Mann, die liebenswürdige Frau**). Der Stolz, der Hochmut, die Vermessen-

*) Der große deutsche Hausschatz, Lief. 14., S. 420.

**) Ich kann nicht umhin, hier zu dieser Stelle von Burmeister noch folgende Anmerkung beizufügen: – Es ist merkwürdig, wie in diesen Beziehungen wieder (wie ja auch sonst so oft) in Bewegungen, welche eigentlich der bewußten Sphäre angehören, das Unbewußte sich geltend macht. – Es gehört dahin z. B., daß ebenso wie der Nachtwandler, man möchte sagen, mit seinen Füßen zu sehen scheint, weil er nie verfehlt, den Fuß genau auf die richtige, vielleicht einzig sichere Stelle zu setzen, so auch der Tritt einer höhern feinern Natur ganz von selbst jede widrige Verunreinigung des Fußes im Gehen vermeiden wird. – Ich

heit, wodurch verraten sie sich deutlicher im äußern, als durch die Art des Auftretens, des Gehens? Die Demut, die Milde, die Sanftmut, wer erkennt sie nicht schon am Schritt des uns Begegnenden*)? – Ferner Mut und Entschlossenheit, wie entschieden werden sie durch das feste männliche Auftreten verkündet; Feigheit und Zaghaftigkeit in denselben Graden durch den unsichern schlotternden Gang des Vorgeführten. Aller Seelenadel, alle geistige Verdorbenheit ist im Fuße sichtbar; vorzugsweise jene herausfordernde Frechheit, welche den Übergang bildet von der Höhe zur Tiefe der menschlichen Seelenzustände. Wie keine Erscheinung an einer ganzen, abgeschlossenen Persönlichkeit außer Beziehung bleibt, so auch nicht ihr Gang. Er ist als die alltäglichste, häufigste und immer wiederholte Verrichtung gerade dasjenige Begehen, bei welchem der Charakter des Begehenden am öftersten sich geltendmachen wird und deshalb am deutlichsten sich ausspricht. Das Gehen aber ist Tätigkeit des Fußes, und nur das Schreiten Tätigkeit des Beins. Wir heben und senken unsern Körper auf dem Fuß, indem wir gehen, und bedienen uns seiner, als des wichtigsten Mittels, die Bewegung zu vollenden. Darum wird er der entschiedenste Ausdruck jeder Art unserer Bewegung, und diese Art ist nur ein Stück unserer ganzen Art, nur eine bestimmte Form des Ausdrucks unserer ganzen Persönlichkeit, unseres Charakters. Der Fuß repräsentiert also auch darin den Menschen am ersten und am besten; er ist auch von dieser Seite genommen sein wesentlichstes Merkmal, d. h. sein Kennzeichen, und eben deshalb ein so wichtiger Gegenstand für die Beobachtung."

---

wurde auf diese eigene Fähigkeit aufmerksam, als ich eine den höhern Kreisen angehörige Frau von besonders bedeutender Geistes- und Gemütstiefe einst auf einem ländlichen Spaziergange begleitete und sie warnte, nicht mit dem Fuße an eine halbverweste zertretene Schnecke zu rühren, und sie mir da ganz unbefangen sagte: „daß so etwas ihr nie vorkäme." Ich gab späterhin, da wir noch oft zusammen wandelten, häufig acht in dieser Beziehung und sah allemal, daß ganz wie von selbst alles Unreine stets von ihr ganz unberührt blieb, worin denn allerdings etwas Somnambulistisches immerhin angenommen werden mag. –

*) Ich bin gegangen heißt im Tschechischen von einem Manne sal jsem, von einer Frau sla jsem. Wie zart ist die Sprache, für die Gehen bei Mann und Weib etwas anderes ist. Lg.

Allerdings sind hier nur die alleräußersten Umrisse einer Physiognomik des Gehens gegeben, und es ist dabei mehr auf das natürliche Gefühl der Völker für Bedeutung der einzelnen Bewegungen von Fuß und Bein Rücksicht genommen, als daß die sämtlichen möglichen Modifikationen dieser Bewegungen einer genauern Untersuchung, ihrer Symbolik nach, unterworfen worden wären, womit freilich, sobald man an alle und jede Momente des Stehens, Gehens und Laufens im Sinne der Weber'schen Theorie über das Gehen des Menschen denkt, sehr füglich ein eigenes Buch sich schreiben ließe*).

Es ist interessant, auf einen Punkt dieser natürlichen Symbolik hinzudeuten, welcher darin gegeben ist, daß diejenige Haltung von jeher immer als die edlere, mehr stolze, und, bei einer gewissen Leerheit des Individuum, auch wohl bloß hochmütige angesehen werden muß, welche den Stamm, und durch denselben das Haupt des Menschen *besonders hoch emporträgt*. Wie früher nämlich angedeutet worden ist, daß die Vornehmheit der menschlichen Natur insbesondere in der ganz aufrechten Stellung, welche den Menschen als *Hochschauenden*, als Anthropos beweiset, sich kundgebe, und wie schon bei dem Bewegen des Hauptes erwähnt worden ist, daß das hochaufgerichtete Haupt allemal auf Stärke, Stolz und Gefühl eigenen Wertes hinweise, sowie das gesenkte und vorgebeugte auf Demut und Schwäche, so wird nun auch diejenige Haltung der untern Extremitäten, welche Stamm und Kopf, ohne der Sicherheit Eintrag zu tun, am höchsten hebt, allemal die Würde und das Selbstgefühl der Person am stärksten, und jedenfalls stärker ausdrücken als diejenige, welche den Stamm und Kopf dem Boden so viel näher bringt. — Nun kann man aber

*) Die drei Brüder Weber (Ernst, Anatom in Leipzig; Wilhelm, Physiker in Göttingen, wo er den ersten elektr. Telegraphen anlegte und als erster das absolute elektromagn. Strommaß einführte, und endlich Eduard, Physiologe in Leipzig) gehören zu Deutschlands größten Naturforschern. Das Werk über das Gehen ist Ergebnis jahrelanger gemeinschaftlicher Denkarbeit. Es führt den Titel „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge. Eine anatomisch-physiologische Untersuchung von den Brüdern Wilhelm und Eduard Weber." Dem Buche, welches 1836 in der Dieterischschen Buchhandlung, Göttingen, erschien, ist ein Heft mit 17 Tafeln anatomischer Abbildungen beigegeben. — Es ist das klassische Werk der Gehmechanik. Lg.

in dem angeführten Werke von Weber die genauesten Messungen darüber finden, daß, je weiter ein Schritt unseres Ganges ist, um so tiefer der Stamm herabsinkt (natürlich, weil seine beiden im Stehen parallelen Stützen nun zu einem größern Winkel auseinanderweichen), und so liegt es denn allerdings schon in dem allgemeinen Gefühl, daß schnelle weite Schritte, indem sie allemal den Oberkörper etwas herabsinken lassen, stets als der Würde der Persönlichkeit einigen Eintrag tuend betrachtet werden, ein Urteil, dessen Rechtfertigung somit die Wissenschaft vollkommen nachweisen kann*). — Ebenso bestimmt geht daraus hervor, welchen geringen Ausdruck es der Persönlichkeit gebe, wenn im Stehen die Füße sehr weit auseinandergestellt sind, und sie den Stamm eben dadurch somit nicht unbeträchtlich erniedrigen, während jede Stellung mit gestrecktem Bein und gerade aufgesetztem Fuße, indem sie dem Haupte die eben mögliche Erhebung verschafft, als eine würdige mit Recht angesehen wird. Hatten daher doch auch vom Kothurn an bis zu den Hackenschuhen, alle dergleichen Mittel stets nur den Zweck, künstlich eine stärkere Erhebung des Stammes und Kopfes zu bewirken als die Natur gewährt hatte, Mittel, die freilich dem Kundigen nur unter sehr beschränkten Bedingungen die Bedeutung eines wirklich Erhabenern gewähren konnten**). — Desselben Gleichen geht nun auch aus den obigen Betrachtungen hervor, daß dem höhern Aufrichten des Körpers durch Treten auf die Ballen, oder gar auf die Spitzen der Zehen, weil dann der Haltung alle Sicherheit fehlt, ebenso wenig bei länge-

*) Es ist von Interesse, darauf hinzuweisen, daß die 5 möglichen Metra der Taktierung den Bewegungen der Extremitäten entlehnt sind. Nämlich: — — Spondäus (σπονδή, das Opfer; das gleichmäßige Schreiten des Priesters.) — ∪ Trochäus (τροχεῖν, schleudern; lang Ausholen, kurz Abschnellen.) ∪ — Jambe (ἴαμβος, Hinkefuß; der voranstolpernde Takt des Dramas (δρᾶν laufen.) — ∪ ∪ Daktylos (δάκτυλος, Fingerling, Verhältnis der 3 Fingerphalangen.) ∪ ∪ — Anapäst (ἀναπάλλω, Aufspringen, zwei Schritt Anlauf und Absprung). Lg.

**) Es kommt hinzu das nur psychologische Moment, daß jede Erweiterung des Körpers auch das Gefühl des eigenen Macht- und Wirkungsraums zu verstärken pflegt. Daher hohe Zylinder, lange Heroldsstäbe, hohe Schuhe, Krone, Diademe, Szepter usw. Lg.

rer Dauer ein edler Ausdruck zugestanden werden könne. Nur als vorübergehende Erscheinung, nur als schwebendes Dahingetragenwerden der ganzen Gestalt, welche dadurch einen ätherischen Ausdruck erhält, indem der Fuß dabei zugleich zu der obenerwähnten schönen handartigen Streckung gelangt, wird dieses Bewegen wirklich wieder von höherer Bedeutung.

Den Gegensatz zu den eben genannten, den Körper hochtragenden Bewegungen und Stellungen bilden natürlich diejenigen, welche den Stamm und mit ihm das Haupt, dem Boden näher bringen, als welche dann eben deshalb, dem natürlichen Gefühl der Völker nach, stets die Bedeutung eines die Persönlichkeit in ihrer Würde Vermindernden, also Schwachen, Betrübten, Unterwürfigen gehabt haben*). Wie wir daher früher bemerkten, daß das Beugen des Hauptes und Rückens Schwäche und Demut anzeige, so ist die Kniebeugung und das Niederknien stets als ein gleiches Zeichen betrachtet worden, und namentlich als ein Zeichen der Unterwürfigkeit, welches nur die Orientalen, gleich manchen Wilden, dadurch übertroffen haben, daß sie zum Symbol äußerster Erniedrigung und Sklaverei das platt Niederwerfen der ganzen Gestalt auf den Boden einführten.

Die höchste und mannigfaltigste Symbolik der Bewegung entwickeln endlich die Füße und die gesamten untern Gliedmaßen in einer eigenen Kunst, welcher es gegeben ist, die verschiedensten Nüancen menschlicher Gemütszustände, doch immer mit einem aus der nahen Beziehung der Unterglieder zur Sexualität hervorgehenden Vorwalten derjenigen Affekte, welche auf dem Verhältnis der Geschlechter gegeneinander ruhen, zur Darstellung zu bringen, d. i. in der Tanzkunst. In dieser Kunst ist es, wo der Fuß recht eigentlich zur Geltung kommt, wie in der Ausübung der Musik die Hand, und es ist auch hier wieder interessant, zu beobachten, wie die Kunst der Hand, als des so viel edlern, im eigentlichen Sinne höhern, d. h. dem Haupte nähern Organes, für die Kunst der Füße das leitende bestimmende Prinzip abgeben muß, und wie der gröbere oder

*) Die προσκύνησις, Vorbeugung nahm allmählich an die Bedeutung von προσκύνησις, Anhündeln. Lg.

feinere Bau des Fußes und seine rohere oder vollendetere Entwickelung, überall die Verschiedenheit der Art der Tänze bestimmt, eine Verschiedenheit, die denn stets im höchsten Grade symbolisch sein muß für die Eigentümlichkeit des gesamten Menschen, und in welcher sich eigentlich, wie zum Teil schon im Gange, die Symbolik des Menschen erst wahrhaft vollendet. — Ist daher doch ein ungeheurer und im höchsten Grade charakteristischer Unterschied gegeben, wenn wir etwa den leidenschaftlichen Tanz der Spanier, ihre Cachucha, ihren Fandango, vergleichen mit einem schwerfälligen Bergamaskertanz, mit dem leichten flüchtigen Tanz der Französin und dem derben Tyroler Schützentanz (Schuhplattl, eine symbolische Nachahmung der Auerhahnbalz). Ja noch mehr, man gebe auf Bällen Achtung, wie grotesk oft die Individualität der Tänzer auch bei den gewöhnlichen Tänzen die allgemeine Dressur durchbricht, und man wird sich ein reiches Material zu Bemerkungen bereiten!

Es fragt sich endlich, ob auch von einer *besondern Symbolik der einzelnen Glieder und Flächen des Fußes*, wie bei der Hand, die Rede sein könne, und sicher ist ebenso hier an und für sich alle und jede Einzelbildung irgendwie bedeutend; indes, wie die psychische Symbolik des Fußes überhaupt stets etwas schwächer hervortritt, als die der Hand, so wird dies bei ihren Einzelgebilden noch weit auffälliger, und die Versteckheit des Gliedes macht sie denn auch dem Symboliker noch weniger nutzbar.

Daß der gröbere oder feinere Bau der Zehen im allgemeinen, und der großen Zehe insbesondere bedeutend sei, um zu bestimmen, ob der Fuß mehr der elementaren, sensibeln oder motorischen, ja athletischen Form angehöre, ist schon erwähnt worden, und bei den ältern Physiognomikern, eben weil im Altertum der Fuß noch mehr in allen seinen Teilen zum Vorschein kam, wird denn auch noch viel von Bedeutung der einzelnen verschiedenen Zehenbildung aufgezeichnet, und ist auch bei Porta nachzusehen. So werden z. B. daselbst untereinander sehr verwachsene Zehen als Zeichen der Furchtsamkeit, gekrümmte Zehen als Zeichen des tückischen bösartigen Charakters, mehr auseinanderstehende Zehen als Zeichen leichtsinniger und geschwätziger Gemütsart, und sehr kurze Zehen als An-

zeichen eines schwachen Verstandes aufgeführt, ja ähnliche Bestimmungen selbst über die Verschiedenheit der Zehennägel gegeben, Bedeutungen, auf welche indes, als weniger physiologisch begründet, hier kein weiterer Wert gelegt werden kann.

Wichtig dagegen jedenfalls wird allemal die *besondere Beschaffenheit der Fußsohle*, mit ihren drei weichen rundlichen Vorsprüngen: des Ballens der großen Zehe, des gesamten Ballens der vier andern Zehen und der Ferse, und ihren dazwischenliegenden Lineamenten sein, nur daß sie in unsern Verhältnissen fast niemals wahrgenommen wird und also auch keiner Beurteilung unterworfen werden kann. – Hier tritt der Fall ein, daß der gänzlich Unkultivierte, der Wilde, oft besserer Symboliker ist, als der wissenschaftliche Europäer; denn es ist bekannt, daß völlig wilde Volksstämme ebenso aus den Fußtapfen, die sie im Freien antreffen, nicht bloß Stamm und Geschlecht des Menschen herauskennen, der sie hinterließ, sondern selbst sein Alter und Naturell. Gerade also wie bei uns der geschickte Jäger aus den Gangspuren (*der Fährte*) des Tieres seine Art und Jagdbarkeit scharf beurteilt, so dort aus dem Fußtritt der Wilde den Menschen und seine Besonderheit.

Mit diesen Bemerkungen denn beschließen wir zunächst die Symbolik der untern Gliedmaßen und die des gesamten menschlichen Baues überhaupt; was jetzt hier noch übrig bleibt zu tun, würde sich wesentlich darauf beziehen müssen, dem Menschenbeobachter eine bestimmtere Anleitung zu bieten, um *für den einzelnen Fall* die im Vorhergehenden gegebenen Merkmale verschiedener Konstitutionen, verschiedenen Temperaments und verschiedener geistigen Fähigkeiten auf richtige und angemessene Weise zur Anwendung zu bringen.

Bei den alten Physiognomikern, und nach diesen auch bei Porta, ist hierbei *so* verfahren worden, daß man eine Reihe von Schilderungen besonderer körperlichen Bildung nach einzelnen ideellen Persönlichkeiten verschiedenen Charakters entwarf, also z. B. die Gestalt des Klugen, die des Erinnerungsstarken, des Albernen, des Vergeßlichen, des Großmütigen, des Tapfern, des Furchtsamen, des Unmäßigen, des Zornigen oder Geizigen usw. ausführlich schilderte,

und dadurch denn Gelegenheit geben wollte, jede einzelne vorkommende Persönlichkeit, je nachdem sie mit der einen oder andern dieser Schilderungen Ähnlichkeit zeigte, richtig zu beurteilen. – Bei näherer Betrachtung entdecken wir indes leicht, daß mit dergleichen Schilderungen wenig gewonnen ist, indem jeder der genannten Charaktere wieder abermals in so verschiedenen Formen erscheinen kann, daß schwer dabei zu irgendeiner Einheit zu gelangen ist. In der Persönlichkeit nämlich liegt das Charakteristische ja nicht immer in einer und derselben Region, das eine Mal z. B. kann eine Eigenschaft besonders in der Bildung des Schädels und also in der Uranlage des Gehirnes selbst begründet sein, ein andermal dagegen liegt vielleicht dasselbe Charakteristische mehr in den Gesichtsteilen und dem Verhältnis der Sinnesorgane gegeneinander, wieder ein andermal in dem Verhältnis der Stammesregion zum Haupte und in dem der verschiedenen Gliedmaßen, so daß demnach ein und derselbe Charakter, z. B. der Kluge, der Mutige, der Alberne, in sehr verschiedener Gestalt, und doch jedesmal verständlich, bezeichnend und physiognomisch wohl begründet hervortreten kann, weshalb es sofort allerdings unmöglich bleiben wird, ihn in einem einzigen Bilde zu umschreiben, so daß daher die Anwendung aller frühern besondern Regeln auf den einzelnen Fall notwendig in anderer Weise gegeben werden muß.

Ergänzungen.

1. Hals, Rücken, Nacken.

Die Betrachtung von Hinterhaupt und Nacken ist von großer Wichtigkeit darum, weil wir in ihnen den von Willkürbewegung und darum auch von Verstellung unabhängigen Teil des Kopfes vor Augen haben. Das Antlitz kann Stil und Maske bewußt erwerben und zeigt übereinander gelagert eine große Reihe verschiedener Charakterschichten: den natürlichen Charakter, den erworbenen Charakter, den gewollten (stilisierten) Charakter, das Arbeitsgepräge, das Landschaftsgepräge, das Leidensgepräge, das Durchschnittsgepräge usw. Dagegen ist die Betrachtung des Nackens sehr einfach (man sieht hier den Menschen „nackend", d. h. nur in bezug auf Lebenskraft und Lebensgefühl, woher die überall verbreitete Symbolik des Beugens und Streckens stammt: „Beuge deinen Nacken", „Erhebe dein Haupt"). Man sieht am Rücken, nicht am Gesicht, wie viele Leiden und Lasten das Geschöpf zu tragen hatte... Schon 1812 hat Charles Bell (dessen Schriften eine wahre

Fundgrube für Physiognomik sind), die wichtige Entdeckung gemacht, daß von den mit zwei Wurzeln aus dem Rückenmark entspringenden Spinalnerven die vordere Wurzel aus Nerven besteht, welche nur vom Gehirn wegleiten und Bewegung vermitteln, während die hintere mit einer Anschwellung versehene Wurzel solche Nerven enthält, welche nur von den Körperteilen weg nach dem Gehirn hinleiten und diesem die Empfindung zuführen. Daran knüpfte sich die Entdeckung der doppelten Leitungsrichtung in den Nerven. Dieses Bellsche Gesetz: „Vorn Motorn, hinten Empfinden" wird durch die Carussche Gehirnhypothese gleichsam *umgekehrt*: (Ich will sie in das Verschen zusammenfassen: „Sensibel: Schnabel und Nabel; Bug und Beuge: irritabel".) Es dürfte nun aber jedem unbefangenen Menschenbeobachter schwer werden zu glauben, daß die „Willensseite" dorsal, die „Geistesseite" frontal zum Ausdruck komme. Was an der Carusschen Beobachtung zweifellos richtig ist, das ist dies, daß die der Willenswillkür unzugänglichen, also triebhaften Wesensseiten an Hinterhaupt und Nacken *unbefangener* in Erscheinung treten als im Antlitz, welches zugleich die ganze Fülle *mittelbarer* Charaktere zur Schau stellt. Daher das eigentümliche Tierische der Nackengegend bei weitaus den meisten Menschen! Wenn ihr Gesicht ein geistiges Wesen vortäuscht, ihr Nacken zeigt nackend die entgeistigte Triebhaftigkeit der Natur. Richtig scheint mir daher auch die Beobachtung, daß der Nacken mit dem Geschlecht zusammenhängt. Hengst und Stier (im Gegensatz zum Ochsen) zeigen breiten Hinterkopf und kurzen dicken Hals, während zeugungsuntüchtige Exemplare wie der Maultierhengst einen schmalen langen Hals bekommen. Bei denjenigen Insekten, die nicht durch Begattung sich mehren, fehlen die dem Kleinhirn entsprechenden bei allen begattungsfähigen vorhandenen Nervenknötchen. Wenn man dem Hirsch vor der Brunst das Geweih, dessen Bildung vom Kleinhirn abhängt, entfernt, so wird er zeugungsunfähig, wohl deshalb, weil nunmehr das Kleinhirn zur Bildung des neuen Geweihs dienen muß und nicht den zur Fortpflanzung nötigen Überschuß hergibt. Es wird nach alle dem keine ganz unrichtige Annahme sein, daß der Übergang von Gehirn und Rückenmark, also der Kopfteil, den man seit je als „Sitz der Lebenskraft" betrachtete, als generatives Zentrum zu betrachten ist, so daß das Schamgefühl lieber einen Nackenschurz als einen Lendenschurz tragen sollte.... Es ist bedenkenswert, daß der pathognomisch ausdruckloseste Teil der Gestalt: Der *Rücken* zugleich doch der unveränderlichste und insofern charakteristische ist. Es dürfte, da der Rücken nicht altert, sehr schwer sein aus dem bloßen Anblick ihrer Rücken das Alter von Menschen zu bestimmen. – Es sei hier hingewiesen auf die charakterologische Weisheit der Sprache. Weil überall der hohe Nasensattel wie das Naserümpfen die vornehmere Nase kennzeichnet, so sagt man im Deutschen: „Er ist hochnasig" für „Er ist stolz". Umgekehrt sagt man angesichts phlegmatischen Stumpfsinns: „Er ist dicknäsig". Nacken kommt von *nackend*, wie Hand von Handlung. Sehr kennzeichnend aber sind die Worte: Rückgrat, Rückhalt, Rückwirkung, indem man sie gebraucht für das dem flutenden Antlitz gegenüberstehende *Stabile*.

2. Der Atem.

Mit wundersamer Übereinstimmung haben alle Sprachen den Odem mit dem Leben der Seele *selber* gleichgesetzt, wie denn alle Mystik der Erde sich in erster Reihe beschäftigt

mit Rhythmik der Atmung und ihrer Übermächtigung vom Geiste her ... Ich setze lediglich hierher eine Stelle aus meiner vergriffenen Schrift: „Die verfluchte Kultur" (1921): „Für unsere panische Philosophie zeugte ein Umstand, auf den ich nur die nachdenklichsten meiner Leser behutsam verweise, weil er in eine gefährliche Tiefe deutet. Was ist das Wesen der buddhistischen wie der christlichen Mystik? Das Wort Mystik kommt von μύειν, abschließen. Was wird abgeschlossen? Der Odem (âtman). Zu jedem Akte des Geistes (Aufmerken, Wollen, Nachdenken, Sichsammeln) muß man den Atem anhalten. Diese Kunst der Abschnürung des ein- und ausströmenden âtman wird in allen Mystikerschulen gelehrt. Äußerlich (aparâ) dienen ihr die Kasinaübungen. Von innen (parâ) das Kâja-Yoga und Turîya (hellwachendes Überbewußtsein). Die vollendete Abschnürung aber wäre die vollendete Unterbindung alles Blut- und Weltkreislaufes. Sie wäre das erreichte Nirvâna." – (Es sei angemerkt, daß die Lunge das einzige Organ ist, welches nur zum kleinen Teile ausgenutzt wird. Darauf ließe sich eine Heilmethode der Tuberkulose aufbauen.)

3. Die Stimme.

Man belausche die Natur nur von der Seite des Tönens und Klingens und man wird entdecken, daß jedes Geräusch völlig unmittelbar ausdrückt dasselbe Wesen, welches mittelbar und nur im Bilde durch das Auge wahrgenommen wird. Das Rauschen des Wassers, das Wehen des Windes, das Zischen der vom Wasserstrahl bedrohten Flamme, das behagliche Knistern des Feuers am Holze, der heisere Schrei des äußerlich so herrlichen Pfaues, das süße Klagen der äußerlich unscheinbaren Nachtigall, das Bellen des Fuchses in der Winternacht, das Gurren der Lachtaube im Sommerwald, das Trillern der Lerche über den Haferfeldern, der Schrei des Adlers über Gletschern, all diese Geräusche sprechen weit unmittelbarer als alle sichtbare Gestalt das eigentliche Wesen der Erscheinung aus. Einzig der Duft in der nicht klang- und stimmbegabten Natur vermag noch einmal die Seele und das Seelenhafte ähnlich auszuströmen, weswegen denn das kleine gestaltarme Veilchen doch so unvergleichlich „seelenvoller" anmutet als die nur dem Auge und als sichtbare Gestalt wohlgefällige Tulpe; und am seelenvollsten vielleicht jene Pflanzen, die gleich den Narzissen, die wir auf Gräber pflanzen – (denn sie sind neben den Schmetterlingen die seelenvollsten Gebilde der Natur) – nur ganz verschämt einen zarten Duft vergeben, als hielten sie ihr Geheimnis keusch verhüllt. Mag uns ein Mensch noch so sehr wohlgefallen, wir kennen ihn erst, wenn wir seine Stimme hören, und zwar ohne auf die Bedeutung der Worte zu achten; daher kennen und erfassen wir die Menschen, deren Sprache wir nicht verstehen, durch den bloßen Klang oft viel richtiger als solche, die unsere eigene Sprache reden. Jeder kennt auch die häufige Enttäuschung, sobald schöne und gepflegte Menschen, zumal glänzende viel begehrte Frauen den Mund auftun: an der Seelenlosigkeit des Klanges spürt man sofort die ganze innere Gewöhnlichkeit, so wie der königliche Pfau seine ganze Seelenarmut enthüllt, sobald er die Stimme erhebt, während die unscheinbare graue Nachtigall beim ersten Schlag ihrer süßen Stimme den Stumpfesten aufhorchen macht. Derjenige, der nur aus dem Klange das Wesen erschließt, wird seltener enttäuscht werden als wer sich nur an die Sichtbarkeit der Erscheinungswelt hält; weswegen man z. B. am Fernsprecher aus dem

bloßen Klange der Stimme auf Herzenswärme, Frische, Gesundheit, Seelenfülle, Gemütskraft, Geweckтheit und Klugheit der Redenden schließen kann und sich selten irren wird; — wohl auch ohne den Eigner der Stimme zu kennen sich allein durch die Stimme und von der Stimme aus verlieben kann. Das Geheul der Wölfe in den Nächten, der grauenbringende Klang der Raubtierstimmen, das Blöken der Schafherde, das Gackern der Hühner, das Summen der Bienen am heißen Sommermittag, alles das ist Naturseele; am lieblichsten aber ist das Belauschen der Vogelstimmen, so mannigfaltig, daß der gute Beobachter aus jedem dieser Töne eine zutreffende Charakteristik der Vogelnaturen geben könnte, ja vielleicht auch für jede Natur einen verwandten Duft, eine Farbe, eine Blume, ein Element oder Metall richtig namhaft machen kann. Die Stimmen der Natur sind die unmittelbarsten Ausdrücke ihres Wollens. — Raubgier, Hunger, Angst, Spieltrieb, Liebessehnsucht liegt in diesen Stimmen, und wir haben sogar allen Grund etwas diesen Leidenschaften Verwandtes zu erspüren in Wind und Wasser, im Rasseln, Knarren, Brummen, Sausen, Flüstern, Dröhnen, Donnern, Zischen, Knacken, Rascheln auch der *nicht*-organischen und vermeintlich „toten" Natur. Daß diese musikalische Seite der Erde mehr noch als alles *Bildhafte* ihr Wesen enthüllt, das bezeugt der zufriedene keineswegs enttäuschte Ausdruck im Antlitz der Blinden, denen, ungestört durch die Wahrnehmungen des Auges, die Welt als Klang zuteil wird und eigentlich kaum etwas *Wesentliches* entgeht, ja seit alten Zeiten oft etwas Seherisches, Profetisches, zu Dichtung und Philosophie Verwandtes innewohnt; während doch die Gesichter der Taubstummen, wofern nicht eine große Intelligenz den elementaren Schaden kompensiert, in der Regel wirklich einen Mangel offenbaren, ja bisweilen entsetzlich gequält und beunruhigt aussehen, darum eben weil die bildliche Wahrnehmung der Welt immer nur die mittelbare und sekundäre ist, welche unbewußt nachgeprüft wird an der Unmittelbarkeit des Klanges; eben darum weil dem Taubstummen die Möglichkeit dieser Nachprüfung fehlt, leidet sein Leben oft durch Argwohn, er wird leichter als der Blinde zum Zweifler und Grübler, weil er sich überall betrogen und belogen sieht, so wie einer der immer nur die Kulissen eines Theaters zu Gesicht bekommt, aber niemals zu den Geheimnissen hinter der Szene zugelassen wird. Der Charakterologe wird künftig den größten Wert zu legen haben auf eine Phänomenologie und Klassifikation aller akustischen Gebilde. Da (meiner Theorie nach) die gesamte menschliche Sprache ausnahmslos, (so weit sie nicht *unmittelbarer* Ausdruck, d. h. Musik und Lyrik ist, also so weit sie dem Verständnisse zwischen dem Menschen dient), *durchweg der sichtbaren Welt entnommen* ist, so sind alle Worte und Begriffe, ebenso wie die Analyse und Phänomenologie der Begriffe durchweg nur *mittelbar*. Wir können sprachlich-begrifflich niemals heran an das, was nicht *sichtbar* und somit auch nicht wißbar ist; ja wir sind sogar gezwungen die Bezeichnungen für unsere unmittelbaren Erlebnisse, falls wir sie überhaupt bezeichnen wollen, der mittelbaren Welt zu entlehnen, z. B. die Stimmen durch Farben auszudrücken (Rot und Grün entspricht Alt und Sopran; Blau und Gelb: Baß und Tenor); oder wir kennzeichnen Stimmliches als Warm und Kalt, Hoch und Tief, Ruhig und Bewegt, ganz uneingedenk, daß jede dieser Bezeichnungen analogisch, d. h. bloße Übertragung ist. Hier sei noch bemerkt, daß der Kunst des Nachahmens durch den Gestus oft etwas Kaltes anhaftet, während keine Mimik

liebenswürdiger und unmittelbarer ist als die Kunst des Imitierens von Naturlauten, Vogelstimmen, Dialekten usw., wofür ich verweise auf den unvergleichlichen Stimmen-Imitator Hermann Klauenberg.

4. Die Hand.

Ich entsinne mich, einst ein Bild des belgischen Malers Lempoels gesehen zu haben, welches nichts zeigte als eine Unzahl aus unsichtbarer Tiefe emporwachsender, zum Himmel gereckter Hände. Jede dieser Hände offenbarte eine andere Lebensgeschichte und zeigte eine besondere Stimmung. Die Hände zürnten, fluchten, trotzten, flehten, dankten, drohten, schenkten, verweigerten, grübelten oder genossen, lachten oder weinten. Sie waren geprägt durch Leichtsinn oder Arbeit, Krankheit oder Spiel, schwere Lasten oder Müßiggang, Wohltat oder Laster, dunkle Taten oder hilfreiches Dienen... Das deutsche Wort Hand hängt bekanntlich zusammen mit Handeln und Handlung. Damit ist schon darauf hingewiesen, daß die Hand nicht nur das Organ unseres Wesens, sondern ebenso sehr der Ausdruck unserer Betätigungen ist. Mehr als jedes andere Organ des Leibes besitzt sie eine doppelte Symbolik: Sie ist einmal unmittelbarer Wesensausdruck und zeigt, was die Natur mit uns gewollt hat. Aber sie ist auch zweitens (und zwar in noch stärkerem Maße) das Organ unserer Arbeit und zeigt als solches nicht, was die Natur gewollt hat, sondern was wir selber gewollt haben; damit leitet denn freilich die Symbolik der Hand, als einer Gestaltenkunde schon hinüber zur Symbolik der Handschrift, als einer Formenkunde, für welche die unmittelbare Natur weit unwesentlicher ist als die mittelbare Welt unserer Ideale und Absichten.

Auf einem dunklen Ahnen dieser Zusammenhänge beruht nun wahrscheinlich die tiefe ethische Symbolik der Hände. Denn wie überall Ethik eine Funktion der menschlichen Arbeit, keineswegs aber eine unmittelbare Lebenstatsache ist, so hat auch das Organ der Arbeit, die Hand, in fast allen Mythen im Gegensatz zur Symbolik der anderen Organe des Leibes eine vorwiegend ethische Bedeutung; so bedeuten überzählige Hände an den indischen Götterbildern die Güte, Freigebigkeit oder Wohltätigkeit des Gottes; verschlungene Hände auf jüdischen Grabsteinen die Verbundenheit im Gesetz oder die Treue; mithin immer ethische Bestimmungen. Über diese Mimik und Symbolik der Hand und noch mehr über die der Finger oder gar des Gestus lassen sich Bände füllen und sind auch seit alters Bände gefüllt worden; aber vergessen wir nie: dies alles ist Formenlehre, nicht Gestaltenkunde; es erschließt nicht das unmittelbar in der Hand versinnlichte Leben, sondern nur die Art seiner Verwendung. Es ist eine intentionale (deiktische, semiotische, signifikative) Symbolik im Gegensatz zu allem unmittelbarem Lebensausdruck. Es lassen sich sogar die Hände auf die Weise klassifizieren, daß man fragt, ob wohl mehr der Lebensausdruck oder der Arbeitsaufdruck das Gepräge der Hand bestimmt hat. Im allgemeinen aber erscheint mir die Hand der arbeitenden Kulturmenschen weniger ein biotisches denn ein ethisches Gebilde zu sein. (Ich mache einen Unterschied zwischen biotischen und biologischen Tatsachen, in ähnlicher Weise wie ich überall Psychisches und Psychologisches unterscheide.) Aber gerade darum, weil die Hand weniger die natürliche als die geistige Lebensgeschichte der Menschheit erzählt, darum ist sie in so hohem Maße wandelbar; und für sie gilt noch mehr als für das Antlitz das Wort: „Es ist Gerechtigkeit auf Erden,

daß die Gestalten wie die Menschen *werden*." Man wird niemals finden, daß eine edelgeartete Hand, wenn sie sich lebenslang gemein betätigt, auch edelgeartet bleibt, und wird aber auch sehr selten finden, daß Menschen von hoher sittlicher Lebensführung im Alter häßliche Hände haben. Aus einem geheimen Wissen um solche Zusammenhänge fließt die Symbolik des Handkusses. Während Fußkuß oder Fußwaschen im allgemeinen nur die Demut oder Ergebenheit oder den Willen zur Reinheit zum Ausdruck bringen, offenbart der Handkuß irgend eine Art Ehrfurcht vor menschlicher Würde, ist also ganz und gar nicht (wie oft behauptet wird) ein Symbol der Hörigkeit, vielmehr *ethisches* Symbol, weswegen denn freilich die Jugend angehalten werden sollte, nicht etwa parfümierte müßige Damenhände, sondern Arbeitshände und die Hände des ehrwürdigen Alters ehrfürchtig zu küssen. Diese Beziehung der Hand zur Arbeit zeigt sich selbstverständlich auch daran, daß alles ursprüngliche Arbeitsgerät durchweg Nachahmung der Hand ist: der Hammer eine geballte Faust; die Zange eine zum Griff gekrümmte Hand; die Schaufel: eine Hand mit zusammengelegten; die Egge: eine Hand mit gespreizten Fingern. Auch Schwert, Pflug, Schleuder, Griffel, Messer, Gabel, Fächer, Trinkgefäße, Tasse, Glas, Krug usw. sind allesamt nur formgewordene Lebenstätigkeiten der Hand, so daß die Hand wohl schließlich zur gesamten *Sozialwelt* des Menschen eine ganz eigentümliche symbolische Beziehung hat. Anaxagoras nannte die Hand organon organorum, Werkzeug der Werkzeuge, und es ist richtig, daß die ganze Welt der Werkzeuge, wie sie aus der Hand hervorgeht und die Hand noch einmal künstlich wiederholt, zunächst nach Maßen gemessen wurde, die allesamt der Hand entlehnt waren, wie Elle (ulna), Spanne (spithama) und Zoll (pollex, d. h. der Daumen, von pollere, stark sein). Die Hand ist sozusagen die *Mutter* der gesamten Welt der Artefakte, also der gesamten Welt soweit sie nicht unmittelbares Leben, sondern menschliche Bewußtseinswirklichkeit ist. Darauf nun führe ich es zurück, daß in den alle körperliche Gestalt sonst vermeidenden so stark vermenschlichten Mythen der nicht heidnischen Menschheit die Hand eine so mächtige Bedeutung gewonnen hat. Während nämlich die Naturmythen jegliche Gestalt der Natur anbeten, bleibt von dieser ganzen reichen Gestaltenwelt im Christentum wie im Judentum eigentlich nur die *Hand* übrig: Die Welt läßt man hervorgehen aus Gottes Hand; Gottes Hand ragt aus den Wolken; man legt und befiehlt alles Leben in Gottes Hand; ähnlich wie die ganze uns umgebende Wirklichkeit heute in der Tat nichts anderes mehr ist als eine *Werklichkeit*; eine Schöpfung aus Menschenhand, nicht mehr die noch menschenferne und menschenfeindliche Natur, deren Symbol seit alters der weibliche Schoß ist. Grade dadurch aber, daß alle ursprünglichen Lebensentäußerungen übertragen werden auf Geräte und maschinelle Gebilde, deren jedes eine Art „Organprojektion" ist, grade dadurch, daß aller Lebensausdruck abgewälzt wird auf menschliche Kunstformen (Artefakte), grade dadurch wird die Hand selber immer weniger Ausdruck und Symbol des Lebens und immer mehr und häufiger Ausdruck und Symbol des formenden (künstlich erschaffenden) *Geistes*. Da nun aber die menschliche Formenwelt gar nichts anderes ist als das mechanische Nachbild oder Spiegelbild der organischen Gestaltenwelt, so treten *Formen* schließlich auf als Symbole *für* Gestalten, ja man versinnlicht die über-zeugende Gewalt, man versinnlicht Gott *selber* schließlich nicht mehr durch Geschlechtssymbolik, sondern durch die *Hand*.

Ich bin überzeugt, daß die oberste und erste Bedingung aller künftigen Gestaltenkunde dies ist, daß man loskommt von der Verwechselung von Gestalt und Form und daß man das Verhältnis der Formenwelt zur Gestaltenwelt klar durchschauen lernt... Betrachten wir nunmehr die Entwickelung der Hände (angefangen mit der Flosse, welche eine armlose Wasserhand ist; sodann den Flügel eine gefiederte langfingerige Hand ohne Fähigkeit des Tastens und Greifens; sodann die Füße der Amphibien und vornehmlich der Säugetiere: den einfingerigen Fuß des Pferdes, den zweifingerigen des Stiers, den fünffingerigen des Elefanten, (alle von Hufen eingeschlossen und daher kaum als freie Gliedmaßen erkennbar), dann die auf der Zehe schreitende Pranke des Raubtiers, die platte Sohle des Bären, endlich die gespenstige Hand der Fledermaus, zuletzt die Affenhand, rührend und ergreifend vom Standpunkt des Menschen, wie die Menschenhand rührend und ergreifend ist vom Standpunkt der außermenschlichen Natur), so sehen wir eine immer fortschreitende Loslösung und Verselbständigung dieses Gliedes gegenüber dem Gesamtorganismus. Das Prinzip der Arbeitsteilung trifft zunächst das Organ der Arbeit: die Hand. Es ist oft erstaunlich, wie wenig die Sprache der Hand zur Sprache der übrigen Gliedmaßen stimmt; sie sagt eben nicht, was der Mensch *ist*, sondern ob er gearbeitet hat und wie er gearbeitet hat. Darauf verweist denn auch die merkwürdige Symbolik der Hand in den vornehmen Kasten Indiens. So wie der absichtlich verkrüppelte Fuß der Chinesin sagen sollte; „Ich brauche nicht zu *laufen* und nach Erfolg zu jagen, wie der Mann; ich lebe umschlossen von fester Häuslichkeit", so sollte die gepflegte Hand mit den überlangen sorgsam gefärbten Fingernägeln aussagen: „Ich zahle mit dem, was ich *bin*, nicht mit dem, was ich leiste. Ich arbeite nicht, ich bin höheren Wesens." Es ist merkwürdig, daß diese Verselbständigung der Hand völlig parallel läuft der Ablösung des Geistes von der Seele. Der Mensch lernt im selben Maße greifen als begreifen. Mit einem Wortspiel könnte ich sagen: das Wesen der bewußten Bildungsmenschheit ist dies, daß sie alles Wachstum *befingert*. Den Zusammenhang mit der Ablösung des allbetastenden Geistes von der immer träumenden Seele zeigt auch die angeborene Beziehung der Hand zu allem, was Zahl und Maß ist. Das Menschliche ist ja immer das Messende (Urteilende, Zerlegende). Das dekadische System ist uns handelnden und begreifenden Menschen zweifellos eben auch mit der Hand eingeboren. Auch denke man an früheste Maßbestimmungen wie daumendick, fingerlang, spanneweit, handbreit, faustgroß.... Der erste, der eine Systematik der Hände zu geben versuchte, Caine d'Arpentigny in seiner 1843 erschienenen Chirognomie benutzte die wenig glückliche Einteilung: motorische und sensible; elementare und geistige Hände; durch Kombination der vier Klassen gewann er neue Unterklassen. Einen glücklicheren Weg weist Carus, indem er von Bilderstudien ausgeht, z. B. die von Holbein gemalte zupackende Hand Luthers vergleicht mit der zaudernden Hand auf dem Bilde Melanchthons oder die anmutige leichte Hand Christi auf Tizians „Zinsgroschen" vergleicht mit der schweren amusischen Hand des Pharisäers. Goethe kennzeichnete schön die Hände auf Leonardos „Abendmahl", deren jede genau das Verhalten wie das Wesen ihres Eigners verraten, gemahnend an des Aristoteles: χεῖρες πάμφονοι (alles ausplaudernde Hände). Wenn wir auf diesem Wege weitergehen, so vermögen wir aus den Händen nicht nur sicher zu bestimmen, in welcher Landschaft ein Bild entstanden ist (florentinische, englische, niederländische Hände);

sondern auch den Meister anzugeben; in dieser Hinsicht hat die Schule Heinrich Wölfflins die ersten Anfänge einer Grammatik der Gestalt geschaffen. Bei dieser Gelegenheit sei folgende Beobachtung über den Gestus der Hände nicht unterdrückt. Man sagt von den romanischen Völkern, daß sie mit den Händen sprechen. Man sagt dasselbe auch von den Orientalen. Achtet man darauf, so findet man, daß diese Handsprache im Orient von der im Süden Europas verschieden ist. Und zwar pflegt der Italiener mit der Hand zu malen; indem er spricht, versucht er durch Ausdrucksbewegungen das Gemeinte vor die Sinne, insbesondere vor das Auge zu stellen. Der Orientale dagegen drückt mit den Handbewegungen nur Leidenschaft aus und verstärkt dadurch das Gewicht seiner Stimme. So ist auch die bekannte Gestikulation der polnischen Juden durchaus affektiv und gar nicht plastisch. Es besteht hier zwischen Abendland und Morgenland ein ähnlicher Gegensatz wie etwa besteht zwischen der Verwendung von Bildern bei Homer und in der Bibel. Während Homers Tropen behaglich und sinnfällig ausmalen, sind die blühenden Gleichnisse der Bibel durchaus nur mittelbar gemeint. – Ich möchte die Frage offenlassen, ob die Fingerbeeren, als der Sitz zahlloser Tastkörperchen etwa ein persönliches Fluidum ausstrahlen, woraus Krankenheilungen und andere Einwirkungen durch die Hand zu erklären wären und worauf hindeutet die merkwürdige altgriechische Bezeichnung: ἐξ ὀνύχων φιλεῖν (aus Fingern küssen). Jedenfalls ist es merkwürdig, daß man nie eine reine Tastkunst ausgebildet hat, welche etwa dem Genuß immer wechselnder Bilder im Kino zu vergleichen wäre; denn ähnlich wie man durch Zusammenstellen und rasches Wechseln von Farben, von Gerüchen und sogar von Geschmäcken eine ganze Symphonie bauen könnte, so wäre auch das wechselnde Betasten von Pelzen, Haaren, Seiden, Sammeten, von kühlen, weichen, festen, gleitenden Flächen usw. eine wunderliche Art von Kunsterlebnis... Einige vereinzelte Bemerkungen mögen hier zur Ergänzung des Gesagten dienlich sein: Die bei uns gerngebrauchte Redensart: „Jemanden den Daumen halten", scheint mir nicht hinzudeuten auf alte Symbolik, (etwa auf das von Dante erwähnte „Feigemachen" der italienischen Bauern), sondern einzig auf die bevorzugte Stärke dieses Gliedes, das die Griechen Gegenhand (ἄντιχειρ) nannten. Läßt der Daumen einen Schluß auf die Kraft zu, dann der Zeigefinger auf Reizbarkeit, da er zweifellos von allen Fingern der empfindlichste ist. Hingewiesen sei auch auf die Beobachtung, daß der Nagel des Mittelfingers schneller wächst als die anderen Fingernägel, und zwar an der rechten Hand wieder schneller als an der linken; ferner auch auf die andere Beobachtung, daß die sogen. Lügenflecken an den Fingernägeln in der Tat gesetzmäßig und nicht willkürlich erscheinen, ohne daß dafür eine Deutung zu geben wäre. Die Größe der geballten Hand pflegt durchschnittlich der normalen Größe des Herzens zu entsprechen, eine Beobachtung, an welche Plinius die Behauptung knüpft, daß eine feste kleine Hand auf Kühnheit schließen lasse, wie man denn im Altertum das Herz für den Sitz des Mutes hielt und beide, Mut und Herz, durch dasselbe Wort bezeichnet. – Man darf die Chirognomie, deren Hauptwerk ist das von Carus vielbenutzte Buch d'Arpentignys („La science de la main ou art de reconnaitre les tendances de l'intelligence d'après les formes de la main, par le Capitaine S. d"Arpentegny." Paris. E. Dentu 1865, ein 345 Seiten umfassendes Buch, feuilletonistisch aber stoffreich), selbstverständlich nicht verwechseln mit

Chiromantie, d. h. mit dem Weissagen aus Linien der Hand. Als das Hauptwerk dieser durchaus nicht mehr wissenschaftlichen, die Handlinien mit den Gestirnumläufen in Zusammenhang bringenden Kunst gilt das Werk von Desbarolles, welches neuerdings in deutscher Übersetzung (bei Dr. Eyßler u. Co. in Berlin) erschienen ist.

5. Schmuck der Hand.

Obwohl charakterognomische Gegenstände wie Kleid, Schmuck, Ornament, Dekoration nicht in die Gestaltenkunde, sondern in die Wissenschaft von den Formen gehören, will ich an dieser Stelle einige Andeutungen geben über Handschmuck, wie Armbänder oder Ringe. Die nie gewollte, sondern unfreiwillige Bedeutung eines Schmuckes ist immer die, daß er das Geschmückte *unterstreicht*. So heben die Nähte an einem Kleide die Stellen, an denen sie angebracht sind, als relativ selbsttätige Glieder des Leibes hervor, müssen also naturgemäß mit natürlichen Grenzen der Organe zusammenfallen, oder die Litzen und Streifen auf einem Uniformrock unterstreichen die Muskeln, denen sie parallel laufen, z. B. die Streifen am Waffenrock des Kavalleristen die Streckmuskeln der Beine oder des Rückens. Ebenso heben Farben ein Glied hervor, indem Dunkel es kleiner, Licht es größer erscheinen läßt als es von Natur ist. Man wird sich somit wohl zu hüten haben, das zu schmücken, was man lieber in einem barmherzigen Sack verbergen sollte. Ein häßliches Ohr wird durch Ohrringe nur noch häßlicher; ein zu magerer oder zu voller Busen kommt durch Brustschmuck überhaupt erst zum *Bewußtsein* des Beschauenden. Man setzt sich zylinderische Hüte auf, um die Machtsphäre seines Leibes auszudehnen. Man trug künstliche Brüste oder cul de Paris, als die Formen der Venus Kallipygos für Normen weiblicher Schönheit galten. Ja, zur Zeit des Barock, wo schwelgerisch massige Formen geschätzt wurden, trug man am französischen Hofe künstliche Bäuche. Der Schmückende muß also jederzeit wissen, welche Betätigungen der Gestalt er an sich unterstreichen möchte. Eine hagere Person mit sehr dünnen Waden wird übel daran tun, ein helles Kleid mit langlaufenden Streifen und dazu schwarze Seidenstrümpfe anzuziehen. Die Längsstreifung wird ihre Gestalt noch viel hagerer erscheinen lassen, während eine Querstreifung sie verbreitern würde. Die dunklen Strümpfe werden die Wade noch magerer erscheinen lassen, während helle Strümpfe das Bein größer erscheinen ließen. Ebenso wird eine Frau genau wissen müssen, welche Farben des Kleides zu der Farbe ihres Haars harmonisch *möglich* sind; Schauspielerinnen sollten sich daher weigern in Perücken zu spielen von anderer Farbe als der natürlichen Farbe ihrer Haare, denn man kann nicht mit den Haaren auch seine Individualität verändern und die ist von der Haarfarbe mit abhängig. Da nun die Schönheit der Hand im Spiel ihrer Gesamttätigkeit liegt, so wird man nicht Schmuck anlegen an solchen Fingern, die schon ohnehin die Tendenz haben, von der Gesamtheit sich abzulösen wie der selbständige Daumen und der beinahe selbständige Zeigefinger. Ein Ring am Daumen getragen, würde die Hand unschön in zwei Hände auseinanderspalten. Daß man den Schmuck mithin nur an den beiden letzten Fingern trägt, ist darin begründet, daß sie für das Auge sich schwerlich vom Gesamtbild der agierenden Hand loslösen und vereinzeln können. Auf vornehmen Bildnissen (van Dyck) schließen sich gern die ersten drei und dann wieder die letzten beiden Finger zusammen, so daß der Schmuck die Verselbständigung der beiden un-

behilflichsten Finger dem Auge unterstreicht, wodurch das Spiel der Hand ein freies leichtes und graziöses Gepräge erhält. Der Eindruck eines Armbandes ist ganz verschieden, je nachdem das Band festangeschlossen getragen oder wie die leichten Halsketten der Kinder locker und leicht aufgelegt wird. Das locker losgelöste Schmuckstück unterstreicht für den Betrachter das anmutige freie Spiel der Bänder und Gelenke; das fest umspannende Schmuckstück bringt die Würde und Kraft der Muskeln zum Bewußtsein. Das erstere ist eine weibliche, das andere eine männliche Art des Schmückens.. Ein locker um Hand oder Hals gelegtes Korallenkettchen oder Perlenschnüre läßt aufs lieblichste hervortreten das lose leicht bewegliche *Spielen* von Arm und Hals. Der fest umpressende Armreif, wie mit dem Leibe zusammengeschweißt, verstärkt den Eindruck festen Zupackens, weswegen die wie angeschmiedeten Armreifen und Ringe, welche z. B. die Holzhäuer in Bayern tragen, durchaus männlich und schön wirken, dagegen das gegenwärtig beliebte Anlegen lockerer Armbanduhren die Hände junger Offiziere und Studenten weibisch erscheinen läßt. Der Schmuck verliert diese Bedeutung, Lebendiges hervorzuheben, wenn der Geschmückte diese Beziehungen zur Symbolik der Gestalt nicht kennt, sondern wie ein Ehrenständer seiner Schätze daherschreitet; Ehrenzeichen, Orden, Vereinsmarken, Hirschgrandeln, Uhrberloques usw. gehören überhaupt nicht zum Schmuck; sie sind *nicht* symbolisch, sondern deiktisch. Sogar Nadeln auf Krawatten sind völlig sinnlos, wenn nicht wirklich ein Halten von Zusammenhalten durch sie unterstrichen wird; daher darf man die Nadel nur dort einstecken, wo wirklich lockere Falten zusammengefaßt erscheinen sollen; also nie in die Mitte der Krawatte.

6. Handlinien (Chiromantie).

Daß Hand- und Fingerlinien irgend eine Bedeutung innewohnt, bezeugt zunächst der gar nicht auszurottende Aberglaube aller Völker und Zeiten, daß die Linien, Kanäle und Hügel der Hand schicksalbestimmend seien gleich den Sternen, unter denen ein Geschöpf geboren ward, wie man denn auch diese Linienmuster nach dem gestirnten Himmel genannt und geordnet hat. Es ist doch gewiß denkwürdig, daß niemals und selbst nicht bei Zwillingen das Handgefüge sich genau wiederholt, ebenso wenig wie je bei zwei Blättern dasselbe Adernsystem wiederkehrt, so daß man an Fingerabdrücken in Wachs oder auf Ölpapier ein untrügliches Wiedererkennungsmerkmal der Person hat, das zumal für die Verbrecherkunde wichtig ist. Wesentlich ist ferner, daß vom vierten Embryonalmonat an bis zum Lebensende die Linien sich unverändert erhalten und daß man den Erbgang und die Vererbungsgesetze dieser Linienmuster feststellen konnte. Ähnlich wie man seit Howard die Wolkengebilde grob einteilt, so hat man neuerdings begonnen, die zahllosen Linienmuster grob einzuteilen nach Wirbeln, Bogen und Schleifen. Als gesichert darf gelten, daß sowohl verschiedene Rassen wie verschiedene Geschlechter auch verschiedene Muster von Fingerlinien aufweisen; daß bestimmte Formationen in Rassen und Geschlechtern wiederkehren und daß gewisse Formen im Alter in geringerer Anzahl vorhanden sind als in der Jugend. Aus diesem letzten Umstand läßt sich schließen (da ja die Linienmuster während des ganzen Lebens unveränderlich bleiben und nicht etwa plötzlich verschwinden können), daß Leute mit bestimmten Formen von Fingerlinien eine andere Absterbeordnung besitzen, so daß in der Tat

die uralte Annahme von Lebens-, Gesundheits- und Schicksalslinien der Hand durchaus berechtigt ist und eine genaue Erforschung dieser Linien einen Anhalt für das voraussichtliche Wachstum und Lebensalter eines Menschen geben könnte. Auch hier hat genau wie in der Phrenologie und Graphologie der wissenschaftlichen Forschung einen Streich gespielt der echt laienhafte Aberglaube an feste Zeichen, der es auch jedem nicht nachdenkendem und zur Forschung unbegabten Menschen ganz leicht macht, aus einem bestimmten Zeichen ein bestimmtes Schicksal herauszulesen. Nach Untersuchungen von Heinrich Poll an nahezu zehntausend Schwachsinnigen scheint es, als ob bei von Haus aus kranken Organismen Schleifen und Verschleifungen in der Überzahl gefunden werden, während bei Gesunden niemals Bogen allein, Wirbel allein oder Schleifen allein vorkommen. Bei Schwachsinnigen, deren Schwachsinn auf Trunksucht der Voreltern oder auf vorgeburtliche Schädigungen zurückzuführen war, fand man an den Fingerbeeren eine ungewöhnliche Anzahl von Schleifen, so daß man (da die Vererbung der Fingerlinien nach den Mendelschen Gesetzen vor sich geht) allenfalls aus Fingerlinien der Eltern berechnen könnte, wie viele Nachkommen (besonders, wenn Anomalieen in der Familie vorliegen) schwachsinnig veranlagt sein werden. Man sieht aus diesen Überlegungen, daß auch in diesem Fall der Aberglaube nur die fantastisch wuchernde Einkleidung echter Probleme ist. Hierzu auch: Reinhard Carrière (Kristiania) „Über Erblichkeit und Rasseneigentümlichkeit der Finger- und Handlinienmuster". Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Band 16. 1924. — Arthemidoros von Ephesus soll als erster über die Bedeutung der Handlinien geschrieben haben. Man berief sich später auf das Bibelwort: et sit signum in manu tua et quasi monumentum ante oculos tuos. Die konstantesten der Handlinien sind 1. die linea mensalis. Sie fängt unter dem kleinen Finger an, verläuft durch den Handteller mit oberer Konvexität und endigt zwischen Zeige- und Mittelfinger. 2. Die linea cephalica geht quer über die Flachhand. Sie beginnt über dem Zeigefinger und erreicht den Ulnarand der Hand nicht. 3. Die linea vitalis umgreift das Dickfleisch des Daumens. — Von diesen drei Linien variiert die zweite am öftesten. Häufig kommt noch eine vierte hinzu, welche sich mit den drei übrigen so schneidet, daß alle zusammen die Gestalt eines lateinischen M darbieten. Sehr oft lassen sich diese vier Grundlinien (die dem Furchungsprozesse der Handkeime entsprechen sollen) aus dem Gewirre zahlreicher anderer nur schwer herausfinden.

6. Fingernägel.

Den Unterschied von Gestaltenkunde und Formenkunde (auf den ich immer wieder hinweisen muß) kann man klar fühlen, wenn man achtet einmal auf die natürliche Gestalt der Fingernägel und Zehen (Hufe, Krallen), und sodann auf die gewollten Formen bei Mani- und Pediküre. Die Form des Nagels ist, ähnlich wie im Graphologischen die Schriftform, durchaus abhängig von bewußten Leitmotiven (Prädilektionen), die die betreffende Natur als wohlgefällig oder erwünscht anstrebt, oft im Gegensatz zur natürlichen Anlage. — Ich habe die Beobachtung gemacht, daß runde Fingernägel angetroffen werden bei solchen Personen, die auch in der Schrift Guirlandenduktus und Wellenlinien aufweisen; spitz geschnittene Nägel wird man dagegen vorwiegend sehen bei Personen, die im

Schriftbild gern scharfe Winkel, Kanten und Ecken produzieren. Es liegt nahe, anzunehmen, daß diese Tatsache auch mit anderen Prädilektionen zusammenhängt. Aus einer allerdings bescheidenen Versuchsreihe glaube ich vermuten zu dürfen, daß auch die Vorliebe für bestimmte geometrische Figuren und Embleme mit diesen Wahrnehmungen übereinstimmt. Wenn man ein- und dasselbe Bild in einen ovalen und in einen eckigen Rahmen spannt und eine Person eine von beiden Formen sich auswählen läßt, so wird man bemerken, daß die instinktive Vorliebe für die abgerundete oder kantige Form dem Schnitt der Nägel, der Haare wie auch der Schriftform zu entsprechen pflegt, vorausgesetzt, daß die betreffende Person, unbeeinflußt durch Angelerntes ihrem eigenen Instinkt zu folgen vermag. Aber man kann getrost noch weitergehen. Schließlich müßte bei klaren instinktsicheren Naturen das gesamte System der Prädilektionen zusammenklingen. Lieblingsgerüche, Lieblingsgeschmack, Vorliebe für bestimmte Baustile, Malereien usw. lassen sich mit großer Sicherheit voraussagen, wenn man die formalen Tendenzen eines Willens sozusagen an den Nägeln absieht. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dafür ist die Vorliebe zu bestimmten Tieren, etwa Schlangen oder Vögeln; am leichtesten bestimmbar aber ist die Vorliebe für Hunde oder Katzen. Die Vorliebe für einen dieser beiden Typen ist so klar ausgeprägt und die Fälle, daß beide Typen, Hund und Katze gleich geliebt werden, sind so selten, daß man recht wohl alle Seelen als Hunde- oder Katzennatur unterscheiden könnte. Es ist sehr symbolisch, daß diese beiden beständigsten Begleiter des Menschen auch am reinsten zum Ausdruck bringen die Pole, die man bezeichnen kann als Widerstreit ästhetisch-egozentrischer (religiöser, künstlerischer) Intention auf der einen und moralisch-altruistischer (sozialer, ethischer) Intention auf der anderen Seite ... Es seien bei dieser Gelegenheit einige Andeutungen gegeben bezüglich der Symbolik der Formen, die von Gestaltsymbolik aufs sorgsamste unterschieden werden muß. Spitze und Rundung, Winkel und Kreis darf man als die Dur- und Molltonart der formalen Symbole bezeichnen, ähnlich dem Urkontrast von Vertikale und Horizontale, deren erstere jegliche aktive Regung, deren letztere Ruhe und Erlöschen intendiert. Da das Hervorbringen dieser Figuren und Formen unweigerlich die ihnen entsprechende Erlebenstendenz rege macht, so darf auch umgekehrt aus der Vorliebe und Geneigtheit für diese oder die andere Form auf das Vorhandensein entsprechenden Lebens geschlossen werden. Man beobachte beispielsweise im Wechsel von Ermutigung und Müdigkeit das Auftauchen von Spitze oder Rundung. Daß wir den Ausgleich beider Tendenzen und sozusagen das Zero in der Spirale vor Augen haben, wurde mir auf wunderlichem Umwege bewußt. In meiner Heimatstadt Hannover wurde 1902 nach dem verschollenem Grabe von Leibniz geforscht. Schließlich wurden auch die Knochen agnosziert. (W. Krause: Ossa Leibnitii. Abhandlg. der preuß. Akademie der Wissenschaften). Der Überlieferung nach sollte auf dem Sarge als Emblem eine Spirale gemalt sein; auf Leibniz eigenen Wunsch. Warum eine Spirale? Jahre später fiel mir plötzlich die Lösung zu, als ich Leibniz Lehre von der Involution und Evolution kennenlernte, wonach Tod die Einkapselung oder Wiedereinrollung desselben nisus formativus ist, dessen Expansion im Raum wir das Leben nennen. Dies eben symbolisiert die Spirale. – Nachträglich geht mir eine Studie über die Fingernägel zu, deren Verf. Dufour nachweist, daß das Wachstum der Nägel sich vom 30. Jahre ab verlangsamt. Nach seinen Untersuchungen wächst der Nagel des Daumens am

schnellsten, der des kleinen Fingers am langsamsten. Im Durchschnitt beträgt die Zunahme alle zehn Tage einen Millimeter. Bis zum Alter von 50 Jahren schneidet sich der Mensch von Finger und Zehen etwa 36 Meter Nägel ab.

7. Das Becken.

Omnis mulier circa uterum. Die Kapazität des weibl. zu der des männl. Beckens verhält sich etwa wie 70 : 50. (Der Name Becken stammt von Vesal, welcher den Hüftenring mit einem Waschbecken verglich.) Die normale Neigung eines (männl.) Beckens haben die Brüder Weber ausgemittelt auf ca. 65°. Der Übergang des großen in das sogen. kleine Becken hat beim Weibe eine mehr ovale, beim Manne infolge stärkeren Vorspringens des Promontorium eine herzförmige Gestalt. Die Pfannen des weibl. Beckens sind weiter nach vorn gelegen. Ihr Abstand ist der größeren Beckenweite wegen beträchtlicher als beim Manne. Aus diesem Grunde ist in der Regel der Gang des Weibes schwankender, was besonders beim Laufen auffällt. Laufen ist oft die einzige Bewegung, die das ältere Weib ohne Grazie vollführt. „Ihr Fliehen scheint darauf berechnet, eingeholt zu werden." Eine gute Klassifikation der Becken bietet das alte Werk von M. J. Weber: „Die Lehre von den Ur- und Rasseformen der Schädel und Becken des Menschen." (Düsseldorf 1830.) Es ist eine sichere Tatsache, daß körperliche Entartung als Aufsammeln von Fett und wässrigem Bindegewebe sich zunächst rund um das Becken geltend macht. Es besteht die Regel, daß sich Fettpolster dort bilden, wo empfindliche Organe beständigem Druck ausgesetzt sind (daher die Fettschicht an Gefäß und Fußsohle Daher wohl auch die Neigung zur Fettbildung während der Schwangerschaft). Indem bei verkehrt ernährten Kindern die Weichen zu verfetten beginnen (was zu allmählichem Vorfall des Bauches führt), versucht gleichsam die Natur die innersten Organe, durch die der Artkeim auf eine neue Gattung weitergegeben wird, zu umschützen. Daher haben alle auf Zucht, Ernährung, Rasse achtsame Gruppen stets auf „Taille" als auf den Ausdruck harmonischer Gesundheit Wert gelegt. Zweifellos ist der schöne Fluß und die schwanke Beugung schmaler Hüften die entzückendste Linie des Menschenleibes. („An süßem Leib im Gang den schlanken Bogen sie zur Umarmung zaubertoll erschauten.") Eben darum haben Sitte und Unsitte die zarte geschmeidige Elastizität der Hüften, die Gertenschlankheit und Weidenbiegsamkeit zu akzentuieren gesucht durch den Gürtel und das Korsett bis hin zum Erschnüren einer Wespentaille.

8. Geschlechtsorgan.

Leonardo da Vinci hält den weiblichen Körper für schöner als den männlichen; im Gegensatz zur Meinung der Antike, und er begründet das damit, daß die Unschönheit der Geschlechtsteile bei einer natürlichen Stellung des Weibes besser verborgen bleibe; beim Manne aber dränge sie sich der Aufmerksamkeit zu sehr auf. Daß innerhalb der Kulturmenschheit diese Unschönheit besteht und daß mithin die bildende Kunst nicht n u r aus Prüderie, Schleier, Lendentuch oder Feigenblatt zur Bedeckung benutzt, scheint unzweifelhaft, da es ja eines Triebes von unsäglicher Gewalt bedurfte, um das für alle Sinne Widrige des Geschlechtsaktes zu überwinden und da sicher kein Mensch, sofern dieser zwingende Trieb nicht da

wäre, sondern objektiver Willkür die Fortpflanzung überlassen bliebe, auf Grund vernünftiger Überlegung sich fortpflanzen würde. Immerhin aber sollte man die Frage stellen, ob die „partie honteuse", wofern nicht moralische Gewöhnung und Sitte sie erst zur „Scham" hätte werden lassen, auch von Natur disästhetisch gewesen wäre, oder anders gesagt, ob nicht der Leib erst durch das Verdecken auch des Verdeckens bedürftig geworden ist? Erwägen wir, daß das holdeste und schönste, was die Erde den Sinnen bietet, der Kelch der Blumen und sein Duft nichts anderes ist, als ein offen zur Schau gestelltes Geschlechtsorgan und daß auch in einem Teile der Tierwelt aller Schmuck und Glanz der Natur um dieses Organ gesammelt scheint (während doch die ersten Spuren des Schamgefühls nichts anderes sind als Spuren der Angst, der Verletzlichkeit und Lebensgefährdung), so könnten wir wohl auf den Gedanken kommen, daß die Entwickelung vom Blumenkelch bis zum menschlichen Geschlechtswerkzeug nur kraß vor Augen bringt: die Verunschönung der Natur durch das Moralische und das Wachstum des Moralischen auf Kosten der Naturschöne. Ja, es könnten die Höhersteigerung eines Organismus und die Schönheit des gegebenen Organismus einander den Rang ablaufen. Der Drang das Gewordene fortzupflanzen und der andere Drang über das Gewordene hinaus und höher zu wachsen sind einander feindlich polar, so daß ein Organismus weniger wächst je mehr er sich fortpflanzt und umgekehrt sich um so weniger fortzupflanzen imstande ist als er üppiger gedeiht. Hieraus möchte ich den Schluß zu ziehen wagen, daß überall nur das im Wachstum Behinderte fruchtbar ist. Überdenken wir diese Gesetze, so begreifen wir, warum den generativen Organen charakterologisch eigentlich nichts anzusehen ist als einzig alle Stufen einerseits des Übermächtigungs- andererseits des Hingebungswillens (Stoßen oder Saugen); sie tragen von allen Teilen des Leibes am wenigsten bei zur geistigen Physiognomie und besagen als Organe der Gattung gar nichts für die Persönlichkeit und ihre individuelle Eigenart. In diesem Sinn bilden sie das Gegenstück zu dem vom Gehirn beherrschtem Antlitz, wie denn mit Recht die Philosophie Schopenhauers „die Welt als Vorstellung" im Gehirn, „die Welt als Wille" im Geschlechtsorgan zentriert sein läßt. Das Schamgefühl unverdorbener Völker verdeckt ausschließlich das Gesicht; das frei Zurschaustellen der Geschlechtsteile scheuen sie nicht. Vielleicht wäre auch der Angabe alter Physiognimiker zu traun, das Wachstum der grauen Hirnrinde verkleinere das Geschlechtsorgan und beides, Umfang der grauen Rinde und Umfang der Geschlechtsorgane, stünde in umgekehrtem Verhältnis. Auch ist bedenkenswert, daß solche Stoffe, die den „Geist" anregen, wie z. B. der Kampfer, immer auch den Geschlechtstrieb besänftigen. Endlich sei nochmals darauf verwiesen, daß im Naturzustand das Bild des Schoßes, in der Kultur das Bild der Hand als religiöses Symbol verwendet wird. Vielleicht ist auch charakteristisch, daß der Eid ursprünglich durch Berühren der Geschlechtsteile geleistet wurde, in der Kulturmenschheit aber dadurch, daß man die Hand zum Himmel erhebt; wie denn überhaupt das geschlechtliche Symbol (Phallus, Lingam usw.) verlorenging, aber die Hand ihre reiche Semiotik entwickelte. – Angedeutet sei noch, daß bedenkenswerte Analogien bestehen zwischen Geschlechtsorgan und Pflanzenwelt, wie denn die Blume nicht anderes ist als der holdeste und klarste Ausdruck des Geschlechtslebens, ja sozusagen das gestaltgewordene naive Geschlechtsleben selber, daher denn auch die Blüte in Griffel, Kelch, Staubfäden, Narbe, Pollen, auch in Farbe und Duft lauter am Gene-

rationsorgan wiederkehrende Symbole zeigt. Die Geschlechtsteile scheinen die Kulmination aller unwillkürlichen vegetativen Funktionen zu sein, wie das Gehirn Zentrum der willkürlichen animalischen Funktionen ist. Das Verhältnis dieser beiden Lebenspole zueinander bestimmt vermutlich den mehr pflanzenhaften oder den mehr animalischen Charakter eines jeden Menschentypus. – Die (zumal in der Jugend) ungemein gewöhnliche und beliebte Diskutirerei über Natur oder Geist, Leben oder Intellekt, Instinkt oder Wille, Eros oder Logos und dergleichen Gerede mehr, drückt im Kern immer nur wieder diese organische Polarität des Menschentypus aus. – Es muß übrigens irgendeine charakterologische Bedeutung haben, daß das weibliche Generationsorgan vorwiegend nach innen, das männliche nach außen gekehrt ist. Endlich sei auch aufmerksam gemacht auf die Beziehung der Farbenausstrahlungen zum Geschlechtsleben. Man kann beobachten, daß ergraute Männer ihre ursprüngliche Haarfarbe wieder erlangen in Zeiten geschlechtlicher Spannung. Ebenso wird man bemerken, daß die elektrischen Ausstrahlungen, die bei manchen Personen so stark sind, daß ihr im Dunkeln gekämmtes Haar wie eine Batterie knisternde Funken verströmt, auffallend zunehmen bei geschlechtlicher Erregung. Aber auch sonst stehen die Farben, die mannigfachem Wechsel unterworfen sind, in enger Beziehung zum Geschlechtsleben. Wer das Geheimnis des Geschlechts erriete, der hätte das Rätsel der Erde gelöst. Ich glaube, daß schon die mechanische Polarität von Druck und Stoß geschlechtliches Gegenspiel verbirgt.

9. Der Fuß.

Eine alte Worterklärung leitet ab das griechische Anthropos, Mensch von ἄνω aufwärts und ἀθρεῖν blicken; worin der Hinweis liegt, daß die Fähigkeit, auf den Zehen stehend, den Leib emporzurichten, einen Menschenfuß unterscheide von den an der Erde festhaftenden Sohlen der nie zu den Sternen blickenden Tiere („erectus ad sidera vultus"). Je klarer daher der aufrichtende Drang erscheint, d. h. je tiefer der Bug, je höher die Spanne je gewölbter die Sohle an der Innenseite, je schmäler ihre Auftrittsleiste ist, um so adeliger und edler soll der Fuß sein, anzeigend, daß ein freies Geschlecht viel getanzt, geturnt, gejagt, geritten und gefochten hat, nicht aber mit abgeplatteter Sohle die schwere Erdscholle in grober Arbeitsfrohn treten mußte, denn alle die oft wunderlichen Zierate und Verzerrungen an Hand oder Fuß kommen nur hinaus auf das Ideal der Unabhängigkeit von körperverbiegender, verunstaltender Arbeit. Man hat an den Maßen der Füße ein Bild von der Lebensweise der Vorgeschlechter. Eben darum gelten überall Fuß und Hand als die Hauptunterscheidungen von Vornehm und Gering. Das Märchen vom Aschenputtel zeigt uns an, wie man seit alters die echte Rassigkeit an der Fußsohle abzulesen versucht hat, und daraus mag zu erklären sein, daß von allen Anomalien des Liebestriebes der sogen. Fußfetischismus auch heute noch am häufigsten ist. Die Plantargegend soll beim europ. Menschenfuß von vorn nach hinten konkav sein. Daher berührt beim Stehen der gutgebildete europ. Fuß den Boden nur mit dem vorderen und hinteren Ende des Bogens. Fehlt diese Konkavität, so ist jene Verunstaltung gegeben, die als Plattfuß bekannt ist und von welcher der römische Komödiendichtcher Accïus Umber den Beinamen Plautus erhielt. Die flache Sandale hieß bei den Römern semiplotia; auch die Gattin des Trajan bekam ihrer flachen Füße wegen vom Volke den Namen Plotina. Ähnlich ist der griechische Name

„Oedipus" vom Fuße gebildet. – [Einer der Größten aller Zeiten, der Grieche Aristokles, lebt in der Erdgeschichte fort als Plato, d. h. der Breite, Brüstige, ein Beiname, der ihm auf dem Turnplatz zuteil ward, so wie wir einen Kameraden „Dickchen" nennen. Der deutsche Philosoph Max Kaspar Schmidt lebt fort als Max Stirner, ein Beiname, den seine Zechgenossen ihm gaben wegen seiner hohen schönen Stirn.] – Der Negerfuß ist umgekehrt wie der europäische im allgemeinen nicht konkav, sondern flach mit Verdickung in der Mitten, so daß an den Negerfußstapfen am tiefsten sich ausprägt die Stelle, die bei anderen Rassen am seichtesten erscheint. Darauf bezieht sich ein amerikanisches Spottlied, welches beginnt:

the hollow of the foot
makes a hollow in the ground.

Jene Gestalt des Fußes, bei welcher bloß der Ballen der Zehen den Boden berührt, ist in der Chirurgie bekannt als talipes equinus (Pferdestapfe). Tritt der Fersenhöcker allein auf, so heißt der Formfehler talipes calcaneus; für den inneren Fuß pes varus. Der sogenannte Klumpfuß ist eine Kombination all der genannten Formen. Bei den alten Physiognomen galten Klumpfuß wie Hinken als beste Zeichen geschlechtlicher Potenz. Daher wurde der Götterschmied Vulcan, der Gemahl der Venus, als Claudus (Hinkefuß) bezeichnet. Ein letzter Rest der alten Physiognomik ist wohl noch zu spüren an Goethes Mephisto. Es ist freilich schwer zu ergründen, welche Beziehungen obwalten mögen zwischen Hinken und gesteigerter Geschlechtlichkeit. – Ich füge hier nunmehr noch einen Abschnitt an aus der „Topographischen Anatomie" Joseph Hyrtls vom Jahre 1857, einem wahrhaft klassisch schönem Werke: „Die fünf Mittelfußknochen sind der Länge nach mäßig gebogen und liegen nicht in einer horizontalen Ebene nebeneinander, indem der Mittelfußknochen der großen Zehe und jener der kleinen, niedriger zu stehen kommen, als der der zweiten ... Fußwurzel und Mittelfuß bilden sonach eine Art Kuppel, welche den Boden beim Stehen nur mit dem Fersenhöcker und den Köpfchen der längsten Mittelfußknochen berührt. Auf diesen Bogen wird von oben her die Körperlast durch das Schienbein übertragen, und sucht den Bogen abzuflachen. Diese Abflachung wird in zwei Richtungen eintreten müssen: von vorn nach hinten, und von außen nach innen, d. h. der Fuß wird beim Aufstemmen länger und breiter. Auf diese Formveränderung des Fußes soll bei der Anfertigung unserer Fußbekleidung genau Rücksicht genommen werden. Wenn man beim Anmessen der Fußbekleidung den gehobenen Fuß dem Schuhmacher überläßt, so ist seine Ausdehnung in der Länge und Breite eine geringere als während man auftritt. Der nach der Form des nicht gedrückten Fußes konstruierte Stiefel, wird für den bei jedem Auftreten sich vergrößernden Fuß offenbar zu klein, und hat die Eitelkeit noch auf die Zusammendrückbarkeit des Fußes gerechnet, so ist der Fuß in einem um so unnachgiebigeren Käfig eingeengt, je fester und dicker das Leder des Stiefels ist. Wird der in ein enges Schuhwerk eingezwängte Fuß beim Stehen und Gehen länger, so müssen sich seine Zehen stärker krümmen, die Streckseiten ihrer Gelenke springen spitzig vor, und werden der Lieblingssitz für die so allgemeine Plage der Hühneraugen, welche sich bei einigem Verstande der Schuhmacher und ihrer Kunden so leicht vermeiden ließen. Kann der Fuß sich nicht der Breite nach abflachen, was bei der so beliebten spitzigen Form der Stiefel eine reine Unmöglichkeit ist, so wird sich eine Zehe

über die andere legen (besonders häufig die zweite über die erste), und jene Verkrüppelung des Fußes entstehen, die man nur mit Ekel neben der schönen Form von Füßen sehen kann, welche nie das drückende Joch stupider Handwerksleute und ihrer Erzeugnisse zu erdulden hatten. – Peter Camper hat es nicht unter seiner Würde gehalten, eine Abhandlung über die beste Form des Schuhes zu schreiben, welche fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Nichtsdestoweniger werden in unseren aufgeklärten Tagen eigene Vorlesungen über die beste Art des Hufbeschlages, aber nicht über die Pflege der Menschenfüße abgehalten... Schon Julius Cäsar beschäftigte sich angelegentlich mit dem Gedanken über eine zweckmäßigere Fußbekleidung seiner Heere in bello gallico, und soll durch den Ausspruch isti valente (sie passen), als man ihm ein Muster neuer Stiefel zeigte, zur Benennung derselben Veranlassung gegeben haben. (stivali der Italiener).....

Die Zehen sind an den Mittelfußknochen und in ihren einzelnen Gliedern so beweglich, daß sie bei ihrer Schwäche nie, selbst nicht mit Hilfe der Muskeln, imstande sind, die Last des Körpers zu tragen. Wenn man sagt, daß man auf den Zehenspitzen gehe oder stehe, so ist dieses ein ganz uneigentlicher Ausdruck. Man kann sich nur auf die Köpfe der Mittelfußknochen (den sogenannten Fußballen) erheben. – Die gegliederte und schwache Knochensäule der Zehen würde unter dem Druck des Körpergewichtes unfehlbar zusammenschnappen. Für geschickte Ballettänzer findet diese Regel insofern eine Ausnahme, als sie bewiesener Maßen ihren Leib auf der großen Zehe zu balanzieren vermögen, jedoch niemals auf der Spitze der letzten Phalanx, sondern auf dem vorderen Ende der ersten. Es hat in diesem Fall der lange Beuger der großen Zehe ganz allein die Last des Körpers zu tragen. Die große Zehe ist bei allen Antiken kürzer, als die zweite (so am Herkules Farnese, Antinous, Apollo, an dem Ringer, an allen Statuen Canovas und Thorwaldsens). In den Tafeln von Vesal, Genga und Sue ist dasselbe Verhältnis dargestellt, welches P. Camper als anatomischer Kunstrichter für die Norm erklärt. Ich finde an einer ägyptischen und an einer Guanchenmumie die große Zehe kürzer, als die zweite; an den Leichen auf der Anatomie, so wie an neugeborenen Kindern dagegen, die zweite kürzer, als die erste. So ist es auch in den berühmten anatomischen Tafeln von Albin zu sehen. Die Künstler pflegen allgemein die große Zehe kürzer als die zweite zu bilden, weil dadurch eine runde, dem Auge wohlgefälligere Begrenzungslinie des Fußes entsteht, als sie an den Füßen unserer Generation zu sehen ist."

10. Der Gang. (Lokomotion.)

Die ungeheure Fülle von Namen für die zahllosen Arten des Ganges wie z. B. schreiten, stelzen, trippeln, tappen, trappen, galoppieren, purzeln, trampeln usw. zeigt, welch großes Gebiet der Charakterologie durch das Studium der Bewegungsformen zu erschließen ist. Und doch sollte man sich darum bemühen, diese Fülle der Worte sprachschöpferisch zu vermehren, denn man vermag grundsätzlich alle aus der Tierwelt uns bekannten Bewegungsarten, ja möglicherweise auch die Bewegungen der Artefakte zur Charakteristik der menschlichen Geste zu verwerten. Ich würde mich also nicht scheuen etwa zu sagen: er kranicht durch den Saal, sie kätzelt sich durchs Zimmer, er hamstert nach Hause, er füchselt sich an mich heran, man sieht sie daherstorchen, dahinsterzeln, einherpadden; ja man darf auch ruhig sagen:

sie walzt daher, lokomotivt sich voran, rudert, schlickert, zeppelient dahin. Ferner: durch den Saal fegen, flitzen, flutschen, böckeln, kapriolen, kralavatschen, watscheln, wurteln, heranhobeln, ramseln, knautschen usw. Kurz, die Bezeichnung der Bewegung ist unermeßlich. Es ist merkwürdig genug, daß dies einfachste Gebiet der Beobachtung bisher noch ganz vernachlässigt ist. Was wir darüber besitzen, ist recht primitiv und von ungefähr, wie die folgende Zusammenfassung der Hauptergebnisse zeigen wird: „Ein rascher Gang ist das Kennzeichen von Energie. Wer auf den Zehenspitzen geht ist entweder neugierig oder vorsichtig oder voll Geheimnistuerei. Menschen, die die Füße einwärts setzen, sind gewöhnlich zerstreut und vorurteilsvoll. Der Habgierige nimmt kleine kurze nervöse Schritte, bleibt oft stehen und bewegt sich fast geräuschlos fort. Langsamer Gang, ganz gleich ob die Schritte lang oder kurz genommen werden, ist ein Zeichen milder Gemütsart und ruhigen Seelengewichts. Der Stolze, Hochmütige hat einen würdevollen gemessenen Gang; er setzt die Füße stark auswärts und geht mit steifen Gelenken. Der Rachsüchtige, der es versteht, seinen Charakter unter der Maske von Freundschaft und Wohlwollen zu verbergen, verrät sich ebenfalls durch seinen Gang, der stets schleichend und lautlos ist. Falls unsicheres unstetes Gehen nicht von Krankheit hervorgerufen ist, kann es als ein Zeichen eines schwankenden wankelmütigen Charakters angesehen werden. Eigensinnige Menschen, die größeren Wert auf äußerliche als seelische Macht legen, setzen den Fuß hart auf, sie haben einen schweren und langsamen Gang an sich und schreiten in der Regel mit gespreizten Beinen einher" ... Ich setze diesen Passus aus dem Werk eines schwedischen Charakterologen hierher, um zu zeigen, wie die Gestalt- und Formenkunde nicht verfahren darf. Denn solche Orakeleien sind viel zu unbestimmt und weit, als daß man wissenschaftliche Gesetze aus ihnen ableiten könnte. Es ist bei der Erforschung der Gangarten nicht anders wie bei der Erforschung der Handschrift, der Schädelformen, der Handlinien: man möchte durchaus etwas zum Nachschlagen und Auswendiglernen, um nicht schauen und denken zu müssen... Ich will meine wenigen Erfahrungen folgendermaßen zusammenfassen: 1. Sowohl plastische wie musikalische Wahrnehmung hat augenblickliche unbewußte Änderung in Gang und Haltung zur Folge. Bekannt ist jedermann, daß „Musik in die Beine geht" (daher Arbeitsrhythmus und Wanderlied). Ja, es ist sogar unmöglich, ein Wort auszusprechen ohne meßbare Körperveränderung. Wer z. B. „Stolz" sagt, streckt unwillkürlich Rücken- und Nackenmuskeln. Er nimmt eine dem Erlebnisinhalt des Wortes entsprechende Haltung an. Erst das rastlose Gerede vieler undurchbluteter Worte und der gräßliche dialektische Mißbrauch der Sprache zum bloßen Mittel des Rechtbehaltenwollens hat den Worten ihre Ausdruckssymbolik genommen und sie zu bloß rechnerischen Verständigungsmitteln herabgedrückt. Damit aber ging auch die mit dem Sprechen unbewußt verbundene Mimik verloren. Übrigens beruhen die als sogenanntes Gedankenlesen gezeigten oft überraschenden Kunststückchen durchweg auf Einahmung in die mit jeder Vorstellung verbundenen unbewußten Ausdrucksbewegungen. 2. Man kann auch heute noch bemerken, daß ganz naive Menschen z. B. beim Hören von Musik rhythmisch mitwogen oder unbewußt taktieren; ebenso, daß naive Betrachter, versunken in den Anblick einer Statue, die entsprechende Körperhaltung annehmen, ja, daß Menschen unbewußt ähnlich werden solchen Gebilden, die sie stets be-

achten und häufig zu betrachten gewohnt sind. Man möge daraus folgern, wie wichtig und vielleicht schon vorgeburtlich wichtig es ist, mit welchen Gebilden wir uns umgeben und wie, obwohl die gesamte Formenwelt nur eine Reproduktion der Gestaltenwelt ist, nun doch auch wieder umgekehrt Gestalten von den Formen her sich abwandeln. 3. Wir beobachten im allgemeinen, daß das Tempo des Ganges dem Tempo des jeweiligen Seelenablaufs entsprechend ist. Es dürfte z. B. ganz unmöglich sein im Zustand eines rapide ablaufenden Affektes, etwa während eines heftigen Zornes oder in lebhafter Ideenflucht, langsam zu gehen. Daher kann man auch umgekehrt durch Gewöhnen an Schlendern und Schleichen die Beweglichkeit des Vorstellungsablaufs hemmen; daher ist z. B. ratsam, manisch erregbare Kranke zu langsamen und gemessenen Bewegungen anzuhalten. Sehr hübsch sagt Gustav Meyrinck: „Wenn ich an meine Bücher denke, so bekomme ich blaue Ohren und beginne zu laufen"... Ich will in diesem Zusammenhang hinweisen auf ein noch völlig unerschlossenes Gebiet der Symbolik, auf die Analyse der Bewegung aus den noch unverbildeten Worten der Sprache, womit man wieder zurückgeht auf die Gefühle, deren Ausdruckskörper das Wort ursprünglich gewesen ist. Ich gebe ein paar Beispiele. 1. W ist ein leichter sanfter Klang. R ist ein harter unsanfter Klang. Man beobachte nun etwa den Unterschied in den Verben, Wandern und Wallen. Wenn wir sanft und gelinde durch eine Wiese gehen, so nennen wir diesen Gang nicht wandern, sondern wandeln oder wallen. Kommen wir aber auf die Landstraße, wo harte Steine liegen (R), dann wandern wir. 2. Die Vorsilbe vieler Substantiva: Ge ist wie ein umklammerndes Eisenband, welches Einzeldinge zusammenrafft, und wo dies Ge auftaucht, da ruft es gleichsam: Das Ganze sammeln! So beachte man etwa den Unterschied von Wolken und Gewölk, Denken und Gedanken, Büsche und Gebüsch. Das Ge schuf die Kollektiva. 3. Man spreche vor sich hin die Silbe Qu. Liegt nicht in dieser Bewegung etwas dunkel Brodelndes? Ein Durcheinanderwirren, ein dunkles Chaos? Wenn die Schmerzen wirbelig werden, so werden sie: Qual. Wenn die Gedanken ungeordnet durcheinander brodeln, dann redet der Mensch Quatsch. Ein fröhlicheres Durcheinanderwirbeln (man braucht ja nur auf den helleren Vokal zu achten) ist das Quirlen. Man analysiere die Lautbewegung z. B. des Wortes Quelle. Die Quelle dringt zuerst dunkel aus der Erde: u. Dann wird es helle: e. Und zuletzt leise und lind: l. – Folgende Beobachtung möchte ich nicht ganz unterdrücken: Ich glaube, daß Vielsprechen besonders bei Leuten zu beobachten ist, welche wenig Muskelbewegung haben, während umgekehrt der Mensch mit viel Muskelbewegung (Soldat, Jäger) wortkarg wird. Man könnte darum denken, daß die zur Entgiftung des Organismus notwendige Oxydation und Desoxydation durch Vielsprechen in gewissen Umfang ersetzt werden kann, wofern die Muskelbewegung fehlt; daher ist vielleicht ganz richtig die von Jean Paul gelegentlich geäußerte Beobachtung, daß Professoren meistens in den Ferien krank werden. (Sie können sich da weniger leicht durch Reden entgiften.) Ich darf hier auch verweisen auf meine an anderem Ort veröffentlichte „Psychochemie", welche halb scherzhaft, halb aber auch ernst gemeint, ausging von den Tatsachen der sogen. Organotherapie, wonach sämtliche „Stimmungen" durch Sekretion und Exkretion bedingt sind, so daß wir wenigstens nach der funktionalen Seite den

„Charakter" des Menschen biochemisch lenken könnten. Da beispielsweise überstarker Fettansatz zu Phlegma, dürre Magerkeit zu cholerischer Erregbarkeit disponiert, so könnte man durch Zufuhr oder Unterdrücken von Sekreten, etwa der Zirbeldrüse oder der Pankreas einen Menschen phlegmatisch oder cholerisch *werden* lassen. Ich kann in Form der allerverschiedensten tierischen Gallen oder Hodensekrete „Stimmungspillen" erfinden. In der Tat sind die so vielgenannten Versuche von Brown-Séquard oder von Steinach nur erste schwache Experimente einer solchen „Psychochemie". Eine Zukunftwissenschaft der von Nietzsche geträumten „letzten Menschen" könnte allen Ernstes darangehen, die gesamten funktionalen Abläufe im Seelischen biochemisch zu *regulieren*, eine Parallele zu dem ökonomischen System Taylors.

11. Fußtapfen.

Man nennt Spuren (Trittsiegel) die Hinterlassenschaften der seelischen Bewegung. Man könnte somit wohl das ganze Weltall betrachten als ein Bilderbuch von *Spuren*. Die Schleimspur der Schnecke, die Rille die der Käfer ins Blatt gräbt, die Spur des Orkans, die Wasserspur hinter Fisch und Schwimmvogel, das hinterlassene Bett des Flusses, die fabelhaft mannigfaltigen Spuren der Waldtiere, der Doppelhuf des Rindes im Acker, der nackte Kinderfuß im Sande, die Vogelkralle im Schnee, der schwere Schritt des Elefanten im Lehm, der leichte Sprung des Rehfußes, alles ist im Stoff ausgeprägte Lebensspur, also Ackerland künftiger verfeinerter Sinnenkunst und Charakterologie, welche aus diesen Spuren herausliest: Langsamkeit oder Schnelligkeit, Ruhe oder Kampf, Typisches wie Persönliches; denn mit Recht nennt unsere Sprache den Mitahmenden *feinspürig* und spricht auch beim Forscher von einem besonderen *Spürsinn* und *Spurensinn*.

Vollends aber dürften die Falten und Spuren im Antlitz, die behaglichen Schmunzelfalten, die meist vertikalen Sorgenfurchen für den Charakterologen oft ein ganzes Leben erraten lassen. Sehr schön nennt Byron die starke vertikale Spur, die wir über der Nase fast aller angespannt denkender Köpfe sehen: Die Furche, die auf ihrem Pfad ein mächtiger *Gedanke* trat.

12. Nahrung und Gestalt.

Unsere Bemühung, Gestaltsymbolik aus der Landschaft insbesondere aus der Verwandtschaft eines jeden Organismus mit seiner *Nahrung* zu entwickeln (worauf alle alten Opferriten, Mythen und Symbole, vor allem der altgriech. ἔρως und γαμος deuten) steht erst in den Anfängen. — Man begann neuerdings „experimentell" zu erforschen, wie z. B. bestimmte Nährstoffe oder Chemikalien Form und Farbe der Organe zu beeinflussen vermögen Bekannt wurde die Hypothese *Thomsons*, wonach die von Retzius beliebte Entgegenstellung brachiokaphal (alpin, mediterrän) und dolychokephal (nordisch, urgermanisch) einzig zurückzuführen ist auf veränderte Nahrung, indem bereits die Belastung des Unterkiefers und der vermehrte Kaudruck (der normale Kaudruck beträgt 180 Pfund; der schwächste von seiten des zahnlosen Kiefers einer 70jährigen Frau beträgt noch 86 Pfund), mithin also *herbere Nahrung* vollkommen genügt, um eine rundschädelige Völkerschaft in eine langschädelige zu überführen.

13. Das Lachen.

Sehr mit Unrecht hat man in der Lachfähigkeit (risibility) das Vorrecht des Menschen vor den Tieren gesehen. Die beste Definition des Menschen dürfte James Boswell gegeben haben mit der Bezeichnung „gerätemachendes Tier" (tool-making-beast). Auch hat man immer wieder große Menschen auftreten sehen, die gegen das Lachen als ein Zeichen von Dummheit angekämpft haben; und ganz sicher liegt einige Wahrheit in dem alten englischen Verschen: eternal smiles his emptiness betray, as shallow streams run dimply all the way. „Die Dummheit zeigt ein lachendes Gesicht wie seichter Strom zahllose Grübchen bricht." – Man kann begreifen, daß von Jesus gesagt wurde, er habe nie gelacht, wie von Buddha, er habe immer gelächelt. Aus der christlichen Lebensstimmung sprang schon des Antisthenes Ausruf: „Ich will lieber verrückt als vergnügt sein." – Eine sehr zahlreiche Literatur, zumal in französischer Sprache behandelt die Erscheinungen des Lachens, von dem dickleibigen Werk Roys „Traité médico-philosophique sur le rire" (Paris 1810) bis auf Bergsons entzückende kleine Schrift le rire (Paris 1910). – Es ist für den Physiognomiker sehr fesselnd, daß schon im griechischen Altertum der Versuch gemacht ist, die Menschen der griechischen Landschaften nach der nationalen Art des Lachens zu charakterisieren. Man unterschied γέλως ἰωνικός, μεγάρικος, χῖος, ἀγαῖος und αἰώλικος; feingeistigs, derbes. bitteres, heiteres und gutmütiges Lachen, wozu noch das bäurische (συγκρούσιος) und das nasenrümpfende (σιμός) Lachen kam. Die alten Engländer unterschieden: dimplers (Grübchenlächler), smilers (Schmunzler), laughers (Lacher), grinners (Grinser), horse laughers (Völker) und sneerers (Lacher auf Kosten anderer). Die Kennzeichnung der Temperamente durch Lachlaute (haha, hehe, hihi, hoho, huhu) ist eine sehr feine Erfühlung des Stimmungswerts der Vokale, worüber u. a. schon Ludwig Tieck eine schöne Betrachtung und Arthur Rimbaud ein berühmtes Sonett schrieb. Die physiognomische Mannigfaltigkeit des Lachens, an welchem 45 Gesichtsmuskeln beteiligt sind, ist ungemein reich; es ist gewiß für jeden Menschen kennzeichnend; in welcher Art er lacht, ob er z. B. nach Innen „in sich hinein schmunzelt" oder „bleckend seine Zähne zeigt" (lougher from the theet outward); ob er wie Napoleon ein tiefes heiseres Lachen oder wie Voltaire ein helles meckerndes Lachen hat; aber am tiefsten erkennt man den Menschen, wenn man beobachtet, wann und worüber er lacht. Sehr bezeichnend sagen die Ostjuden: „Wo der Goi lacht, weint der Jüd." – So falsch auch die von Novalis niedergeschriebene Betrachtung ist, daß die lacherregenden Emotionen Absonderungen nach außen, die weinerregenden Einschluckungen nach innen mit sich brächten und daß Lachen und Weinen den Polen Verfließen und Erstarren entsprächen, so ist doch sicher so viel richtig, daß natürliches Lachen stets eine Lösung und Gelöstheit sichtbar macht; woraufhin die französischen Redensarten deuten à ventre deboutonné, s'épanouir la rate, désopiler la rate und die deutschen: sich ausschütten vor Lachen, vor Lachen platzen, zum schießen, bersten, sich schiebeln usw. – Es seien hier einige von Piderit beigebrachte Stellen angeführt aus Bartolomaei Coclitis Physiognomiae et Chiromantiae Compendium. Argentorati 1533: „Toren und Menschen, welche eine große Milz haben, lachen sehr viel. Wer bei unbedeutenden Veranlassungen lacht, ist beschränkt, eitel, wankelmütig, leichtgläubig, schwer

von Begriffen, dienstfertig und offenherzig. Wer nur selten ein kurzes Gelächter ausstößt, ist beständig, beharrlich, klug, hellköpfig, verschlossen, treu und arbeitsam. Wessen Mund sich schwer zum Lachen verzieht, ist besonnen, scharfsinnig, erfinderisch, geduldig, beharrlich, fleißig in seinem Berufe und jähzornig. Wer leicht lacht und beim Lachen oft anstößt oder den Mund aufreißt oder den Kopf hin- und herwendet, ist veränderlich, neidisch, leichtgläubig und leicht herum zu bringen. Wer mit spöttischem Munde lacht, ist anmaßend, falsch, hartnäckig, jähzornig, lügnerisch und treulos." – Es ist merkwürdig, daß bei G. E. Lessing, Nikolai, K. J. Weber und Piderit ein Werk zitiert wird: Aldrovisii Gelatoscopia sive divinatio ex risu, Neapel 1611, welches keinem dieser Männer noch aufzufinden gelungen ist.

14. Persönliche Aura.

Die Charakterologie kommender Zeiten dürfte an der persönlichen Aura ein ebenso gutes Bestimmungsmerkmal haben, wie die heutige an Blutreaktionen, Fingerabdrücken und Spuren. Es ist eine sichere Tatsache, daß von jedem lebenden Individuum Wirkungen ausströmen, welche wir als Bewegungen, analog den Lichtstrahlen und der Elektrizität auffassen müssen. So wissen wir sicher, daß der Raumsinn der Zugvögel und überhaupt die Orientierung über ungeheure Räume hin durch solchen „Strahlensinn" erklärt werden muß. Es ist auch gelungen, das von Reichenbach als Od bezeichnete und später als tierischer Magnetismus mißdeutete Fluidum der Fingerspitzen und des Hauptes zu photographieren. Wir dürfen annehmen, daß dieses Fluidum genau wie der jedem Menschen anhaftende Geruch Abweichungen unterliegt und daß insbesondere Krankheiten ganz spezifische Veränderungen der Aura bewirken.

15. Ausdrucksschwelle. Ausdruckswerte.

Da das vorliegende Werk die Physiognomik bevorzugt, dagegen die Mimik (Pathognomik) zurücktreten läßt, so behandelt Carus zwar Unterschiede der Ausdrucksformen, aber nicht der Ausdrucksbewegungen. Zu diesen möge hier angemerkt sein, daß jeder Mensch auf jedem Gebiete von Reizen, Impulsen und Affekten wechselnde „Reaktionsschwellen" offenbart. Dort, wo der seelische Vorgang leicht und klar zum Ausdruck kommt, sprechen wir von Ausdrucksleichtigkeit, dort wo die „Abreaktion" Hemmungen überwindet, von Ausdrucksschwere. – Es ist das Verdienst Montaignes („Über die Stummheit der großen Affekte") als erster darauf hingewiesen zu haben, daß die Ausdrucksschnelle oder Ausdrucksstärke gar nichts besagt für die Stärke oder Tiefe des affektiven Vorgangs. – Schillers Melchthal, als er die Kunde von der Blendung seines Vaters erhält, bricht sofort aus in einen langen Monolog über die Gottesgabe des Lichts. Bei Shakespeare spricht Macduff gelegentlich ähnlicher Botschaft kein Wort; wir hören nur seinen Begleiter sagen: „Mann, zieh dir nicht den Hut so tief über die Augen." Es kann kein Zweifel bestehen, daß der zur Stummheit verdammte Schmerz tiefer und länger sein wird, als jene rhetorische Abreaktion. – Ein Hauptproblem der Ausdruckspsychologie ist das sogen. Problem der Maske. Sämtliche Kulturen der Erde haben in irgendeiner Weise die Unmittelbarkeit des Ausdrucks zu verlangsamen und zu hemmen versucht. (Das immer lächelnde Gesicht, dem „man nichts anmerkt" ist das Ideal der Erziehung in Japan und China. Die vollkommene Ausdruckslosigkeit im Antlitz der

helleniſchen Götter und Göttinnen iſt oft bemerkt worden. Erſt in ſpäter Helleniſtenzeit kommen „Pathosgruppen" auf. Man denke auch an das engliſche Ideal der smartness, an die preußiſche „Schneidigkeit". Immer handelt es ſich um den Zwang, die perſönlichen Gefühle zurückhalten zu ſollen.) Die erſte Auflöſung des ſehr vielverzweigten Problems ſcheint mir gegeben mit der Wahrnehmung, daß wir nicht bloß Affekte, Gefühle, Regungen ausdrücken, die wir *haben*; ſondern daß auch umgekehrt auf dem Umwege über die Ausdrucksbewegungen her ſeeliſches Leben ſozuſagen hervorgepumpt werden kann. Dies iſt immer der Fall beim ſchauſpieleriſchen und hyſteriſchen Typ. Er verrät ſich leicht dadurch, daß der Ausdruck gewollter (ausdrücklicher) Gefühle leicht zu ſtark und übertrieben gerät. Wer etwa liebenswürdig ſein möchte oder ſein muß, während das Liebenswürdigſein (etwa im Zuſtand einer Ermüdung) ihm ſchwer fällt, gerät in die Gefahr zu ſtarke Geſten zu haben. Er „übertreibt" leicht, weil er gleichſam von außen her, durch den Geſtus hindurch das ermüdete Gefühl neu mobil machen muß. Daher im Erſchöpfungszuſtand äußerſten Schmerzes: das grauenhafte Überſteigern des Geſtus (Kleider zerreißen, Aſche beſtreun, ſich die Bruſt ſchlagen uſw.) – Es dürfte im allgemeinen ſicher ſein, daß dort, wo eine ſtarke Kraft naiv zum Ausdruck kommt, die Ausdrucksbewegung ſchlichter und minder ſuperlativiſch ſein wird, als dort, wo auf dem Umweg über den Ausdruck die minder unmittelbare Natur ſich aufpeitſcht. (Man vergleiche das Barock mit der Zeit Wilhelms II.; man betrachte auf dies Geſetz hin den Expreſſionismus). Es kommt in jeder Kultur, die eine hohe Technik und hohes Leiſtungsniveau errungen hat, ungemein oft vor, daß ein ſchwächlicher, defekter oder dürftiger Seelenkern auf dem Umweg über Kunſt und Form zu leben beginnt. Frühes und auffallendes Formtalent iſt in der Regel das Anzeichen eines Mangels an unmittelbarem Muß. Die Beherrſchung und Vermeidung ſtarker Ausdrucksbewegung iſt daher oft ein Stück Hygiene. Die der Maske völlig entbehrende nackte Ausdrucksbewegung wird zur Grimaſſe.

Eben darum wird man in jeder hohen Kultur das Beſtreben finden, der natürlichen Mimik (Pathognomik) ein hemmendes Netz ſtabiliſierender Phyſiognomien überzuwerfen, ja als „nicht anſtändig" zu unterbinden alles unmittelbare und ſpontane Freidahinfließen. Eigentlich beginnt mit dieſem Unterbinden und Feſtſtellen des *fließenden* Erlebens alle „Erziehung". Ja, man darf getroſt ſagen, daß eine bewußte Bindung (Spannung und Aufſammlung) von Ausdrucksenergie und Ausdrucksbewegung das eigentliche Weſen deſſen iſt, was wir mit dem täglich mißbrauchtem Worte *Kultur* benennen. Gelenkt wird dieſer Vorgang der *künſtlichen Charakterbildung* von dem Geſetz, daß genau ſo wie alle Seelenbewegung als eine Ausdrucksbewegung (d. h. als *Geſtalt*) erſcheint, nun auch umgekehrt alle Ausdrucksbewegung (d. h. alle Geſtalt) eine Seelenſchwingung zum Anklingen bringt und ſchließlich voll ertönen macht. Um ein Beiſpiel anzuführen: Wenn man die Kinder dazu anleitet, vor jedem Altar oder vor jedem Muttergottesbilde das Knie zu beugen und ein Kreuz zu ſchlagen, ſo wird ſchließlich das Gefühlserlebnis des Sichbeugens und Fürchtens, wird Demut und Ehrfurcht angeſichts jedes Altars und jedes Muttergottesbildes *unmittelbar* ſich einſtellen, und es wird im Alter vergeſſen ſein, daß dieſe Gefühle auf dem Umwege über „mechaniſche Bewegungen" geboren ſind. Es iſt ſomit durchaus ungerecht und im Grunde ſinnlos, die Kirchen und die Riten der

„mechanischen Werkheiligkeit" anzuklagen, da es doch gar kein anderes Mittel gibt, um Gemeinschaften zu bilden und Instinkte und Gefühle zu erzüchten, und da sogar alle Erziehung auf diesen Umweg über die Gewöhnung und Mechanisierung angewiesen ist. Wenn man darauf warten wollte, daß der Knabe seinem Großvater die Hand küßt aus spontanem Gemütsbedürfnis, dann könnte man lange warten. Aber man gewöhne ihn daran, den Gestus auszuführen und sei es selbst gedankenlos und er wird bald glauben, daß er aus spontanem Gemütsbedürfnis handele und wird zuletzt *wirklich* aus spontanem Gemütsbedürfnis handeln. Daher macht man die merkwürdige Erfahrung, daß sehr strenge Herrn, z. B. militärische Vorgesetzte, die eine Art „Kadavergehorsam" fordern, wofern sie nur ihre Macht nicht mißbrauchen, wirkliche Liebe und Ehrfurcht säen und ernten, während derjenige völlig leer ausgeht, der sich auf die natürlichen Regungen des Menschenherzens verläßt . . . Die alten Griechen hegten die Überzeugung, daß das Sichfließenlassen und Sichgehenlassen der Gefühle unvornehm sei und daß nur ungebildetes Volk, seine Seelenvorgänge unmittelbar entäußern und darleben und somit anderen Leuten aufdrängen dürfe. Aus dieser Einstellung erklärt sich der berühmte Satz des Plutarch: „Man soll zwar die Künste ehren, aber die Künstler verachten" und die nicht minder berühmte Stelle in Platos Politeia, wonach der Dichter „mit dem Lorbeer auf der Stirne" aus dem Idealstaate verbannt und über die Grenze abgeschoben werden soll. Daher denn auch insbesondere das Betreiben von Musik, als welches eine beständige Auflockerung und Preisgabe von Gefühlen benötigt, nur den Sklaven, nicht aber den aristokratischen Herrengeschlechtern gestattet war. Auch wir empfinden es als „peinlich", wenn wir gezwungen werden etwas *Subjektives* zu sehen (und somit *mitzuahmen*) wofern wir nicht von vornherein dazu geneigt und gewillt sind, uns in die Einahmung fremder Seelenabläufe hineinziehen zu lassen. Daher gehört zu allem „Verstehen" in Wissenschaft und Kunst bereits ein inneres Konvertirtsein. Die Geschichte der Physiognomik verzeichnet die bedenkenswerte Tatsache, daß das erste Studium der Physiognomik von Sklaven ausging, während doch das Studium der anderen Wissenschaften ausschließlich die Angelegenheit einer kleinen Gruppe müßiger und vornehm geborener Bevorrechteter war. Als Begründer der Physiognomik wird Zopyros genannt, ein Sklave des Perikles, welcher des Perikles Mündel erzog, den jungen Alkibiades, der als das Paradigma weltmännischer Körperhaltung und Gefühlsbeherrschung berühmt war . . . Das Studium der Reaktionsphänomene und Schwellenwerte ist heute das eigentliche Glanzkapitel der Psychophysik. Es ist das einzige Gebiet, auf welchem die Experimentalpsychologie wirklich Fruchtbares und Unersetzliches zu leisten vermag . . . Erwähnt sei hier, wie man mit Hilfe des sogen. Psychogalvanometers die affektiven Seelenbewegungen meßbar zu machen imstande ist. Durch Eintauchen eines Fingers jeder Hand in je ein Gefäß mit einer Salzlösung wird der menschliche Körper in einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet. Ein empfindliches Spiegelgalvanometer registriert jede Widerstandsänderung. Es zeigt sich nun die merkwürdige Tatsache, daß beim Auftreten von Affekten eine Verkleinerung des Körperwiderstandes eintritt, während bei rein intellektuellen Prozessen (Denken) keine Änderung festgestellt werden kann. Wenn ich bei einem Menschen eine Vorstellung erwecke, die ein unangenehmes Gefühl auslöst, z. B. durch die zugerufenen Worte: „Hier habe ich eine Nadel,

ich werde sie in Ihr Ohr stechen", so zeigt das Galvanometer sofort einen starken Ausschlag; fordere ich aber die Versuchspersonen auf, über diese Mitteilung nachzudenken, so wird die Reaktion gleich bedeutend schwächer. Mit Hilfe dieser Vorrichtung ist der Experimentator imstande, das Verhalten gegenüber äußeren Einflüssen, z. B. Schreckreizen, wie lauter Knall, grelles Licht usw. genau festzustellen.

16. Natursymbol und Vernunftsymbol.

Eine beachtenswerte Bestätigung meiner scharfen Gliederung der Charakterologie in Gestaltenkunde und Ideenkunde geben manche charakterologischen Bemerkungen in der Schrift des Galenus: de usu partium animalium. Er bemerkt dort, daß Aristoteles den Anaxagoros tadelte wegen der Lehre: „Der Mensch hat Vernunft, weil er Hände hat." Die Sache sei umgekehrt: der Mensch sei das Vernunfttier. Darum habe die Natur im Menschen Hände hervorgebracht. – Zu dieser Stelle macht Arthur Schopenhauer in seinen Vorlesungen von 1820 folgende, den Kern treffende Bemerkungen: „Zähne, Schlund, Darmkanal sind der objektivierte Hunger; die Genitalien der objektivierte Geschlechtstrieb; die greifenden Hände, die strebenden Arme, die raschen schreitenden Füße drücken anschaulich das schon mehr mittelbare Streben des Willens aus dem sie entsprechen ... Immer ist zwischen der Gestalt und dem Willen die vollkommenste Harmonie ... Der Bock stößt nicht, weil er Hörner hat, sondern weil er ein solcher ist, der stoßen will, bekommt er Hörner ... Beim Menschen ist alles durch die Erkenntnis vermittelt, weil diese bei ihm eine mittelbare, reflektierte ist, Begriff, Vernunft, λογος. Darum hat er keine natürlichen Waffen, sondern er hat Vernunft und Hände." In der Tat ist Vernunft die μηχανὴ des Willens und die Hand μηχανὴ der Vernunft. - Galen nennt die Vernunft „die Kunst der Künste" (ὁ λόγος τέχνη προ τέχνων) und die Hand „das Werkzeug der Werkzeuge (ὄργανον τῶν ὀργάνων). – Das handelnde Tier hat nur noch Logik und Hand. Auf diesem Umwege vernichtet (objektiviert) es das Leben („Untergang der Erde am Geist"). –

17. Übungen.

Bei Übungen zur Charakterologie muß neben der Beobachtung vor allem die sprachliche Ausdrucksfähigkeit erweitert werden. Es erwies sich von Nutzen (ich habe den gesamten Stoff etwa zwanzigmal als Kolleg behandelt), gelegentlich den Hörern zur Aufgabe zu machen, ein vorgelegtes Gesicht oder eine Gestalt ganz kurz zu bezeichnen. Um aus zahllosen Notierungen ein Beispiel zu geben; es kamen Bezeichnungen zutage wie: Puppengesicht, Ohrfeigengesicht, Popogesicht, Gesicht wie gekautes Leder, Spitzmückengesicht, Brechpulvergesicht, Hallelujagesicht, Käsemilbengesicht, Kartoffelbreigesicht, gekränktes Leberwurstgesicht, zerhackte Karbonade, sieht aus wie eine dicke Glocke mit kleinem Helmkopf, geht wie eine Kathedrale auf Walzen, spricht wie eine Kanone, welche verstopft ist, und dergleichen mehr. Der Charakterologe soll dergleichen nicht verachten. Um den Schüler zu solchen Formulierungen anzuregen, nenne der Lehrer einen Affekt wie Stolz, Scham, Demut, Jähzorn und stelle dann die Aufgabe, an jedem Teil der Gestalt zu erforschen, ob der betreffende Affekt dort angelegt sein kann oder nicht. Der Schüler hat anzugeben, auf welche Merkmale hin er die Anlage folgert oder ableugnet.

Der Symbolik menschlicher Gestalt dritter Teil

Die Anwendung.

Die vorausgehenden Blätter haben uns ein weites, reiches und bedeutsames Material zur Menschenkenntnis entfaltet; hunderterlei Zeichen sind uns bekanntgeworden, wonach Konstitution, Temperamente und verschiedene Geistesanlagen im allgemeinen zu beurteilen wären, und allemal muß vorausgesetzt werden, daß ein Jeder, dem es ernst ist, unter den unzählbaren Massen der Menschheit nicht als ein Blinder, bloß durch magnetische Fühlung den ihm verwandten und innerlich homogenen Menschen zu suchen, sondern mit scharfem Blick dieser Vielheit sich zuzuwenden, so zur klaren Unterscheidung des Geringen und des Bedeutenden zu gelangen, und richtig würdigen zu lernen, wozu die Einzelnen, denen er begegnet, befähigt, und wozu sie nicht befähigt sind, diese Zeichen und deren Bedeutung zuvörderst sich vollkommen einpräge und des Grundes sich bewußt werde, *warum* sie gerade *diese* Zeichen und nicht Zeichen für etwas anderes sein können. Darin nämlich ist ja eben der Unterschied dieser neuern und physiologisch-psychologischen Zeichenlehre überhaupt gegeben, daß sie weiß, was sie will und warum sie diese oder jene Bedeutung ausspricht, während die frühere Physiognomik eine Art von Wahrsagerei trieb und für ihre Deutungen nie, auch wo ein dunkles Gefühl sie richtig geleitet hatte, einen bestimmten Grund nachzuweisen vermochte.

Die genaue Kenntnis sämtlicher im Vorhergehenden aufgeführten Zeichen im einzelnen ist sonach die *eine* Bedingung für die vom Symboliker oder wissenschaftlichen Physiognomen anzustellenden Forschungen; die andere ist dann die richtige Anwendung je nach der Individualität, d. h. nach dem verschiedenen Alter, Geschlecht und Volksstamm der Person, welche einer solchen physiog-

nomischen Prüfung unterworfen werden soll, und über diesen Gegenstand dann noch einige besondere Anleitungen zu geben, ist die Aufgabe gegenwärtiger dritter Abteilung unsers Werkes, einer Abteilung, welche denn zugleich der verschiedenen Zwecke zu gedenken hat, derentwegen eine solche Prüfung unternommen wird. – Der letztern Beziehung zuerst ausführlichere Betrachtung zu gönnen, scheint hierbei am angemessensten.

1. Von den verschiedenen Zwecken der Charakterologie.

Eine genauere Erwägung wird alsbald fünferlei Zwecke nachweisen: 1. den pädagogischen, indem der Symboliker den jungen heranwachsenden Menschen untersucht, um über die gerade dieser Individualität angemessene Erziehungs- und Ausbildungsweise sich Gewißheit zu verschaffen; 2. den ärztlichen, indem der Heilkundige, dem stets die möglichst genaue Kenntnis der Individualität des von ihm zu behandelnden Kranken unerläßlich ist, noch abgesehen von den Zeichen der unmittelbar vorliegenden Krankheit, die gesamte körperliche Eigentümlichkeit, wie sie gerade diese Persönlichkeit auch schon vor Entstehen der Krankheit charakterisierte, zu untersuchen hat, um daraus manche Fingerzeige zu entnehmen für die Art, wie dieselbe in physischer wie in psychischer Hinsicht zu fassen sei, um einen möglichst ursprünglichen Heilplan einzurichten; 3. den gerichtlichen; hierher werden namentlich die Fälle gehören, wo bei einem vorliegenden Verbrechen der Richter eines genauen Urteils darüber bedarf, inwieweit der Verbrecher, seiner Organisation nach, mit denjenigen geistigen Vermögen wirklich ausgerüstet sei, durch welche er imstande war, einen deutlichen Begriff von dem begangenen Verbrechen und dessen Folgen zu haben, sowie überhaupt der Versuchung entweder zu widerstehen oder nicht zu widerstehen; ferner 4. den reinsozialen, bei welchem es im allgemeinen darauf ankommt, die Persönlichkeit kennen zu lernen, damit deren angemessene Stellung und Verwendung für die menschliche Gesellschaft überhaupt sowohl als für den Forscher insbesondere, nach den erkannten Zeichen beurteilt und festgestellt werden möge; endlich 5. den artistischen, welcher nicht nur im

Erforschen des Menschen die Symbolik anwendet, sondern auch produktiv im Schaffen des Kunstwerks sie benutzt. Von jedem dieser Zwecke und den ihm namentlich eignenden Untersuchungsmethoden wird denn hier zunächst eine möglichst ausreichende Darstellung gegeben werden müssen.

a) Anwendung der Symbolik behufs der Pädagogik.

Ich stehe nicht an, diese Art der Anwendung der Lehren der Symbolik für eine der allerwichtigsten zu halten. – Wie von den Blüten unserer Obstbäume Tausende von Kospen teils durch innern Wurmstich und äußere Beschädigung, teils durch ungeeigneten, zu geringen oder zu starken Säftezudrang, teils durch sonstige unangemessene Pflege und Witterungseinwirkung zugrunde gehen und kaum Hunderte zum Ansetzen von Früchten kommen, so auch in den Blüten der Menschheit, und eine große Schuld an letzterm hat die unvollständige Beachtung der Eigentümlichkeit eines jeden sich heranbildenden Menschen, eine Eigentümlichkeit, die, wenn sie nicht verstanden, unangemessen geleitet, oder wohl gar teilweise zerstört wird, notwendig irgend einen unglücklichen Zustand des Individuum bedingen wird. – Mit Recht macht man daher an alle, welche die Verantwortlichkeit einer Erziehung übernehmen, Eltern sowohl als eigentliche Pädagogen, die Anforderung, sich vor allen Dingen ein deutliches Bild von den Eigentümlichkeiten ursprünglicher organischer Gestaltung der ihnen eigenen oder ihnen anvertrauten Kinder zu erwerben, ein Bild, welches ihnen dann, wenn sie selbst sich zuvor von der Bedeutung dieser Eigentümlichkeiten für Konstitution, Temperament und Geistesanlage gehörig unterrichtet haben, von dem Wesen des innern Seins ihrer Pflegebefohlenen einen wahren und bestimmtern Begriff darbieten, sie selbst aber dadurch nun erst in den Stand setzen wird, die rechten Mittel für geeignete Weiterbildung zu ergreifen.

Welch unglückliche Begegnungen und Zustände könnten nicht oft vermieden werden, wenn es z. B. einem offenbar durch schwächere Kopfbildung und überwiegende Gliederentwickelung nur für einen mechanischen Beruf Befähigten er-

spart worden wäre, sich lange Jahre mit Vorbereitungen zu einer höheren Geistestätigkeit abzumühen, welche gerade in ihm doch nie wirkliche Früchte zu tragen vermochte; und sehr würde wieder umgekehrt der geistig Befähigte gefördert werden, wenn man zeitig der strebenden Individualität zu Hilfe gekommen wäre und ihr es erspart hätte, durch niedere ungeeignete anderweitige Anstrengungen an Zeit und Kräften zu verlieren. Es ist indes namentlich hier noch ein Gegenstand, welcher in neuerer Zeit, und zwar besonders seit des Dr. Guggenbühl Bemühungen auf dem Abendberge in der Schweiz, die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch genommen hat, welcher ganz und gar nur von diesem Standpunkte aus, einer wahrhaften Austragung und Abschließung unterworfen werden kann, nämlich die Erziehung von Idioten und Kretinen. – Wer irgend mit offenem Blick und nicht von Sektiererei verdunkeltem Geiste sich angeeignet hatte, was eine wahrhafte Physiologie und Psychologie des Gehirns uns in neuerer Zeit hierüber gelehrt hat, der muß wissen, daß bei diesen Unglücklichen, durch und durch und jedesmal, entweder Krankheiten, oder ursprünglich unvollkommene Entwickelungen des Hirnbaues vorliegen, und daß nur bei scharfer Erkenntnis des Grades der unvollkommenen Ausbildung oder der Krankheit hier irgend ein zweckmäßiges pädagogisches Verfahren angewendet werden kann. Es würde gegenwärtig die entschiedenste Unwissenheit oder Befangenheit voraussetzen, wenn jemand in diesen Fällen, ohne auf genaueste Untersuchung des Kopfbaues und der gesamten Körperkonstitution sein Urteil und sein Verfahren zu gründen, damit anfangen wollte, in einem Kinde dieser Art die vollkommen menschliche innerste Geistesbeschaffenheit wirklich anzunehmen, und dann zu glauben, daß, sobald nur die rechte Mühe und Sorgfalt der Pädagogik angewendet werden würde, aus einem so zurückgebliebenen Individuum auch wohl ein Leibniz oder Mendelssohn herausgebildet werden könnte. In Wahrheit handelt es sich hier daher allemal und zuerst um die möglichst sorgfältige Ausmittelung der Hirnbildung; denn wie von der Untersuchung eines krankhaft verbildeten Auges es abhängen wird, ob der Mensch überhaupt sehen kann und ob seine schwache Sehkraft vielleicht

noch irgend gehoben werden könnte, so wird es dort durch die Resultate einer sorgfältigen Kopfuntersuchung wesentlich bestimmt werden müssen, inwieweit hier überhaupt eine Geistesentwickelung möglich werde und inwieweit der unvollkommene Seelenzustand die Hoffnung irgendeiner Besserung wirklich zulasse. – Freilich wird meistens, wer in dieser Weise zu untersuchen gewohnt und wahrhaft befähigt ist, seine Hoffnungen in solchen Fällen nie gar zu hoch spannen; er wird weit davon entfernt bleiben, in den Ton jener pietistischen Pädagogen zu verfallen, welche in diesen Unglücklichen, wie etwa in zu bekehrenden Heiden, die Quelle eines ergiebigen Zuwachses an besonders begabten gottseligen Seelen entdeckt zu haben glauben, sondern dabei sich beruhigen, armen, in ihrer edelsten Organisation beeinträchtigten menschlichen Geschöpfen eine etwas menschlichere Existenz zu erwerben, besonders aber durch das genauere Studium über die Ursachen der Entstehung von Idiotismus und Kretinismus dahin zu gelangen, diese Ursachen mehr und mehr zu tilgen, und so die traurige Erscheinung selbst mehr und mehr aufzuheben, vermöge welcher sogar in glücklichen und in vieler Hinsicht gesegneten Ländern, z. B. in Sachsen, bisher oft auf je 1000 Menschen *ein* dergleichen von der Natur vernachlässigtes Wesen geboren zu werden pflegte.

Auch bei diesen Untersuchungen ist freilich nur dann ein recht vollständiges Resultat zu erwerben, wenn sie durch wirkliche *ärztliche* Umsicht geleitet sind, denn da der ganze Zustand als ein krankhafter notwendig angesehen werden muß, so wird immer nur, wenn die einzelnen Krankheitsmomente zugleich mit der äußern Form genau aufgefaßt werden, ein recht vollständiges Bild des Gesamtzustandes hervortreten. Sehr zu wünschen ist es daher, daß mehrere der Personen, welche sich insbesondere der Pflege und Erziehung von Idioten widmen wollen, dem Beispiele jenes Vorstehers der ersten solchen Anstalt in Leipzig folgen, welcher, nachdem er durch eine Reihe von Jahren bei Leitung dieser Anstalt sich überzeugt hatte, wie unentbehrlich der Arzt hier dem Pädagogen bleibe, die Mühe nicht scheute, späterhin noch zum vollen medizinischen Studium sich

zu wenden, und nicht eher zu ruhen, bis ihm öffentlich die Befähigung zur Ausübung der Heilkunde zugesprochen werden konnte*).

Was nun den gewöhnlichen pädagogischen Zweck anbelangt, so ist auch hier den Zeichen, welche Konstitution und Temperament charakterisieren, zuerst gebührende Rechnung zu tragen; denn wie sehr viel anders der heranwachsende Mensch dann zu behandeln und zu leiten ist, wenn eine sehr sensible, oder aber eine athletische Konstitution verwaltet, wie viel anders dann, wenn pneumatische oder phthisische, lymphatische oder arterielle, böotische oder lascive usw., wie sehr ferner die Temperamente hierbei beachtet werden sollen, wenn das, was in der Entwickelung gerade dieses Individuum überhaupt zu erreichen ist, wirklich erreicht werden soll, das bedarf sicher keiner weitern Beweisführung.

Vorzüglich wichtig wird es indes immer bleiben, in allen Fällen hier das Verhältnis der geistigen Anlagen, insofern es sich in Kopfbildung und besonderer Entwickelung der Sinnesorgane darstellt, möglichst scharf und nach allen Richtungen zu erörtern, denn nur hierauf wird sich dann die Vorzeichnung des eigentlichen Planes für alle weitere Erziehung und Wahl des Berufs gründen können. Besonders beachte man in dieser Hinsicht das hier jedesmal im einzelnen Falle vorliegende Verhältnis zwischen den Gliedern der wesentlichen Dreiteilung alles Geisteslebens überhaupt, d. i. des Gemütlebens, der Willenskraft und der Intelligenz. Man beobachte nur eine größere Anzahl Kinder in

*) Die Dissertation dieses Dr. Kern behandelt selbst die Pflege der Idioten und führt den Titel: De fatuitatis cura (Leipzig 1852). Ich kann übrigens bei dieser Gelegenheit nicht umhin zu bemerken, daß ich im Frühjahre 1857 selbst Gelegenheit genommen habe, die Anstalt des Dr. Kern (in Gohlis bei Leipzig) genau zu sehen, und dieselbe in jeder Beziehung als musterhaft und des Besuches sehr würdig empfehlen darf. C.

Karl Ferd. Kern hatte 1839 als Taubstummenlehrer begonnen, idiotische Kinder zu unterrichten. Er überzeugte sich, daß zur gedeihlichen Aufzucht krüppelhafter oder zurückgebliebener Kinder die Verbindung der Pädagogik mit der Medizin nötig sei. Er promovierte zum Dr. med. mit der Schrift „De fatuatis cura et medica et paedagocia consocianda". Die noch heute bestehenden Idiotenanstalt in Möckern bei Leipzig leitete er bis zu seinem Tode, 1868. Lg.

dieser Beziehung, und die merkwürdigsten Verschiedenheiten der Kopfform, selbst unter Kindern einer und derselben Familie, werden nicht fehlen und stets beträchtliche Verschiedenheiten der geistigen Begabung andeuten. Als erste Einleitung und Übung für Beurteilungen dieser Art empfehle ich namentlich das Vergleichen solcher Kinder, welche einen breitern Kopfbau zeigen, mit Kindern, welche schmalköpfig sind. Wo die erstern schnell merkend und festhaltend, mehr furchtsam, vorsichtig und nachtragend erscheinen, wird man die andern gewöhnlich leichtsinnig, flatterhaft, vergeßlich finden usw. Ebenso pflegt der Gegensatz langgestreckter und mehr kugeliger Kopfformen sehr auffallend für mehr oder weniger ausgebildete Energie der geistigen Vermögen zu sprechen; und so durch manche andere Verhältnisse durch. – Bekanntlich waren es übrigens gerade diese Verschiedenheiten, die Gall, dem die Natur selbst einen breiten und starken, zu scharfer geistiger Wahrnehmung wohl geeigneten Kopfbau verliehen hatte, zuerst auf den Gedanken brachten, es müsse an verschiedene Schädelbildung eine verschiedene Geistesrichtung gebunden sein; konnte er doch bald ausfinden, daß die Knaben mit einem breiten, um die Ohren stark entwickelten Kopfe sehr sich durch gutes Gedächtnis auszeichneten, während die entgegengesetzte Bildung meist Leichtsinnige und Leichtvergeßliche charakterisierte, und eine stark entwickelte Stirn andere und bessere Gaben andeutete, als eine verkümmerte. Freilich hätte er später nicht in dieser unlogischen Weise die Erscheinung erklären dürfen! – Aber wie gesagt, jedem Beobachter, der alles, was ich hier früher über Größenverhältnis und Modellierung der Schädelbildung mitgeteilt habe, sich gehörig eingeprägt hat, werden schon in der Kinderwelt wichtige Tatsachen sich darbieten, und das Merkwürdige derselben wird sich noch bedeutend steigern, sobald er diese Messungen und Untersuchungen von Zeit zu Zeit an einem und demselben Individuum wiederholt und so dem Organismus gleichsam in seiner Bewegung des Wachstums folgt. – Möchten künftig Pädagogen aller Klassen mehr und mehr diesen Forschungen Aufmerksamkeit zuwenden! Die nützlichsten Resultate dieser Art Anwendung der Symbolik würden ihnen lohnen, und, indem sie dadurch den schönen Beruf wesentlich vervoll-

ständigen können jedes Individuum den ihm gerade eigenen Anlagen nach angemessen zu leiten, würden sie zugleich vieles beitragen, die Wissenschaft der Symbolik selbst durch manche feine und neue Bemerkung zu bereichern, dadurch aber besonders den Sammlungen für dieses Fach wichtigen Vorschub leisten können, wenn sie von besonders interessanten Kopfformen Abgüsse veranstalten und diese etwa von 5 zu 5 Jahren einigemal wiederholen ließen, allwo sich dann gewiß jedesmal die merkwürdigsten Umgestaltungen zeigen würden*).

b) Anwendung der Symbolik in ärztlicher Beziehung.

Ich darf hier im allgemeinen mich wohl etwas kürzer fassen, da der Arzt ohnehin durch seine Wissenschaft darauf angewiesen ist, möglichst zu individualisieren, d. h. das Eigentümliche sowohl in der Krankheit, als in der gesamten Organisation seines Kranken, mit möglichster Schärfe aufzusuchen und sich deutlich zu machen. Dessenungeachtet enthalten die frühern Blätter dieses Werkes vieles, was in dem gewöhnlichen Symptomen-Komplex des Arztes gänzlich fehlt und doch große Berücksichtigung verdient, sobald es gilt, diejenige Art der Leitung aufzufinden, wodurch gerade bei einem in Frage stehenden Individuum, und zwar namentlich zu richtiger Behandlung, und wo möglich zur Beseitigung

*) Ziemlich gleichzeitig mit unserer „Symbolik der Gestalt" (1857) erschienen Rudolf Virchows Studien über „Entwicklung des Schädelgrundes", welche die Deformationen des Kretinismus zurückführten auf vorzeitige Verknöcherung der das Schädelgrundbein trennenden Knorpel und dadurch entstehende Verkürzung der Schädelbasis. Im Anschluß an Virchow hat dann Klebs (Beobachtungen und Versuche über Kretinismus 1874) bewiesen, daß die vorzeitige Verwachsung der Nähte ein Teilvorgang ist einer allgemeinen Ernährungsstörung, die sich als Aufhören der Knochenbildung und übermäßige Entwicklung der Weichteile kund tut. — Während man Kretinismus auf funktionelle Störungen zurückführt, gilt Idiotie für minder erworben als angeboren. Beide Entartungserscheinungen bieten dem Charakterologen eine Überfülle von Symbolik. Ich begnüge mich einige ältere und minder zugängliche Literatur anzuführen: J. F. Ackermann: „Über die Kretinen, eine besondere Menschenart" (Gotha 1790). Stahl: „Studien über Kretinismus" (Bonn 1846–51). Parchappe: „Etudes sur le goître" (Paris 1874). Baillarger: „Enquête sur le goître" (Paris 1874). Linzbauer: „Kretie und Idiotie (Wien 1882). Sengelmann: „System. Lehrbuch der Idiotenheilpflege" (1. Aufl. 1885. Zeitschrift für Idiotenheilwesen (Dresden, seit 1881). Die neuere Medizin ist geneigt, die Wachstumsanomalien gleich dem

länger dauernder, sogenannter chronischer Verstimmungen, Anhalt gegeben werden könnte. – So habe ich mich z. B. bei einer über vier Dezennien fortgeführten ärztlichen Praxis genugsam überzeugt, teils wie wichtig die genaue Beachtung der Kopfform der Kranken ist, nicht nur für richtige Auffassung ihrer gesamten Individualität, sondern auch für das Verständnis ihrer Krankheiten, teils aber auch davon, wie wenig Ärzte für diese Eigentümlichkeiten den rechten Blick haben, und wie wenige sie überhaupt beachten. – Es ist namentlich gar keinem Zweifel unterworfen, daß Personen mit einem starken breiten Kopfe zu andern Krankheiten Anlage haben, als Personen mit einem kleinen und schmalen, und ebenso daß beide, wenn sie von gleichen Krankheiten affiziert werden, sie auf sehr verschiedene Weise tragen. Die erstern wird man überhaupt mehr zu Gehirnkrankheiten, Schlagflüssen, Hirnentzündungen und melancholischen Seelenstörungen disponiert finden, während die letztern weniger zu Hirnleiden, und, wenn Geistesstörungen bei ihnen vorkommen, mehr zu den verschiedenen Formen der Narrheit Disposition zeigen. Ebenso werden ihre gewöhnlichen Krankheiten beide auf sehr verschiedene Weise tragen, der Erstere wird peinlich aufmerksam und hypochondrisch sein, wo der Letztere unachtsam, leichtsinnig und haltlos verfährt usw. – Auch das verschiedene

Kretinismus, auf folgende vier Faktoren zurückzuführen: 1. Vererbung (Rasse, Konstitution, Disposition). 2. Funktionelle Anpassung (durch Leistungen des Organismus). 3. Ernährung. 4. Innere Sekretion (Drüsenarbeit, wie z. B. die Sekretionen des Hirnanhangs und der Zirbeldrüse, welche Wachstum und Reife beeinflussen). – Folgende Normen dürften für das europäische Klima die Regel sein: Der Kopf wächst bis zu voller Entwicklung um das Doppelte. Der Rumpf um das Dreifache. Die Arme um das Vierfache. Die Beine um das Fünffache. Der ganze Körper wächst von 50 auf ca. 180 Zentimeter. Die Länge des neugeborenen Kindes beträgt das Vierfache, die Länge des Erwachsenen das Achtfache seiner Kopflänge. Vom 1 – 4 Jahre zeigt sich Neigung zu Rundung. Dann folgt vom 5. bis 7. Jahr die Zeit der ersten Streckung. Vom 8. bis 10. Jahre tritt die zweite Periode der Fülle ein, mit Vorbereitung zur Pubertät. Das 11. bis 15. Jahr bringt die zweite Streckung und beendet das Längenwachstum der Extremitäten. – Während Erkrankungen tritt eine Pause im Längenwachstum (mit Neigung zu einer Rundung ein). In der Rekonvaleszenz wird das Längenwachstum nachgeholt. Die richtige Behandlung während dieser Zeit ist wichtiger als die Behandlung der Krankheit selbst. Lg.

Verhältnis der einzelnen Schädelwirbel gegeneinander wird dem Arzte, wenn er es genau vergleicht und verfolgt, manche wichtige Tatsache darbieten. Nie wird es fehlen, daß er bei Menschen mit sehr überwiegendem Hinterhaupt andere Krankheitsbilder wahrnehmen wird, als bei Menschen mit sehr vorherrschendem, besonders stark gewölbtem Mittelhaupte; denn wenn ihm in den Bereich der letztern Individualitäten namentlich Gefühlsmenschen und Schwärmer mit verzückten Zuständen, sonderbarem Traumleben und starken Affekten sich ordnen müssen, so wird er unter die Form der erstern am meisten rohe gewaltsame Naturen und leicht zu heftigen Ausbrüchen der Begierde und Leidenschaft Disponierte zu bringen haben, und in beiden Fällen teils verschiedene pathologische Symptome vorfinden, teils einen in mancher Beziehung verschiedenen Heilplan zu entwerfen haben. Und wie viel kann überdies der Arzt aus den Gesichtszügen, aus Haupthaar, Zähnen usw., für seinen Zweck herauslesen, wenn er die Symbolik recht anzuwenden versteht. Wie sehr sprechen namentlich die verschiedenen leiblichen Konstitutionen, deren genaues Erkennen dem Arzte so wichtig sein muß, in diesen Teilen sich aus. Das Bild der phthisischen Konstitution z. B., wie deutlich tritt es in dem dunkelschwarzen Haar, den großen weißen Zähnen, der wachsartig weißen auf den Wangen gerötеten Haut, dem langen schmalen Gesicht und der längern stärker entwickelten Nase dem kundigen Beobachter entgegen; und umgekehrt die böotische Konstitution! verrät sie sich nicht auf den ersten Blick durch die dicken, aufgeschwemmten, braun gerötеten Wangen, die aufgeworfenen Lippen, die kleinen Augen mit fetten Augenlidern, und die gerötete Fleischnase nebst dem dünnen Haupthaar des Scheitels? — Ebenso gilt dies von den dazwischenliegenden Konstitutionen, der sensibeln, phlegmatischen, apathischen, chlorotischen, lymphatischen, cholerischen, plethorischen und athletischen Konstitution, welche meistens sämtlich, noch abgesehen von den hier so wichtigen Verhältnissen von Brust und Leib und Gliedern, schon in den Weichteilen des Gesichts und dem ganzen äußerlichen Ansehen des Hauptes so deutlich sich darstellen, daß sie schon da dem Kundigen entschieden entgegentreten und jedesmal zu einer besondern Auffassung des Menschen, auch in bezug auf

sein Krankſein, veranlaſſen werden. Von jeher haben denn auch große berühmte Ärzte namentlich durch richtige Anwendung der Symbolik ſich ausgezeichnet, und jener große Vorzug des alten vielerfahrenen Arztes, welchen man mit dem Namen des „praktiſchen Takts" gewöhnlich bezeichnet, die Eigenſchaft, durch welche er oft auf den erſten Blick die geſamte Individualität des Kranken ſcharf erfaßt und dadurch denn auch über die Natur gerade ſeines Leidens unmittelbar eine klarere Vorſtellung erhält, beruht meiſtens nur auf einer ſolchen, wenn auch großenteils unbewußt geübten ſymboliſchen Wiſſenſchaft. — Es geht denn hieraus ſehr beſtimmt hervor, daß auch vom jüngern Arzte hierin viel mehr geleiſtet werden wird, ſobald er die Bedeutung aller und jeder äußern Bildung ſich vollkommen klar zum Bewußtſein bringt, und alſo nicht nur die Verhältniſſe des Hauptes, ſondern zugleich die von Stamm, Ober- und Untergliedmaßen je nach ihren Signaturen aufmerkſam ſtudiert; in dem ſchnellern richtigen Überblicke der geſamten, auch pſychiſchen, Eigentümlichkeit ſeiner Kranken wird ihm dann ein Mittel geboten ſein, ſie ſchon zeitiger in derſelben angemeſſenen Weiſe zu behandeln, zu welcher er außerdem vielleicht erſt ſo viel Jahre ſpäter gelangt ſein würde.

c) Anwendung der Symbolik in gerichtlicher Beziehung. Wenn in irgendeiner Beziehung geſagt werden darf, daß die rationelle Anwendung der Symbolik menſchlicher Geſtalt noch in der Kindheit liege, ſo gilt dies ganz beſonders von ihrer Anwendung in der Sphäre des Gerichtsarztes. Es iſt zu beklagen, daß ſowohl die gewöhnlichen Vorträge, als die meiſten Werke über Staats-Arzneikunde, noch ſo faſt gar keine Notiz nehmen von allem was die Wiſſenſchaft in neuerer Zeit vollbracht hat, um die Zeichenlehre geiſtigen Lebens am körperlichen Bau auf gewiſſe feſte phyſiologiſche Grundſätze zu ſtellen! — faſt nie werden Kopfmeſſungen wiſſenſchaftlicher Art bei Gutachten über gerichtliche Fälle erwähnt, feinerer Anwendung der Symbolik nach andern Seiten hin gar nicht zu gedenken. — Nochmals empfehle ich alſo das Nachſtehende einer genauern und ſorgfältigern Beachtung! —

Sowohl indem aber die Symbolik bei gerichtlichen Fällen manchen Verdacht richtig voraussetzen, als indem sie gerecht ein Urteil fällen hilft, muß sie in dieser Beziehung von Wichtigkeit genannt werden. Das Erstere ist vielleicht von geringerem Belang, das Letztere von dem bedeutendsten. Es ist nämlich gleich im Anfange, und dann in der Fortführung dieses Werkes vielfach bemerkt worden, daß schlechterdings keine Anlage existiert und in besondern Zeichen sich nachweisen läßt, für irgendein besonderes moralisch Böses. Gäbe es einen bestimmten Beruf durch innere Organisation zum Diebstahl oder zum Morde, so wäre es ja unsinnig, Diebstahl und Mord bestrafen zu wollen. Es ist aber auch bemerkt worden, daß die Symbolik nicht bloß Zeichen ursprünglicher Anlage, sondern ebenso Zeichen der Lebensführung (die pathognomischen) nachweist, und wenn demnach die letztern bei Individuen, die sich lange Zeit irgendeiner schlechten Lebensweise hingegeben haben, allerdings ein sehr charakteristisches Bild darstellen müssen, so ist eben darin zugleich die Möglichkeit gegeben, daß derjenige, dem diese Bilder in ihrer Deutung genügend bekannt sind, in vorkommenden Fällen aus dieser äußern Erscheinung allein schon den sehr bestimmten Verdacht jener verderbten Lebensführung erfassen könne*). Eine verdächtige Persönlichkeit, eine verdächtige Physiognomie sind daher schon längst bekannte Ausdrücke, und man kann wohl sagen, daß diese Art von Anwendung der Symbolik, welche aus den Zeichen der Lebensführung auf die Schlechtigkeit der Lebensführung selbst schließen lehrt, deshalb ganz besonders in den Bereich der Polizei gehört und von ihr auch längst ergriffen und festgehalten worden ist. Ist es doch sehr natürlich, daß der lauernde Blick des Diebes und Räubers, die falschfreundlichen Züge des Betrügers, die rohen und verworfenen Züge des Wildschützen und Mörders, endlich ebenso habituell werden, wie die dicken feisten Wangen und der Fettbauch den Schlemmer charakterisiert, und wem sonach diese Züge genau bekannt sind, dem wird es oft nicht schwer werden, nach deren Anleitung Ver-

*) „Es ist Gerechtigkeit auf Erden, daß die Gesichter wie die Menschen werden". Lg.

brechern auf die Spur zu kommen. – Die jetzt viel benutzten Daguerreotypen oder Photographien von Verbrechern können einst auch in dieser Beziehung eine interessante Sammlung darstellen.

Was dagegen nun die eigentlich gerichtliche Anwendung der Symbolik betrifft, so ist es diejenige, durch welche allein die Zurechnungsfähigkeit bei irgendeinem Verbrechen mittels richtiger Abwägung der Zeichen für höhere oder niedere geistige Befähigung zu gehöriger Entscheidung gebracht werden kann. – In den extremen Fällen ist eine solche Entscheidung freilich eine sehr leichte Sache! – Der vollkommen gut organisierte gehörig entwickelte Mensch, welcher keine Spur von Geisteskrankheit an sich trägt, wird ebenso entschieden und unmittelbar für zurechnungsfähig erklärt, als der vollkommene Idiot mit ganz verkümmerter Kopf- und Schädelbildung als unzurechnungsfähig erkannt wird; allein die unzähligen mittlern Formen, die hier dazwischen liegen, da ist eine nicht geringe Schwierigkeit gegeben, und die allerschärfste Untersuchung kann hier mitunter doch nur schwer zu einem sichern Resultate führen. – Von der Ausmittelung der etwa später entstandenen Geistesstörung sehe ich natürlich hier ab, obwohl auch hier, namentlich für die obgenannte ärztliche Symbolik, und zwar hauptsächlich für gehörige Unterscheidung der wahren von der bloß simulierten Geisteskrankheit, ein weites Feld vorliegt; aber um so bestimmter muß dagegen zusammengefaßt werden, was irgend in der äußern Bildung als symbolisch für geistige Beschränktheit nachgewiesen werden kann. – Mehreres hierüber habe ich früher schon in meinen Grundzügen der wissenschaftlichen Kraniosкopie dargelegt, auch vor mehreren Jahren in einem Vortrage in den Versammlungen sächsischer Bezirksärzte mitgeteilt, allein vollständig können diese Gegenstände doch eigentlich zuerst hier überblickt werden, da abermals bemerkt werden muß, daß jede solche Untersuchung, die einzig und allein den Schädelbau ins Auge fassen wollte, nur sehr unvollkommen genannt werden dürfte, indem allerdings die Verhältnisse von Gesichtszügen und Sinnesorganen, Brust und Leib, und Hand und Fuß, gerade hier sehr merkwürdige Zeichen noch außerdem darbieten müssen.

Was also der Richter bei allen hinsichtlich ihrer Zurechnungsfähigkeit zweifelhaften Verbrechern von dem Symboliker zu fordern hat, ist: 1. ob die Zeichen eines vollkommenen Blödsinns gegeben sind, Zeichen, welche, als der organischen Form entnommen, auch keinerlei Simulation zulassen, und wenn dies nicht: 2. ob dergestalt ungünstige Verhältnisse der Organisation vorliegen, daß daran eine Verminderung der geistigen Fähigkeiten insoweit hervortreten muß, um daraus in Wahrheit Gründe für eine mildere Beurteilung der Schuld des Verbrechers zu entnehmen.

Was das erstere betrifft, so werden im ganzen und zuerst immer für Erkenntnis des Idioten die mehr oder weniger deutlich bleibenden *Bildungsverhältnisse des kleinen Kindes* eine besondere Berücksichtigung verdienen. So wie nämlich der Säugling, wenn er gleich einem Greisenkörper zusammengeschrumpft und verwelkt erscheint, die schlechteste Prognose für die Fortbildung des Individuums gewährt, so ist auch wieder im Heranwachsenden oder wirklich Erwachsenen das bleibende Kleinkinder-Verhältnis der Organisation (gleichsam eine Karikatur des Kindes) von schlechtester Bedeutung für die gesamte Persönlichkeit. Um dies vollkommen deutlich zu machen, bilde ich hier zuvörderst aus einem ältern fleißigen Werke über Kretinismus*) einen Unglücklichen dieser Art ab (Fig. 159), und auf den ersten Blick wird man wahrnehmen, wie das *ganze* Körperverhältnis, und keineswegs bloß der Kopfbau, das Zurückgebliebene, Unreife, der Gestalt verkündigt. Alles ist an einer solchen Bildung sprechend, und eine völlige Musterkarte für Formen von schlechter Bedeutung ist hier gegeben. Hinsichtlich der Kopfform hat man da besonders den pathologischen Einflüssen gehörige Rechnung zu tragen, indem nicht selten

*) Iphofen, der Kretinismus philosophisch und medizinisch untersucht (Dresden 1817). Es ist hier nicht der Ort, auf die Entstehungsursachen des Idiotismus und Kretinismus einzugehen; allein der wichtige Einfluß, den enge Gebirgstäler hier zu haben pflegen und über welchen man in der Schweiz und im Württembergischen so viele Untersuchungen angestellt hat, ist auch in andern Weltteilen mehrfach bestätigt, und man findet mehreres darüber gesammelt durch Ahrens in Zürich, in einem Aufsatze „Über die Verbreitung des Kretinismus in Asien" (Deutsche Klinik, 1856, Oktober, Nr. 40–42).

in diesen Fällen Hirnwassersucht vorhanden sein wird, welche dann natürlich den Schädelumfang vergrößert, jedoch ohne dadurch etwa die Prognose für Intelligenz zu verbessern, im Gegenteil um sie nur noch ungünstiger stellen zu lassen.

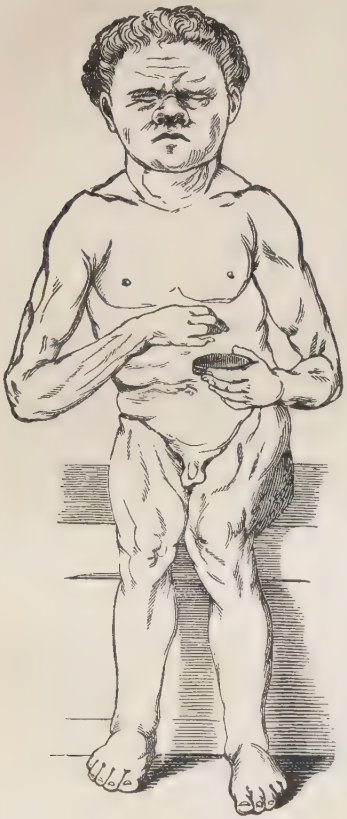


Fig. 159

Ebenso kommen, obwohl weit seltener, außerordentliche Verdickungen der Schädelknochen vor, wobei wieder zum Nachteil der Hirnfunktionen, der Kopf zwar einen größern, aber natürlich für das geistige Verhältnis um so ungünstigeren Umfang darbieten wird. — Außerdem ist bei Idioten freilich am häufigsten eine unmittelbare Verkümmerung des Gehirns und Kleinheit des Schädels vorhanden, und dann namentlich wird immer die Dürftigkeit der Maße des Vorderhauptes besonders charakteristisch gefunden werden. Überhaupt kann man füglich zwei Klassen von Kretinen feststellen, von denen die eine (die Mikrokephalen, die eigentlichen Idioten) durch Verkümmerung des Hirns und Kleinbleibens des Schädels charakterisiert ist (wohin der früher in Fig. 21 abgebildete pariser Idiot gehört), während die andere (die eigentlichen Kretinen) entweder einen krankhaft vergrößerten Schädel- und Hirnumfang (Makrokephalen) oder ein im Umfang dem normalen ähnliches, aber innerlich verbildetes Hirn- und Schädelgewölbe zeigt. — Bei der letztern Klasse wird man auch ein von R. Virchow neuerlich mit Recht hervorgehobenes charakteristisches Zeichen fast nie vermissen, näm-

lich den tief eingedrückten Ansatz der Nasenwurzel (er ist auch in der obigen Abbildung Fig. 159 sehr bestimmt angegeben), wovon dagegen in ersterer Klasse keine Spur vorkommt. Sehr scharfsinnig macht Virchow darauf aufmerksam*), und beweist es durch Sektionen, daß dieses Eingekniffensein der Nasenwurzel zunächst auf einer fötalen Synostose der Schädelwirbel(körper) beruhe, und indem wir dadurch an die Gelenkkrankheiten des Knochensystems bei Rachitis erinnert werden, eine Krankheit, welche so mächtig ist im Retardieren des ganzen Entwickelungsprozesses, sehen wir abermals, wie hier, ebenso wie bei den asymetrischen Schädelbildungen die Betrachtung des Schädels als Wirbelsäule so sehr aufschlußgebend erscheint.

In allen Fällen des wahren Idiotismus und Kretinismus wird demnach die Entscheidung stets sehr einfach sein; die wirkliche Unfähigkeit einer geistigen Intention ist hier stets unverkennbar, und der Richter ist sehr bald über einen Verbrecher dieser Art im Klaren, indem natürlich dann, wenn (was nicht allzu selten vorkommt) eine gewisse, man darf sagen, tierische Bösartigkeit den Unglücklichen charakterisierte, eine Bösartigkeit, welche andere zu schädigen oder Feuer anzulegen ihn geneigt machte, das Urteil allemal nur auf das Unschädlichmachen (Detention) gerichtet sein kann.

Weit schwieriger wird dagegen der Fall, wenn es darauf ankommt, ein nicht bloß juristisch, sondern auch psychologisch begründetes Urteil abzugeben über Verbrecher, deren ganze Körperbildung und deren Kopfbau insbesondere zwar auf keinen Idiotismus, dagegen wohl auf eine gewisse geistige Beschränktheit deutet, aus welcher, alles gehörig erwogen, man die Überzeugung gewinnen muß, es habe nicht im Bereiche der geistigen Macht dieses Individuums gestanden, bei einer durch einen besondern Konflikt des Lebens ihm gebotenen Versuchung zwischen dem, was zu tun oder nicht zu tun sei, gehörig unterscheiden zu können. Diese Fälle sind es recht eigentlich, derenthalben neben der strengen Ge-

*) Vgl. Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, 1856, Bd. 3, Nr. 17–18.

rechtigkeit die mildere Göttin der Gnade steht, denn von der letztern ist es, daß der geistig Arme und Beschränkte die Abwägung seiner Kräfte und jene Nachsicht erwarten darf, ohne welche doch am Ende niemand ganz gerechtfertigt sein würde, und zu welcher einst ein Größerer uns ermahnte in den Worten: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!" Wer sonach Gelegenheit hat, Gefängnisse zu besuchen und Verbrecher zu untersuchen, wird in dieser Beziehung sehr merkwürdige Beobachtungen machen können, welche dann doch stets vorzüglich auf den Kopfbau sich beziehen werden. — Zwei vorherrschende Gattungen unschöner Bilder werden es fast allemal sein, welche man an diesen Köpfen gewahr wird: einmal die Verkümmerung namentlich in der Gegend des Vorder- oder Mittelhauptwirbels, oder beider, und ein andermal eine eigentümliche Roheit der Modellierung der Schädeloberfläche, womit dann allemal auch noch ungünstigere Bildungen und Verhältnisse des Antlitzes und rohere Beschaffenheit von Hand- und Fußform in Verbindung zu stehen pflegen. Das allerschlechteste Verhältnis gewährt es, wenn Schädelverkümmerung und rohe Modellierung zugleich sich vorfinden, denn es deutet darauf, daß eine von Haus aus sehr unvollkommene Anlage auch nur höchst unvollkommen durch das Leben entwickelt worden sei. — In allen diesen Fällen bleibt freilich das, was man den bösen Willen nennt, d. h. den Willen, das unübereilt zu tun, was von dem Täter selbst als nicht recht erkannt und schon unbewußt im Gewissen so gefühlt wird, übrig, und die strafende Gerechtigkeit, deren Binde eigentlich mehr darauf zu deuten scheint, daß sie blind für alle besondere menschliche Rücksichten zu sein bestimmt ist, spricht daher ihr „schuldig" entschieden aus; aber dann tritt die Gnade ein, und beachtet nun, wie verkümmert das intelligente Leben eben dieses Täters war, wie entweder von ableitenden Vorstellungen leicht zu verdunkeln der Verstand blieb, oder wie roh und abgestumpft das Gefühl gerade in diesem Entwickelungsgange erscheinen mußte, und nun mildet sie in der echt menschlichen Weise jenes Erhabenen, der seine Milde gern dem Sünder zuwandte, die an sich mehr oder weniger schwere Schuld, und richtet nunmehr ihr Augenmerk nicht auf Rache für das Verbrechen, sondern

auf Besserung, und wo wegen zu verhärteter Individualität auch diese Hoffnung wegfällt, auf Unschädlichmachung des Verbrechers. Dieser Gnade also, welche eben deshalb in gleicher Weise scharfsehend sein soll, als die Gerechtigkeit blind, gehört denn danz besonders die genaue Beachtung der gesamten leiblichen Organisation des Verbrechers; ihr ziemt es, keinen der Umstände zu übersehen, an welchen es lag, daß das Individuum nicht zu jener reinen Höhe sich heben konnte, von welcher das Hinabsinken in den Abgrund eines wirklich Verwerflichen nicht mehr denkbar bleibt; ihr ziemt, die Mangelhaftigkeit aufzuzählen, durch welche der Verstand verdunkelt, das höhere Gefühl unentwickelt blieb und die Begierde übermäßig gefördert wurde, um so zu dem Resultate zu gelangen, vermöge dessen dann, je nach dieser Maßgabe, das Erbarmen aufgerufen werden muß, ein Erbarmen, welches zwar nicht alle Strafe beseitigen, wohl aber dieselbe nicht als Rache erscheinen lassen, sondern für künftige Besserung möglichst wirksam machen wird.

Gewiß, nichts mehr als solche Untersuchung ist geeignet, den Kommentar zu den Worten zu geben, mit welchen sich an der Grenze von Schottland in dem großen Straf- und Zuchthause von Lancaster der Direktor der Anstalt einst gegen mich aussprach, als wir die Räume der schweren Verbrecher durchwanderten und ein Individuum dieser Art von ihm mit dem Namen „des so sehr unglücklichen Verbrechers (the most unfortunate criminal)" bezeichnet wurde! – Denn freilich kann der Staat nicht bestehen und in Ordnung erhalten werden, ohne eine gewisse ernste und strenge Handhabung der Gesetze, und dessenungeachtet bleibt es für den Philosophen und Symboliker immer ein wahrer Schmerz, bei genauerer Beobachtung und Verfolgung der Entwickelung einzelner Verbrecher zu finden, wie viel hier stets den ursprünglichen Bildungsverhältnissen des Organismus und ihrer durch äußere Lebensverhältnisse bedingten Art des Fortwachsens einerseits, und andererseits der besondern Lebens l a g e, in welche diese Seele versetzt worden war, zugerechnet werden muß, und wie wenig für einen eigentlich so zu nennenden freien Willen hierbei

übrigbleibt*). – Ich bilde eben deshalb hier, um auch noch in symbolischer Beziehung recht auf die Punkte aufmerksam zu machen, welche hierbei berücksichtigt werden müssen, zwei ausgezeichnete Verbrecherköpfe, einen männlichen und einen weiblichen, ab, und werde die Formen beider noch mit einem kleinen Kommentar begleiten.

Der Kopf Fig. 160 war der eines Mörders (O. Strehle, vor mehreren Jahren wegen eines mit eigenem Stumpfsinn begangenen Mutter- und Schwestermordes in Sachsen hingerichtet). Betrachtet man den Schädelbau im ganzen, so sieht man, daß es an einer gewissen kräftigen räumlichen Entwickelung des Gehirns hier nicht gefehlt hatte. Die Maße sind (jedesmal nach 2 Linien Abzug für die Hautbedeckungen) 5″ Höhe für das Vorderhaupt, bei 4″ 6‴ Breite desselben, 5″ 5‴ Höhe für das Mittelhaupt, bei 5″ 6‴ Breite, und 4″ 5‴ Höhe des Hinterhauptes, bei 4½″ Breite desselben, Maße, an welchen nur die ungemeine Stärke des Hinterhauptwirbels auffallen muß, als welchem die Bedeutung eines vorherrschenden Wollens und heftiger Begier immer einwohnt. Mehr noch in dieser Beziehung spricht die Modellierung der Kopffläche aus, welche namentlich teils im allgemeinen eine ungewöhnliche Roheit und Stumpfheit der Wellenformen der Fläche zeigt, teils im Besondern auf jene unglückliche Beschränkung des Mittelhauptwirbels über dem Hinterhaupte (*) hinweist, wodurch die dem Menschen wesentlich eigentümlich höhere Bildung gestört wird, welche auf der mächtigen Entwickelung der großen Hemisphären noch rückwärts über das kleine Hirn beruht, und das Dominieren der Intelli-

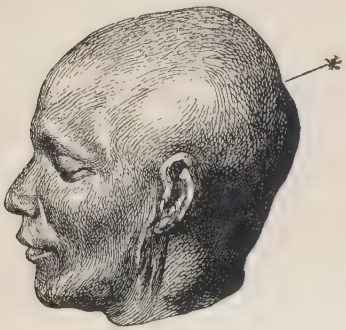


Fig. 160

*) Sehr merkwürdig ist für diese Gegenstände das kleine, aus einer reichen Erfahrung geschöpfte Buch: „Psychische Zustände. Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung", von Seb. Ruf (Innsbruck 1852).

genz auch über die Willensregion symbolisch andeuten soll. Diese Abstumpfung des Mittelhauptes nach hinten, welche deshalb, wo sie zugleich mit Verkümmerung des Hinterhauptes selbst vorkommt, an Kretinen und Idioten nicht selten beobachtet wird, vollendet hier den Ausdruck einer beschränkten Gefühlsregion*) und übermäßig entwickelten Region des Triebes und Willens, welche allerdings in diesem Falle sehr erklären, wie gerade dieses Individuum unter ungünstigen äußern Verhältnissen zu solchem die Menschenwürde entehrenden Verbrechen gelangen konnte. – Charakteristisch ist übrigens nun auch noch sehr der Ausdruck des Antlitzes, die stumpfe negerartige dicke Nase, die plumpen auch und noch mehr negerartig aufgeworfenen Lippen, und das unentwickelte geringe Kinn, ja selbst das zwar nicht große aber ganz unschöne zusammengebogene Ohr, alles Momente, die auf sehr Ähnliches noch in der gesamten übrigen Organisation, von welcher etwas weiteres nicht erhalten ist, schließen lassen.

Summieren wir nun die Bedeutung aller dieser Zeichen zusammen, so geht ganz einfach und deutlich daraus hervor, daß sie sich nur an einer geistig und namentlich gemütlich sehr kümmerlich ausgestatteten Individualität vorfinden konnten, einer Individualität, welche dagegen von heftigen Trieben leicht bewegt werden mußte und überhaupt nur wenig Anlage zu feinerer seelischer Entwickelung zeigte. – Mit diesem Urteil ist demnach ausgesprochen, daß eine Seele dieser Art, ohne besonders günstige Einwirkungen, unfehlbar weit leichter als tausend andere in Roheit und Verbrechen sich verlieren m u ß te ; es ergibt sich aber auch zugleich hieraus, daß sie, wäre das Eigentümliche dieser Anlage zeitig erkannt und berücksichtigt worden, freilich eine weit umsichtigere Leitung und Beschützung gefordert haben würde, und daß es sonach nur eine ebenso natürliche Folge blieb, daß ohne diesen Schutz, und bei irgend hinzutretender Versuchung,

*) Es ist nicht uninteressant, daß Gall auch die Bedeutung dieser Stelle wohl gefühlt, aber falsch erklärt hatte, indem er hierher das Organ der Anhänglichkeit legte, welches also Fig. 160 ganz gefehlt hätte. Wer unsern Betrachtungen gefolgt ist, wird dies nun richtiger sich zurecht legen können.

sie ebenso unrettbar zu Grunde ging, als ein Kind, mit Anlage zu Schwindsucht geboren, rettungslos verloren ist, wenn nicht zeitig über dasselbe gewacht und jede Schädlichkeit sorgfältig vermieden wird, welche den Keim der Krankheit zum Ausbruche zu bringen imstande war. — Wie anders allerdings dann, wenn der Entwickelungsgang und die Anlage eines solchen Verbrechers in dieser Weise gehörig beachtet wird, die Frage nach der eigentlichen Schwere seiner Schuld sich stellen muß, ergibt sich hiernach von selbst, und wir überlassen wahrhaft philosophisch und psychologisch gebildeten Juristen somit von hieraus den Gegenstand zu weiterer Folgerung und Beachtung.

Fig. 161

Noch auffallender fast werden diese Betrachtungen bei dem zweiten Kopfe Fig. 161, dem der Gottfried (jener bekannten Giftmischerin in Bremen, an welchem der Schädel von Haut freigelegt ist. Die Maße sind hier am Gipskopfe nicht ganz genau zu nehmen, weil das Ohr beiderseits beim Abpräparieren der Haut etwas tiefer herabgedrückt ist. Sucht man die wahre Stelle der äußern knöchernen Gehöröffnung, welche als fester Punkt der Schädelhöhenmessung dienen soll (man darf sie bei * annehmen, so wird am Vorderhaupte die Höhe wenig über 4½″ betragen, während die Breite desselben reichlich dasselbe Maß hat; am Mittelhaupte ist die Breite 5″ 7‴ und in der Ohrgegend selbst 5″ 8‴, während die Höhe nicht viel über 5″ 4‴ betragen dürfte. Das Hinterhaupt möchte ziemlich 4″ 5‴ Höhe haben, während seine Breite wenig über 4″ beträgt. Das Ausgezeichnete des ganzen Schädelbaues ist übrigens auch hier ein enormes Vorherrschen der Willensregion, und große völlig negerartige Abflachung des Vorderhauptes, bei einer im ganzen sehr geringen Modellierung der Schädelfläche, welche namentlich am Vorderhaupte ziemlich ohne alle Nüanzierung und nur an dem fast wieder wie beim vorigen Kopfe beträchtlich über das

Mittelhaupt rückwärts hinausgebauten Hinterhaupte mannigfaltiger ausgearbeitet erscheint. Außerdem ist der Schädel (was hier in der Zeichnung nicht gesehen werden kann) schief, rechts mehr aufgetrieben, links eingedrückt, so daß denn ziemlich alles sich vereinigt, was ein ungünstiges Verhältnis am Schädelbau bedingen kann, ein Verhältnis, welches im Geistigen auf geradezu fehlende Anlage für alle höhere Entwickelung der Intelligenz (wodurch jedoch in niedern Dingen ein gewisses schärferes Handhaben gewöhnlichen Verstandes nicht ausgeschlossen wird), ferner auf Vorherrschen von Willensenergie und Begier, und weiter auf eine nur mäßige Ausbildung der Gefühlsregion hinweist, an welcher im ganzen nur die Breite, deren Beziehung auf Vorsichtigkeit früher gedacht worden ist, mit größerer Entschiedenheit hervortritt. – Kommt nun noch hinzu das elende Verhältnis der Antlitzform, an welcher nur etwa die Nase jene gewisse niedere Verstandesschärfe ankündigt, während die kleinen nahe zusammengerückten Augen und die dicken Lippen mit vorstehender Unterlippe eine große Roheit aussprechen; so vollendet sich freilich auch hier das Abbild einer beklagenswerten Seeleneigentümlichkeit, welche abermals nur durch eine sehr sorgfältige Bewachung und wesentliche Begünstigung zu einer unschädlichen, obwohl geringen Art von Entfaltung geleitet werden konnte, bei irgend ungünstigen äußern Konflikten aber, und vorhergegangener Vernachlässigung in früherer Erziehung, rettungslos in einen Abgrund von Verwerflichkeit geraten, und so endlich der blind-strafenden Gerechtigkeit anheimfallen mußte, so sehr auch eine scharfsehende Gnade die Momente notwendig hätte finden können, welche den Untergang dieser Seele unter den gegebenen Verhältnissen als völlig unabwendbar darstellen.

Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß die Anwendung der Symbolik in dieser Art, noch außer ihrer gerichtlichen Beziehung, auch für das Verhältnis der Individuen zum Staate im allgemeinen zu wichtigen Betrachtungen Gelegenheit darbietet. Wenn nämlich daraus hervorgeht, daß man zwar keineswegs innerhalb eines Staates, durch die angeborene Bildung sogleich im voraus zu Räubern, Dieben, Mördern usw. bestimmte Subjekte vor sich habe, so ergibt sich doch sehr entschieden, daß sich immerfort eine große Menge von Individuen

finden, welche, vermöge ihrer mindern Geistesanlagen und unharmonischen Bildung, weit leichter Versuchungen zu Verbrechen unterliegen als Geisteskräftige und harmonischer Ausgebildete. Je größer dann die Zahl dieser gleichsam mehr mit Anlage zu moralischen Krankheiten Geborenen einerseits, und je komplizierter und schwieriger die Lebensverhältnisse innerhalb eines übervölkerten Staats andererseits werden, desto mehr wird sonach unausbleiblich zugleich die Zahl der Verbrecher sich häufen.

Daß demnach von hier aus die Hygiastik der Völker im Großen, d. i. die Beförderung einer durchaus gesunden, kräftigen und möglichst schönen Volksentwickelung, von einer neuen und großen Bedeutung wird, indem es sich zeigt, daß diese zugleich den ethischen Zustand der Völker zu verbessern insbesondere imstande sei, kann, wenn man solche Rücksichten nimmt, nirgends abgelehnt werden; indes auch hier müssen vor der Hand alle weiter zu ziehenden Folgerungen andern Arbeitern überlassen bleiben, und angedeutet sollte hiermit nur werden, welche schwierige Verhältnisse doch überall sich ergeben, sobald man versucht, über Abmessung schwerer oder leichterer Verschuldung innerhalb der Wogen der menschlichen Gesellschaft zu ganz bestimmten Vorstellungen zu gelangen, wie wichtig aber jedenfalls es dem Richter bleibe, niemals den Tatbestand eines Verbrechers allein, sondern auch das, was in der Organisation des Verbrechers tatsächlich hervortritt, einer genauen Beachtung zu unterwerfen.*)

*) Der Begriff einer moral insanity wurde aufgestellt durch Prichard. (Researches into the physical history of mankind; Deutsch in 4 Bänden, Leipzig 1840 bis 1848). Die z. B. durch Lombroso aufgestellten Verbrechermerkmale, wie überentwickelte Backenknochen, großes Kinn, Asymmetrie des Gesichts, prognathe Schädelbildung, ein von starkem Jochbogen überwölbtes Auge, Darwinsches Spitzohr, Bulversches Henkelohr usw. sind Prichards treatise on insanity (1835) entnommen. Diese Physiognomik des Verbrechers gründet übrigens auf einer schiefen Gleichsetzung des Männlichen mit dem Brutalen. Man wird durchweg bestätigt finden, daß die eigentlich brutalen (bestialen, sadistischen, männischen) Physiognomien nicht männlich und etwas weibisch sind. Bei ärztlicher Tätigkeit während des Weltkrieges ward es mir zur größten Überraschung, daß die eigentlich heroischen Naturen sehr oft zarte fast mädchenhafte Züge aufweisen, dagegen aus „martialisch aussehenden" Gestalten oft weibischste Sentimentalität herausbrach. Uns narrt ein angezüchteter Heroenbegriff. Lg.

d) Anwendung der Symbolik in sozialer Beziehung.

Ein jeder entwickelt sich nur durch Menschen, wirkt und leidet und ist beglückt wesentlich nur durch Menschen, bedarf zur Ausführung seiner Gedanken der Menschen, und wird fortwährend in seinem Leben hauptsächlich durch Menschen gefördert oder gehindert. Natürlich erscheinen ihm einerseits die Menschen als Werkzeuge, deren er sich zu bedienen hat, um irgend einen Zweck zu erreichen, oder irgend ein Werk zustande zu bringen, und andererseits fühlt er sich auch selbst wieder genötigt oder verpflichtet, die Zwecke anderer Menschen zu fördern, oder auch wohl sich ihnen entgegenzustellen. Von jeher deshalb hat man besonders an einem Fürsten die Eigenschaft hoch angeschlagen, wenn ihm durch irgend einen gewissen natürlichen Scharfblick es leicht wurde, unter der Menge ihn umgebender Individuen stets für jeden Zweck den rechten Mann zu finden, und jedem Geschäft das rechte belebte Instrument zu wählen; indes keineswegs für den Fürsten allein eignet sich eine solche scharfe und schnellblickende Menschenkenntnis, sondern da, wie oben gesagt wurde, jeder, wer es immer sei, der Menschen bedarf und nur durch Menschen wirkt, so wird jeder in der Kunst der Lebensführung ein Stümper sein und Unnachhaltiges vollbringen, der nicht entweder gleichsam durch eine Eingebung einen Teil dieser Spürkraft besitzt, oder dem eine schärfere Erkenntnis nicht durch ausführliches Studium symbolischer Lehrsätze klar aufgegangen war. Das Erstere ist nur in seltenen Fällen und zwar immer nur als Anlage gegeben, und bedarf einer langen und vielfältigen Beobachtung und Erfahrung wenn es in Wahrheit sich entwickeln soll, ja man darf sagen, daß, wie es am besten das Beispiel von Lavater zeigt, doch ohne das Hinzutreten bewußter Wissenschaft auch hier immer nur ein Unzulängliches erreicht werde. Das andere, das bewußte Studium, wird aber ebenfalls nicht zu lebenvoller Anwendung führen, wenn nicht mindestens ein gewisses natürliches Gefühl und ein gewisser angborener Blick vorhanden ist.

Das natürliche Gefühl von der Notwendigkeit, sich über das besondere Wesen eines jeden im Leben uns näher entgegentretenden Menschen einen bestimmten

Begriff zu bilden, ist es daher, das uns antreibt, allemal und zuerst die äußere Gestalt scharf ins Auge zu fassen. Unwillkürlich läßt jeder seinen Blick gleiten über Angesicht und Körperbeschaffenheit des Begegnenden, und zieht sich daraus irgend ein Resultat, welches freilich oft um so falscher sein wird, je stumpfer die Beobachtungsgabe, und je kenntnisloser der Beobachter selbst war, im entgegengesetzten Falle aber, und wenn nun namentlich die wichtigern und am meisten symbolischen Gebilde, als Schädelbau, Sinnesorgane, Handbildung, besonders geprüft werden, oft auch um so gewisser und treffender sein kann. Der Blinde selbst sucht durch Betasten des Begegnenden sich über dessen Individualität zu unterrichten, und hört auf den Klang und Ton seiner Stimme, wie auf den Schall seines Auftretens, um daraus irgend eine Folge zu ziehen. Nachdem im gegenwärtigen Werke nun zum ersten Male die Symbolik als systematisches Ganze und ihrer tiefern physiologischen Begründung nach behandelt worden ist, und also die Möglichkeit für jeden Gebildeten vorliegt, sich die hierher gehörigen Kenntnisse zu verschaffen, hoffe ich, daß auch in sozialer Beziehung eine verständige Anwendung gewöhnlicher werde, ein Gebahren, dessen vielfacher Nutzen dann nicht ausbleiben kann. — Freilich ist der Gebrauch einer wissenschaftlichen Symbolik nicht so einfach, wie der einer unter Dilettanten verbreiteten Phrenologie, wo man etwa bei Auswahl eines Dieners nur nachsieht, ob er auch nicht das Diebsorgan, dagegen wohl das Organ der Anhänglichkeit habe, bei einer Bonne, ob ihr das Organ der Liebe zu Kindern nicht fehle, bei einem Rechnungsführer, ob ihm der Zahlensinn eigen sei usw. — Dagegen wird man aber auch nicht dergleichen unangenehmen Enttäuschungen wie dort, sich ausgesetzt finden, und gar wohl imstande sein, indem man durch sorgfältige Prüfung der Gesamtbildung und der sprechendern Organe insbesondere, von Konstitution, Temperament und geistigen Eigenschaften und Anlagen eines in Frage Stehenden, ein möglichst deutliches Bild sich konstruiert, nun auch mit größerer Bestimmtheit zu erkennen, wessen man sich von dieser Individualität zu versehen habe, wie weit man ihr zu vertrauen und von ihr höhere Erwartungen zu hegen, oder auch wohl inwieweit man an ihr zu verzweifeln veranlaßt

sei. – In Wahrheit ist sonach der Tadel, den Momus dem Zeus gegenüber so hoch stellte, daß nämlich der Vater der Menschen vergessen habe, diesen ein Fensterchen auf der Brust anzubringen, damit man ihnen auch wohl ins Herz sehen könne, doch nur in sehr beschränktem Maße gültig; denn freilich ist der bewußte Geist durch die Freiheit, welche er mit dem Bewußtsein erlangt, auch dergestalt in gewissem Sinne inkommensurabel geworden, daß er eigentlich selbst nicht mehr, und also noch viel weniger ein anderer für ihn, imstande ist, genau zu berechnen, wie weit und wohin alles er seine Wirkungen ausdehnen und welchen innern Metamorphosen er noch ausgesetzt sein könne; allein ebenso wie niemand deshalb zweifeln wird, daß ihm trotz eines Inkommensurabeln, doch von seinen eigenen Anlagen und Vermögen ein lebhaftes Bild einwohnen müsse, so ist ganz gewiß der befähigte Symboliker, wenn er alle ihm gebotenen Mittel hinreichend benutzt, ebenfalls imstande, auch ohne jenes Fensterchen, ein sehr klares Bild von einer ihm entgegentretenden Individualität zu erlangen.*) Daß man also auf diese Weise bei Anlage, Kenntnis und vielfältiger Übung es hier sehr weit bringen kann, leidet gar keinen Zweifel, und wie der vielerfahrene Arzt etwa nach und nach dahin gelangt, daß ihm die Physiognomien der verschiedenartigsten Krankheiten dergestalt geläufig werden, daß sehr schnell und ohne wesentlich zu irren, sein Blick eine Menge ihm vorgeführter Kranker, der Individualität ihrer Krankheiten nach, richtig unterscheidet, so wird dem geübten und geistig begabten Symboliker ebenfalls die Masse der Menschheit, der Eigentümlichkeit ihrer Anlagen nach, allmählich mehr und mehr, ich möchte

*) Hier verweist unser Werk auf den merkwürdigen Umstand, daß, so sicher die Gestalt alle affektiven Vorgänge spiegelt und bucht, sie doch außerstande ist, geistige Vorgänge unmittelbar zu symbolisieren. Daher irren wir nur selten, wenn wir aus Antlitz und Gestalt Leidenschaften und Gefühle ablesen, dagegen dürfte es schwer, ja unmöglich sein, eine reingeistige Leistung, z. B. die Beschäftigung mit Mathematik oder die Schärfe der Logik dem Antlitz direkt zu entnehmen. Für die sehr trügerische Dämlichkeit der meisten Menschengesichter, vor allem unter Gelehrten, sei erinnert an folgendes Verschen: „Der weise Schopenhauer spricht und gerne folg ich seiner Spur: „Ein jedes Menschenangesicht ist ein Gedanke der Natur"; doch folgt daraus dies Eine nur, wenn man die Sache überdenkt, daß auch die schaffende Natur mehr Dummes als Gescheutes denkt." Lg.

sagen, durchsichtig erscheinen, und es wird ihm freilich dann nicht immer die angenehmsten Gefühle gewähren, wenn er sich bei großen Mengen von Personen bald überzeugen muß, wie dünn in der Menschheit doch am Ende ausgezeichnete Seelen, ja selbst nur rechte normale und kräftige Konstitutionen, überall gesäet sind. — Jemehr dann ein solcher mit Menschen zu verkehren hat, jemehr er es überkommen hat, in der menschlichen Gesellschaft die Stellung vieler einzelner zu bestimmen und Auswahl für Besonderes unter Vielen zu treffen, um so mehr wird ihm seine Gabe und Wissenschaft zustatten kommen, und um so mehr wird er zu wirken imstande sein.

e) Anwendung der Symbolik in artistischer Beziehung.

Wenn es noch eines besondern Beweises bedürfte, daß es wirklich eine Symbolik der menschlichen Gestalt gebe, daß sie maßgebend sei bis ins unendlich kleine Detail, und daß tausendfältige Nüancen geistiger Begabungen, gemütlicher Eigentümlichkeiten und Stimmungen, ebenso, wie unzähliger Willensrichtungen und Begierden, noch ganz abgesehen von der verschiedenen Konstitution und dem besondern Temperament, sich in der äußern Signatur des Menschen deutlichst ausdrücken, so deutlich, daß sie mit mäßiger Übung von jedem leicht abgelesen werden können, so würde schon die Geschichte vom Wesen aller den Menschen nachbildenden und darstellenden Kunst, diesen Beweis mit unwiderlegbarer Schärfe führen. Wie wäre ein historisches Bild möglich, ein Bild, welches den Konflikt verschiedener Individualitäten und deren verschiedener Richtungen, Stimmungen und Taten darstellen könnte, wenn nicht jeder es empfände, daß in den unendlich verschiedenen Abänderungen der menschlichen äußern Form eine so ausnehmend sprechende Charakteristik gegeben sei; wie wären allegorische Statuen möglich, läge nicht in der äußern Form eine so deutlich sprechende Symbolik, wie endlich stände es um eine der lebenvollsten Künste, um die Schauspielkunst, wäre nicht jegliche Abänderung in äußerer Bildung des Menschen, jeder veränderte Gesichtszug, jede andere

Haltung und Formung des Kopfs, ja jede andere Bewegung und Umgestaltung einer Gliedmaße, ein sprechendes Symbol irgend einer bleibenden oder vorübergehenden Veränderung der Seelenstimmung und Geistesrichtung, und läge nicht eben darin, alle diese Abänderungen und ihre Bedeutung zu kennen, und je nach dem vorliegenden Zweck durch den eigenen Körper darzustellen, die besondere Kunst des Schauspielers.*) Bekanntlich haben von jeher einzelne eben dadurch so berühmt gewordene Künstler dieser Art außerordentliches geleistet, indem sie, gleich den großen Malern, die Bedeutung jeglicher Formenabänderung unserer Bildung und Haltung gleichsam durch Eingebung verstanden und, je nach dem geforderten Sinne, richtig nachzubilden vermochten; was indes dort halb unbewußt geleistet wurde, ist ohne Zweifel um so fruchtbarer, wenn es seiner Bedeutung nach vollkommen ins Bewußtsein getreten ist, und sonach keineswegs bloß zum bessern Verständnis der Natur sowie der Kunstwerke, sondern auch zu wahrer Förderung der Künstler kann die Symbolik ausnehmend vieles leisten. Ich habe vor einiger Zeit bereits über einen Punkt, worin von Malern und Bildhauern viel gesündigt worden ist, nämlich über die richtige Würdigung der Kopf- und namentlich Schädelbildung, in einem eigenen Aufsatze**) mich öffentlich ausgesprochen; weit mehr jedoch wird der Kunstwelt aus dem Studium gegenwärtiger Arbeit selbst ein Nutzen hervorgehen, als welche jedenfalls in ähnlicher Weise, wie etwa dem, der eine Sprache vorher nur nach Gehör und Gebrauch erlernte, später die Grammatik durch ihre festen

*) Das Studium der Symbolik ist für den Schauspieler und Tänzer besonders darum so wichtig, weil „auf den Brettern, die die Welt *bedeuten*", nicht Haltung und Gestus naiver Ausdruck *wirklich vorhandener Gefühle und Emotionen* sind, sondern umgekehrt vom Gestus her und auf dem Umwege über die Ausdrucksbewegungen *erlebt* wird. Der Schauspieler wird also beispielsweise die Trauer nicht dadurch glaubhaft darstellen, daß er wirkliche Trauer lebt, sondern er muß imstande sein, vor dem Spiegel den körperlichen Ausdruck von Trauer so lange einzuüben, bis auf dem Umweg über Haltung, Stimme, Ausdruck: echte Trauer in ihm aufsteigt, ja bis er „sich selbst zu Tränen rührt". Daher soll jeder Schauspieler mimische Aufgaben (z. B. in Gang oder durch einen Vokal etwas *Bestimmtes* auszudrücken) sehr ernst nehmen. Lg.

**) Deutsches Museum, Jahrg. 1, Heft 20. Über das Verhältnis von Porträt und Abformung des Kopfes.

Regeln zu Hilfe kommt, nun da einen bestimmten physiologischen Boden darbietet, wo früher nur ein dunkles Gefühl den Leitfaden hatte abgeben müssen. — Nur z. B. der Proportion der gesamten menschlichen Gestalt zu gedenken, welche andere Ansichten wird man gegenwärtig hierüber haben, nachdem man gelernt hat, welchen außerordentlichen Schwankungen das Verhältnis von Rumpf und Kopf und Rumpf und Gliedmaßen, von Schädel und Antlitz, ja von den verschiedenen Teilen des Antlitzes unterworfen sein kann, und welche höchst mannigfaltige Bedeutungen für bewußtes sowohl als unbewußtes Seelenleben allen diesen verschiedenen Verhältnissen einwohnen! — Die höchste Entfremdung vom Verständnis aller dieser Bedeutungen hat vielleicht nur in den Akademien geherrscht, welche während einer nicht zu lange überstandenen Periode eines tiefen Verfalls der Kunst, für die Darstellung des Menschen nur eine einzige Proportion kannten, wonach jedem Körper 8 Kopflängen gegeben waren und alle Individualität etwa bloß durch verschiedene Gesichtszüge ausgedrückt werden sollte, wobei denn freilich aber auch nur bunte Leinwand zum Vorschein gekommen ist. — Die neuere Kunstrichtung, indem sie wieder anfing, überall sich streng an die Natur zu halten, hat denn auch die Individualität der Formen strenger beobachtet, und auf diese Weise, jedoch immer noch großenteils unbewußt, die Forderungen der Symbolik ebenfalls besser erfüllt; allein nichtsdestoweniger fehlt wohl noch vielen Künstlern teils die tiefe Überzeugung davon, *wie* sehr ein einziger Typus einer Persönlichkeit jedesmal durch *alle* Bildungen und *alle* Verhältnisse durchgreifen müsse, dergestalt, daß stets *ein* Teil gewissermaßen maßgebend werde für alle anderen, teils ging ihnen die Einsicht in die physiologischen Gründe ab, durch welche allein eigentlich die Notwendigkeit eines solchen innern Zusammenhanges erklärt und geboten wird, und durch welche sonach auch der Begriff der Symbolik überhaupt erst recht ins Bewußtsein eindringt. — Ich habe an andern Orten mehrfältig an Goethes Beispiel nachgewiesen, wie sehr in ihm eben die hohe Dichtergabe durch ein tiefbegründetes Verlangen und Erreichen der Wissenschaft überall gefördert worden war. — Ebenso müssen denn auch die darstellenden und die

plastischen Künste mehr und mehr in den Bereich des Wissens gezogen und durch Wissenschaft begründet werden, und welches Wissen wird ihnen in dieser Beziehung überall und namentlich da, wo sie die Aufgabe haben, durch Darstellung der menschlichen Gestalt zu wirken, wichtiger sein können, als eine physiologisch hinreichend begründete Symbolik.*)

— — — —

Nach allem diesem komme ich endlich zu dem letzten Abschnitte dieses Werkes, welcher die Aufgabe hat, die Anwendung der Symbolik auf die verschiedenen Individualitäten, je nach Alter, Geschlecht und Volksstamm noch etwas ausführlicher zu erörtern, eine Aufgabe, welche noch um so mehr hier eine gewisse Breite verlangt, als einiges dabei zur Besprechung kommen muß, dessen im Frühern aus dem Grunde nicht gedacht werden konnte, weil den einzelnen Betrachtungen dort eine gewisse Kürze bewahrt werden mußte, damit der Leser niemals das verliere, worauf es uns ganz besonders ankam, nämlich die Übersichtlichkeit des Ganzen.

2. Von der Anwendung der Symbolik auf die verschiedene Individualität nach Alter, Geschlecht und Volksstamm.

a) Anwendung der Symbolik auf die verschiedenen Altersstufen.

Sieht man das neugeborene Kind, den Säugling, so scheint es fast von irgend einem andern sich kaum zu unterscheiden, selbst das ein- und zweijährige Kind

*) Ich will an dieser Stelle einen Irrtum, den Carus oft begeht, gut machen. Es ist unmöglich, an Beispielen aus der bildenden Kunst die Symbolik eines Körperteils zu studieren. Für die Kunst gilt ein Gesetz, das ich Gesetz des Pars pro toto nenne. Jeder Teil ist das Ganze! Jedes Element ist repräsentativ für das „sujet". – Man hüte sich vor dem Wahn, daß Allseitigkeit oder Vielseitigkeit summiert, ein ästhetisches Ganzes ergäbe. Man beschimpft oft Goethe, indem man sagt, daß er nach vielen oder nach allen Seiten „gleich gut entwickelt" gewesen sei. Das ist ein Universalmensch, etwa Sylvester Schäffer viel mehr; Genialität besteht gerade darin, daß man Eines muß. Von jedem Punkte aus gelangt man ins Kosmische. Auch wer nur ein Organ hat, auch der Verkrüppelteste, kann „Vollmensch" sein. Lg.

hat auf den ersten Blick kaum eine Individualität.*) – Von hier aus bemerkt man denn eine besondere Erscheinung; einesteils nämlich ist nicht zu verkennen, daß jedes weiter zurückgelegte Jahr etwas mehr an dieser Individualität herausbildet, gleichsam die Statue des eigentlichen Menschen schärfer aus dem Marmorblock der kindlichen Anlage herausmeißelt; andernteils aber muß auch darauf geachtet werden, wie vieles von eigentlicher und besonderer Anlage irgend einer Persönlichkeit wieder durch Erziehung, Lebenserfahrung und Lebensschicksale während der allmählichen Fortschreitung der Zeit abgeschliffen, verstört und endlich geradezu beseitigt werden kann, so daß allerdings, wenn nicht zu verkennen ist, daß der ältere Mensch einerseits mehr er selbst geworden sein wird als der jüngere, doch auch der erstere wieder andererseits und gleichzeitig vieles von seiner Besonderheit verloren haben kann, was als jüngerer Mensch er noch besaß.

Der Menschenbeobachter, dessen höchste Aufgabe es ist, aus den Symbolen der äußern Erscheinung des Menschen das scharfe Bild seines eigentlichen Wesens, seine Idee, das Bild seines Seins vor seinem Sein, zu gewinnen, hat daher auch auf diese Unterscheidung sehr genau zu achten, im jungen Menschen die zwar unreife, aber dann auch noch mehr unberührte, im ältern die dann mehr entwickelte, aber zugleich auch mannigfaltig gebrochene oder überpolierte Individualität zu studieren, und eben in dieser Beziehung wird ihm dann jede Altersperiode stets ein besonderes Interesse darbieten. Freilich ist dabei nun unerläßlich, daß diejenigen Momente, wodurch, rein physiologisch genommen, jede dieser Perioden charakterisirt wird, und welche im Frühern nur andeutend behandelt worden sind, weil deren Kenntnis hier vorausgesetzt werden dürfte, dergestalt genau beachtet werden, daß man dagegen hinreichend gesichert sei, nicht etwa das für ein individuelles und persönliches Symbol zu nehmen, was nur physiologisches Zeichen des Lebensstadiums genannt werden sollte. – So

*) Dies gilt nur von der Individualität im Sinne eines logischen Selbstbewußtseins; die seelische Individualität dagegen ist schon im Neugeborenen völlig klar ausgesprochen; ich habe zahllose Säuglinge gesehen, die schon bei der Geburt die Physiognomie der Gewöhnlichkeit trugen und andere, die als kleine Aristokraten zur Welt kamen. Lg.

ist, um dies durch ein Beispiel deutlicher zu machen, der im Verhältnis des Stammes und der Glieder so viel größere Kopf, es ist die kleine stumpfgeformte Nase, es ist die mehr kugelig vorgebaute Stirn *das Eigentümliche des Kindes gegen den Erwachsenen*, hat dagegen aber sehr bestimmte psychische Bedeutungen, wenn es als individuelle Bildung im Erwachsenen selbst vorkommt, und es würde also sehr irrig sein und zu großen Mißverständnissen führen, wenn eben das, was dadurch im letztern allerdings symbolisiert ist, aus diesen Merkmalen am erstern herausgelesen werden sollte. Die gesamten *Proportionen des Körpers* sind in jeder der frühern Altersstufen besondere und sehr eigentümliche; der Symboliker muß sie kennen, um jegliche für *ihr* Alter gehörige nicht für eine bloß individuell charakteristische zu nehmen.*) Ebenso ist es ferner mit den Zeichen des höhern Alters; der enthaarte Scheitel des Greisen ist naturgemäß, während derselbe Mangel im jugendlichen Körper entweder auf vorausgegangene Krankheiten oder übermäßigen Kräfteverbrauch deutet usw. — Gehen wir daher hier die wesentlichsten Bildungsstufen durch, um zu beachten, welche Aufgaben dem Symboliker für die einzelnen Alter hauptsächlich gestellt sind.

Ich beginne mit dem Kinde, *vom Ende des ersten etwa bis zum Anfang des vierten Jahres*, denn das noch nicht einjährige Kind ist so sehr noch beginnende Menschenpflanze, daß hier eigentlich mehr der Ausspruch des Arztes anzugehen ist, ob überhaupt *ein gesundes Verhältnis* der Organisation, und damit die Anlage zu allem höhern Menschlichen vorhanden sei oder nicht. Geistigeres Leben betätigt sich demnach zuerst mit höherm Ausdruck in der zuvor genannten Periode, und wer mit einem Male sich überzeugen will, bis zu welcher Klarheit und Schönheit in dieser frühern Lebensperiode bereits das Göttliche durchleuchten kann, der wolle nur die

*) Man sehe hierüber die genauern Maßangaben in meiner mehrerwähnten großen „Proportionslehre" allwo den verschiedenen Maßverhältnissen der Altersstufen auch eine eigene Tafel gewidmet ist. Außerdem gibt eine übersichtliche, mannigfaltige, und sehr treue Bezeichnung und Darstellung der normalen Proportion des Körpers in den verschiedenen Altern, der „Polyklet von Schadow" mit seinen lehrreichen Tafeln.

künstlerischen Darstellungen geheiligter kindlicher Persönlichkeiten, kleiner Engelsköpfe, Johannesgestalten und besonders die des Christkindes, wie deren von einigen großen Meistern und am höchsten von Raphael, und von ihm wieder am höchsten das Christuskind der Sixtinischen Madonna gebildet worden sind, zu näherer Prüfung vornehmen, und er wird sich überzeugen, was schon in so früher Form der Geist für eine Macht zu zeigen imstande ist. – Bei alledem muß man davon ausgehen, daß in diesem Alter doch nur einzelnes, gleichsam als Lichtpunkte der Organisation, hervortauche, woran man sich zu halten hat. Ein solches einzelnes wird dann natürlich allemal hauptsächlich in denjenigen Stellen, welche man als die dem Menschen am meisten charakteristischen, also am Hirn- und Schädelbau und höhern Sinnesorganen wahrgenommen werden. Man darf daher noch weniger erwarten, in eigentümlichen Verhältnissen des Stammes und der Gliedmaßen hier das Bedeutende sich geltend machen zu sehen (wer bei dem kleinen Kinde nach einer psychischen Hand und dem fein sensibeln Fuß suchen wollte, wäre notwendig ganz auf dem Irrwege), dagegen eine breite hochmodellierte schöne Stirn, rein geschnittene und groß leuchtende Augen, sowie feine Bildung der Ohren und schönes Verhältnis von Mund und Kinn, werden schon hier sprechend sein. Ebenso wird bei dem frühen sich Ausbilden des Kopfs schon jetzt hervortreten, ob der Schädelbau mehr kugelig gerundet, mit vorwiegendem Mittelhaupte, oder ob er langgestreckt, ob er schmal oder ob er breit sich entwickeln werde, und vieles wird deshalb im Kinde nach den früher gegebenen Regeln für die Zukunft bereits aus diesen Verhältnissen sich prognostizieren lassen.

Es folgt jetzt die Periode vom vierten bis zwölften Lebensjahre, allwo zuerst deutlicher das hervorzutreten pflegt, was wir mit dem Namen des Charakters bezeichnen. Konstitutionen und Temperamente verschwimmen hier verhältnismäßig noch etwas ins Allgemeine, aber das geistig Individuelle hebt sich bereits mit größerer Entschiedenheit hervor. Es ist dies allerdings wichtig insofern, als es damit sehr genau zusammenhängt, daß das Organ des Geisteslebens, das Gehirn, gerade dasjenige ist, welches zeitiger

als die meisten übrigen seinen vollen Umfang erreicht. Wer unbekannt mit den Gesetzen der menschlichen Entwickelung heranträte, möchte nämlich wohl glauben, daß gerade ein so hochstehendes Gebild, als das Gehirn, notwendig *am spätesten* zu seiner Lebenshöhe kommen müßte, und in gewissem Sinne, und richtig verstanden, ist dies allerdings auch der Fall; beachtet man hingegen die allgemeine und massenhafte Anlage des Ganzen, so verhält es sich in Wahrheit gerade entgegengesetzt, da in dieser Beziehung (wie schon die enorme Größe des Kopfs im Embryo und selbst noch im neugeborenen Kinde es anzeigt) das Gehirn den meisten übrigen Organen weit vorauseilt, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es das höchste menschliche Organ, das die Würde des Menschen vorzüglich charakterisierende darstellt, und der Mensch natürlich zuerst eben als Mensch sich kundgeben soll. — Diesem Entwickelungsgange analog also, welcher das Gehirn zeitiger als vieles andere reifen läßt, ist es auch, daß der Grad besonderer geistiger Anlage, welche dem Menschen zugemessen wurde, früher im heranwachsenden Kinde sich verrät, als die gerade in diesem Individuum gleichzeitig reifende Art der Konstitution und des Temperaments. Der Menschenbeobachter wird daher in der gegenwärtig erwogenen Lebensperiode besonders um die genauere Bestimmung der in einem gegebenen Falle organisch bedingten Geistesenergie sich zu bemühen haben, ein Punkt, der hier um so wichtiger ist, da, wie bei dem Kapitel von der Anwendung der Symbolik für pädagogische Zwecke bemerkt worden war, eben daher gerade so vieles für weitere angemessene und wahrhaft fördernde Leitung des Individuums entnommen werden kann. — Man erinnert sich aber aus dem Frühern (S. 57), daß als die vier wesentlichen Geistesstufen angenommen werden mußten, a) die des Idioten, b) der elementaren Menschheit, c) des Talents und d) des Genius, und diese vier Stufen lassen, bei genugsamer Kenntnis und Beobachtungsgabe, mindestens in den letzten Jahren dieser Periode jedenfalls schon sehr genau sich unterscheiden; am frühesten natürlich die des *Idiotismus* nach den oben angegebenen Zeichen, am nächsten dann sowohl das *elementare Verhältnis* der Geistesanlage, bei jenen mehr gleichgültigen Ge-

staltungen, wie sie, freilich wieder mit unendlich verschiedenartigen Nüanzierungen, in der großen Mehrzahl der Menschen sich zeigen, als auch das besondere Verhältnis des Talents, welches, sobald es mit irgend einiger Energie auftritt, allemal sehr zeitig schon durch gewisse schärfere einseitige Gestaltungen, namentlich im Kopfbau (worüber man an die frühern Regeln sich erinnern möge) angedeutet wird. Fängt dasselbe doch auch im Leben selbst schon durch eigentümliche Kunstrichtungen und sonstige Befähigungen immer früh sich an zu betätigen! Am spätesten in dieser Periode, und oft auch dann nur dem sehr feinen und geübten Beobachter wahrnehmbar, hebt die organische Bedingung des Genius sich hervor; wie ja auch in den Lebensrichtungen der wirkliche Urgeist, indem er gewöhnlich aus dunkeln Regionen der untern Volksklassen und anfangs meistens mit den unscheinbarsten Äußerlichkeiten auftritt, stets erst allmählich sich Platz macht, späterhin dann freilich mit einem Male sonnenhaft über das Gemeine sich emporhebend, um sodann oftmals in kurzer Zeit der gesamten Geschichte eines Volks eine andere Richtung zu geben. — Leider hat man über Verhältnisse dieser Art, bei der so sehr sparsamen Erscheinung des wahren Genius, in der Wirklichkeit viel zu wenig entschiedene Beobachtungen sammeln können! Wie wichtig wäre es in dieser Hinsicht, den Kopf eines Dante, eines Plato, eines Leibniz, Shakespeare, eines Goethe, eines Napoleon, aus dem zehnten oder elften Lebensjahre in genauer Abformung aufbehalten zu sehen und zur Vergleichung vor sich zu haben, und wie gar kein Material dieser Art konnte doch bisher die Symbolik aufzählen, sind ja sogar die Formen dieser Erwachsenen selbst nur selten und einzeln vollständiger gekannt. — Bei alledem ist nicht nur zu zweifeln, daß, wenn, mit dem Material einer vollständigern symbolischen Wissenschaft ausgerüstet, man künftig der Entwickelung vieler Individuen folgen wird, dergleichen Giganten unter den Geistern dereinst auch zeitig schon aus ihrer körperlichen Hülle geahnet, wo nicht wirklich im voraus erkannt werden müssen.

Ist demnach in diesem Alter bereits mit mehr Bestimmtheit über die Geistesstufe im allgemeinen zu urteilen, zu welchem im Individuum die Anlage ge-

geben, so werden nun auch die besondern Richtungen der Geistestätigkeit, ob nach Gefühls- oder Willensseite, oder nach der der Intelligenz, angemessen den ihnen, wie früher beschrieben, charakteristischen Verhältnissen der Organisation, sich schärfer unterscheiden lassen. Bei allem diesem muß ich indes auf eine schon mehrmals gemachte Bemerkung zurückkommen, daß man nämlich ja stets das Alter selbst und die auch hier immer noch bevorstehenden großen Metamorphosen des ganzen Körperbaues im Auge behalte. — Auch in dieser Lebensperiode ist nämlich natürgemäß das Verhältnis des Hauptes zu Stamm und Gliedern ein, symbolisch genommen, weit vorteilhafteres als im Erwachsenen; der an sich größere Schädel, namentlich die oft jetzt noch kindlich vorgewölbte Stirn, und selbst das verhältnismäßig noch etwas größere Auge, könnten leicht auf eine höhere und mehr intelligente Geistesbefähigung hinzuweisen scheinen, als streng genommen hier doch eigentlich dadurch nachgewiesen wird, und alles dieses fordert deshalb zu besonderer Vor- und Umsicht auf, und beweist abermals, daß keineswegs eine so leicht zu übende, und nur wie in einem Wörterbuche die Bedeutung ablesende, die Kunst der symbolischen Menschenbeobachtung und Beurteilung bleibe. — In Wahrheit sieht man daher oftmals, was ich auch früher schon angedeutet habe, daß Kinder, denen im elften oder zwölften Jahre nach äußern Zeichen noch eine besondere geistige Gewalt und namentlich eine Macht der Intelligenz einzuwohnen schien, ja die auch wirklich um diese Zeit in ihrem Sein und Tun mehr als gewöhnliche Geistesgaben verrieten, späterhin, nachdem die erwähnten Symbole nicht in gleichem Maße sich fortgebildet hatten, und nun, bei weiterm Wachstum, Kopf und Stirn ganz zu gewöhnlichen Verhältnissen zurückgekehrt waren, auch ihrem Geistesleben nach gänzlich wieder in die Reihe elementarer Menschheit eintreten, und höchstens noch ein und das andere Talent, bei einer sehr mittlern Bedeutung der Intelligenz, sich erhalten. — Die Geschichte fast aller sogenannten Wunderkinder wird auf diese Weise sattsam erklärt, wenn nicht gar, wie dies bei dem berühmtesten Wunderkinde des vorigen Jahrhunderts, dem kleinen Heineke in Lübeck, der Fall gewesen zu sein scheint, die ganze vorschnelle Organisations- und Geistesentwicke-

lung dergestalt krankhaft war, daß es notwendig einen baldigen Tod zur Folge haben mußte*).

Endlich ist denn auch noch wohl zu beachten, daß, wenngleich, wie oben bemerkt wurde, die Geisteseigenschaften hier noch das Hauptaugenmerk des Physiognomen abgeben, doch auch Konstitution und Temperament in diesem Alter ebenfalls mit einer etwas größern Bestimmtheit anfangen hervorzutreten und nach Verhältnissen der Hautflächen, wie nach denen zwischen Kopf-, Brust- und Unterleib, Stamm und Gliedern, Haar und Gesichtszügen einige schärfere Bestimmung zulassen. Namentlich gilt dies von den Temperamenten, welche bei Knaben dieses Alters, nach der gesamten äußerlichen Bildung, sowie nach der gesamten Haltung, bereits sehr gut erkannt werden können, während von den Konstitutionen im ganzen immer nur einzelne, wie die lymphatische, sensible, pletorische, atrophische, pneumatische und böotische schärfer sich ihren Zeichen nach herauszubilden anfangen werden. Dabei ist nicht zu übersehen, daß selbst die Art des Wachstums, die schnellere oder langsamere Entwickelung, sehr charakteristisch für die Individualität bleibt. Ein gewisses Maß ist hier überall fest im Auge zu behalten, und es leidet keinen Zweifel, daß, so sehr (wie eben bemerkt wurde) eine zu vorschnelle Entwickelung ungünstiges Zeugnis für die Energie im ganzen ablegt, auch die zu langsame stets, als eine gewisse Trägheit der Natur, von schlechter Vorbedeutung für die innerste Lebensidee und deren geistige Macht sein muß**).

Es folgt nun die eigentliche Lebensperiode der Jugend, vom zwölften bis zwanzigsten Jahre, und mehr und mehr findet in ihr alles, was schon unsere frühern Betrachtungen über Symbolik dargelegt und in seiner Begründung nachgewiesen haben, seine vollständige Anwendung. – Gewiß

*) Es ist merkwürdig, daß auch hinsichtlich der Geschlechtsregion solche Beispiele vorschnellen Reifens nicht selten sind. Die Bücher der Ärzte zeigen, wie auch dies gewöhnlich dem Weiterleben Gefahr bringt. Wahrscheinlich wird man künftig unter der Einwirkung elektr. Ströme die gesamte Natur zu sehr viel früherer Reife bringen. Lg.

**) Die besonderen Eigentümlichkeiten der Reifejahre sind von William Stern; die des frühesten Kindesalters von Wilhelm Preyer aufs trefflichste erforscht und geschildert worden. Lg.

ist, daß, wer in diesem Zeitraume, in welchem das eigentlich Charakteristische der Persönlichkeit, soweit es eben gegeben ist, allemal vollends zum Durchbruch kommen muß, ein Individuum mehrfältig und von Zeit zu Zeit, auch nur äußerlich zu beobachten Gelegenheit hat, und wer dann aus sämtlichen Zeichen nicht imstande ist, ohne des weitern nähern Verkehrs mit demselben zu bedürfen, ein bestimmtes und begründetes Urteil über dessen Fähigkeiten und Eigentümlichkeiten abzugeben, der wird zu Untersuchungen dieser Art überhaupt wenig befähigt genannt werden dürfen. – Zwar treten nämlich die entscheidenden Formen in diesen Jahren noch nicht mit der ganzen Schärfe hervor, welche die spätern Perioden bezeichnen, allein um so reiner ist gewöhnlich auch noch das wirklich Eigentümliche, das von Einwirkungen des Lebens noch so viel weniger Verfärbte zu erkennen, und um so interessanter also wird in dieser Beziehung die Ausbeute der Untersuchung sein können.

Die vierte Lebensperiode, die der eigentlichen Reife, ist nun ganz besonders diejenige, von welcher alle unsere frühern Untersuchungen wesentlich handelten, und bedarf deshalb hier gar keiner besondern Besprechung.

Endlich das höhere Alter betreffend, so ist zunächst auch hier zu bemerken, daß die Art des Lebensfortschritts, seiner Raschheit oder Langsamkeit nach, abermals von der wichtigsten Bedeutung für die Individualität bleibt. Man braucht nur eine geringe Anzahl Menschen in höhern Jahren zu vergleichen, um sich zu überzeugen, wie ausnehmend verschieden, und in wie verschiedener Zeit, die Zeichen der Greisenperiode bei ihnen hervortreten. Wenn der eine in den sechziger oder siebziger Jahren noch eine große Frischheit des Lebens, ungealterte Formen, Fülle der Muskulatur und Haut, und Klarheit der Farben sich erhalten hat, so ist der andere vielleicht schon in den fünfziger Jahren völlig als Greis bezeichnet und von vertrockneter eingeschrumpfter Form und Haltung. Diese Verschiedenheit wird natürlich nie fehlen von Bedeutung zu sein, teils für die ursprüngliche Lebensidee selbst, teils für die Art der vorausgegangenen Lebensführung. – Das Urteil über diese Verhältnisse stellt sich übrigens bei genauer Prüfung weniger einfach dar, als man auf den ersten Blick glauben

möchte. So kann z. B. allerdings die längere Verzögerung wirklich greisenhafter Zustände in vielen Fällen das Zeichen sein einer besonders mächtigen und auch geistig sehr bedeutenden Individualität, wie denn großartige und gesunde Naturen, wie die eines Goethe, stets durch eine lang fortgehende, immer erneuerte Verjüngung sich auszeichnen werden; allein nicht jedesmal darf das Phänomen nur eben in dieser Weise gedeutet werden, sondern nicht allzu selten kommen auch Fälle vor, wo es nur eine gewisse ursprüngliche Langsamkeit und Sterilität der Natur ist, auf welcher es beruht, daß jene Umänderungen der Organisation in die Formen des höhern Alters so ungewöhnlich retardiert werden, so daß man den Menschen dann mehr einer aus Mangel an Triebkraft stehengebliebenen Uhr vergleichen dürfte, als einem durch besondere Energie gegen die Änderungen der Zeit geschützten Genius; ein Umstand, welcher daher den Physiognomen nötigt, bei jeder in Frage stehenden Persönlichkeit, an welcher dieses „sich länger Konservieren" bemerkbar wird, zugleich auf die übrigen Zeichen höherer oder niederer Lebensenergie sorgfältig Rücksicht zu nehmen, und außerdem, um zu einem richtigen Urteil zu gelangen, noch in Anschlag zu bringen, inwiefern die Kunst der Hygiastik und Kosmetik mitgewirkt haben, einen länger erhaltenen Schein von Jugendlichkeit zu erreichen, oder inwiefern alles dieses wirklich als eine reine Naturgabe angesehen werden darf. Es ist zu beklagen, daß in einem neuerlich erschienenen Werke über höheres Alter*), anstatt der dort gegebenen unfruchtbaren, langen und mühsamen Aufzählung von mehreren hundert Personen, welche über ein Jahrhundert lebten, die Aufmerksamkeit des Verfassers sich nicht mehr auf Schilderung und Vergleichung der Persönlichkeit ausgezeichneter Greise gewendet hat. Das dem Buche beigegebene Porträt des bekannten Henry Jenkins, welcher 169 Jahre alt wurde, kann übrigens empfohlen werden als Beispiel einer jener harten, fast unzerstörbaren Naturen, welche ihr langes Leben weniger der Tiefe und Großartigkeit ihrer Natur, sondern mehr deren Zähigkeit und Derbheit verdankten. – Diese Betrachtung

*) Records of longevity, with an introductory discourse on vital statistics by Thomas Bailey (London 1857).

macht nun den Übergang zu derjenigen, welche das verspätete oder verfrühte Alter zugleich als Zeichen der Lebensführung und Lebensvorgänge erkennen läßt. Natürlich reibt nämlich ein durch rauhe und schwere Tätigkeit vielbewegtes Leben, trotzdem daß es mitunter zugleich die Gesundheit zu kräftigen vermag, in hohem Grade die äußere Form auf, und wird somit in vorgerückten Jahren dem Körper den Typus des Alters notwendig weit schärfer aufdrücken, als eine nur mäßig angestrengte, aber wohlgeschonte Existenz. Auch dies gibt also wieder eine eigene Modifikation in der Beurteilung eines Alten oder einer Alten, indem man abermals sich zu hüten hat, daß man ebenso wenig ein nur durch begünstigende Umstände herbeigeführtes längeres sich Konservieren als Zeichen hoher Geistesenergie betrachtet, wie im Gegenteil jedes durch Lebensumstände und Krankheit bedingte schnellere Altern der äußern Form als Zeichen eines besondern innern Mangels der Idee. – Viele Momente sind es sonach, welche der Symboliker sorgfältig zu beachten hat, dafern bei der Untersuchung hochbejahrter Persönlichkeiten, aus allen einzelnen im Vorigen bestimmten Zeichen der Bildung das eigentliche reine und rechte Endurteil über Konstitution, Temperament und geistige Individualität sich entnehmen lassen soll, und wenn demnach auch einerseits durch die größere Schärfe der Ausprägung des Charakters in dieser Lebensperiode, die Aufgabe hier bedeutend erleichtert scheint, so ist andernteils dieselbe doch auch zugleich durch alle diese Rücksichten mehr kompliziert, ja zuweilen wohl gar mit den eigentümlichen Schwierigkeiten verbunden.

Und so viel von der verschiedenen Anwendung der Symbolik je nach den einzelnen Altersstufen; ich wende mich nun zu der

b) Anwendung der Symbolik auf die verschiedenen Geschlechter.

Im allgemeinen darf ich sagen, daß, indem wir alle Regionen des Körpers umsichtig und forschend durchwandert hatten, damit die eigentliche Bedeutung aller so unendlich verschiedenen Gestaltungen dadurch möglichst klar werde, schon

die Verschiedenheit der Geschlechter in dieser Beziehung zugleich großenteils überall berücksichtigt worden ist; nichtsdestoweniger bleiben auch hier noch einige besondere, und dem praktischen Physiognomen jedenfalls wichtige Fingerzeige zu geben übrig. – Das erste aber, was hier hervorzuheben wäre, ist jedenfalls die Bemerkung, daß die symbolische Deutung des Innern aus dem Äußern, ihrer vollen Ausführlichkeit nach, jedenfalls *im weiblichen Organismus schwieriger sei, als im männlichen*. – Nicht ohne Ursache haben schon von jeher Dichter und Psychologen die Seele des Weibes ein schwer zu entzifferndes Geheimnis genannt. Eben weil die Zeichnung seiner Eigentümlichkeiten weicher, seine Originalität verborgener, sein ganzes Leben innerlicher ist, spiegelt es sich weniger scharf in dem Äußern, ja schon dadurch, daß das Gemüt, in seinen dunkeln nebulösen Zuständen, das recht eigentliche Reich und Lebensprinzip hier ausmacht, muß das Dasein zurückgezogener bleiben, als in einem Falle, wo, wie in dem Manne, Leben und Tun mehr im Erkennen und Vollbringen sich bewegt. Wird daher der Symboliker überall mit einer gewissen Restriktion und mit Voraussetzung eines gewissen stets übrigbleibenden Inkommensurabeln an seine Aufgabe herantreten, so hat er dies jedenfalls vorzüglich nötig gegenüber dem Weibe. Soll indes die Untersuchung auch des weiblichen Organismus, von seinem innern seelischen Sein, ein recht bestimmtes Bild geben, so darf es als eine andere sehr zu beachtende Regel gelten, daß man zunächst auf die Zeichen alles unbewußten Seelenlebens die vorzüglichste Rücksicht nehme, denn wie eben bemerkt wurde, mehr noch als beim Manne beruht Reichtum sowohl als Armut des bewußten Geistes hier auf der Basis der unbewußten Psyche. Derselbe Kopf auf einem anders gebauten Stamme, einem solchen, welcher eine andere Strömung des unbewußten Lebens anzeigt, wird unfehlbar in der Frau auf eine weit mehr verschiedene Seeleneigentümlichkeit deuten, als dies, bei gleicher Verschiedenheit, im Manne der Fall sein wird. Man denke sich z. B. die Eigentümlichkeit des Kopfs eines Voltaire; ein ähnlicher Kopfbau nun auch auf einem stärkern größern Stamme und mit massigern Gliedmaßen als die seinigen waren, und die geistige Indi-

vidualität wird zwar die Farbe ändern, aber keineswegs so stark, als dies der Fall sein würde, wenn ein Kopf, wie wir ihn an der Bühnenkünstlerin und Sängerin Schröder-Devrient kennen, auf einem kleinen magern Stamme mit dürftigen Gliedern gefunden würde. Selbst das Gesicht, als der besondere Träger der Zeichen des Temperaments, wird deshalb bei verändertem Bau, im Weibe in höherm Grade die Eigentümlichkeit der Schädelbildung ihrer Bedeutung nach modifizieren, als dies beim Manne der Fall ist, in welchem die Individualität von Hirn und Schädel stets entschiedener und ausschließlicher die der Geistesanlagen charakterisiert. Jedenfalls rührt es daher, daß bei gebildeten sowohl als auch bei noch großenteils ungebildeten Völkern, seit alten Zeiten, stets so viel gegeben worden ist und wird, auf die Beschaffenheit des weiblichen Antlitzes, und ein schönes Gesicht, eine schöne Hand, ein schöner Fuß, wenn sie bei diesem Geschlechte sich im Verein finden, gaben daher fast überall und immer die sicherste Bürgschaft, daß hier zugleich eine im allgemeinen wohl ausgestattete geistige Individualität in der Anlage vorhanden sei*). – Freilich gehört gerade in diesem Geschlechte allemal auch noch eine besonders glückliche Einwirkung des Lebens und zuhöchst die des angemessenen männlichen Einflusses hinzu, wenn eine solche Anlage, zumal wo sie nicht durch einen ganz ausgezeichneten Hirn- und Schädelbau schon mehr selbständig geworden ist, zu ihrer vollen Wirklichkeit gelangen soll. – Wer diese Umstände gehörig beachtet, dem wird es nun sicher in vielen Fällen vollkommen erklärlich sein, wenn, namentlich in schon etwas ältern Frauen, er diejenige Geisteseigentümlichkeit nicht immer zu entdecken vermag, wozu in der Bildung des Ganzen eine entschiedene Anlage doch jedenfalls gegeben gewesen war.

*) Von Velasquez wurde folgender Kanon für vollkommen weibliche Schönheit aufgestellt: Drei weiße Dinge (Haut, Zähne und Hände); drei schwarze Dinge (Augen, Augenbrauen, Augenlider); drei rote (Lippen, Wangen, Nägel); drei lange und schlanke (Arme, Leib und Haare); drei kleine (Zähne, Ohren und Füße); drei breite (Busen, Stirn und der Raum zwischen den Augenbrauen); endlich drei weiche Dinge (Haare, Finger und Lippen). – Der Kanon Polyklets fordert: kleinen eirunden Kopf, schmale Hüften, schlanke Fesseln, die dritte Zehe am Fuß muß die längste sein. Lg.

Überhaupt ist in dieser Beziehung nun noch schließlich zu bemerken, daß im Weibe, eben seiner natürlichen größern Weichheit und Impressionabilität nach, die pathognomischen Zeichen überall, und so wieder namentlich im Gesicht, mit ganz besonderer Deutlichkeit sich ausprägen. Nur hierin ist es gegründet, daß in diesem Geschlecht teils die edle Richtung und ausdauernde geistige Beschäftigung den Schimmer einer eigenen Schönheit selbst über ein an sich weniger schön gebautes Antlitz verbreiten kann, teils aber auch, daß, bei einem ins Gemeine und Verworfene ausweichenden Lebensgange, der Gesamtausdruck der Persönlichkeit und namentlich des Gesichts selbst bei einer ursprünglich regelmäßigen Bildung zuletzt oft eine Widerlichkeit annimmt, wie sie im Manne schwerlich vorkommen wird, eine Widerlichkeit, welche dann oft etwas wahrhaft Dämonisches zeigt und dazu hauptsächlich beigetragen hat, dem Typus eines solchen alten Weibes im Volke etwas Furchtbares, Unglückbringendes beizulegen, ja mit einem Wort den Charakter der Hexe, als ein Wesen, nur im weiblichen Geschlecht existierend, zu erschaffen. – Endlich:

c) Anwendung der Symbolik auf die verschiedenen Volksstämme.

Der Physiognomiker hat in dieser Beziehung offenbar eine doppelte Aufgabe: einerseits nämlich ist es ja eben ganz wesentlich der gesamte äußere Habitus, es sind die besondern Verhältnisse aller Körperproportion, und vorzüglich der eigentümliche Kopf- und Antlitzbau, die eigene Hand- und Fußform, und die Beschaffenheit von Haut und Haar, wodurch zunächst die vier großen Menschheitstämme und dann die einzelnen Rassen sich unterscheiden, und hat der Symboliker hier einmal festgestellt, welche Zeichen eben es sind, die einen Stamm, eine Rasse charakterisieren, so wird dies alsbald es auch erleichtern, das Bild geistiger Individualität gerade dieses Stammes, dieser Rasse vollständig zu zeichnen. Man versuche nur z. B. alle die Körpereigentümlichkeiten, welche die Nachtvölker, und namentlich den eigentlichen Neger charakterisieren, zusammenzustellen, man erinnere sich ferner der symbolischen Bedeutung aller dieser Bildungen, von dem kleinern in der Stirngegend flächern Schädelbau

an, bis zu der mehr tierischen Bildung von Nase, Lippen, Händen, Schenkel und Füßen, und man wird hier ein Resultat ziehen können, welches stets über die geistige Bedeutung dieses gesamten Stammes ein sehr richtiges Urteil fällen lehrt und es vollständig erklärt, warum in diesem Stamme so äußerst wenig eigene Geistesentwickelung vorkommt und alle Bildung ihm eigentlich durchaus nur vom Stamme der Tagvölker hat zugeführt werden müssen*). — Ähnliches gelingt denn ebenso mit andern Stämmen und Rassen, und man darf eine solche summarische Anwendung der Symbolik auf ganze Volksmassen zugleich auch gewissermaßen eine Probe auf das Exempel nennen, denn in merkwürdiger Weise begegnen sich dann immer einerseits das Bild psychischer Besonderheit, welches aus der symbolischen Betrachtung hervorging, und andererseits das, was aus Beobachtung des Lebens, aus Erforschung ihrer Fähigkeiten, Sitten und Gebräuche allein schon hervorgehen konnte. Um solche große und allgemeine Resultate symbolischer Betrachtungen zu ziehen, gehört freilich die Beobachtung und Untersuchung von möglichst vielen Individuen eines Stammes, einer Rasse hinzu, und nur nach Hunderten, ja Tausenden läßt sich hier das ganz befriedigende Urteil fällen, so daß denn auch in dieser Beziehung künftigen Arbeiten noch ein ungemein großes Feld offen erhalten wird. So gäbe es jedenfalls einen sehr interessanten Stoff, wenn nur von den prägnantesten Nationen Europas, den Skandinaviern, Russen, Engländern, Deutschen, Polen, Franzosen, Spaniern und Italienern, in solcher Hinsicht genaue Messungen und physiognomische Beobachtungen aufgezeichnet würden! Die merkwürdigsten Verschiedenheiten der Massen würden als Resultat der Untersuchung vieler Einzelner hervorgehen, und wie viel mehr Licht würde alles dies auf die bisher nur unvollkommen gekannten Seeleneigentümlichkeiten dieser Völker werfen! — Gibt doch schon ein flüchtiger Überblick in diesem Felde die wichtigsten Tatsachen an die Hand! — Wie ausnehmend verschieden z. B. ist der Kopfbau, die Antlitzform, die Stamm- und Glieder-

*) Unter der Führerschaft Markus Garveys erobert heute dieser Stamm die Welt, und die ihn genau kennen, bedauern, daß er durch die Übernahme der tagvölkischen Bildung seine eigene Ursprünglichkeit und Schönheit verliert. Lg.

bildung bei Engländern und Franzosen! Die im allgemeinen gedehntern Körperformen der erstern, ihr starker mehr in die Länge gezogener, das Vorder- und Hinterhaupt gegen ihr Mittelhaupt überwiegend zeigender Schädelbau, ihre hellere Haut- und Haarfärbung, ihr langes Gesicht mit schmalern, die großen Vorderzähne weniger bedeckenden Lippen, die langen Glieder und die meistens zwischen der motorischen und psychischen stehende Hand, im Gegensatz zu den Eigentümlichkeiten der letztern, mit ihrem gedrungenern Körperbau, mehr rundlicher Schädelform, dunklerer Farbe des Haars, etwas mehr bräunlicher Haut, vorstehendern Lippen und kleinern Zähnen, nebst lebhaftern Augen und kürzerer, aber schärfer gezeichneter Nase, bei einer in Stamm und Gliedern so viel gedrungenern Bildung und einer Hand, welche größtenteils in der sensibeln und zum Teil motorischen Form erscheint. – Schlage man nun in den vorhergehenden Kapiteln die symbolische Bedeutung all dieser erwähnten Bildungen nach, und ziehe das Resultat für die Eigentümlichkeiten einer Seele bei solchem Körperbau, und wie genau wird dies mit dem Nationalcharakter dieser beiden, eben ihrer großen Verschiedenheit wegen seit Jahrhunderten über den Kanal herüber und hinüber feindselig sich anschauenden Völker zusammentreffen, dadurch zugleich die Richtigkeit der Grundsätze der Symbolik bewährend und die psychologischen Momente dieser Nationalitäten um so viel deutlicher herausstellend, ja zum großen Teil erst klärend.

Eben in dieser Beziehung hat mich die Erwägung der den Deutschen eigentümlichen leiblichen Bildung oft zu vielfältigen Betrachtungen veranlaßt. – Man darf nämlich im ganzen gewiß mit Recht behaupten, unter den hervorstehenden Nationalitäten Europas sei der Deutsche am meisten zum Denken, der Engländer am meisten zum Tun, der Franzose am meisten zum Sprechen geschaffen, während der Italiener das Vorrecht der Schönheit für sich nimmt und die angestammte große Befähigung zur Kunst besitzt*). Achte ich nun auf den ver-

*) „Aus einer Brücke ragt ein Nagel heraus. Der Franzose springt lachend darüber weg; der Italiener bleibt stehen und sagt: „Er glänzt in der Sonne"; der Engländer nimmt aus der Tasche einen Hammer und schlägt ihn ein, der Deutsche geht zur Polizei und macht Anzeige." Lg.

schiedenartigen Bau aller, und namentlich auf ihre Kopfbildung, so kann ich nicht verkennen, daß jener große Schädelbau, welcher durch seine hohe und breite Wölbung im ganzen, und namentlich des Vorderhauptes, wesentlich eine starke Ausbildung des Gehirns bedingt, und, insofern er mit der gesamten Körperbildung in bestimmter Proportion sich befindet, eben dadurch das Material zu einer reichen Geistesentwickelung darbietet, offenbar mehr als unter den andern Stämmen Europas (und das heißt doch der eigentlich kultivierten Welt überhaupt) bei den Deutschen zu Hause ist. – Schon mitten im Volke sind jene großen starken Köpfe, welche zwar oftmals nur erst eine überhaupt kräftige und große Lebensform andeuten können, und unsern Altvordern in ihren Eichenwäldern schon nach Römerzeugnis eigen waren, eine sehr häufige Erscheinung, und eben aus diesem Boden sind denn nach und nach so viele Geister hervorgegangen, in welchen das in einer starken Hirnbildung gegebene Material nun auch zu glänzender und reicher Geisteserscheinung sich entwickelte; ja manche haben denn wohl auch erst auf fremdem Boden den Raum gefunden, zur vollen Wirksamkeit zu gelangen. So ist dies früher von Gall, dessen große starke Kopfbildung ihn in Paris immer von den eigentlichen Franzosen unterschied, mehrfach erwähnt worden, so gilt dies noch in höherm Maße von G. Cuvier, dessen deutscher Ursprung mehr als durch seinen Namen (von „Küfer" in Cuvier umgewandelt) durch seinen ausgezeichnet großen Kopfbau bewiesen war und dessen deutsche Richtung in vielen seiner Arbeiten für immer unverkennbar bleiben wird. Ein ähnliches Beispiel bilden die beiden großen denkenden Musiker, beide von großem starken Kopfbau, der erste unter den Franzosen, der zweite unter den Engländern, Gluck und Händel. Andere für immer Deutschland ausschließend zur Zierde gereichende Denker und Forscher, von Luther und Leibniz an, zu Lessing, Kant, Hegel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Werner, Rudolphi, Ehrenberg, Lichtenstein, ebenso wie seine größten Komponisten, Mozart und Beethoven, und sein größtes Dichterpaar Goethe und Schiller, sie sind allesamt, wie gewaltig in ihren Werken, so auch in ihrem Kopfbau bedeutend, und beweisen dadurch mit für unsern obigen Satz, und geben Deutschland, dem im

Materiellen und Politischen andern Nationen oft nachstehenden Lande, somit für das geistige Leben der Menschheit eine eigentümliche und kosmopolitisch besonders hohe Bedeutung.

Doch es ist nun auch noch einer zweiten Anwendung der Symbolik auf die Untersuchung verschiedener Volksstämme zu gedenken, welche wir die relative nennen möchten. – Indem wir nämlich von der Erkenntnis ausgehen, daß die Mannigfaltigekit der Stämme und Rassen wirklich eine sehr bedeutende ist*), jede mit mannigfaltigen besondern Eigentümlichkeiten der Bildung ausgerüstet, so versteht es sich leicht, daß, wenn wir die symbolische Forschung anwenden wollen auf ein Individuum des einen oder andern Stammes, oder der einen oder der andern Rasse, wir die Besonderheiten, welche ihr als Teil eines solchen untergeordneten Ganzen angehören, allerdings anders beurteilen müssen als da, wo dieselbe Bildung bloß als Eigentum des Einzelnen vorkommt. – So ist z. B. die aufgestülpte kürzere Nase das charakteristische Zeichen des eigentlichen Negerstammes, und vermehrt allerdings eben deshalb für diese Völker die Bedeutung einer gewissen geistigen Unreife; dessenungeachtet aber gewährt ganz dieselbe Nase, wenn sie unter den Tagvölkern vorkommt, doch entschieden wieder noch eine andere Bedeutung, wie dies oben S. 263) gezeigt worden ist. Noch mehr gilt dies von der Färbung der Haut, denn sicher deutet eine gelbbraune Haut des Europäers in ganz anderer Weise auf atrabilarische Konstitution und die davon abhängigen Zustände geistigen Lebens, als die ähnlich gefärbte der östlichen Dämmerungsvölker, und umgekehrt ist weiße Hautfarbe, welche als

*) Einen präzisen und leichtfaßlichen Überblick glaube ich gegeben zu haben in meiner Denkschrift: Zu Goethes hundertjährigem Geburtstage, von den verschiedenen Menschheitsstämmen und ihrer geistigen Befähigung (Leipzig 1849). Außerdem will ich noch auf ein neustes Werk hier aufmerksam machen, worin namentlich eine sehr große Vergleichungstafel ausgeführter und kolorierter Köpfe aus allen wesentlich unterschiedenen Volksstämmen nicht uninteressant ist: „Indigenous races of the earth", contrib. by Maury, Pulszky, Meigs, Nott and Gliddon (London und Philodelphia 1857). Manche frühern Werke, wie die von Prichard (deutsch von R. Wagner: Naturgeschichte des Menschengeschlechts, Leipzig 1840) und Gobineau (Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1853) werden dadurch vervollständigt.

das Zeichen höherer Entwickelung des Individuums in den Tagvölkern angesehen werden muß, bei den Nachtvölkern, wenn sie dort ausnahmsweise vorkommt, gerade umgekehrt das Symbol eines niedern und kränklichen Zustandes, nämlich des der Albinos.

Ja selbst hinsichtlich der Schädelbildung, und sogar in bezug auf diese insbesondere, gilt das, was über relative Anwendung der Symbolik gesagt worden ist, in vollem Maße. Ein Schädelbau z. B., welcher an einem Europäer nur als einer von sehr mäßiger Befähigung angesehen werden dürfte, würde für den Neger schon zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtigen, während umgekehrt die negerartige Schädelbildung, wenn sie, auch in ihrer bessern Form, bei einem Europäer vorkommt, stets auf geringe Anlage zu höherer geistiger Entwickelung deutet.

Und so ist denn also die große Wahrheit, daß selten oder nie etwas in der wirklichen Welt eine absolute Geltung habe, sondern seine eigentliche Bedeutung erst durch die Umstände und Verhältnisse zu anderem erlange, eine Wahrheit, auf welche wir in allen unsern symbolischen Betrachtungen so oft hingewiesen worden sind, auch noch ganz besonders bei der physiognomischen Untersuchung von Individuen verschiedener Volksstämme sorgfältig zu berücksichtigen*).

*) Während das niemals wiederkehrende Einmalige jeder Gestalt grade das ist, was ihr Wesen und Leben ausmacht, bleibt es fraglich, ob wir das Generelle, wie Volksart, und selbst Rasse nicht auffassen müssen, als notgeborene Anpassungsnotwendigkeit, die unter gleichen Lebensbedingungen auch an jedem anderen Individuum des Menschengeschlechts schließlich eintritt. Jedenfalls scheint es, daß wir Deformitäten, auch ohne Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften allein aus Anpassung erklären können. — Ich weiß von deutschen Familien, die in die Mongolei einwanderten, daß das schmale mongolische Schlitzauge und die breiten Jochbögen, ohne daß Blutmischung stattfand, schon in der dritten Generation sichtbar wurden. Das Auge beginnt, sobald es dem scharfen Lichte der gelben Wüste dauernd ausgesetzt ist, sich automatisch zu verengen und die scharfen Reize der staubaufwirbelnden Wüstenwinde veranlassen das Antlitz durch Verdickung und Vorbau des Backenknochens sich zu beschützen. Lg.

Sei denn also hiermit vorläufig der Überblick einer Wissenschaft beschlossen, welche, wenn sie mehr und mehr Anerkennung findet und überall mit wahrhafter Befähigung angewendet wird, dereinst wesentlich beitragen muß, das Rechte auf die rechte Stelle zu setzen, manches Urteil zu berichtigen und somit manche Unvollkommenheiten, an denen die menschliche Gesellschaft leidet, zu mindern, dergestalt, daß diese Lehre, sowie sie im einzelnen gar wohl die angemessene individuelle Erziehung zu fördern imstande war, sie auch im allgemeinen wirklich mithelfen kann zu der Erziehung der Menschheit im ganzen, d. h. zu jener Erziehung, wodurch sie in unendlicher Annäherung einem Ziele letzter Vollendung immer näher geführt werden soll, dessen Erreichung freilich stets außer allen Schranken der Möglichkeit liegen wird.

Ergänzungen.

Der dritte Teil unseres Lehrbuchs der Menschenkenntnis bietet einige praktische Anwendungen der beiden ersten Teile; und zwar in fünffacher Hinsicht: in Hinsicht auf Erziehung, Heilkunst, Rechtspflege, Gesellschaft und Kunst. Sodann handelt der dritte Teil in seinem Schlußabschnitt von der Möglichkeit einer „differentiellen" Charakterkunde; und zwar bezüglich der verschiedenen Altersstufen, der beiden Geschlechter und der Volksstämme.
Zu alle diesem seien einige hinweisende Anmerkungen beigefügt.

I. Praktische Anwendungen.

1. Zur Pädagogik.

Da zu erwarten steht, daß die gegenwärtig verfügte Auslieferung der Pädagogik an die experimentelle Psychologie, mit ihren Eignungsprüfungen, Taylorsystem und zahllosen Reaktionsexperimenten bald einer allgemeinen Enttäuschung Platz machen wird, so ist die Hinweisung auf eine Charakterkunde, die das Kind nicht aus Funktionen „zusammengesetzt" sein läßt, sondern in jeder Lebensrichtung den ganzen Menschen sucht, heute besonders wichtig und wohl angebracht. Wir müssen aber die physiologische Methode unserer Arbeit ergänzen durch jene zunächst vom eigenen Selbst ausgehende philosophische Charakterologie, deren erstes Werk in Deutschland die Bahnsensche Charakterologie gewesen ist, welche nahezu gleichzeitig mit Carus „Symbolik der Gestalt" erschien. Diese „Beiträge zur Charakterologie mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen" leiden freilich an Mängeln der Methodik und werden daher noch übertroffen durch die rein charakterographischen Schriften Bahnsens; besonders durch das köstliche Buch „Mosaiken und Silhouetten".

2. Zur Medizin.

Wenn man bedenkt, daß alle medizinische Diagnostik eine Symptomatologie benötigt und wenn man ferner bedenkt, daß bei der Wechselwirkung aller Teile im Organismus keinerlei Zeichen je isoliert vorkommen kann, vielmehr jede Veränderung in einem Teile auch die Angleichung aller anderen mit sich bringen muß, so wundert man sich, daß die von Morison angebahnte Wissenschaft der Pathognomik an Kranken keine Bearbeiter mehr gefunden hat und daß es keine Atlanten gibt, die den Gesamthabitus des Menschen bei spezifischen Störungen wiedergeben; denn es besteht fraglos bei erfahrenen Ärzten bewußt oder unbewußt die Fähigkeit, die Natur der Krankheiten von der Gestalt abzulesen, z. B. bei Stoffwechselerkrankungen zu erspüren, welche Substanz dem Organismus fehlt oder mit welchen Stoffen er überlastet ist. Mein Vater, welcher über ein Menschenalter lang in Hannover als Arzt wirkte, pflegte wohl zu sagen, daß er Krankheiten durch die Nase diagnostiziere, und wenn ich als Knabe ihn auf seinen Gängen begleitete, so kam es wohl vor, daß er mich vor einer Türe heimschickte, indem er sagte: „Geh lieber nach Hause; es riecht hier nach Masern"; ebenso sind mir Fälle bekannt, wo alte Ärzte aus der Betrachtung des Blickes und der Änderungen im Auge mit guter Sicherheit Diagnosen stellten.

3. Kriminalistik.

Die Literatur dieses Gebietes, die Anthropologie und Psychologie des Verbrechens, sind seit Erscheinen der Symbolik so ungeheuer reich geworden, daß ich es nicht wage, hier einzelne Fragen oder Gesichtspunkte herauszuheben, sondern nur hinweisen will auf die in Deutschland vorhandenen Fachzeitschriften, wie die Zeitschrift für Psychopathologie und das Archiv für die gesamte Psychologie (beide im Verlage von Wilhelm Engelmann in Leipzig); besonders aber verweise ich auf die Lebensarbeit von Hans Groß und das von ihm herausgegebene Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Eine vortreffliche Einführung in die Kriminalpsychologie, welche auch manche dankenswerten physiognomischen Hinweise enthält, bietet das unter Mitwirkung vieler Gelehrter, von Paul Dittrich in Prag herausgegebene Handbuch der ärztlichen Sachverständigentätigkeit (Wilhelm Braumüller, Wien 1908). Der erste Band umfaßt die forensische Medizin und Psychiatrie von Hans Groß; besonders der Abschnitt „Kriminal-Psychologisches" ist interessant. Im übrigen gilt für die Anwendung der Charakterkunde auf Rechtspflege dasselbe, was wir schon bezüglich der Erziehungswissenschaften bemerkten: Je weiter die unausbleibliche Enttäuschung an den Leistungen der Schulpsychologie anwachsen wird, um so mehr wird man auch zur Gerichtsexpertise den geschulten Charakterologen anstelle des Schulpsychologen und Schulpsychiaters heranziehen.

4. Gesellschaft.

Schon La Bruyères „Charaktere" (1687), ja schon Bacons Gedanken über Charakterkunde (38er Essay: de natura. „Kleinere Schriften", herausgegeben von Fürstenhagen, Leipzig 1884) hatten die Absicht zur Besetzung der Staatsposten und Verteilung der Ämter die Physiognomik nutzbar zu machen. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes (der übrigens

unbewußt von jedermann befolgt wird) versteht sich von selbst, und wenn man heute schon in weitem Maße bei Stellenbesetzung, Prozessen, Heirat usw. die Hilfe der Graphologie in Anspruch nimmt, welche doch viel weniger zu sagen vermag, was ein Mensch ist als was er sein möchte, so wird man, wenn die Zukunft, wie zu erwarten steht, eine Erneuerung der Gestaltenkunde bringt, zweifellos von Symbolik in unserm Sinne ergiebigen Gebrauch machen. – Zu den vielen charakterologischen Problemen auf soziologischem Gebiet möchte ich hier nur die folgende Anmerkung machen. Es fehlt uns vorerst noch völlig an klaren Beobachtungen und Erklärungen für die Tatsachen der Anähnlichung oder Assimilation, welche überall das Individuum zu einer bloßen Zelle innerhalb seiner Umwelt, seines Klimas, Milieus, kurz seiner gesamten Lebensgemeinschaft (Biozönose) werden lassen. Die bekannte Anähnlichung alter Eheleute, Geschwister, Freunde usw. in Gesichtszügen, Stimme, Handschrift, ja in den Entäußerungen jeder Regung ist nur ein Sonderfall eines für jedes Ineinsleben (Symbiose) gültigen Gesetzes des Ausgleichs persönlicher Unterschiede. Auch das durch v. Thünen aufgestellte Ausgleichsgesetz der Arbeit, ja das den Mathematikern und Statistikern wohlvertraute „Gesetz der großen Zahl" scheint mir nur ein Sonderfall des allgemeinen Ausgleichs, der in jeder Art von Gemeinschaft wirksam ist und in der Gesellschaft (als einem Zweckverband) noch einmal in bewußterer Sphäre wiederkehrt. Da diese Anähnlichung bestimmter Gruppen oft durch viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende fortbesteht, so werden Geschöpfe derselben Landschaft oder desselben Klimas, ja überhaupt alle Geschöpfe, die den gleichen Lebensnotwendigkeiten unterstellt sind, dem Charakterologen auch sofort den gemeinsamen Verwandtschaftszug und Typus vor die Augen bringen. Am auffallendsten wird dieser Gemeinsamkeitszug dort, wo Nahrung aufeinander angewiesen ist. Ich will damit sagen, daß eben sowohl ich, als Fressender die Natur meiner Nahrung in meine eigene Natur aufnehme, also von ihr gemodelt werde als auch umgekehrt ich, als Gefressener, ein Teil der Gestaltungsform werde, die mich als Stoff in sich aufnimmt. Diese beiden Triebe: ein Wille andere Gestalt in meine Gestalt zu wandeln (also ein Übermächtigungswille) und andererseits: ein Wille, meine eigene Gestalt dahinzugeben an ein höheres oder stärkeres Gestaltungsprinzip (also ein Wille hingenommen zu werden); man könnte sagen: Wille zum Leben und Wille zur Erlösung; dieses beides scheint mir hinter aller Gestaltenwelt zu stehen. Daher die unverkennbare Ähnlichkeit zwischen jagendem Tier und Beutetier. Im übrigen kann man diese Anähnlichung binnen kurzer Zeit sogar dort beobachten, wo scheinbar gar kein Austausch von Wesenheiten stattfindet. Wenn man Rosenbüsche mit lanzettförmigen Blättern unmittelbar neben stark duftende Gaisblattbüsche pflanzt, so sieht man, daß die Rosen ihre Blätter langsam verbreitern und der Form des Gaisblatts ähnlicher machen. Es wird vielfach behauptet, daß solcher Gestaltaustausch vielfach zwischen nebeneinander wachsenden stark duftenden Pflanzen beobachtet sei. Ganz unbestritten ist der Gestaltenaustausch zwischen Blume und befruchtendem Insekt, insbesondere die Anähnlichung von Blume und Schmetterling. Man hat bekanntlich diese Tatsachen als „Mimikry" bezeichnet und aus einem Anpassungs- oder Selektionsprozesse in der Zeit erklärt. Es dürfte heute selbst den gutgläubigsten Anhängern Darwins und der Entwicklungslehre nachgerade klar sein, daß diese Selektionstheorie das Problem nur verschüttet und daß die

Träumer, welche solche Gestaltengleichheit aus „Sympathie" erklärten, tiefer blickten; in Wahrheit dürfte aller Austausch von Stoffen zugleich auch Austausch gestaltender Kräfte sein.....

Es seien hier einige Andeutungen über die von Carus gewünschte Charakterologie der persönlichen Unterschiede beigefügt. Diese Wahrnehmung des Persönlichen (eigentlich der Sinn für Lebendiges) reicht bei Tieren unvergleichlich viel weiter als wir Menschen irgendwie zu ahnen vermögen; wie denn z. B. eine Schwalbe aus Milliarden völlig gleichartiger roter Backsteine ohne Besinnen auch noch nach Jahr und Tag einen bestimmten roten Stein herausfindet, in den sie einst ihr Nest einbaute und zwar findet sie ihn über die halbe Erde hin. Eine Lerche kann aus einer Höhe von mehreren tausend Metern über Weizenfeldern mit Myriaden immer gleicher Ähren, ohne Wank und Schwank, niederschießen genau an der unsichtbaren Stelle, wo ihr Nest sich befindet. Die Biene findet unter vierzigtausend immer gleichen Sechseckzellen einen bestimmten Zelleneingang sofort wieder. Der Hund mit verbundenen Augen in eine ferne Stadt verschickt, reißt sich los und findet Tagereisen weit die Spur zu seinem alten Herrn. Diese Witterung des Persönlich-Einmaligen erstreckt sich auf alle uns bekannten und eine große Reihe uns völlig unbekannter Sinne. Daß selbst an mechanisch gleichförmigen Verrichtungen persönliche Merkmale haften, beweisen Tatsachen wie folgende. In der Glashütte Osterwald bei Hannover, in welcher Flaschen angefertigt werden, an denen das gewöhnliche Auge keinerlei Unterschiede wahrnimmt, vermochten ältere Glasbläser anzugeben, von welchem Arbeiter die einzelnen Flaschen geblasen, ausgezogen und gebrannt waren. In einer Blusenfabrik in Berlin legte man viele fertige Blusen auf einen Haufen und ließ die Arbeiterinnen dann bestimmen, von welcher Mitarbeiterin wohl das betreffende Stück genäht sei. Es ist also erwiesen, daß selbst mechanische Arbeitsverrichtung immer doch das Geheimnis der charakterologischen Unterschiede birgt; eine Warnung für die Psychologie, welche dies Lebendige an Funktion erproben und aus Funktionen „zusammensetzen" möchte.

5. Kunst.

Das Verhältnis der Kunst zur Gestaltsymbolik ist nicht so einfach wie es nach den Darlegungen von Carus manchem scheinen möchte. Denn Carus hatte eben nur diejenige Kunst im Sinn, die sich die Aufgabe stellt, menschliche Gestalt darzustellen, also graphische Kunst, Plastik und Malerei; und auch von diesen Bildkünsten nur jene, die eine „objektive Nachahmung der Natur" anstreben, was doch z. B. die gegenwärtige, sogen. expressionistische Malerei nicht im mindesten mehr wünschen kann. Dabei vergaß Carus, daß doch die Kunst selber, abgesehen davon, daß sie hie und da Gestalten darstellt, selber Gestalt ist, nämlich insofern als sie Lebensausdruck und Lebensspur derjenigen Seele ist, die in ihr sich einen Körper schafft. In dieser Hinsicht nun möge zur Ergänzung der Carusschen Gedanken dem Leser die folgende Überlegung dringend empfohlen sein.

Die Behandlung der Kunst gehört überhaupt nicht in eine Symbolik der Gestalt. Sondern Kunst ist Form! Und wie alle Form eine „künstliche" Einheit von Zweierlei. Nämlich: a) des Lebendigen (d. h. der Gestalt) und b) des Formalen (d. h. der Idee). Die Natur

der Kunst ist wohl zu vergleichen mit der Natur der Handschrift, (wie man denn auch in dem bildenden Künsten von einer Handschrift (écriture) des Künstlers redet. Es sind immer zwei Pole zu unterscheiden. Einmal kann Kunstwerk Ausdruck des Lebens, d. h. Gestalt sein. Zweitens kann Kunstwerk Ausdruck des Machens, d. h. Geist sein. Es kommt ganz darauf an, ob die Kunst naiv oder ob sie technisch ist... Diese selbe Überlegung gilt nun auch für denjenigen Teil der Kunst, welcher einer Symbolik der Gestalt scheinbar am nächsten steht, für die Künste des Leibes. Auch die Körperkünste sind an dem einen Pol der von aller aufgeprägten Form befreite reine Lebensausdruck. Oder an ihrem anderen Pol: der reine alle Gestalt durch Form übermächtigende Lebensaufdruck. An dem einen Pole steht der reine Rhythmus. (Also etwa der ursprünglichste Tanz, die formlose Lyrik). An dem anderen Pole steht die bewußte Gymnastik (zahlenmäßige Taktierung und Stilisierung.) Man könnte sagen: die Künste sind immer an dem einen Pol Musik und an dem anderen Pol Mathematik. Weil man aber diese entgegengesetzten Enden immer zur Einheit zusammenbringt und zusammenbringen muß, darum wird der große Gegensatz von reiner Lebendigkeit (die noch nicht Kunstwerk ist) und reinem Formalismus (der nicht mehr Kunstwerk ist) meistens ganz übersehen. Man spricht heute von „rhythmischer Gymnastik", in welcher Formel man beide Seiten gut zusammenhat. Man macht sich aber so selten klar, in wie weit ein Werk Rhythmus, in wie weit es Gymnastik ist. Man denkt so selten angesichts von Kunst- und Literaturwerken darüber nach, wie weit die Form lebende Gestalt, wie weit sie gewollte Idee offenbare. Auch spielt man heute fälschlich das Eine aus gegen das Andere. Kunst kann aber niemals reiner Lebensausdruck sein; denn wäre sie nichts als schöpferische Natur, so bedürfte es überhaupt nicht des Schaffens und seiner Gesetze. Und ebenso wenig kann Kunst jemals reine geistige Norm sein, denn dann würde sie zu Mathematik gefrieren. Man mag die beiden Seiten auch bezeichnen als das Musikalische (Lyrische) und als das Bildende (Tektonische) der Kunst; doch müßte man sich ganz klar halten, daß es keinerlei Musik gibt, in der nicht auch die zahlenmäßige Harmonie läge (gäbe es eine solche Musik, so läge sie jedenfalls völlig außerhalb der Möglichkeit menschlichen Bewußtseins). Und andererseits gibt es ebensowenig jemals bildende und gesetzmäßige Kunst, die nicht auch irrationalen Rhythmus in sich bannte. Zweifellos aber kann man bei jeder Kunst wie bei jedem einzelnen Kunstwerk genau bestimmen, zu welchem der beiden Pole es vorwiegend hinneigt. So wird dem Urelement stets am nächsten kommen der ganz stumme, von keiner Musik begleitete, unreflektierte, durch keinerlei Bewußtsein oder Konvention verdeckte rhythmisch wogende Tanz. Am geistesnächsten aber ist die jedes Körperglied einer bewußten Zucht und idealen Formung unterstellende, zuletzt jeden Lebensausdruck vom Willen her lenkende virtuose Akrobatik... Der Leser möge sich nun üben vor jedem Kunstwerk, ganz gleich welcher Kunstgattung es zugehört, zunächst die beiden folgenden Fragen zu beantworten. Erstens: Welches Leben fand hier Ausdruck? Ist das starkes Leben? schwaches? schöpferisches? elementarisches? defektes? Zweitens: welche schaffenden (schaffenden, nicht also „schöpferischen") Gewalten haben diese Formen geprägt? .... Man beachte also wohl, daß schöpferische Kraft nicht schon eo ipso auch ein Formen- und Schaffenkönnen verbürgt, und daß umgekehrt eine große Fähigkeit des Schaffens durchaus nicht der Ausdruck schöpferischer Potenz zu

sein braucht. Es ist möglich, daß ein durchaus mittelmäßiger, ja schlechter Künstler dennoch eine starke schöpferische Persönlichkeit ist, während umgekehrt ein sehr hohes, übrigens erlernbares, ja vererbbares „Niveau" des Könnens dennoch ganz ohne schöpferische Größe bleibt. Die allerhervorragendsten Formen können als Lebensgestalt dürftig, durchlöchert, konventionell, ja vollkommen unbedeutend sein. Die Romane von Thomas Mann, die Musik von Hans Pfitzner, die Malerei von Ferdinand Hodler, die Philosophie von Georg Simmel, das Drama von Hugo v. Hofmannsthal sind zwar ganz außerordentlich hohe Gipfel einer Kultur, aber dennoch ohne schöpferisches Element. Sie werden mithin vergessen sein, so bald ihr „Niveau" allgemeines Niveau geworden ist, während das unbedeutendste kleine Lied unvergänglich dauert, wofern es nur aus eigendster starker Wurzel brach.

II. Differentielle Charakterkunde.

Zum Schlusse unseres schönen Werkes blitzt ein Erkenntnisfunke auf, welcher den Bau der Gestaltenkunde weniger erhellt als mit Feuer gefährdet, nämlich: die Einsicht in „die relative Geltung der Symbolik", welche Einsicht Gustav Carus so weit treibt zum Schluß zu behaupten: „daß eine Schädelform, die bei einem Europäer auf Beschränktheit deuten würde, doch an einem Neger auf gute Intelligenz deuten könne". Hier gilt es nun den Leser vor Abwegen zu behüten. Hier möchte ich zum Schluß, wie von einem Bergesgipfel den Weg zeigen in ein uns verheißenes Zukunftsland.

— — — — —

1. Vor etwa zwanzig Jahren (1904) verkündete ein junger Psychologe, William Stern, eine neue Wissenschaft vom Individuum. Er nannte sie: „Psychologie der individuellen Unterschiede" oder „Differentielle Psychologie". Kaum irgend ein schöpferisch lebendiger, aus Elementarem schöpfender Mensch, wohl aber Tausende „wissenschaftlicher Köpfe" bemühten sich seither in Deutschland eine solche „Individualpsychologie" zu schaffen. Auch für diese Bemühungen nahm man oft unsern Namen „Charakterologie" in Anspruch. Eine breite Fachliteratur ist aus diesen Bemühungen zurückgeblieben. Aber so laut man sich auch für „Individualpsychologie" begeistert, so innig man sich darum bemüht, es konnte und kann dabei nichts anderes herauskommen, als was eben auch dank der allgemeinen Psychologie ohnehin herausgekommen wäre. Ich will versuchen, das an einem Beispiel aus anderem Gebiet klar zu machen. Man nehme an, daß jemand auf den Gedanken verfiele, eine „Differentielle Pharmakologie" zu erschaffen. Statt die Wirkung von Arzneimitteln, etwa des Morphium oder des Digitalis schlechthin zu beschreiben, beginnt er zu erforschen: wie wirkt Morphium auf Schlangen, auf Fische, auf Ratten, auf Beuteltiere? Wie wirkt Digitalis nach Milch, nach Bier, nach Schokolade? Wie bei Vollmond, bei Halbmond, bei Tag, bei Nacht? Kurz: er versucht die Wirkung unter tausend wechselnden Bedingungen. Was wird er finden? Um überhaupt fragen und forschen zu können, muß er die Eigenschaften des Morphium oder Digitalis schon vorweg festgestellt haben. Er kann dann im übrigen nur entdecken, daß es niemals zwei Fälle gibt, in denen unter neuen Konstellationen ein Medikament genau so wirkt wie das vorige Mal. Nehmen wir dennoch eine Gesetzmäßigkeit oder Regelmäßigkeit an, so ist das eine „Denkökonomie" oder richtiger gesagt eine

Stumpfheit unserer Sinnlichkeit. Genau ebenso nun liegt es bei „Differentieller Psychologie". Sie vermag nur die Erfahrungen der allgemeinen Psychologie bei den besonderen Gelegenheiten anzuwenden; und dazu sind ja überhaupt diese Erfahrungen gemacht. Das Individuelle selber, (die Nüance, das τόδε τι, das hic et nunc), ist, [weil Individuation (Qualität) das Wesen des Lebens ist] eben auch nur erlebbar, niemals aber durch das Wissen zu erfassen. Wissenschaft ist ja nicht Leben, sondern Orientierung über das Leben. Wissenschaft ist nie etwas anderes als Verkäfigung des Lebens in Begriffe, wobei „die Nüance" übersehen wird. — Ein besonders lehrreiches Beispiel für diese denkökonomisch-struktive Natur der psychologischen und psychoanalytischen Charakterkunde (im Gegensatz zur physiognomischen und phänomenalen) bietet auch das jüngste Kind der durch Sigmund Freud ins Leben gerufenen psychoanalytischen Schule: Alfred Adlers vermeintliche „Psychologie des Differentiellen und Persönlichen". Sie fußt auf einem Grundgedanken, welcher dem Kundigen verrät, daß auch sie, gleich der gesamten Psychoanalyse, der Triumph des Schaffenden über das Schöpferische, der Sieg der alles bemeisternden, befingernden, kleinkriegenden gelehrigen Intelligenz über das unbewußt und außermenschlich Lebendige ist, und mithin nichts anderes, als ein Ausdruck unsres abendländischen, in Zweckbewußtsein und Übermächtigungswille eingefangenen durchaus hoministischen Denkens. Der Grundgedanke ist nämlich dieser: Das Seelische müsse gedacht werden als eine Art: Organon der Selbsterrettung und Selbstrechtfertigung. Nicht also als Ausdruck, sondern als Instrument!, als eine, sei es kausale, sei es teleologische Not-Wendigkeit! Es läßt sich denn wohl auch für erklärende Psychologie keine trivialere Selbstverständlichkeit finden als die, daß jeder seelische Inhalt oder Vorgang eine Not und ein Notausgang sei, daß er mithin in irgendeinem Sinne reguliere und kompensiere und daß allenfalls die Lücke auf der einen Seite auf der anderen als eine Überkompensation zum Vorschein komme. Diese Wahrheit ist der ernsten strengen Psychologie von Herbart bis Lipps stets zu eigen gewesen. Man nannte sie dort (methodischer und minder sensationell): das Prinzip der Stauung und Absorbtion. Was ich selber schon vor fast einem Menschenalter (in „Schopenhauer, Wagner, Nietzsche", in „Hypnose und Suggestion" und in andern Schriften) aufgezeigt habe als Gesetz der Entwirkung, das wird gegenwärtig (1925) recht verwässert nochmals neu entdeckt als: Gesetze des Verdrängens, Kompensierens und Überkompensierens. — Praktisch brauchbare Formeln! Für Menschenkunde leisten sie nichts, es sei denn, man verstände unter Menschenkunde „die Kunst, mit den Menschen fertig zu werden und über sie Macht zu bekommen". Die tiefe Seelenkunde von fast 500 Millionen Buddhisten und 200 Millionen Hinduisten zeigt ja doch deutlich, daß Seele nicht (gleich Bewußtsein): das Instrument ist, um Recht zu behalten. Der Unterschied der Charakterologie gegenüber der Psychologie ist nun dieser: Psychologie muß generalisieren, Charakterologie muß typisieren. In beiden Fällen, in generalisierenden wie typisierenden Wissenschaften kann immer nur Gültiges, mithin Allgemeines gewußt werden. Dies ist das Wesen der Wissenschaft. Das Wesen des Lebens ist die Nüance, wofür der Satz gilt: „omne individuum est ineffabile" (alles Individuelle ist unbegreiflich).

2. Zum Unterschied der Geschlechter. Ich möchte hypothetisch behaupten, daß die Erde zunächst nur weibliche Menschen hervorgebracht habe, daß mithin der männliche Typus nur ein sexus sequior, d. h. der sekundäre und abgewandelte weibliche Typus gewesen sei. Damit wäre dann auch gesagt, daß die Entwicklungsgeschichte des Weibes älter sein müsse als die des Mannes. Da nun aber die Entwicklungskette jedes Individuums, seine Ontogenese, ein in neun Mondumläufe und achtzigfache Erdumläufe zusammengedrängter Auszug der Gattungsgeschichte, der Phyllogenese ist (wodurch die Natur erreicht, daß jedes Geschöpf sein Gattungserbe antreten kann sub beneficio inventarii, d. h. dort, wo die frühere Generation eben stehen geblieben ist), so wäre die größere Frühreife des weiblichen Organismus dadurch zu erklären, daß die Kette seiner Möglichkeiten länger ist. Es ist ein ganz schiefer unlogischer Gedanke zu behaupten, daß das Weib darum, weil es älter ist, „der Natur näher stehe". – Bei Darwin und zumal bei Häckel (als sein sogen. biogenetisches Gesetz) tauchte der völlig schiefe und paralogistische Gedanke auf: das höhere und vollkommenere Lebewesen müsse längere Zeit zur Reife benötigen als das minder vollkommene. Wenn also die Knaben langsamer reifen als die Mädchen, so geschehe das, weil ihr Organismus der minder primitive sei. Das scharf und klar durchdachte „biogenetische Gesetz" hätte durchaus das Umgekehrte folgern lassen müssen. Innerhalb der gleichen Zeitspanne muß jedes Stadium früher erreicht werden, je länger der gesamte Weg wird, der zurückgelegt werden soll. Da nun nach meiner schon in „Weib, Frau, Dame", München 1908, dargelegten Theorie die menschliche „Entwicklung" zu erläutern ist als die „fortschreitende Intellektualisierung der psychischen Energie" (heute würde ich lieber sagen als „Untergang der Erde am Geist"), so dürfte der Mann als der jüngere Teil auch der primitivere und noch „naturnähere", das Weib dagegen das nach Trieben und Instinkten schon domestizierte ued zivilisiertere, also minder triebelementare Geschlecht sein. In Schopenhauers oder Richard Wagners Sprache geredet würde der Wille (Trieb, Drang, Impuls, Affekt) das Männliche; die Vorstellung (Weisheit, Kultur, Vernunft, Bewußtheit) dagegen das Weibliche sein. (Umgekehrt also als z. B. Otto Weininger sein M. und W. verteilt). – Für diese Theorie spricht auch das häufigere Auftreten von „Atavismen" auf Seite des Mannes. Die Atavismen, physische und psychische, sind beim Weibe schon geschwunden; kommen aber im jüngeren, männlichen Geschlecht immerhin noch zuweilen zum Vorschein. Die achte Rippe zweimal so häufig als bei der Frau; Hasenscharte, Wolfsrachen, überzählige Zehen und Finger dreimal so häufig; Kaudalfortsatz, überzählige Brustwarzen usw. sechsmal so häufig. Auch sind beim Manne die älteren Sinne, Geschmack und Geruch, noch entscheidend und stärker; beim Weibe dagegen ist der jüngere Farbensinn schon dominierend geworden. Es gibt auch zu denken, daß bei Muße und guter Nahrung die Anzahl der Mädchengeburten, in Not und Elendzeiten aber die Anzahl der Knabengeburten zunimmt; die Natur pflegt doch sonst nicht den „höheren" Typus unter den ungünstigeren Bedingungen hervorgehen zu lassen. Man wird auf dem Gebiete der Geschlechterpsychologie zu schönen und dauernden Entdeckungen gelangen, wenn man sich erst gewöhnt hat, die vielen elenden Phrasen von der größeren Naturnähe, Instinktsicherheit, Naivetät, Unbefangenheit des Weibes (die bei Möbius sogar zu einem Gesetz des „physiologischen Schwachsinns" geführt haben), endgültig zu vergessen. Es handelt sich dabei

um eine aus den Wünschen des Mannes geborene völlig falsche Psychologie, die schon durch Aristoteles Lehre von der doppelten Seele, dann durch Giordano Bruno, schließlich durch Kant, Herder und Schiller sich verfestigt hat, aber in Zukunft, wo die von Stuart Mill sogenannte Hörigkeit (subjection) des Weibes nicht mehr bestehen wird, auch völlig verschwindet. — Eine der meinen immerhin verwandte Geschlechterpsychologie (wonach der Mann das sekundäre (kulturelle) aber eben darum jüngere Geschlecht ist) vertritt das Werk von André Gide: Corydon. Quatre dialogues socratiques, Paris 1924; bedeutsam als die großsinnigste und reingestimmte Apologie der zu Unrecht verkannten gleichgeschlechtlichen Liebe.

3. Eine Symbolik der Lebensalter, der Sippen, der Volksstämme ... gewiß, dieses sind Wissenschaften aufs innigste zu wünschen, Wissenschaften von großer Wichtigkeit und von hohem Interesse. Aber in die Symbolik der Gestalt fallen sie nicht hinein. Sie liegen auf einer völlig anderen Ebene.

Ich habe an vielen Stellen dieses Buches immer neu mich bemüht, den Leser zu beschützen vor der Verwechselung der Gestalten, die das Leben baut und den Formen, die der Mensch bildet. Ich habe mich bemüht, zu zeigen, daß Symbolik der Gestalt und Symbolik der Form zwei getrennte Gebiete der Charakterologie sind, welche genau so zu einander stehen wie das Leben steht zu der Bearbeitung, die das Leben erfährt als Bewußtseinswirklichkeit des Menschen.

Hier nun muß ich vor einer anderen, vielleicht noch gefährlicheren Verwechselung warnen: vor der Verwechselung des Lebens mit seiner Idee, d. h. vor der Verwechselung unmittelbarer Lebensschau mit unmittelbarer Vernunftschau.

Wir erleben immer nur Gestalten oder besser gesagt in Gestalten, und zwar in qualitativ bestimmten Gestalten. Wir wissen immer nur das Allgemeine. Und zwar entweder ein Quantitatives oder Generelles oder Typisches. Wir schauen immer nur ein Ideelles oder Logomathisches. So wenig Formen Leben sind, so wenig sind Ideen Leben. Was ist denn das nun: die Jugend, das Alter, das Männliche, das Weibliche, das Volk, die Rasse? Dies alles ist in der Vernunft. Es wird doch jedenfalls nicht erlebt in dem Sinne, wie ich den mir vertrauten Baum, wie ich die Blume vor meinem Fenster oder wie ich mein um mich spielendes Kind ahmend erlebe. Ideen sind nicht Gestalt und gehören daher auch nicht hinein in eine „Symbolik der Gestalt". Dies hat auch nicht das mindeste damit zu tun, daß diese „Ideen" zweifellos in irgend einem Sinne „im Leben darin stecken". Als Ideen erfaßt sie jedenfalls nur ein vernünftiger d. h. zeitloser Geist und wenn sie auch „im Leben darinstecken", so sind sie darum doch nicht selbst lebendig.

Schlußbetrachtung.

Die Dreisphärentheorie.

vitalité, réalité, vérité.

Halten wir uns zunächst noch einmal klar, was wir als Gestalt und was wir als Form zu betrachten haben. Gestalten sind Lebensausdruck; Formen sind Lebensaufdruck. Das will

sagen: Gestalten sind unmittelbare Erscheinungen ihrer Lebendigkeit (vitalité). Formen dagegen sind „Realitäten", d. h. Gegenstände der Wirklichkeit in Raum und Zeit, welche Wirklichkeit bereits ein „Bewußtsein" und mithin auch ein Reich der Zwecke und Ideale voraussetzt. Der Baum, den ich ahmend erlebe, ist nichts als Gestalt; dagegen ist der Baum als Gegenstand der menschlichen Wirklichkeit, ein formgewordener Zweck. Man wird also ein und dasselbe Phänomen stets in diese doppelte Betrachtung einzustellen haben. Wenn ich eine vom Gärtner beschnittene Taxushecke betrachte, so ist sie eine durch Formung verkrüppelte oder veredelte Gestalt. Die Muschel, das Schneckenhaus, die Bienenwabe, der Biberbau, das Vogelnest sind nicht Gestalten, sondern Formen, insofern sie hindurchgegangen sind durch das zwecksetzende Bewußtsein eines wachen Willens; aber dennoch kann ich sie zugleich einstellen in die Reihe der Gestalten, insofern auch hinter ihnen ein ausdruckheischendes unbewußtes Bilden stand. Es werden also zahllose Gebilde bald einmal mehr als Gestalt, bald einmal mehr als Formen zu betrachten sein. Ein völlig formloser Dichter (Jean Paul) kann doch sehr starke und tieferregende Gestalt vermitteln; ein Formenkönner ersten Ranges (Thomas Mann) kann doch als Gestalt defekt, dürftig und ärmlich sein. Die Hand des Menschen ist in der Regel mehr Gestalt als Form; aber die Schrift des Menschen ist in der Regel mehr Form als Gestalt. Die gesamten Gestalten der Natur (das brâhma-vidya) wären Formen zu nennen, wenn sie nach Art der Genesis von einem töpfernden Gottkünstler nach einem Schöpfungsplan und zu bestimmten Sinne geschaffen worden wären. So ist denn jede teleologische Betrachtung immer nur formale Betrachtung und bleibt ganz fern einer echten biotischen (nicht aber „biologischen") Erkenntnis. Man kann somit sagen: Die Form ist die durch das Sieb Bewußtsein hindurchgepreßte Gestalt. Das Reich der Gestalten, durch Bewußtsein und Wachsein hindurchgegangen, kehrt sekundär noch einmal wieder als: das Reich der menschlichen Gegenstände, Werke und Artefakte. Im Doppelsinn des Wortes ist die gesamte bewußtseinswirkliche Sphäre nur: das Mittelreich .... Wenn somit das Verhältnis von Gestalt und Form dies ist, daß Formen sind die bewußt gewordenen, durch Bewußtsein (Telos) zerlegten und auf die Ebene der Zeit projizierten Gestalten, so ist das Verhältnis von Gestaltenschau und Formenwissen genau entsprechend dem Verhältnis von lebendiger Intuition und denkender Wissenschaft. Immer hat die Intuition das Lebendige mit einem Schlage zeitlos gegenwärtig. Wissenschaft dagegen ist angewiesen auf die kausalgenetische, zeitlich kontinuierliche Reihe. Sie denkt das Lebendige um in integrierbare Bewegung. Man kann die Beziehung der nur durch Erlebnis erfaßlichen Gestalt zu der kausalen Reihe ihrer Handlungen, die den „Charakter" ent-äußern, wohl vergleichen mit der physikalischen Relation potientieller Kraft zur aktivierten Energie. Die erklärende Psychologie und Psychoanalyse muß sich stets halten an die in der Zeit erscheinenden Entäußerungen und muß sich aus ihnen den Charakter „zusammenreimen" (d. h. in ganz konstruktivem Sinne sich einen Reim darauf machen). Wir dagegen, Physiognomiker, Charakterognomen, Intuitionisten halten uns an das was wir leben, ahmend in unmittelbarer Erscheinung. Was wir Menschen aber „das Leben" nennen, ist nichts anderes als der auf die Zeitlinie gestreckte, sozusagen pfennigweise vermünzte und wißbar auseinandergezogene Charakter. Die Gestalt offenbart das alles mit einem Schlage. – Ich erinnere hier noch einmal an

folgenden schönen Ausspruch Schopenhauers: „Der Charakter der Welt würde Falschheit sein, wenn mit der Anschauung die eigentliche Erkenntnis nicht vollendet wäre, sondern man um diese zu erreichen, etwas vom Phänomen ganz Verschiedenes, seinen Grund (oder Zweck) suchen müßte. Die so von einem zum andern weitergeschickte Erkenntnis ist nur die endliche, ist nur für die Vernunft, für die Wissenschaft: die philosophische Erkenntnis aber ist in sich ruhend und vollendet, sie ist die platonische Idee, welche man durch klare objektive naive Anschauung erhält. Da gibt sich jedes Ding für das, was es ist, spricht sich selbst rein aus und schickt nicht mehr von einem zum andern, wie der Satz vom Grunde." — Ich habe diese Worte Schopenhauers angeführt, weil sie zunächst einmal eine große Wahrheit: die Unterscheidung von lebendigem Anschauen und kausalgenetischem Wissen oder Orientieren klarlegen, sodann aber auch deshalb, weil sie einen großen Trug und Betrug verbergen, eben jenen Trug, den wir durchschauen lernen müssen, wenn wir wie Gestalt und Form nunmehr auch Gestalt und Idee klar unterscheiden lernen wollen. Schopenhauer verwechselt in seinen Worten (wie er denn überhaupt, zumal in ästhetischen Betrachtungen Erlebnis und Erkenntnis gern verwechselt) das Erlebnis der Gestalt mit Erkenntnis der Gestalt oder anders gesagt: lebendige Anschauung mit platonischer Anschauung; das aber ist dieselbe schlimme Falschmünzerei, welche gegenwärtig (1925) an den deutschen Universitäten allgemein betrieben wird, indem man (unter Namen wie Phänomonologie, Eidetik, Intuition u. dgl.) die Logomathesis mit ahmendem Schauen vertauscht und an seine Stelle bringt. — Das Wort Phänomonologie hat Goethe so gut gebraucht wie Plato; aber beide haben darunter das diametral Entgegengesetzte gemeint. — Lebendige Gestalt und mithin auch das Anschauen lebender Gestalt sind flutend und strömend und niemals starr. Ideen dagegen sind Fest-Stellungen. Und solche Fest-Stellungen (Konstatierungen) sind nur dort möglich, wo ein Vermögen des Vernehmens, welches wir „die Vernunft" nennen, vorhanden ist. Das Vermögen Gestalten zu erleben nennen wir die Ahmung. Das Vermögen der Form und Formung nennen wir: Verstand. Es ist ein verstellendes Vermögen der Zwecksetzung. (Logos und Ethos.) Das Vermögen aber des Fest-Stellens im Bilde (der Bildungen, Gebilde, Gesichte, Ideen) nennen wir: die Vernunft. Sie löst die als lebendig immer schwankenden wandelnden Bilderreigen (brâhma-vidya, Gestaltenwandel so nannten die Veden das Lebendige) aus dem Strom heraus und ballt gleichsam die Welle zur Kugel. Denn mit Leonardo gesprochen: „cosa bella mortal passa, e non d'arte." —

Meine Dreiteilung bietet nur darum Schwierigkeiten, weil Zahlloses so wie die Mitte zwischen Gestalt und Form so auch die Mitte zwischen Form und Idee einnimmt: Müssen doch alle „Realitäten" unter diesen drei Gesichtspunkten gesehen werden. Von jedem Kunstwerk zum Beispiel ließe sich sagen, daß es gleichzeitig sei ein Stück Leben (also Gestalt), ein Stück Technik und Arbeit (also Form) und ein Stück schauende Vernunft oder „Phantasie" (also Idee). Es besteht sogar die merkwürdige Tatsache, daß wir im Betrachten von Kunstwerken dem „Wesen" oder „Charakter" des Lebens näher zu stehen scheinen als im ahmenden Erlebnis unmittelbarer Gestalten selbst; Schopenhauer vergleicht das sehr sinnfällig und sinnreich mit der Tatsache, daß animalische Nahrung (Fleisch) schneller verdaut wird als vegetabilische, darum weil sie sozusagen schon vor-

präparierte und vorweg verarbeitete Pflanzennahrung ist; – so sei im Kunstwerk das Erleben der Gestalt sozusagen schon vorpräpariert und auf die „Idee" hin abgezogen worden, so daß wir das „Wesentliche" nunmehr schneller und reiner erleben als im subjektiv getrübtem Erlebnis des noch Irrationalen ....

Für die Zukunft der Charakterologie (Wesenswissenschaft) dürfte nichts so wichtig sein wie die klare Scheidung von Gestalt – Form – Idee. Es ist verhängnisvoll, ja es könnte mich oft zu hoffnungsloser Verzweiflung bringen, daß nahezu alle Richtungen und Strömungen des Zeitalters daran arbeiten, diese mir erst in jahrzehntelanger Arbeit mählich ganz klargewordene Dreisphärentheorie (vitalité, réalité, vérité) zu verwirren und zu vertrüben. Zunächst dadurch, daß man Ideologeme (z. B. abstrakte Begriffe, wie Kultur, Volk, Landschaft usw.) so behandelt, als ob sie Gestalt seien und in diesem Sinne beispielsweise von einer Phänomenologie der Kulturen, einer Morphologie der Völker usw. darauflos orakelt (Spengler, Frobenius, Keyserling). – Sodann aber (und dies erscheint mir als das allerverwirrendste) dadurch, daß man meine Unterscheidung von Gestalt und Form zwar aufgreift und anerkennt, sie aber anwendet auf denjenigen Gebieten, auf denen man weder reden dürfte von Gestalten noch auch von Formen, sondern es lediglich zu tun hat mit abstrakten und generellen Anschauungen der Vernunft. Ich will dafür ein sehr altes und einflußreich gewordenes Beispiel angeben. Im Jahre 1886 machte ein deutscher Sozialphilosoph, Ferdinand Tönnies, die (seither zum Allgemeinplatz gewordene) grundsätzliche Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft als von dem, was unbewußt organisch und dem, was bewußt organisiert entstanden ist. Tönnies sah die wichtigste und richtigste Antithese. Seine Entgegensetzung kommt hinaus auf unseren Gegensatz: Gestalt und Form. Nun aber hätte ein Zuendedenker sogleich bemerken müssen, daß angesichts komplexer Gebilde wie Volk, Staat, Stamm, Gemeinde, Klasse, Sippe, Bund usw. diese Unterscheidung eben nur per definitionem einen Sinn hat. Das heißt: Man kann dahin übereinkommen, daß man alle das was natürlich geworden und unmittelbar zu sein scheint immer Staat nennen will. Es dürfte ja wohl keinerlei menschliches Gruppengebilde geben, das nicht gleichzeitig willkürlich und unwillkürlich wäre. Tönnies fand somit zwar die richtigste Unterscheidung, aber machte von ihr eine erkenntniskritisch ungeprüfte und unrichtige Anwendung. Und das gilt in noch höherem Maße von allen späteren Staats- und Sozialphilosophen wie von dem Schweden Kjéllen, dem Engländer Chamberlain, den Deutschen: Spengler, Graf Kayserling, Frobenius usw. – Am schärfsten läßt sich diese Verirrung folgendermaßen formulieren: „Der Gegensatz „Naturgeworden" und „Zweckgesetzt" darf nie angewendet werden auf Gedanken-Dinge oder -Gegenstände. Denn Dinge, Gegenstände, Tatsachen sind als solche etwas nur Gedachtes. Unser Unterschied bezieht sich vielmehr darauf, daß Jedwedes doppelt erlebt wird. Nämlich einmal unmittelbar und zweitens daneben: intentional. Einmal als Naturausdruck und zweitens daneben auch als von Bewußtsein geforderter Gegenstand. Man verwischt und verwirrt aber die tiefsten Erkenntnisse, sobald man (urteilend, auswertend, moralisierend) daran geht die Bewußtseinswirklichkeit einzuteilen in: hie Natürlich – hie Zweckgeformt. Ich fasse noch einmal das Gesagte zusammen: Der Unterschied von Gestalt und

Form ist der, daß Gestalten unbewußt geahmtes Sein sind, Formen aber: zu Bewußt-sein (Zweck, telos) gewordenes Sein und somit ein bloßes Mittel-reich. – Der Unterschied von Gestalt und Idee ist der, daß Ideen sind reine, d. h. überhaupt nicht lebendige, somit zeitlose, ewige, ideale, fest-gestellte, weder lebende noch auch wirkliche Wesenheiten. Das Vermögen der Gestalt ist die Ahmung. Das Vermögen der Form ist der Verstand. Das Vermögen der Idee ist die Vernunft.

Ich wiederhole noch einmal zusammenfassend: Charakterologie (Wesens- oder Gepräge-kunde) zerfällt in drei Forschungsgebiete:

I. Symbolik der Gestalten.

Diese Wissenschaft hat die Aufgabe, das als Gestaltenwelt (durch Ahmung) erlebbare individuelle Leben wiederzuspiegeln in typisierenden Symbolen. Die Symbolik der menschlichen Gestalt ist nur ein kleiner Ausschnitt dieser allgemeinen Gestaltenkunde. Auch die Gestalt der Steine, Kristalle, Pflanzen, Tiere, Wolken sind Runen, aus denen wir Leben ablesen.

II. Symbolik der Formen.

Diese Wissenschaft hat die Aufgabe, die gesamte Formenwelt, d. h. die im Bewußtsein gebrochene, als Bewußtseinswirklichkeit in Raum und Zeit gegebene Welt (welche nicht Leben, sondern Wirklichkeit ist) wiederzuspiegeln in typisierenden Symbolen. Das Gebiet der menschlichen Artefakte, wie: Schrift, Schmuck, Baukunst, Keramik, Bronzen, Münzen, Kleider, Riten usw. ist nur ein kleiner Ausschnitt dieser allgemeinen Wissenschaft der Form. In sie gehört alles hinein, was diesseits der vorbewußten Sphäre liegt, also auch alle künstlichen Gebilde der Tier- und Pflanzenwelt, z. B. Vogelnester, Bauten der Höhlentiere, Schmuck usw.; ja, es versteht sich von selbst, daß manche Forschungen z. B. die der Geologen, Geodäten, Geographen ihre Gegenstände nach beiden Seiten hin untersuchen müssen: wie weit sind sie unmittelbares Leben, also Gestalt, wie weit Ergebnisse formenden Zweckwillens, also Form.

III. Symbolik der Gebilde (Ideen).

Diese Wissenschaft hat die Aufgabe, die gesamte Ideenwelt, d. h. die in die schauende Vernunft, d. h. ins „Vernehmen" des Geistes aufsteigenden „Gesichte" (Ideen) wiederzuspiegeln in typisierenden Symbolen. Der Umfang dieser Wissenschaft reicht also genau so weit wie der Umfang des schauenden Geistes selber. Die gesamte Mathematik, ebenso die Logik als ein bloßer Zweig des Mathematischen kann als Ideologie oder Ideenwissenschaft bezeichnet werden. Ebenso dürfte alles, was man gegenwärtig Phänomenologie, Wissenschaft vom reinen Gegenstande usw. nennt, in dieses Gebiet fallen.

Es handelt sich auf diesem Gebiet um Ideen. Nicht um Formen. Nicht um Gestalten. Es handelt sich um die Wahrheit. Nicht um die Wirklichkeit. Nicht um das Leben.

– – – – –

Die Abgrenzung der drei Gebiete der Charakterologie ist darin begründet, daß vom Standpunkt: Bewußtsein, aus alles Sein zerfällt und zerfallen muß in drei Sphären: Leben – Wirklichkeit – Wahrheit. (vitalité, réalité, vérité).

Wir dringen in der Symbolik der Gestalt hinab zu den Müttern. Wir stehen in der Symbolik der Form fest auf unserer Erde. Wir steigen in der Symbolik der Idee hinan zu den Sternen.

Wir haben in der Formenwelt, als unserer eigensten Tat und Tatsache, alles beides, Leben und Idee in E i n e s. Eros u n d Logos, Leben u n d Geist. Sie sind in der Wirklichkeit Eines und doch keines von beiden. Sondern nur das Abbild j e n e r Einheit, die im Bewußtsein eben auseinander spaltet in die Zwei.....

Ich habe die Dreisphärentheorie in ihren erkenntniskritischen und metaphysischen Grundlagen, — so gut mir das möglich und vergönnt war — für die Nachwelt niedergelegt in den Werken: „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" München. C. H. Beck) und „Der Untergang der Erde am Geist" (Europa und Asien) (Hannover W. A. Adam).

Ich kann zum Schlusse nur auf diese Werke verweisen.

Zusatz.

Nachdem die Neubearbeitung der Symbolik beendet ist, kommt mir, zu spät, um sie meiner Arbeit nutzbar machen zu können, zu Händen: eine Schrift von Christoph Bernoulli „Die Psychologie des Carl Gustav Carus" (Verlag Eugen Diederichs in Jena, 1925). Aus dieser wiederum ersehe ich, daß auch eine Berliner Dissertation gedruckt wurde: „Die Philosophie des Carl Gustav Carus von Hans Kern," sowie daß eine Auswahl aus der Naturphilosophie der Romantik von Bernoulli und Kern und die Neuherausgabe von Carus Psyche von Ludwig Klages vorbereitet wird. So haben sich denn die in der Einleitung zitierten Sätze aus meiner Abhandlung über Carus vom Jahre 1905 weit reicher erfüllt, als ich es selber wußte. „Der Mensch mag an noch so abwegiger Stelle gehn, immer begegnet ihm der andere und spricht: Auf meinem Wege bin auch ich hierher gelangt."

Schriften von Theodor Lessing

* Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, Einführung in moderne deutsche Philosophie. 1906. Verlag C. H. Beck (Oskar Beck), München. 482 S. Geb. Mk. 6,—.

* Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen (gekrönt mit Strindbergpreis 1921). Dritte Auflage. 1922. Verlag C. H. Beck (Oskar Beck), München. 245 S. Geb. Mk. 6,—.

* Philosophie als Tat. Gesammelte Studien und Aufsätze aus den Jahren 1900 bis 1913. Verlag Otto Hapke. Göttingen 1914.

* Madonna Sixtina. Ästhetische Studien. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. 91 S. 2. Aufl. 1908.

* Weib, Frau, Dame. Essay. Verlag der Ärztlichen Rundschau. Otto Gmelin. München. 125 S. 2. Aufl. 1910.

* Theaterseele. Ästhetik der Bühne. 2. Aufl. Verlag Priber und Lammers. Berlin 1906.

Wertaxiomatische Studien. Untersuchungen über Reines Recht und Reine Ethik. Verlag Felix Meiner. Leipzig. 2. Aufl. 1914. 121 S. Mk. 3,—.

Der Fröhliche Eselsquell. Gedanken über Theater, Schauspieler, Drama. (Enthält die vielgesuchte Abhandlung: Der süße Schmerz (Ästhetik der Tragödie). Verlag Oesterheld u. Co., Berlin. 300 S. Mk. 4,—.

Der Lärm. Untersuchungen über die Physiologie und Psychologie der Geräusche. Verlag J. Bergmann, München. Heft 57 der Grenzfragen des Nerven- u. Seelenlebens. Mk. 1,80.

** Dührings Haß. Essay. Hannover 1922. 5. Auflage. 46 S. Geb. Mk. 2,50.

** Feind im Land. Satiren u. Novellen, 1923. 5. Aufl. 152 S. Geb. Mk. 2,50.

** Der Untergang der Erde am Geist (Europa u. Asien). Vierte Aufl. 1924. 462 S. Geb. Mk. 10,—.

Die mit * versehenen Bücher sind vollständig vergriffen und gegenwärtig nur noch im Antiquariatsbuchhandel vorkommend; von den mit ** versehenen ist ein kleiner Rest noch zu beziehen durch das Büro der Volkshochschule Hannover. Am Himmelreich 1.

Von „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" erscheint die vierte, völlig umgearbeitete Auflage in der von Prof. Dr. Hans Driesch und Dr. Werner Schingnitz herausgegebenen Sammlung „Metaphysik und Weltanschauung" im Verlage Emmanuel Reinecke in Leipzig.

Stimmen der Kritik über „Untergang der Erde am Geist" (Europa und Asien).

Aus einem Essay von Rolf Reißmann.

„Wenn unsere Menschheit bauen würde eine Pyramide, die überdauern soll die nächsten Eiszeiten und den Menschen eines neuen Kalpas Kunde bringen sollte von unserm Prozeß, und wenn es sich nun fragte: wie geben wir dem neuen Geschlechte umfassend und unpar-

teiisch, also vollendet ein rundes Bild des Menschlichen, das sich in den letzten 5000 Jahren hier auf der Oberfläche der Erde abgespielt hat, dann würde ich sagen: Dies ist das Buch!

Denn erstens ist es „voraussetzungslos", ein Mensch hat es geschrieben nicht ein nur Denkender. Es ist nicht befangen in den logischen, ethischen, normativen Wandelgängen irgendeiner geistigen Beschränktheit, ist darum zeitlos.

Zweitens aber hat es ein Mensch geschrieben, stehend an der Wende des ganzen Menschheitsprozesses, zu dem er gehört; zeitlich und räumlich; denn noch hat er Kunde von den alten Mären, Sängen, Uranbetungen, Räuschen, Krafttaten, von aussterbenden Tieren, Urwäldern, Wüsten, unbefahrenen Meeren, von ruhenden Leibern und blütenhaft stillen Augen, von allem brâhma. Und doch hat er schon erlebt und erlitten den ganzen ernoteten Apparat des Geistes, hat gespürt wie das Lebendige verkalkt, verkrustet, erstarrt und stirbt und das Tote nun übermächtigt alles Leben, das innere, das äußere. Ihm wurde zur Gewißheit, daß „Bewußtseinswirklichkeit zu Gewohnheit gewordener Traum" sei.

Und dieser Mensch steht seelisch im Kreuzungspunkt sehr entgegengesetzter Völker, Rassen, Lebensschichten, Berufe und zugleich örtlich auf der Schneide zwischen Amerika – Westeuropa und Osteuropa – Asien. So leuchtturmhaft blickend ist er befugt zu schreiben eine umfassende Darstellung aller ihm bekannten Wesensformen in diesem Kalpa, stets bezogen und verkettet in die große Kurve des außernaturalistischen, des menschlichen(d. h. historischen) Prozesses.

Drittens aber, als stände dieser Mensch im Scheitel der Kurve, vollzog sich in ihm gleichsam wie in einem Mikrokosmos das selbe Geschehen: und wenn er schildert den Prozeß „Leben – Wirklichkeit – Wahrheit", so gibt er sich.

Darum ist dies Buch kein gedachtes, sondern gelitten.

Und so im Brennpunkt stehend, als wäre er verstehender Bruder jenes nach Jahrhunderttausenden kommenden Lesers, wertet er alle Erscheinungsformen frei von zeitlicher und örtlicher Enge, also richtig. Das Lebendige ordnet sich hier nicht nach dem beschränkten „Standpunkt" und Not-Muß eines „Denkenden", sondern nach natürlichen immanenten Gesetzen. Man mag daher dieses Buch unter allen Versuchen der Erklärung unseres Ablaufs als dasjenige hinstellen, das wahr ist.

Es bleibt den Zeitgenossen überlassen, ob sie Einsicht nehmen wollen, wie ihre Existenz vom Standpunkt des Wahren aus sich beurteilt oder nicht. Wer aber das Buch kennt, der muß wünschen: Es sollte eine Bilderschrift mit Schlüssel erfunden und auf Steintafeln poliert werden, damit Menschen eines fernen Geschlechts, die weder unsere Sprachen noch irgend etwas von unserer Art und Existenz wissen, erfahren alles über Not-Wendigkeit, Umfang, Verlauf, Grenze und Macht unseres Schicksals – so erdenthoben – objektiv, so sehr Ausdrucksspur des Lebens selbst, so klar geschaut, daß sie sagen werden: „Es ist, als sei das von unser einem geschrieben."

Aus einem Essay von Max Brod:

„Es kann doch keine gänzlich verdorbene Luft sein, in der wir atmen, wenn ein ernstes inniges Buch wie Theodor Lessings „Europa und Asien" binnen kurzer Zeit zum dritten

Male erscheinen kann. Nach dem Kriege kam es in erweiterter Gestalt, eine seltsame Verbindung von Weltanschauung, streng philosophischer Formulierung und freier Herzensdichtung und im Grunde weder Philosophie noch Dichtung, sondern mehr als das: die Urgestalt von beiden. „Alle guten Bücher sind Memoiren." Wie auch ein theoretisches Buch jenseits systematischer Gültigkeit mehr als System, nämlich Selbstdarstellung einer reichen Seele sein kann, das zeigt gerade Lessings Kampfschrift gegen das gebildete Europa mit farbigstem Glanz. Die Landschaft einer reinen großen brennenden Seele leuchtet in jeder Wegbiegung dieses blühenden Gartens neu auf. — Konsequenter noch als in den beiden vorhergehenden Ausgaben verfolgt Lessing folgenden Leitgedanken: Es gibt zwei Welten, für die „Europa" und „Asien" nur typologische Bezeichnungen sind, denn heute ist auch Asien schon weitgehend europäisiert. Ursprünglich und allein heilig ist die Welt kosmischer Gewalten und chaotischer Elemente, eine heidnische Welt ohne Ethik und ohne Logik, ohne zweckmäßige Ausnützung, ohne Verkäfigung." Dieser blumenhaften Welt von Traum und Musik gilt Lessings Begeisterung. Dann trat der Mensch auf. Der Mensch bezieht die ganze Natur auf sich. Er muß es tun, denn er ist von Natur aus das hilfloseste aller Tiere. Er hat nichts als seinen Geist. Diesen muß er nun spielen lassen und die ganze Welt „sinnvoll" machen, indem er sie seinen Bedürfnissen unterwirft. Für Lessing ist auch alle Logik, alle Ethik, ja alle Religion die künstliche Einführung von Zweckbegriffen in die vordem in sich ruhende ewig gleiche, aller Entwickelung abholde und unbedürftige Natur, wie er ja in einem eigenen Buche die Geisteswissenschaft als „Sinngebung des Sinnlosen" dargestellt hat. Aber von der Literatenmode, die seit geraumer Zeit alles Vernünftige, Zweckvolle, Orientierende zugunsten des „Irrationalen" verwirft, unterscheidet sich Lessing in einem sehr wichtigen Punkte, den er selbst mit aller Schärfe so ausdrückt: „Europa ist noch gar nicht klug genug. Europa muß noch viel klüger werden!" Wenn wir (ähnlich wie in Kleists Marionetten-Essay) durch gesteigertes Bewußtsein wieder triebsicher werden können, dann ist eine Höherentwicklung der Menschheit möglich. In solchen Augenblicken oder Situationen ist in einer Seele, um Lessings Terminologie beizubehalten „Europa" und „Asien" gleichzeitig wirksam. Und er verkündet, daß das Mechanische, Logische an Macht gewinnen muß, da die Not und Hilfsbedürftigkeit der Menschheit ständig wächst. Sympathisch unterscheidet er sich mithin von jenen Aposteln des „Unbewußten", denen „Dummheit" ein Merkmal des Schöpfertums bedeutet. Auf solchem Wege wird für Lessing der „Untergang der Erde am Geist" zur Vollendung der Erde, zur: Erlösung.

Aus einem Essay von August Messer, Prof. der Philos.:

„Dem vorliegenden Werke ist bis jetzt fast jede Resonanz versagt geblieben. Das spricht nicht gegen seine Bedeutung. Auch verstehe ich jenes Schweigen. Das Buch dürfte gar manchem eine Verlegenheit sein oder ein Ärgernis. Aber ich könnte mir denken, daß es manchen auch ein Ereignis werden möchte, und dies verpflichtet mich, für es Zeugnis abzulegen. Man lasse sich durch den Titel nicht verführen, in ihm einen Abklatsch Spenglers zu sehen. Dem ist nicht so. Spenglers „Untergang" erschien zuerst 1918, das Buch Lessings wurde 1914 geschrieben, 1915 von der Zensur unterdrückt und 1916 herausgegeben. Es wurde zwar in fremde Sprachen übersetzt, blieb aber in Deutschland fast unbeachtet. Und doch scheint mir

der philosophische Gehalt des Werkes den des Spenglerschen entschieden zu überragen; an Fülle des Wissens und an künstlerischen Qualitäten darf es sich kühn ihm an die Seite stellen. Spenglers philosophische Grundintuition ist einseitig naturalistisch, wie ich das in meinem Buch „Spengler als Philosoph" dargetan habe. Mit dem dürftigen Schema der Pflanze, ihrem Wachsen, Blühen und Welken sucht er das Leben seiner phantastischen „Kulturseelen" zu fassen. Lessing, philosophisch weit gründlicher geschult, ist sich klar darüber, daß das Leben des Geistes, Werden von Kulturen kein lediglich vegetativer Prozeß ist, daß alle Menschengeschichte zwar im Leben, in der natura naturans, als Ursein wurzelt, aber in die Sphäre des Geistes, d. h. der Werte, der Ideale und Normen hinaufreicht und von daher Sinn empfängt. Insbesondere hat er die polare Gegensätzlichkeit des Geisteslebens, die uns dem spekulativen Idealismus eines Fichte, Schelling, Hegel erschlossen hat, aufs Tiefste selbst erlebt, und er weiß ihr künstlerisch packenden Ausdruck zu verleihen.... Der Verfasser verkennt sich und sein Buch wohl selbst, wenn er dagegen protestiert, daß man seinem Werke eine Mitschuld beimesse am Erstarken jener modernen, zumal in unserer Jugend verführerisch wirkenden „Richtung", die für asiatisches Wesen schwärmt. Gern aber wollen wir davon Kenntnis nehmen, wenn er entschieden von jener „Richtung" abrückt, sofern sie „für alle Mächte der Dunkelheit und gegen Tageshelle, Deutlichkeit, Geist, Intellekt, Tat und Arbeit ankämpft..." Nichts ändern können und nichts ändern wollen wird der Verfasser daran, daß aus seinem Buche, das oft wie eine lyrische Dichtung wirkt, sowohl heraustönen die Stimmen tiefer seelischer Not, des lähmenden Pessimismus und müder Hoffnungslosigkeit, als auch kraftvolle Ruhe, Not zu wenden, Leiden zu mindern, Anwalt des Lebens zu sein; nicht zu fragen: Was tut mir not? sondern: Wer hat mich nötig?"

Namenverzeichnis

Ackermann, J. F., Arzt 468.
Adam, W. A., Verlag 522.
Addison, Schriftsteller 22.
Adler, A., Psychologe 515 f.
Aegineten 320.
Aesop, Fabeldichter 342.
Agrippina, Kaiserin 365.
Ahrens, Arzt 474.
Ajax 345.
Albertus Magnus, Philosoph 397.
Albin, Anatom 396, 451.
Aldrovisius, Charakterologe 456.
Alexander d. Gr. 150, 332.
Alkibiades 59, 458.
Ammon v., Oberhofpred. 138, 221.
Anaxagoras, Philosoph 440, 459.
Antinous 451.
Antisthenes, Philosoph 455.
Apoll v. Bevedere 441.
Apollo 26, 87, 332, 340, 451.
Apollino 340.
Aquinas, Thomas v. 63.
Aristoteles 59, 60, 63, 79, 112, 134, 144, 145, 150, 156, 187, 234, 318, 397, 441, 459, 517.
Artaxerxes Longimanus 150.
Arthemidoros, Philosoph 445.
Atlas 365.
Austin, S., Schriftstellerin 140, 192.

Baader, Philosoph 10.
Baco v. Verulam, Philosoph 510.
Bachantin 307.
Bachus 350.
Bader, Paul, Psychologe 282.
Baer, K. E. v., Naturforscher 73.
Bahnsen, J., Philosoph 84, 509.
Baillarger, Arzt 468.
Bailey, Anthropologe 499.
Bajazet, Sultan 406.
Bajazet-Selim, Sultan 151, 406.
Barth, J. A., Verlag 282.
Bastian, H. Chr., Neurologe 315.
Baumgärtner, Arzt 322.
Becker, E., Philosoph 315.
Bechterew, W. v., Psychiater 315.
Beck, C. H., Verlag 522.
Beethoven 12, 154, 227, 506, 508.
Bell, Chl., Naturforscher 395, 435.
Bergson, H., Philosoph 455.
Bernoulli, Christoph, Philosoph 522.
Bertillon, Anthropologe 395.
Billi, Zwerg 117.
Binet, Chl., Psychologe 74, 76, 77.
Blumenbach, Anatom 153.
Bode, R., Rhythmiker 81.
Bolzano, Philosoph 85.
Bonaparte 156, s. Napoleon.
Borghese-Fechter 411.
Boswell, J., Schriftsteller 455.
Brandler-Pracht, Astrologe 82.
Braumüller, Verlag 510.
Breitkopf u. Härtel, Verlag 81.
Brentano, Fr., Philosoph 74.
Bright, Ed., Riese 120
Brockhaus, Verlag 16.
Broussais, Phrenologe 65.
Browne, Th., Schriftsteller 22.
Browne, Anthropologe 246.
Brown-Séquard, Physiologe 354, 454.
Bruno, Giordano, Philosoph 517.
Buddha 174, 301, 323, 359, 366, 455, 515.
Budge, Gehirnforscher 174.
Buffon, Naturforscher 78.
Bull, John, Riese 120.

Bulwer, Anatom 482.
Buqoi, Graf v., Naturphilosoph 338.
Burger-Villingen, Charakterologe 80.
Burmeister, Zoologe 21, 403, 406, 418, 428 f.
Busse, Hans H., Graphologe 73, 79, 137.
Byron, Dichter 454.

Cajetan, Kardinal 109.
Caliban 247, 347.
Caldoni, Vittoria 445.
Camper, P., Anatom 82, 96, 153, 157, 257, 320, 427, 450 f.
Canova, Bildhauer 224, 451.
Cardanus, Philosoph 395.
Cardinal, Hydrokephale 136.
Carlyle, Th., Philosoph 139.
Carus, Sohn 14.
Carus, Tochter 10.
Carriere, Reinhold, Anthropologe 445.
Casanova 327.
Cäsar 121, 232, 451.
Castle, E., Germanist 66.
Chamberlain, H. St., Philosoph 520.
Chambers, Anthropologe 121.
Charlton, Bastian, Anthropologe 315.
Cheiro, Handforscher 71, 366.
Chichester, Arzt 211.
Christus 156, 343, 380, 441, 493.
Choulant, L., Kraniologe 69.
Chopin, Musiker 125.
Cignani, Maler 345.
Coiles, B., Physiognomiker 455.
Colibri, Zwerg 117.
Combe, Phrenologe 68 f., 314.
Correggio, Maler 377.
Comte, A. Philosoph 78, 314.
Cotta, B., Physiognomiker 69.
Crépieux-Jamin, Graphologe 79, 318.
Croll, Oswald, Alchymist 82.
Cuvier, Biologe 10, 32, 77, 130, 138, 176, 187, 197, 353, 506.

D'Abbadie, Chiromantiker 382.
Dahl, Ch., Maler 11.
Dahse, Rechenkünstler 224.
Dalcroze, Jq., Rhythmiker 81.
Dante 326, 442, 495.
d'Angers, David, Bildhauer 11.
d'Arpentigny, Cheirologe 71, 375, 379, 385 f., 389, 394, 399, 441, 443.
Darwin, Charles, Naturforscher 11, 15, 73, 74, 78, 80, 153, 159, 169, 319, 325, 482, 500, 516.
Dehmel, Richard, Dichter 323.
Denon, Mathematiker 61.
Dentu, E., Verlag, Paris 442.
Desbarolles, Astrologe 445.
Descartes 315.
Desdemona 394.
Devrient, Ed., Schauspieler 12.
Devrient, Em., Schauspieler 12.
Devrient, Therese 12.
Diana, Louvre 411.
Diederich, Verlag 81, 522.
Dietrich, Verlag 430.
Dittrich, P., Psychiater 510.
Doryphoros 153.
Driesch, Hans, Philosoph 85.
Driesmanns, H., Rassenforscher 206, 207.
Dufour, Arzt 446.
Dumas, Alexander, Schriftsteller 251.
Dumas, Sohn 251.
Duncan, Isadora, Tänzerin 424.
Dürer, A., Maler 349.
Dürr, P., Verlag 282.
Dyck, van, Maler 443.

Eble, Anthropologe 13, 245 ff., 296 f., 323, 346.
Echtermeyer, Schriftsteller 395.
Eckardt, Verlag 80.
Eckermann, Schriftsteller 294.
Egmont 333.
Ehrenberg, Naturforscher 138, 193, 506.

Ehrenfels, Chr. v., Philoſoph 85.
Eick, Hugo, Pſychologe 73.
Elsler, Fanni, Tänzerin 424.
Empedokles, Philoſoph 14.
Engel, J., Anatom 70.
Engelmann, Verlag 77, 510.
Enking, O., Schriftſteller 366.
Eraſiſtratos, Philoſoph 60.
Erichſen, Leo, Pſychologe 80.
Euklid 318.
Eyßler, Verlag 443.

Falſtaff 123, 266 f., 349.
Faun 300.
Fechner, G. Th., Philoſoph 74.
Fechter, d. ſterbende 411, 424.
Ferrero, Anthropologe 200.
Fichte 86.
Fiſcher, Oskar, Pſychiater 400 f.
Flechſig, Th., Gehirnforſcher 315.
Fließ, W., Rhythmenforſcher 320.
Flournoy, Pſychologe 77.
Flourens, Gehirnforſcher 174, 315.
Fraenger, W., Schriftſteller 63.
Francé, Raoul, Naturforſcher 81.
Franklin, Benjamin 221.
Franz, A. G. F., Herausgeber 321.
Frère, Abbé 202.
Freimarck, H., Anthropologe 80.
Freud, Sigm., Pſychoanalytiker 75, 77, 515.
Friedberg, Inkulpant 232.
Friedrich, Landſchaftsmaler 11, 224.
Friedrich d. Gr. 127, 197, 294.
Frobenius, Leo, Philoſoph 85, 520.
Froriep, Pathologe 476.
Fürſtenhagen, Herausgeber 510.

Galen 60, 153, 321, 346, 459.
Gall, Phrenologe 36, 40, 66 f., 112, 138, 165, 202, 210, 213 f., 217 f., 219, 220, 222 f., 228 f., 230 f., 234, 314 f., 316 f., 341, 467, 480, 506.
Galton, Francis, Naturforſcher 395.
Ganymed, Dresden 340, 411.
Garrick, Schauſpieler 55.
Garvey, Markus, Führer der Negervölker 504.
Gaupp, R., Pſychiater 74, 76, 77.
Gentz, Friedrich, Staatsmann 424.
Geoffroy St. Hilaire, J., Naturforſcher 72, 76.
Gerling, R., Charakterologe 80.
Gide, André, Dichter 517.
Gilbert, Geologe 211, 219.
Gliddon, Anthopologe 507.
Gluck, Muſiker 505.
Gobineau, Raſſenforſcher 507.
Goethe 11, 12, 13, 14, 15, 16, 23, 66, 76, 78, 81, 84, 85, 86, 126, 128, 138, 139, 221, 274, 294, 296, 314, 316, 322, 324, 333, 387, 441, 450, 489, 490, 495, 499, 505, 506, 507.
Goethe, W. v., Enkel 13
Gonga, Anatom 451.
Gordon, Arzt 63.
Goſſe, L. A., Anthropologe 203.
Gottfried, Giftmiſcherin 479, 200.
Götz v. Berlichingen 333.
Grahn, Lucilie, Tänzerin 424.
Grans, Inculpant 482.
Gratiolet, Anatom 72, 153, 159.
Grießbach, Chirologe 395.
Groß, Hans, Kriminalpſychologe 510.
Günther, Hans, Raſſenforſcher 207.
Groſchel, William, Naturforſcher 395.
Granzow, Adele, Tänzerin 424.
Gruithuiſen, F. Paula v., Philoſoph 82.
Guggenbühl, Arzt 464.
Gutzkow, Karl, Dichter 12.

Haarmann, Maſſenmörder 319, 482.
Hackmann, Hans, Rhythmiker 81.
Häckel, Ernſt, Naturforſcher 76, 516.
Haendel, Muſiker 116.

Hales, Rob., Riese 116.
Haller, A. v., Arzt u. Dichter 115, 117.
Hamlet 249.
Harrach, Graf v. 204.
Hebbel, Fr., Dichter 154.
Hecker, Anatom 14.
Hegel 12, 85, 86, 506.
Heine, Heinrich 262.
Heineke, Wunderkind 496 f.
Heindl, Robert, Daktyloskopiker 395.
Hellpach, Willi, Psychologe 77.
Helmont, van, Naturforscher 240.
Herbart, Philosoph 515.
Herbé, Charakterologe 66.
Herbell, J. F., Herausgeber 153.
Heraklit 26.
Herder 242, 276, 279, 282, 285, 289, 331, 333, 343, 350, 352, 359, 517.
Herkules, Farnese 332, 345, 365, 411, 425, 451.
Herkules (Herakles) 235.
Herkules, Melaspygos 352.
Hermann, O., Arzt 84.
Herodot 12.
Hertwig, R., Naturforscher 174.
Hetzel, Verleger 72.
Hippokrates 77, 155, 271, 321 393, 396.
Hirschfeld, Anthropologe 68.
Hitzig, E., Gehirnforscher 315.
Hodler, F., Maler 514.
Hofmansthal, Hugo v., Dichter 514.
Holbein 441.
Höllen-Breughel, Maler 359.
Homer 116, 365, 442.
Horaz 355.
Howard, Wolkenforscher 447.
Hübner, Maler 11, 71.
Huch, Friedrich, Dichter 73.
Hume, David 116, 118.
Humboldt, A. v., Naturforscher 10, 138, 187, 506.
Humboldt, W. v., Philosoph 12, 226, 228, 506.
Husserl, E., Philosoph 17, 85.
Huschke, Ae., Anatom 70, 221.
Huter, C., Physiognomiker 80.
Huser, Herausgeber 79.
Hyrtl, J., Anatom 409, 450.

Ibsen, Henrik, Dichter 323.
Impekoven, Niddi, Tänzerin 424.
Iphofen, Arzt 474.
Isburner-Haldane, Handforscher 366.
Irwing, W., Schriftsteller 128.
Jäger, Arzt 136.
Jäger, Gustav, Zoologe 319.
Jean Paul 9, 453, 518.
Jesus 380, 454.
Jenkins, Hochgealterter 499.
Johnson, Schriftsteller 116.
Johannes 493.
Joinville, Historiker 389.
Jordan, Wilhelm, Dichter 414.
Judas 295.
Julian, Apostata 324.
Juno 269, 334.
Jupiter 332.

Kästner, A., Kunstforscher 335.
Kästner, Mathematiker 335.
Kant 86, 170, 187, 189, 191, 220, 221, 228, 294, 506, 517.
Karl d. Gr. 116.
Kaßner, Rudolf, Physiognomiker 80.
Keyserling, E., Graf v., Philosoph 85, 520.
Kern, K. F., Arzt 466.
Kern, Hans, Philosoph 522.
Kieser, Zoologe 79.
Kjellen, Philosoph 520.
Klages, Ludwig, Philosoph 17, 73, 79 f., 84, 522.
Klauenberg, 438 Stimmenimitator Herm.,

Klebs, Pathologe 468.
Kleinpaul, Johannes, Philosoph 81, 82 f., 321, 324.
Kleist, Heinr. v. 154.
Klingenberg, Verlag 72.
Klöckler, H. v., Charakterologe 366.
Kohlrausch, Anatom 355.
Kraepelin, E., Psychiater 74 f., 76, 77.
Krause, W., Anatom 446.
Krause, Philosoph 12.
Kreusch, M. v. Physiognomiker 80, 366.
Kretschmer, E., Psychiater 76, 77.
Kvannon 359.

Laban, R. v., Tanztheoretiker 81.
Labruyère, Charakterologe 510.
Lamarck, Naturforscher 73.
Lamprecht, Karl, Historiker 324.
Laokoon 425.
Laßwitz, Kurd., Philosoph 103.
Lavater, Physiognomiker 22, 23, 25, 40, 65 f., 116, 134, 242, 244, 246 f., 259, 281, 291 f., 331 f., 484.
Leibniz 11, 78, 80, 86, 342, 346, 417, 446, 462, 464, 495, 506.
Lempoels, Maler 439.
Lenter, Verlag 82.
Leonardo da Vinci 441, 447, 519.
Leonardt, B., Verleger 482.
Lepsius, Aegyptologe 61.
Lessing, G. E., 93, 187, 245, 456, 506.
Leuret, Schädelforscher 175.
Libra, C. Aqua-, Astrologe 82.
Lichtenberg, Schriftsteller 73, 409.
Lichtenstein, Pathologe 506.
Lindenau, v., Staatsmann 12.
Linné, Naturforscher 77.
Linzbauer, Arzt 468.
Lipps, Th., Philosoph 73 f., 75, 82, 282, 515.
Liszt, Musiker 55, 227.
Lombroso, Psychiater 200, 319, 388, 482.
Lomer, G., Arzt 366.
Lucae, J. C., Anatom 70, 205, 231.
Lüttichau, Emilie v. 11.
Ludwig d. Heilige 289.
Luther, Martin 109, 126, 188, 195, 221, 294, 400, 441, 506.

Macduff 456.
Mach, Ernst, Philosoph 74.
Madelaine, M., Tänzerin 424.
Madonna Sixtina 493.
Maibom, Anatom 279.
Malfatti, Arzt 191.
Malpighi, Anatom 382.
Mann, Heinrich, Schriftsteller 154.
Mann, Thomas, Schriftsteller 117, 154, 514, 518.
Marmont, Marschall 21.
Maury, Ethnologe 507.
Meckel, J. F., Anatom 164, 165, 168, 176
Meinicke, Naturforscher 211.
Meinong, Alexius v., Philosoph 85.
Meigs, Ethnologe 507.
Melanchthon 441.
Mendel, Rassenforscher 445.
Mendelssohn, Felix, Musiker 191, 227, 301.
Mendelssohn, Moses, Philosoph 227, 301, 342, 464.
Menenius Agrippa 422.
Merkur 359, 422.
Mensendieck, Gymnastik 81.
Mephisto 450.
Meyer, Georg, Graphologe 73, 79.
Meynert, Gehirnforscher 315.
Meyrinck, G., Schriftsteller 453.
Mezzofanti, Sprachkenner 55.
Michel Angelo 116, 154, 365.
Michon, Abbé, Graphologe 79, 318.
Milde, Jost, Graphologe 366.
Mill, Stuart, Philosoph 517.
Minerva 334, 424.

Möbius, Pathograph 77, 318, 516.
Mohamed 128.
Molière 77.
Mollier, Siegfr., Anatom 73.
Momus 486.
Montaigne, Michel de 456.
Morison, Augendiagnostiker 510.
Morton, Anthropologe 61, 139, 181, 182, 203, 419.
Mozart 12, 506.
Müller, Fr., Kupferstecher 332.
Müller, Johannes v., Physiologe 70, 170, 176, 381.
Müller-Lyer, Philosoph 282.

Napoleon 21, 127, 128, 138, 189, 199, 294, 332, 455, 495.
Nath 301.
Naval, M., Chirologin 366.
Newton, Isaac 14, 189, 275, 316, 475.
Nicolai, Schriftsteller 456.
Nicholson, W., Naturforscher 211.
Nietzsche, Friedrich 324, 515.
Nikolaus II. v. Rußland 400.
Noel, Arzt 69.
Noghe, K., Physiognomiker 80.
Nott, Anthropologe 507.
Novalis, 455.
Nyanatiloka, Paliforscher 59.

Oedipus 449.
Oesterheld, Verlag, Berlin 284.
Oettinger, H., Chirognom 366.
Oken, Naturforscher 12, 30, 79, 320, 338.
Orelli, J. C., Philologe 66.
Ovid 365.
Othello 394.
Owen, Naturforscher 138.
Oxenstierna, Baron v. 296.

Paccini, Anatom 372.
Palucca-Bienert, Gret, Tänzerin 424.
Parchappe, Arzt 468.
Paracelsus 79, 82.
Perikles 204, 458.
Peucer, Astrologe 63.
Peuschel, B. C. A., Charakterologe 65.
Petrarka 326.
Pfitzner, H., Musiker 514.
Phidias 153.
Piderit, Physiognomiker 72, 153, 159, 455 f.
Plato 20, 84, 96, 153, 154, 156, 166, 449, 458, 495, 519.
Plautus, Dichter 449.
Plinius, Naturforscher 397, 442.
Plotin, Philosoph 96.
Plotina, Kaiserin 449.
Plutarch 20, 25, 154, 204, 458.
Poll, Heinr., Rassenforscher 445.
Polyklet, 95, 153, 492, 502.
Porta, J. B., Charakterologe 13, 64 f., 79, 112, 126, 134, 136, 144, 145, 150, 152, 243 f., 246, 263, 284, 313, 337, 346, 349, 397, 406, 434.
Pope, Dichter 342.
Pouce, Tom, Zwerg 117.
Prichard, Psychiater 482, 507, 596.
Preyer, W., Physiologe 497.
Prätorius, Verlag, Jena 64.
Preyer, W., Psychologe 497.
Pückler-Muskau, Fürst, Schriftsteller 117.
Pulszky, Anthropologe 507.
Pythagoras 154, 354.

Quetelet, Naturforscher 104 f., 107.

Rabelais 12.
Radl, E., Biologe 78.
Rafael 141, 196, 252, 269, 332, 488, 493.
Rappo d. J., Akrobat 161.
Rauber, Riese 296.
Rauch, Bildhauer 126, 127, 139, 191, 192, 193.
Regis, Joh. Gottlieb, Schriftsteller 12,

Retzius, Anatom 70, 157, 202, 206, 454.
Reichenbach, Philosoph 456.
Reid, J., Anatom 195.
Rembrandt 455.
Ribot, L., Psychologe 74.
Richard III 342.
Riemann, Hugo, Musikästhetiker 81.
Rietschel, E., Bildhauer 92.
Rimband, Arthur, Dichter 455.
Rolando, Anatom 174.
Romberg, Neurologe 355.
Rothmann, Joh., Mathematiker und Arzt 64.
Roy, Philosoph 455.
Rudolphi, Pathologe 176, 505.
Ruete, Anatom 281.
Ruf, Sebastian, Psychiater 479.
Rumohr, Historiker 228.
Rutz, Ottomar, Musiker u. Physiognomiker 81.

Sachetto, Rita, Tänzerin 424.
Satyr 347.
Saxe, F. G., Arzt 302.
Scarron, Schriftsteller 342.
Scotus, Erigena, Philosoph 284.
Scott, Walter, Schriftsteller 204.
Seurat, Claude, Skelettmensch 120.
Serres, Anthropologe 202, 382.
Selim, Sultan 406.
Sengelmann, Irrenarzt 468.
Selen, Paris 411.
Seidenfaden, Inkulpant 232.
Schack, Maler u. Physiognomiker 79 f.
Schäffer, Sylvester, Universalgenie 490.
Schadow, Bildhauer 301, 492.
Scheidler, Psychologe 332 f.
Scheeler, Max, Philosoph 81.
Schelling 10, 12, 79, 85, 86.
Schering, Emil, Schriftsteller 81.
Schermann, Rafael, Graphologe 400 f.
Schill, Feldherr 216.
Schiller 138, 185, 191, 208, 217, 218, 221, 229, 237, 456, 506, 517.
Schlaffhorst, Clara, Gesangpädagogin 81.
Schlegel, Friedrich, Dichter 12.
Schleich, K. L., Naturphilosoph 81.
Schmidt, Prof., Phrenologe 80.
Schneider, Fr., Musiker 11.
Schneider, Joh., Musiker 11.
Schobri, Räuber 236, 238.
Schopenhauer, Arthur 73, 86, 155, 156, 178, 316, 448, 459, 486, 514, 516, 518, 519 f.
Sontag-Rossi, Sängerin 191.
Schröder-Devrient, Wilhelmine, Sängerin 11, 191, 193, 502.
Schröder, Sängerin 191, 193, 501.
Schulz, J., Philosoph 86.
Sforza, altes Geschlecht 151.
Shakespeare 122, 123, 250, 266, 310, 342, 394, 450, 456, 494, 495.
Simson 321.
Simmel, Georg, Philosoph 514.
Silen 345, 349, 350, 411.
Sokrates 59, 198, 279, 313, 348.
Sommer, L., Schriftsteller 245.
Sömmering, Th., Gehirnforscher, Anatom 131, 176, 177.
Sophokles 12, 348.
Spengler, Oswald, Philosoph 16, 85, 520.
Spencer, Herbert, Philosoph 74, 78.
Spinoza 198.
Spurzheim, Phrenologe 68 f., 231, 314 f.
Stahl, Arzt 468.
Stein, Charlotte v. 296.
Steinach, Biologe 354, 454.
Stern, W., Psychologe 497, 514.
Stirner, Max 450.
Strehle, Mörder 479.
Strindberg, August 81.
Strohmeyer, Louis, Chirurg 14.
Struve, G., Charakterologe 69.
Sue, Anatom 451.

Sulzer, Philosoph 40, 71.
Swift, Jon. 12, 342.

Talleyrand 218, 221, 229, 237, 294, 312.
Taylor, Ingenieur 407, 454, 509.
Tetens, Philosoph 170.
Tieck, Ludwig, Dichter 12, 191, 193, 455.
Tiedemann, Arzt, Pathologe 176.
Tiedge, Ludwig, Dichter 228 f., 237.
Tizian 364, 380, 441.
Tintoretto 341.
Theophrast 59, 60.
v. Thünen, Volkswirt 511.
Tolstoi, Leo 324.
Thumm-Küntzel, Elis., Graphologin 80.
Tönnies, Ferd., Philosoph 520.
Trajan 449.
Triepel, Bildhauer 13.
Thomson, Ethnologe 454.
Thorwaldsen 127, 138, 191, 193, 294, 451.

Ulysses (Odysseus) 116.
Ungher-Sabatier, Sängerin 191.

Vasseur, Kunstanstalt 69.
Vaux, v. Baron, Schriftsteller 338, s. Bugoi.
Vegetius, Feldherr 144.
Velasquez 401, 502.
Venus 364.
Venus Anadyomene 351.
Venus Genitrix 334, 351, 411.
Venus Kalipygos 352, 443.
Venus v. Medici 334, 411, 422.
Venus v. Milo 87, 334, 351, 450.
Vesal, Anatom 447, 451.
Viani, Maler 341.
Vico, Philosoph 78.
Virchow, Rudolf, Anatom 70, 157, 468, 475.
Vittoria, Colonna 375.
Vitruv 153.
Volbehr, Th., Kunstforscher 337.
Voltaire 127, 221, 455, 500.
Vulcan 450.

Wagner, Rudolf, Naturforscher 507.
Wagner, Richard 515, 516.
Wallace, Biologe 11.
Waldeyer, Anatom 323.
Weber, M. v., Musiker 11.
Weber, K. J., Schriftsteller 72, 456.
Weber, Eduard, Naturforscher 430.
Weber, W., Naturforscher 430.
Weber, M. J., Naturforscher 430, 447.
Weiß, Ernst, Herausgeber 366.
Weininger, Otto, Philosoph 80, 516.
Werfel, Franz, Dichter 323.
Weiner, Naturforscher, Geologe 506.
Weygardt, Wilh., Psychiater 77.
Wiedersheim, Robert, Anatom 73.
Wiesenthal, Anna u. Grete, Tänzerinnen 424.
Wigmann, Mary, Tänzerin 424.
Wilhelm II. 324, 457.
Winkelmann, Archäologe 299, 340, 350, 352, 395.
Witasek, Stefan, Psychologe 282.
Wittstein, Mathematiker 153.
Wölfflin, A., Kunstforscher 443.
Woltmann, Rassenforscher 207.
Wundt, Wilh., Philosoph 11, 74.

Zeus (Jupiter) 153, 486.
Zeising, A., Philosoph 93, 153, 161.
Ziehen, Th., Philosoph 315.
Zimmermann, J. G., Arzt 66.
Zola, Emil 327.
Zopyros, Physionomiker 458.
Zumbusch, v., Physiologe 325.

Zeitschrift für Menschenkunde

Blätter für Charakterologie und angewandte Psychologie

Herausgeber:
Dr. med. et jur. von Hattingberg, Berlin
Niels Kampmann, Celle

Mitarbeiter:
Felix Emmel, Prof. Kafka, Dr. H. Kern, Graf Keyserling, Dr. Ludwig Klages, Prof. Theodor Lessing, Emil Lucka, Emil Ludwig, Dr. Marcinowski, Aug. Vetter, Osk. A. H. Schmitz, Prof. Schultz, Stephan Zweig u. a.

Das Programm der Zeitschrift umfaßt die Gebiete der Charakterologie wie: Graphologie, Physiognomik, Mimik, Ausdruckskunde des Seelenlebens im weitesten Sinne. Ferner angewandte Psychologie wie: Psycho-Therapie, Psycho-Analyse, Psycho-Technik. Die Probleme Mensch und Beruf, Mensch und Gesetz, der politische Mensch, Liebe und Ehe, die Erziehung des Menschen stehen im Mittelpunkt der Betrachtungen. Die Zeitschrift stellt sich vor allen Dingen zur Aufgabe, praktische Arbeit zu leisten und dadurch den Beweis für die Bedeutung der Anwendungsmöglichkeiten der verschiedenen Disziplinen zu bringen. Ein lebendiger Konnex zwischen Leser und Mitarbeiter soll geschaffen werden, der besonders in der Rubrik Frage und Antwort seinen Stützpunkt findet.

Das erste Heft erscheint im Mai 1925

Jahrgang: 6 Hefte, M. 8.–; Einzelheft M. 1.50

Vom Ausdruck des Menschen

Lehrbuch der Physiognomik

von Dr. O. Rutz

ca. 300 Seiten mit vielen Abbildungen

Preis in Halbleinen ca. Mark 8.–

Erscheint im Mai 1925

Rutz' „Lehrbuch der Physiognomik" ist frei von allen Phantastereien, von ungeklärten Behauptungen. Es stützt sich nicht allein auf Physiognomik im engeren Sinne, sondern die Beobachtungen und Ausführungen von Rutz erstrecken sich auf alle Ausdrucksformen; insbesondere auch auf alle Bewegungen des Menschen. Letztere sind in erster Linie Ausdruck alles geistigen und seelischen Lebens. Rutz' Forschungen erstrecken sich nicht nur auf den einzelnen Menschen, sondern auf alle Rassenzusammenhänge, Blutmischungen usw. Er berücksichtigt die Resultate der Völkerpsychologie ebenso wie der Anthropologie. Rutz nimmt mit Recht an, daß sich der Ausdruck des Menschen aus den drei „Formanten", den allgemein menschlichen, den artlich (generell) verschiedenen, den einzelpersönlich (speziell) verschiedenen zusammensetzt. Alle drei prägen dem gesamten Handeln des Menschen, seinem Werke, seinem Schaffen, ihre Zeichen auf. Mag es sich dabei nun um den einfachsten Brief oder um Werke der Tonkunst, Literatur oder bildenden Kunst handeln: sie sind ein untrügbares Mittel der Menschenkenntnis für alle Lebenslagen.

LANE MEDICAL LIBRARY

This book should be returned on or before
the date last stamped below.

APR 17 1959

FEB 18 19

E26 Carus, Carl Gustav.
C32 Symbolik der menschlich-
1925 en Gestalt. 109216

NAME

DATE DUE

APR 17